UC-NRLF
B 3 231 817

U.C.D. LIBRARY

by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

U_C_D_ LIBRARY

No TP.

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. I. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 Januar.

Literarisches Turnwesen.

Von Herrn Wachler in Breslau haben wir den 3ten Band der Freymüthigen Worte über die allerneueste deutsche Literatur (Breslau b. Holäufer 1819.) vor uns. Was er über die Literatur (von 1818) sagt, hat er aus dem Leipziger Meßkatalog geschöpft: wie viel Schriften in diesem oder jenem Fache erschienen sind, wie die Titel heißen, was sie oder die Namen der Verfasser erwarten lassen, hinter den Titeln — alles ungefähr so, wie es gewöhnlich im Literaturblättchen des Morgenblattes zu lesen ist. Zuweilen gesteht Herr W., daß er die Bücher nicht gelesen hat. Z. B. „Die Geschichte des Theaters in Leipzig (b. Brockhaus) soll sich durch freyere Ansichten und richtige Erfahrungssätze empfehlen." (Freylich soll sie!) In andern Fällen theilt er Seitenhiebe aus. Z. B. „Etwas Einladendes lieget in der Aufschrift: Studien und Beyträge zur neuesten Dramaturgie, oder über Müllner's Schuld, Uhlands Ernst und Kotzebue's Rehbock u. s. f., nur thut uns leid, Uhlands Namen in dieser Gesellschaft zu finden." (Wir glauben, es würde dem angehenden dramatischen Dichter, Herrn Uhland, weit mehr leid thun, wenn er seinen Namen mit dem des Herrn Buchmachers Wachler in Gesellschaft fände.) Manchmal thut er auch, als hätte er die Bücher gelesen. Z. B. „M. hat eine spekulative Darstellung des Christenthums versucht, welche vollbürtiger Geistesreife zu ermangeln scheint. (Das hat uns bey Herrn W. auch so geschienen.) „Die Jahrbücher der Gesetzgebung und Rechtspflege für Baiern B. 1. und 2. sind bemerkenswerth; außereheliche Schwängerungen scheinen häufig zu seyn; 3 Schriften handeln davon." (Kann man einen Literaturbericht wohl geistreicher wünschen?) Die Freymüthigkeit des Herrn W. besteht in Schmähungen auf die Gegner von der Turnkunst und von Passows Turnziel, und auf ihre Schriften, von denen er jedoch S. VI. versichert, daß er sie bis diese Stunde noch nicht gelesen habe, auch des Willens sey, sie ungelesen zu lassen; denn „kaum dem unglücklichen Fröhner mag zugemuthet werden, über schlecht gemeintes Prunkgewäsch Zeit zu verlieren." (Doch! wenn er um's Lohn dagegen losziehen will, muß er sie lesen, und wenn sie so elend wären, als seine eignen Literaturberichte.) Ferner erboßt sich seine Freymüthigkeit gegen Kotzebue und das Literarische Wochenblatt, z. B. so: „So weit mag es kommen, daß, wer mit andächtiger Behaglichkeit das Literarische Wochenblatt liest, auf die Ansichten und Urtheile desselben Gewicht leget, und auf dessen Aussprüche sich berufet, von Rechtschaffenen bedauert oder gemieden werden muß." (Das mag sich der Herr D. Woldemar Seyffarth merken, der in seiner, der hohen Bundesversammlung gewidmeten, und mit Ehrenerwähnung aufgenommenen Dissertation de finibus circa jus decidendi etc. recte regundis dasselbe mehrmals angeführt hat. Wir sind übrigens der Meinung, es könnte wohl noch einmal so weit kommen in Deutschland, daß schmähsüchtigen Enragés, welche andere Schriftsteller frech an ihrem moralischen Character angreifen, dadurch auf die reizbaren Gemüther junger Schwärmer wirken, und so vielleicht eine Mitursache ihrer Gewaltthaten werden, zur Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft eingesperrt werden müßten.) Endlich geht die Freymüthigkeit des Herrn W. auch gegen die Freymaurer; natürlich aber wird sie da höflicher, denn ihrer sind viel. Alles, was sie ihm eigentlich übel nehmen könnten, ist die Stelle S. 33 ff., wo er eine geistige Verwandtschaft zwischen dem Zwecke des Ordens und — des Turninstitutes behauptet, das Turnziel aber höher stellt, als den Maurerzweck, weil es öffentlich ist, und sich nicht in räthselhafte Sinnbilder verhüllt. Wir finden zwischen beiden Instituten bloß die Aehnlichkeit, daß beide in den Verdacht politischer Gefährlichkeit gekommen sind, jedoch die Maurerey zum Glück nur in Spanien, nicht in Deutschland, wo sie, so Gott will, ihren guten Ruf trotz aller Widersacher behaupten wird, so lange nicht aus ihrem Schooße enragirte Lobredner, Verfechter und Proselytenmacher sich erheben, wie diejenigen sind, durch deren Fingerfertigkeit das Turnwesen gestürzt worden ist.

Napoleons Flucht von Elba nach Paris. *)

In Porto-Longone commandirte der Obrist von Jermanusky, von den polnischen Garde-

*) Nach dem 7ten Briefe von Hobhouse. Wir bitten

Ausgegeben den 9. December

Lanciers. Er hatte außer seinen Lanciers noch etwa 300 Mann Garnison. Sechs Tage vor der Einschiffung ließ ihn der Kaiser rufen, fragte ihn, wie viel Schiffe im Hafen wären, und trug ihm auf, sie in Beschlag zu nehmen, sie mit Lebensmitteln zu versehen, und durchaus kein Fahrzeug aus dem Hafen zu lassen. Der Obrist befolgte die empfangene Instruction, und bald trat ein Engländer zu ihm herein, der durch die getroffene Maasregel zurückgehalten wurde, und sich in die heftigsten Vorwürfe ergoß über die Ungerechtigkeit dieses Verfahrens, und daß sonach der Krieg zwischen England und Elba unvermeidlich sey. Der Obrist lächelte und meynte, beyde Mächte seyen sich doch einigermaßen ungleich, blieb aber dennoch bey seiner Instruction. Am 26. Februar war er eben in seinem kleinen Garten und arbeitete, da kam ein Adjutant des Kaisers und brachte ihm die Ordre, um 6 Uhr Abends seine ganze Mannschaft einzuschiffen und zu einer bestimmten Stunde der Nacht bey der Flotille vor Porto-Ferrajo einzutreffen. Aber erst halb 8 Uhr betrat der letzte Mann das Schiff; früher war es wegen Kürze der Zeit unmöglich: der Obrist selbst warf sich in ein Boot und ruderte seiner Bestimmung zu. Er traf die kaiserliche Brick Inconstant schon unter Seegel. Als er an Bord stieg, rief ihm der Kaiser zu: Wie steht's? wo sind Ihre Leute? Nach erfolgter Antwort war er wieder still. Der Obrist hörte, daß die kleine Garnison von Porto-Ferrajo erst denselben Tag um 1 Uhr Befehl zum Einschiffen erhalten hatte, daß sie um 4 Uhr an Bord war, daß der Kaiser mit Bertrand, Drouot und seinem Generalstab um 8 Uhr angekommen war, als ein Kanonenschuß das Zeichen zum Aufbruch gab. Die Flotille bestand aus der Brick l'Inconstant von 26 Kanonen, aus den Bombarden l'Etoile und la Caroline, und aus 4 Feluken. Der Inconstant hatte 400 Mann alte Garde an Bord. Die ganze Eroberungsarmee bestand aus 1142 Mann. Der Obrist wußte nicht, wohin es ging; niemand schien es zu wissen; doch hatte die Garde, als sie ans Ufer kam, gerufen: Paris oder Tod! zum Beweiß, daß sie ihre Bestimmung ahnete. Der Wind strich aus Süden, und anfangs ziemlich stark: dann aber trat Luftstille ein, so daß sie bey Tages Anbruch erst 3 deutsche Meilen zurückgelegt hatten und sich eben im Angesicht der beyden Commando's, des englischen und des französischen, befanden, die in dieser Gegend kreuzten. Indessen hatte man auf Napoleons Brick die Nachtzeit weislich angewendet; nämlich alles was Leben hatte, Soldaten und Matrosen, war hergewesen und hatte die Seiten des Fahrzeugs mit einer andern Farbe angestrichen; gelb und grau war es, sie mahlten es aber weiß und schwarz, um es unkenntlich zu machen. Als man die Kreuzer gewahr wurde, riethen einige, wieder umzukehren nach Porto-Ferrajo; aber Napoleon befahl fortzuseegeln, entschlossen, im Nothfall den französischen Posten, der aus zwey Fregatten und einer Brick bestand, anzugreifen, indem er hoffte, diese Fahrzeuge würden vielmehr zu ihm übergehen als ihm Widerstand leisten. Um Mittag erhob sich der Wind, und um 4 Uhr war die Flotille auf der Höhe des Caps von Livorno. Man hatte drey Linienschiffe im Gesicht. Eine Brick kam auf den Inconstant los; man öffnete die Geschützluken und bereitete sich zum Kampf. Die Soldaten von der Garde mußten ihre Mützen weg thun und sich auf dem Verdeck platt hinlegen; denn Napoleon gedachte nur im äußersten Fall zum Entern zu schreiten, und namentlich dann, wenn man den Inconstant nicht ohne Durchsuchung wolle passiren lassen. Aber der Zephyr (so hieß das herbeykommende Fahrzeug) strich bloß vorüber, ohne weiter etwas zu unternehmen. Capitän Andrieux war sein Commandant. Lieutenant Taillade, von Napoleons Mannschaft, grüßte ihn, und Andrieux fragte hierauf, wo es zu ginge: Taillade antwortete ganz keck: Nach Genua! ja er erbot sich sogar zu Bestellungen, wenn er ihm einen Auftrag dorthin mitgeben wolle. Dieß lehnte jedoch Andrieux ab und fragte bloß im Fortseegeln: Wie befindet sich der Kaiser? worauf Napoleon selbst antwortete: überaus wohl! (se portant bien). Damit schieden die Schiffe von einander. In der Nacht vom 27. auf den 28. nahm der Wind zu, und bey Tagesanbruch erblickte man die Küsten der Provence. In einiger Entfernung steuerte ein Schiff von 74 Kanonen; wie es schien, nach Sardinien. Napoleons Leute glaubten bis jetzt großentheils, die Reise ache nach Neapel. Nun aber fingen doch etliche Soldaten an, und fragten

---

unsere Leser, nicht zu vergessen, daß dieser Schriftsteller fast ganz nach den Mittheilungen erzählt, die er vom Obristen von Jermanusky, und in den Pariser Gesellschaftszirkeln empfing; theilweise auch nach dem berüchtigten Bülletin des Moniteur. Er gehört übrigens zur Partey der Liberalen und ist ein blinder Verehrer Napoleons. — Zugleich ist hier der Ort, zu bemerken, daß in Nr. 47. S. 269 unsers lit. Wochenbl. die Epoche der 100 Tage unrichtig als vom 8. April bis zum 20. Jul. laufend angegeben ist. Dieß ist vielmehr der Zeitraum, in welchem die Hobhousischen Briefe geschrieben sind. Jedermann weiß, daß Napoleon den 1. März in Frankreich landete, den 20. März in Paris war, und den 29. Junius von Malmaison abfuhr, um sich in Rochefort einzuschiffen.

A. d. R.

die Officiers, und diese wendeten sich an den Kaiser, der sie lächelnd ansah und schwieg. Endlich rief er: Nun ja doch, es geht nach Frankreich! Da zeigte plötzlich alles ein neues Leben; man drängte sich herzu, um des Kaisers Absichten zu erfahren und seine Befehle zu empfangen. Vor allen Dingen gab er zwey oder drey Commissären seines kleinen Heers auf, Papier und Federn herbeyzuschaffen; welches sofort geschah. Nun fing er an zu dictiren, und sie mußten schreiben. Es waren die Proclamationen an die Armee und an die Nation. Als sie geendet hatten, las man sie laut vor. Napoleon änderte mehreres. Abermaliges Vorlesen; neue Verbesserungen; endlich, nach wenigstens zehnfacher Durchsicht, sagte er: So! und nun geschwind ins Reine! Wer nur irgend unter den Soldaten und Matrosen schreiben konnte, bekam Papier, Federn und Dinte, und schrieb auf dem Verdeck; der Zweck war, man wollte eine hinlängliche Anzahl Exemplare haben, um sie bey der Landung zu vertheilen. Sodann versah man sich mit dreyfarbigen Cocarden, was sehr leicht war; man braucht von der Elba-Cocarde nur den einen Ringel wegzuschneiden. Während dieser Vorbereitungen, und je mehr man sich der Küste näherte, stellten sich Officiere, Soldaten und Matrosen um Napoleon herum, der sehr wenig Ruhe genoß und fast immer auf dem Verdeck war. Man stand auf, man setzte sich, man ging vertraulich neben ihm her, und bestürmte ihn mit tausend Fragen, auf die er jedesmal ohne Rückhalt antwortete. Er hätte wohl Ursach gehabt, manchmal zornig oder ungeduldig zu werden; denn mehrmals war man zudringlich genug, ihn um seine Meynung über mehrere bedeutende Personen zu fragen, z. B. über den König, die Minister, die Marschälle u. s. w., oder man sprach über merkwürdige Vorfälle aus seinen Feldzügen, ja sogar über seine innere Politik. Aber immer blieb er in bequemer Fassung, indem er ihre Neugierde bald befriedigte, bald ihr auswich. Er ließ sich auch wohl über besondere Umstände seines Verfahrens näher heraus, sprach über das Benehmen seiner Nebenbuhler und seiner Freunde, berührte dann die guten Eigenschaften seiner Zeitgenossen, führte Beyspiele an aus der Geschichte, als Belege zu den Kriegsereignissen der neuern Zeit, und verlor sich dabey tief ins Alterthum. Alles was er sagte, hatte das Gepräge einer leichten, überzeugenden Beredsamkeit, die seine Zuhörer anzog und belehrte; jedes Wort war werth, auf die Nachwelt zu kommen (!!). Er sprach ganz aufrichtig von seinem Wagstück, von den Schwierigkeiten, die es habe, von seinen Hülfsmitteln und Hoffnungen. „In einem Fall, wie der gegenwärtige, sagte er, muß man langsam denken und rasch handeln. Ich habe dieß Unternehmen lange erwogen und überlegt. Es ist unnütz, euch an den Ruhm und an die Vortheile zu erinnern, die uns, wenn es gelingt, bevorstehen. Gelingt es nicht, so kann das Loos, das uns erwartet, alte Soldaten wie wir, nicht schrecken; wir haben von Jugend auf den Tod in allen Gestalten gesehen; wir haben uns an ihn gewöhnt; wir verachten ihn. Mehr als tausendmal haben wir's vor Augen gehabt, wie es werden kann, wenn wir unterliegen."

Diese Worte waren so ziemlich die letzten, ehe das kleine Geschwader in der Bucht Juan Anker warf; sie wurden mit einem feyerlichen Ton gesprochen, gleichsam als Schlußrede an die Genossen seiner kühnen That. Am 28. schon um Mittag, hatte man Antibes im Gesicht, und den 1. März um 3 Uhr Nachmittag hielt die Flotille in der Bay. Ein Capitän mit 25 Mann wurde abgesendet, um eine Batterie zu nehmen, die den Landungsplatz bestreichen konnte; der Officier fand jedoch keine. Aber statt umzukehren, ging er ohne Ordre nach Antibes, wurde eingelassen, und vom Garnison-Commandanten gefangen gemacht. Um 5 Uhr Abends stiegen die Truppen bey Cannes ans Land; der Kaiser war der letzte, der die Brick verließ. Man hatte ihm auf einer mit Olivenbäumen umfaßten Wiese eine Biwacht bereitet, nahe am Meer; es steht jetzt eine kleine Säule dort zum Andenken an dieses Ereigniß, auch zeigt man noch den Tisch, auf dem er aß. Napoleon ruhte ein wenig, und genoß einige Erfrischungen. Er ließ den Obristen Jermanusky rufen. Als dieser kam, fragte er ihn, wie viel er Cavalleriepferde aus Elba mit zu Schiff genommen habe? Der Obrist antwortete, er wisse davon nichts, und er selbst habe keine. „Nun denn, erwiederte Napoleon, ich habe ihrer 4 mit; die wollen wir vertheilen. Ich, meyne ich wohl, bekomme eins; da Sie meine Cavallerie befehligen, brauchen Sie auch eins; Bertrand, Drouot und Cambrone mögen zusehen, wie sie mit den beyden übrigen fertig werden." Die Pferde waren etwas weiter unten ans Land gebracht worden. Als daher die Biwacht aufbrach, begab sich Napoleon mit seinem Gefolg dahin. Er ging allein, und fragte einige Bauern, denen er begegnete, Jermanusky und die Generäle folgten; jeder trug seinen Sattel. Als man bey den Pferden ankam, weigerte sich der Obermarschall Bertrand, eins zu nehmen; er sagte, er werde zu Fuß gehen. Drouot machte es eben so. Cambrone und Molat ritten. Dem Obristen Jermanusky gab der Kaiser

Digitized by Google

einige Händevoll Napoleons, und hieß ihm, Pferde für den Gebrauch des Augenblicks dafür einzukaufen. Der Obrist erhandelte von den Bauern 15 Stück, und bezahlte, was sie forderten. Man spannte sie vor 3 Kanonen von der Insel Elba, und vor eine Kutsche, die der Kaiser von seiner Schwester Pauline zum Geschenk bekommen hatte. Es kam Nachricht von dem Unfall in Antibes. „Der Anfang ist schlecht, sagte der Kaiser; jetzt ist nichts weiter zu machen, als schnell vorzurücken und die Engpässe zu gewinnen, ehe man unsere Ankunft erfährt." Eben ging der Mond auf; es war 11 Uhr, und Napoleon mit seinem kleinen Heer marschirte vorwärts. Die ganze Nacht ward frisch darauf los geschritten; die Bauern in den Dörfern, wo man durchkam, sagten kein Wort; sie sahens mit an, und wenn man ihnen sagte, der Kaiser sey wieder da, so zuckten sie die Achseln und schüttelten den Kopf. In Grasse, einer Stadt mit 6000 Einwohnern, war alles in Allarm; es hieß, Seeräuber wären gelandet. Die Kaufläden und die Fenster waren zu, und ungeachtet der Nationalcocarde und des Rufs: es lebe der Kaiser! zeigte sich dennoch bey der gaffenden Menge in den Straßen, wo der Zug durchging, kein Merkmal des Beyfalls oder der Misbilligung. Auf einer Anhöhe in der Nähe der Stadt ward eine Stunde Halt gemacht, und die Soldaten fingen an, einander mit der Miene des Zweifels und des Mißvergnügens anzusehen, da erblickte man einen Haufen Bürger, welche mit Lebensmitteln herbeyeilten, und „es lebe der Kaiser!" riefen. Von diesem Augenblick an schienen alle Bewohner des platten Landes über die Landung des Kaisers hoch erfreut, und sein Marsch war mehr ein Triumphzug als die Erscheinung eines Feindes. Man ließ die Kutsche und die Kanonen zu Grasse, und da die Wege bey diesem ersten Marsch von etwa 10 Meilen (denn sie kamen am 2. Abends bis zum Dorfe Cérénon) schlecht und steil waren, so ging der Kaiser oft mit seinen Grenadieren zu Fuß: wenn sie über Müdigkeit klagten, foppte er sie mit Spottnamen, und sie ihrerseits lachten ihn aus, wenn er stolperte. Die Armee hatte gewisse Lieblingsnamen, womit sie ihn belegte; am gewöhnlichsten hieß er Kahlköpfchen und Hans mit dem Degen (notre petit tondu et Jean de l'Epée). Diese Namen hörte er oft halblaut wiederholen, während er mitten unter seinen Veteranen zu den Höhen hinaufklimmte. Den 3. schlief er in Bareme; den 4. aß er in Digne zu Mittag. Entweder hier oder in Castellan war es, wo Napoleon bey einem Gastwirth einkehrte und ihn überreden wollte, es lebe der Kaiser zu rufen; der that es aber durchaus nicht, und rief vielmehr es lebe der König: worauf der Kaiser, statt darüber böse zu seyn, ihn wegen seiner verfassungsmäßigen Gesinnung lobte, und ihn blos bat, doch wenigstens seine Gesundheit zu trinken, — was der Wirth auch endlich that. Zu Digne ließ man die Aufrufe drucken an die Armee und an das französische Volk, und verbreitete sie so schnell in der ganzen Dauphine, daß Napoleon auf seinem Wege überall die Städte und Dörfer bereit fand, ihn zu empfangen. Bis jetzt hatte sich jedoch erst ein einziger Soldat zu ihm gesellt, und zwar ein Grenadier, den der Obrist Jermanusky auf dem Wege getroffen hatte, und den er zu überreden suchte, Dienst zu nehmen, indem er ihm vorstellte, was im Werke sey. Als er ihm erzählte, der Kaiser rücke schon vor, lachte der Soldat hell auf, und sagte: „Allerliebst! da habe ich gleich ein hübsches Mährchen, das ich mit nach Hause nehmen kann." Nur mit vieler Mühe ließ er sich überzeugen, daß der Obrist nicht scherze; dann war er aber auch gleich bereit, mitzugehen. „Wo wird heut übernachtet?" fragte er. Da er es erfuhr, erwiederte er: „Meine Mutter wohnt drey Stunden von hier; ich will ihr nur Adieu sagen: aber diese Nacht noch treffe ich euch." Jermanusky war nicht lange im Nachtquartier da klopfte ihm der wackere (?) Soldat auf die Schulter, und sagte: da bin ich; ruhte auch nicht eher, bis der Kaiser es wisse, daß der Grenadier Melon Wort gehalten habe und das Loos seines alten Herrn theilen wolle.

(Beschluß folgt.)

Kalender-Literatur.

Fouqué's Frauentaschenbuch

für 1820 beginnt mit einer Kupfergallerie aus des Herausgebers altsächsischem Bildersaale, „aus dem größern fortlaufenden Werke" heißt es hinter dem Titelblatt, „das Fouqué, Teutschlands Heldensänger, unternommen hat" Der Mann muß nothwendig roth werden, wenn er das an der Stirn seines eignen Buches liest. Die Kupfer sind leidlich; jedoch scheint Thusnelda, die (Bild 1) in Italien sitzt, in dem rauhen Teutschland die linke Hand erfroren zu haben; es liegt wie ein Pfannenkuchen hinter den Fingern. Schön Irsa (B. 8.) ist stöpselig gerathen. Fouqué hat eine Zauberidylle, die Babylon geheißen ist, und eine gute prosaische Erzählung, Adam Wiederbauer, geliefert; seine Gattin eine bessere, woraus wir nur den Brief der alten Sophie S. 175. von dem verstorbenen Canarienvogel wegwünschen möchten; Franz Horn hat eine alte Selbst-

biographie (von Petersen und Frau) aus dem 17ten Jahrhunderte in der bekannten gemüthlichen Frömmelei des 19ten aufgekocht. Besser ist die von F. L. M. aus der Kirchengeschichte des Eusebius (23, 3.) genommene Erzählung Julianus. Laut S. 187 ist Fouqué geneigt, die frommen Lieder eines früh verstorbenen Jünglings Namens Schnirbes auf Subscription zu edlem Zweck herauszugeben; in dem Pröbchen kommt der trochäische Achtfüßler vor:

Und so hab' ich mir Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft — .

Der auf einer Reise nach Egypten befindliche Herr Wilhelm Müller hat S. 333. f. f. zwei aus Sorrent und Rom datirte Gedichte eingesendet; er scheint sich seit den Bundesblüthen nicht gebessert zu haben, sie sind beide ungereimt. Mehr noch ist es S. 120. die Romanze, das Kind und der Engel, von Franz Rudolpf Hermann. Da singt der Engel u. a. dem Kinde von den zerknickten Rosen vor:

Wenn du sie milde pflegtest,
Wie sie dich grüßten!
Wenn du sie liebend fegtest,
Wie sie dich küßten!

Junge Poeten sind nicht wie diese Rosen, sie küssen denjenigen nicht, der ihre Verse fegt. Herr F. A. H. lese Gustav Schillings Erzählung, der Liebling, in Kinds Taschenb. z. ges. V. Da ist der Gedanke seiner kindisch klimpernden Romanze (daß nämlich ein Engel ein Kind von den zerknickten Blumen seiner Freuden hinweg sanft in seine Heimath führt) mit männlicher Dichterkraft ausgeführt, wenn gleich in ungebundener Rede, und mitten im prosaischen Weltleben. Gelegenheitsgedichte giebt es mancherley, sogar eines vom Herausgeber, ein Hochzeitcarmen für Agnes Perthes, worinnen der Heldensänger Teutschlands zum Brautvater sagt:

„Dir singt dies Lied ein Leiermann"
(Der's eigentlich doch besser kann)
„Jetzt etwas matt und siech,
„Vordem, wie du, im Heeresbann
„Frisch auf zum guten Krieg."

(Wie vielmal muß die Welt sich das noch von diesem Heldensänger vorsingen lassen?) Eine nordisch-teutsche Sage „vom nordisch-teutschen Eid" singt Krug von Nidda in 12 Romanzen, und zwar seinem „Stammesvolke", wobei die Note S. 296. sagt: „des Dichters mütterliche Ahnen stammen ursprünglich aus Holstein her." O Adelspoesie! Oh Ahnen und kein Ende! Ursprünglich stammen wir alle von Adam und Eva her, das hat diesmal der adeliche Fouqué selbst im Adam Wiederbauer den adeligen Sängern recht eindringlich und gemüthlich zu Gemüthe geführt. Nachdem wir das Taschenbuch durchgelesen, wollten wir es wieder in das schöne bebilderte Futteral stecken; aber es ging nicht wieder hinein. Wir folgern daraus, daß es um ein Drittheil zuviel enthält. Der Herausgeber hätte bedenken sollen, daß der Inhalt solcher Taschenbücher dem Leser gleichsam unter den Händen aufschwillt.

Curiosa aus der Bibliothèque historique.

Wir fahren fort, aus der Bibliothèque historique (neunten Bandes 1 u. 6 Heft, zehnten Bandes 1, 2, 5 u. 6 Heft) das Interessanteste, und zwar unter besondern Rubriken, mitzutheilen.

1. Der Pascha von Janina.

Eben lesen wir in den Zeitungen den merkwürdigen Vertrag über die Abtretung der Stadt und des Territoriums von Parga an die Türken. Kaum erfuhren die Einwohner dieser unglücklichen Stadt, daß ein Federzug des englischen Gesandten in Constantinopel, Sir Robert Liston, sie der Willkür des Ali-Bey, Pascha's von Janina, preisgegeben habe, als sie einmüthig beschlossen, ihre Heimath zu verlassen und unter einem andern Himmel ein neues Vaterland aufzusuchen. Parga gehört nämlich zum Bezirk dieses Pascha, und die B. h. enthält über diesen Wüterich folgende Notizen: „Es ist der Sohn des Veli-Bey von Tebedelen. Bey dem Tode seines Vaters ermordete er seine zwei Brüder Soliman-Bey und Tahir-Bey, und folgte dem Vater im Beylik. Da er sich bei Schaggi Ali, Pascha von Larissa, einzuschmeicheln wußte, so gab ihm dieser die Aufsicht über sechs Provinzen. Es ist unsäglich, wie er diese Landstriche geplündert und ausgesogen hat. Durch Betrügerey ward er Pascha von Delvino, und setzte hier seine Grausamkeiten fort; aber schon nach einem halben Jahre fanden die Bewohner dieser Provinz seine Gewaltthaten und Greuel unerträglich und jagten ihn von dannen. Sein Gold bewirkte im Divan, daß er zum Pascha von Tricala in Thessalien ernannt wurde. Die Thessalier litten furchtbar; aber sie duldeten standhaft, bis ein Zufall sie von ihrem Tyrannen befreyte. Er gelangte durch elende Kunstgriffe zum Paschalik von Janina. Kaum hatte er von dieser neuen Provinz Besitz genommen, als er ohne Weiteres alle Türken und Griechen von einigem Ansehen ihres Amtes entsetzte, und sich mit Leuten umgab, die er aus der Hefe des Volks heraushob, um sie als blinde Werkzeuge seines despotischen Willens zu gebrauchen. Zügellos in seinen Ausschweifungen, zwang er die edelsten, die sitt-

Digitized by Google

samsten Frauen, sich ihm hinzugeben; jeder Weigerung folgte der Tod. Siebzehn Frauen und Jungfrauen von den ersten griechischen Familien Janina's, jung, schön, reich, ließ er zusammen in einen See stürzen, um ihren Widerstand gegen seine Wollust zu bestrafen. Die schönste unter ihnen, Euphrosyne mit Namen, durch Anmuth und Geist eine zweyte Aspasia, aber streng in ihren Sitten, erregte die Rache des Pascha. In einer Nacht schleicht er mit einer Rotte seiner Genossen an ihre Wohnung, legt eine Leiter an, dringt in das Gemach, wo sie mit ihren Kindern schläft, reißt sie aus dem Bett, schleppt sie nackend fort, übergiebt sie fast leblos seinen Schergen, und befiehlt, sie zu tödten. Aber, um seine Schandthat zu beschönigen, läßt er in demselben Augenblick noch sechzehn andere Frauen festnehmen, die man, wiewohl großentheils mit Unrecht, in Verdacht hatte, als ob sie mit seinen Söhnen Verbindungen unterhielten, und der See von Janina begräbt sie alle, und Euphrosynen mit, in seinem Schooß. Eine dieser Unglücklichen war schwanger. Eine Dienerin Euphrosynens wollte sich von ihrer Gebieterin nicht trennen; sie schloß sie fest in ihre Arme und sank mit ihr in die Fluthen. Zwey Schwestern, in blühender Jugend und Schönheit, umarmten sich, erinnerten sich an die treue Liebe, die sie stets einander bewiesen hatten, und stürzten so vereint in den See. Mehrere Tage hindurch war Janina wie verödet, alle Thüren und Fenster verschlossen, alles still und todt. Aber nicht bloß Wollust übt Ali-bey; auch seine Habsucht ist schrecklich. Processe, die schon beendigt sind, läßt er von neuem einleiten, um von den Parteyen Geld zu erpressen. Er beraubt kinderlose Wittwen, indem er sich als ihren natürlichen Erben ankündigt. Ganze Bezirke müssen neu-ausgeschriebene Steuern bezahlen, oder er zwingt die Bewohner zu langwierigen Frohnen an Palästen, an Festungen, an Denkmälern seiner Eitelkeit und seiner Ehrsucht. Murlach-Bey, aus einer der ersten Familien Janina's, schmachtete in Ketten, bis er sich entschloß, dem Pascha ein schönes Landhaus in der Provinz Arta für einen geringen Preis abzulassen. Durch Raub oder Mord hat er unermeßliche Landgüter an sich gebracht; in der Provinz Janina sind sie alle sein, in Thessalien, Acarnanien, Aetolien, Locris und Epirus großentheils. Nicht bloß Privaten plündert er aus; auch ganze Städte erfahren gleiches Schicksal: wie Cäsara in Thessalien, Voscopolis in Macedonien. Diese letztere Stadt war groß, volkreich, durch Handel und Wissenschaft ausgezeichnet; sie hat jetzt nur noch wenige Einwohner, und diese schmachten in Elend. Ermordungen, Hinrichtungen, Auswanderungen, vermindern die Volkszahl täglich. Die reichsten Kaufleute ziehen nach Venedig, Triest, Wien, nach Polen, nach Rußland: mehrere haben sich nach Klein-Asien gewendet. Die verarmten oder beraubten Grundstücksbesitzer irren mit Räuberbanden umher, die unter dem Namen Haidotten in den Gebirgen und Wäldern Albaniens hausen. Dieß ist das Bild des neuen Beherrschers von Parga!" (Fürwahr, ein grausendes Bild! Wer kann es bey solchen Aussichten den armen Einwohnern von Parga verdenken, wenn sie den Klauen dieses Tygers, selbst die Leichname ihrer Verstorbenen nicht zurücklassen wollten, sondern sie aus dem Todtenacker ausgruben, verbrannten, und die Asche mitnahmen! Drey Puncte flößen in Europa einen geheimen Schauder ein: die Mishandlung der Spanier, die Räuberbanden der Italiäner, und die Grausamkeit der Türken. Diese drey Dinge sind ein hors-d'oeuvre im Panorama der europäischen Bildung. Wir möchten rathen, hierin recht bald eine Aenderung zu treffen, weil das ganze übrige Europa daran ein Aergerniß nimmt, und weil diese Stimmung des Unwillens immer allgemeiner wird.)

Notizen.

Was ist der Staat? Diese Frage löst Herr Doctor Frener zu Würzburg in seiner Staatswirthschaftslehre 1819 glücklich also: „Der Staat nicht empyrisch sondern in seiner Absolutheit philosophisch construirt ist das absolute Seyn der Menschen in der Einheit, der Vielheit in der Einheit, der Einheit in der Vielheit; der Staat ist eine Idee oder Besonderheit, welcher die Allgemeinheit eingebohren ist. Er ist entstanden durch den ewigen Act der Selbstanschauung des Absoluten und sein Zweck ist, daß sich das Subject im Object erkenne. Die Nothwendigkeit der Stände wird dadurch klar: „weil jede Idee eine Wiederholung der Subject-Objectivirung ist und die Idee des Staats eine doppelte Einheit einschließt, in welcher jede Seite ideal real und real ideal seyn muß." Im Stand der Freyen sind alle die begriffen, welche in der bloßen Idealität leben, mit Ausschluß der Aftergelehrten, die nichts von Ideen wissen und der Handwerker, als welchen alle Ideen fremd sind; den gemeinen und niedern Stand bilden die Kaufleute und Produzenten. Für den Kriegerstand hat der Verf. gar keinen Platz, weil es im Absoluten keine Feinde giebt. — Leider nehmen diese köstlichen Bissen im weitern Fortgang des Werks ein Ende, und der Verf. fängt an recht klar, scharfsinnig und belehrend zu sprechen; wie lange

werden wir Deutschen noch einen Werth darein setzen, uns in einen solchen geschmacklosen, scholastisch ideologischen Dunst und Nebel zu hüllen, und den reinen Accorden unseres irdischen Verstandes ein solches kurioses Gekratz der noch ungestimmten Geigen einer übersinnlichen Vernunft vorauszuschicken? —

Pauli's Gedanken. Unter diesem Titel ist jetzt eine neue Ausgabe von dessen Aphorismen herausgekommen. Sie verrathen einen selbstdenkenden, nach Wahrheit forschenden Mann. Hier nur ein Paar zur Probe.

„Wer den endlichen Ausgang denken kann, zu welchem eine allmächtige Güte die entgegengesetztesten Bestrebungen führen will, wie kann der in irgend einem Falle auf den Besitzer einer unsterblichen Seele zürnen? Am Ende werden wir alle einig. Der tiefe Augustinus sagt: Er ist geduldig, weil er ewig ist."

„Wer sich nie einer edeln Heftigkeit überläßt, will die Rosse nicht brauchen, die ihm Gott in den Stall gegeben, daß er die Ruchlosen bekämpfe. Heiliger Bernardus! auf deine Kapelle schrieb ich: Non irasci, ubi irascendum sit, nolle emendare peccatum est."

„Entziehe der Seele das Nachdenken über Dinge, woran sie Antheil nimmt, und du zerstöreſt eine Quelle auch der körperlichen Gesundheit. Denken belebt sogar körperlich."

„Wir sehen ja, wohin die bloße Vernunft ohne Offenbarung führe, an so vielen Erscheinungen, französischen Staatsumwälzungen, gräuelvollen Irrlehren ꝛc. Lieben Leute! an solchen Erscheinungen sehen wir bloß, wohin die Unvernunft führe."

„Lache über das Leben, aber lache dich nicht um das Leben."

„Dem Bedientensinne kann Nichts vornehm genug seyn. Für Gott ist keine Anrede groß genug; als das allthümliche (universale) Du und das kindliche Vous."

„Zügellose Freyheit geht nicht über in Tyranney, sie ist es schon selbst. Worein sie übergeht, ist Sclavensinn. Der Sclave und der Tyrann werden in einem Menschenwesen geboren, wenn sie geboren werden. Die Umstände entwickeln den einen oder den andern und lassen diesen in jenen und umgekehrt übergehen."

In London erscheint ein deutsches Wochenblaet und zwar jeden Freytag eine Nummer. Der halbe Jahrgang (oder 25 Nummern) kostet in London Ein Pfund zehn Schilling! (etwa 9 Thaler) in Hamburg auf dem englischen Postkomptoir vierteljährig (also 13 Stücke) 22 Mark 8 Schilling (über 10 Thl.) Wollte man mitin in der Mitte Deutschlands dieses Wochenblatt auf einem Postamte bestellen und mithalten; so kostete der Jahrgang sicher 50 Thl. —; mithin ein Stück, ein einziger Bogen einen Thaler!!! Welch' ein Preis! welch' ein ungeheurer Preis!! — Nein, englische Wochenblatter und deutsche Geldbeutel passen nicht zusammen!

Das erste Stück, welches den 19. ... erschienen ist, liegt even vor uns. Es enthält politische Nachrichten aus deutschen Zeitungen, (die natürlich seit der Einführung der Censur nicht sonderlich interessant sind;) einen Aufsatz über die Einrichtung der Dampfschifffahrt in Nordamerika und statistische Bemerkungen uber die westlichen Provinzen dieses Landes, aus welchem wir unsern Lesern folgendes mittheilen:

Den Mississippi und dessen Nebenflüsse befahren allein schon 35 Dampfschiffe und zu 40 andern ist in verschiedenen Provinzen der Kiel gelegt. — Die fruchtbaren Ländereyen, welche die mächtigen Flüsse Mississippi und Missouri durchströmen, sind bestimmt durch Millionen bevölkert zu werden. Noch vor 84 Jahren hatte kein Fuß eines civilisirten Mannes die Regionen betreten, welche jetzt die Staaten von Illinois, Kentuki, Ohio, Tenessee und Indiana bilden. Man zählt in diesen Provinzen 1,600,000 Einwohner; Städte, Dorfer, Ackerbau und Handel, sind wie durch eine magische Kraft erschienen, und verbreiten sich mit beyspielloser Schnelligkeit durch diese ehemals wilden Gegenden. — Gewisse Staatsmänner und Politiker, welche es bisher gewohnt waren, die amerikanische Republik auf eine chimärische Art zu verunstalten, dürften keinen Gefallen daran (an dem Flor von Amerika) finden, noch wenigen werden die Reisenden, welche unedel und unaufgefordert einen Wulst (!) von Anekdoten zum Nachtheil dieses Landes in die Welt hineingeschrieben haben, damit zufrieden seyn; allein desto willkommener sind unstreitig dem Philantropisten diese Thatsachen. Der Menschenfreund wird finden, daß in jenen westlichen Wäldern denen Europäern ein Asyl aufbewahrt ist, welche jetzt da seufzen, wo Unwissenheit, Elend und Mißvergnügen herrscht, wodurch die Existenz der bürgerlichen Verfassung Europa's zu Grunde zu gehen scheint. (Wahrscheinlich deutet damit der Verfasser auf die europäische Türkey.) Man hat sich mit aller Gewalt bemüht die Emigration nach Amerika zu hemmen, allein es scheint unglücklicherweise, daß, jemehr dagegen geschrieben, desto mehr wünscht das Europaische Volk die westliche Welt zu besuchen, und alle die traurigen Gemälde, die man, vermittelst höherer Leitung, darzustellen gewußt hat, scheinen nicht den mindesten Einfluß auf die Verhinderung des Auswanderns gehabt zu haben. (Dieß klingt freylich etwas anders!) —

Seit 35 Jahren ist die Bevölkerung der vereinigten Staaten von 4, bis nahe an 11 Millionen gestiegen. — Thomas Jefferson versicherte vor 35 Jahren, daß die Einwohner sich jede 25 Jahre verdoppeln würden — nach einem Calcul werden sie 1894 84 Millionen Menschen betragen. Diese ungeheure Menschenmasse ist bestimmt eine Sprache zu reden: denn in allen amerikanischen Schulen wird die englische Sprache gelehrt, mithin muß diese die herrschende bey der Nachwelt seyn!! (dieses glauben wir nicht. Die Franzosen wähnten auch, ihre Sprache in Deutschland zur allgemeinen zu machen, allein mit dem Aufhören ihrer Etappen auf deutschem Boden, hörte auch ihre Sprache wieder auf — allgemein zu werden. —).

Eine moralische Verbreitung der Neuigkeiten und Vorfälle des gemeinen Lebens durch Journale und periodische Schriften ist dem Umlauf des Blutes im menschlichen Körper ähnlich; (ein hübsches Bild) sie wirkt nicht allein auf

Google

die edeln und geistigen Theile, sondern sie giebt Leben und Stärke dem ganzen untergeordneten System; sie verhütet eine kranke Gleichgültigkeit und Mißvergnügen, welche unzertrennliche Gefährten der Unwissenheit sind. Unserer Meinung nach, sollte es die Regierung eines Staates weder [illegible], die Menge in einer gänzlichen Unwissenheit zu halten und die Presse auf eigensinnige Art zu beschränken; (Sticheleyen auf Deutschland, nichts weiter!) dahingegen sollten die Schriftsteller der neuern Zeit sich auch bemühen, die gehörigen Schranken des Anstandes nicht zu überschreiten ꝛc., sondern immer die Verhältnisse eines Staates berücksichtigen, dessen Regierungsform sie tadelhaft finden. (Hört! hört! so schreibt ein deutsches Wochenblatt in England!!!)

Fliegende Bemerkungen.

— Man hat geglaubt, es sey gar keinem Zweifel unterworfen, daß ein Sitzungssaal der Landstände öffentlich seyn und jedem Bürger Zutritt gestatten müsse. So ist es in England, so in Nordamerika, in beyden Kammern. Auch in Paris wird jetzt in der Pairs-Kammer eine Gallerie gebaut für das zuhörende Publikum; in der Deputirten-Kammer war sie längst schon gebräuchlich. In den Versammlungssälen der Bairischen und Badischen Landstände stand ebenfalls, wenigstens in der zweyten Kammer, die Gallerie für jedermann offen. Jetzt tritt aber auf einmal jemand auf, und beweißt, das Offenseyn der Landtagssäle tauge nichts, und sey vielmehr gefährlich; und dieser Jemand ist — Herr Ludwig Wieland!! (der Sitz dieser neuen Ansicht ist eine Note zu einem Aufsatz im Journal: Vorwärts. War sie vielleicht fürs Journal: Rückwärts bestimmt?)

— Auf der letzten Leipziger Messe hat ein Stück deutsches Tuch ein Stück englisches tapfer aus dem Felde geschlagen. Die Elle von diesem kostete 7 Pfund 10 Schillinge; die Elle von jenem fast fünfmal weniger, nämlich nur 9, 1/2 Thaler, und hatte Vorzüge vor dem englischen. Jeder echte Deutsche freut sich über dieses Ereigniß, und siehet darin einen Triumph des Vaterländischen über die Ausländerey. Nur wacker auf diesem Wege fortgefahren! Herr Rüdemeyer in Eupen empfange für sein treffliches Fabricat unsern wärmsten Dank! Wer weiß? vielleicht kleiden sich unsere deutschen Fürsten zum neuen Jahre schon sämmtlich in Rüdemeyersches, oder doch in deutsches Tuch!

— Der Kronprinz von Schweden studirt auf der Universität zu Upsala. Seine Tafel besteht täglich aus einigen zwanzig Gedecken; Professoren, Officiere und Studenten, und andere Personen werden dazu eingeladen! auch giebt er häufig Concerte, da er die Musik liebt. Was mögen wohl die großen Herren für einen Begriff haben, vom Studieren und Collegienhören! Mittagstafeln und Concerte, — und das Nachtlämpchen des academischen Fleißes!! Nicht wahr, meine Herren Studenten, daß geht nicht? Oder treiben Sie's etwa auch so? Dann möchten Sie aber doch bedenken, daß ein Thronerbe sich manches erlauben kann, was einem simpeln Studenten, der sich zum Staatsdienst vorbereiten soll, durchaus nicht zukömmt.

— Man hat viel Aufhebens davon gemacht, daß Müllner für das Manuscript seiner Albaneserin 200 Ducaten vom Grafen Brühl in Berlin (oder vom König?) bekommen habe. Mit diesem ungewöhnlich hohen Honorar mag es wohl seine eigene Bewandtniß gehabt haben: denn in der Regel sind unsere Bühnendirectionen mit den Ducaten haushälterischer. Wäre denn aber ein Werk, wie die Albaneserin, woran der Dichter manchen Tag und manche Nacht, vielleicht manches Jahr gearbeitet hat, nicht einer angemessenern Würdigung werth, als der gewöhnliche Theaterlohn ist? Hat man nicht Spontini mit 4000 Rthlr. und einem jährlichen Benefiz von 1500 Rthlr. nach Deutschland berufen? Trägt nicht Talma'n jeder Abend, den er in der Provinz spielt, 1500 Francs? Brachte nicht die Catalani jedes Concert, das sie neuerlich in Berlin gab, auf 1000 Ducaten, und kostete mithin nicht jede der drey Arien, die sie sang, reine 1000 Rthlr.? Arme Schauspieldichter! wie karg wird euch eure Mühe vergolten! euch, die ihr den Ruhm der Nationen begründet! euch, die ihr für die Ewigkeit arbeitet!

— Wenn der Herr Hofrath Carl Stein, der zum Berliner Censor ernannt ist, der beliebte Roman- und Theaterdichter ist, so werden die dortigen Schriftsteller und Journalisten wünschen, daß er nicht sowohl den Günstling (Schauspiel in 3 Acten) als vielmehr das Loch in der Thür (Lustspiel in 5 Acten) vorwalten lasse, und jedenfalls kein Herz von Stein zeigen möge.

— Der Königin von Spanien ist bey ihrem Eintritt in dieses Reich sogleich ein Stiergefecht zum Besten gegeben worden, und sie hat sich eben nicht sonderlich daran erbaut. Dieß macht ihrem Herzen und ihrem Geschmack alle Ehre. Man darf ihr nur noch die Gefängnisse der Inquisition zeigen, und die Greuel eines Autodafé, und sie wird die spanischen Sitten nicht sehr lieb gewinnen. Diese Prinzessin würde an der Vorstellung Calderonischer und Lope-de-Vegaischer Stücke, mit denen sie längst literärisch vertraut ist, weit mehr Gefallen finden, als an jenen Verirrungen der Natur.

— Es ist auffallend, daß Deutschland jetzt so viele adeliche Dichter zählt. Göthe, Matthison und die Schlegel wollen wir nicht einmal rechnen, da sie von gutem bürgerlichen Blute sind, und das Von erst später angenommen haben. Man denke aber an: Arthur von Nordstern (mit seinem wahren Namen, Conferenzminister von Rostiz-Jänkendorf), von der Malsburg, Achim von Arnim, von Maltiz, von Miltiz, Julius von Voß, von Auffenberg, von Steigentesch, Krug von Nidda, von Einsiedel, von Curländer, von Fouqué, u. m. A.; eine ziemliche Anzahl adelicher Dichterinnen gar nicht zu erwähnen. Deutet das nicht auf eine sorgfältigere, nationalere Erziehung in den obern Ständen?

— Es ist jetzt die Zeit der Vereine. Der große Männerverein gegen Frankreich machte den Anfang, und ging vortrefflich. Dann kamen die Frauenvereine, und erwarben sich ebenfalls viel Lob. Nun fuhr es auch unter die Jünglinge (Burschenschaft) und unter die Knaben (Turnerschaft); da mußte man endlich ein Einsehen haben, damit nicht auch die Kinder davon ergriffen würden. Außerdem giebt es noch Schiffarthsvereine, Handelsvereine, Landwirthschaftsvereine, hellenische Vereine, Vereine für deutsche Geschichtquellen, für deutsche Alterthümer, Vereine wider den Nachdruck, wider die Seeräuber u. s. w.; vieler andern Vereine, die den vornehmen Namen Societät oder Academie führen, gar nicht zu gedenken. Diese Vereine sind eben so viele Fäden, welche die getrennten deutschen Länder gegenseitig näher bringen und mit einander verknüpfen. In ihnen erhält sich deutscher Gemeinsinn, welcher im Grunde doch nichts weiter ist, als das Gefühl des Seyns eines Individuums in Vielen. So lange Deutschland diesen Sinn für das Zusammentreten, für das Vereinbleiben nicht verliert, so lange wird es im Fall der Noth doch immer für einen Mann stehen und nicht unterliegen.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 2. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 Januar.

Kalender-Literatur.

Urania.

Des Herrn Brockhaus Urania, neue Folge, zweyter Jahrgang, macht sich breit in des Herausgebers undeutscher Art und Kunst. Eine Bilder-Gallerie aus Schakspeare soll mit der neuen Folge begonnen haben, und die Ausführung ist den ersten Pariser Künstlern übertragen. Sehr zweckmäßig, denn allbekanntlich haben die Franzosen für Schakspeare fast gar keinen Sinn, und verstehen ihn als Dichter unter allen am wenigsten. Vor dem Throne steht Hamlet Bl. 1. so ganz in der Attitüde natürlicher Dummheit, daß selbst die einwärts gestellten Füße nicht fehlen, und Bl. 2. herrscht in der Miene des Geisterschreckens eine negerartige Stupidität vor. Beide Blätter sind von dem ersten Pariser Künstler aus der Brockhausischen Celebritätsfabrik, von Herrn Villerey; eben so das letzte, wo Laertes an Opheliens Grabe die (nach Schlegel beigedruckten) Worte: Laßt noch die Erde weg, bis ich sie nochmals in die Arme fasse, mit gegen die eigne Nase gerichtetem Zeigefinger spricht. Man sollte schwören, er sagte: Arrêtez, Messieurs, nous avons oublié quelque chose! Die übrigen drei Kupferchen ohne Unterschrift der Künstler sind besser, das 3te, wo der Schauspieler vor Hamlet declamirt, würden wir meisterlich nennen, wenn in Hamlets Stellung eine übertriebene, tänzermäßige Kreuzung der Beine nicht Anstoß gäbe. Im Vorworte giebt Herr Brockhaus Nachricht von dem Erfolg seiner vorjährigen Preißaufgaben für poetische Erzählungen und didaktische Episteln, wobei er die ganz durchgefallenen Einsendungen bei den Titeln (nicht bloß bei den Motto's) nennt, und von „langweilig, Reimerei, Mangel an allem poetischen Talent, schlechte Anlage, Anfängerarbeit" u. s. w. redet; doch aber ganze Seiten daraus abdrucken läßt. Eine recht noble Procedur, die unfehlbar alle Dichter ermuntern wird, zu den Brockhausischen Preißen zu concurriren, die ganz erstaunlich sind: 20 Goldfritzen (oder 12 für die geringere Gattung) als erster Preiß, und 4 schreibe vier, pr. Druckbogen 8. als Accessit oder zweiter Preiß. Den ersten hat wiederum niemand gewonnen. (Wir wetten, daß Herr B. selbst, entweder das ganze Preißgericht ausmacht, oder doch Chef-Präsident davon ist.) Aber das Accessit hat Elise Ehrhardt für eine Wunderblume, viel bunter, aber geruch- und geschmackloser, als die bezauberte Rose, bekommen, welches denn nichts anderes ist, als ein mäßiges Honorar, welches jeder honette Journalredacteur guten Mitarbeitern reichlicher zu zahlen pflegt. Das einen Kampfpreiß zu nennen, ist eine gar spaßige Aufgeblasenheit. Eine fast ernsthafte aber ist es, daß Herr Brockhaus diejenigen Gedichte, welchen er weder Preiß noch Accessit zuerkennt oder zuerkennen läßt, dennoch in die Urania aufnimmt, sagend: daß dieses eine Auszeichnung sey. Das ist in Bezug auf andere Taschenbücher, welche ganz andere Leute wie Herr B. redigiren, z. B. Fouqué, Kind, Wendt u. s. s. eine plumpe Anmaßung. Umgekehrt haben Oehlenschläger, Böttiger, Hoffmann (Callot), v. Houwald und Helmina v. Chezy die Urania durch ihre Beiträge ausgezeichnet. Um dieser Beiträge willen, besonders um des 1sten und 7ten Houwaldischen Sonettes und der Oehlenschlägerischen dramatisirten Idylle willen, sind wir gesonnen, die Urania zu kaufen, jedoch erst nach Erscheinung der künftigen für 1821: denn der Verleger hat nach der vorgedruckten Nachricht die beifallwürdige Anordnung getroffen, daß man alsdann den jetzigen Jahrgang für den halben Preiß erhalten kann. Die Idylle heißt: der Hirtenknabe, und es liegt eine poetische Eigenthümlichkeit darinne, daß derselbe für todt gehalten wird, weil man ihn mit der Leiche seines als Kind verunglückten Großoheims verwechselte, der im Bergsalz zur Mumie geworden war. Amida's Thränen vom Freiherrn Borromäus werden sich nicht so lange halten. Die Rose des Herrn v. d. Malsburg, auch gewissermaßen eine (jedoch unmetrische) Nachahmung der bezauberten, ist Mysticismus der römisch-katholischen Kirche; die Schreibart gleicht einem Kalleidoscop, worinnen Blumen und bunte Steinchen stecken, die sich auf allen Seiten wiederholen. Ueber Schakspeare's Philosophie, besonders im Hamlet, hat Herr Prof. Clodius sich verbreitet. Wir haben in No. 38. S. 301 Müllner'n getadelt, daß er bei einer andern Gelegenheit des Herrn Clodius Kunstphilosophie eine zerfahr-

ne Suppe genannt hat, wir finden es auch noch sehr unwitzig, aber ganz unrecht hat er nicht. Es ist hier gerade wieder der nämliche Mischmasch von Aesthetik, Moral, Theologie, Geschichte, Naturlehre u. s. w., den der Recensent des Vossischen Schakspeare im ersten Hefte des Hermes über den brittischen Dichter ausgegossen hat. Die Episteln von Herrn v. Blumröder und Herrn Lehmann, auch Preißarbeiten, die keinen Preiß außer der gewaltigen Ehre des Abdruckes errungen, haben uns gelangweilt. Die neue Preißaufgabe ist unter andern auch auf strengförmliche Uebersetzung eines beliebigen Gesanges aus Byron's Childe Harold gerichtet. Dergleichen Aufgaben werden die Urania künftig mit Fragmenten füllen, welche von den Lesern wenig geliebt werden.

Napoleons Flucht von Elba nach Paris.
(Beschluß.)

Napoleon übernachtete den 5. in Gap, blos mit 10 Reitern und 40 Grenadieren. Die Festung und die Brücke von Sisteron wurden an demselben Tage durch General Cambrone besetzt, an der Spitze von 40 Mann. Aber immer noch war Melon der einzige Recrut, so daß die Einwohner der Städte und Dörfer, besonders zu St.-Bonnet, die Sturmglocke läuten und in Masse aufstehen wollten, um das kleine Heer zu begleiten. Zwar wurde dieß abgelehnt, aber dennoch bedeckten sie die Landstraßen und hemmten den Marsch, indem sie sich um den Kaiser herumdrängten, der mitunter zu Fuß ging. Den 6. blieb Napoleon die zweyte Nacht in Gap, und General Cambrone mit seinen 40 Mann in Mure, wo die Avantgarde der Garnison von Grenoble, 600 Mann stark, Posto gefaßt hatte, um den Marsch Napoleons aufzuhalten. Der commandirende Officier verweigerte jede mündliche Unterhandlung. Der Obrist von Jermanusky, der etwas voraus war, sah ein Corps Truppen mit weißer Fahne in Schlachtordnung, in einem Engpaß bey Vizille. Er suchte, eine Unterredung anzuknüpfen; aber ein Officier trat vor, und rief ihm zu: „zurück! ich mag mit Ihnen nichts zu schaffen haben; halten Sie Sich entfernt, oder meine Leute geben Feuer.“ Der Obrist bemüht sich, ihn zu besänftigen, und sagte: so möge er mit dem Kaiser Napoleon reden, wenn er nicht mit ihm reden wolle. Aber der Officier setzte seine Drohungen fort und wiederholte dieselbe Antwort auch gegen Raoul, Adjutant vom Generalstab; so daß der Obrist zurück mußte, um dem Kaiser sein Mißlingen zu eröffnen. Napoleon lächelte, und sagte: „Wenn das so ist, dann muß ich wohl gehen und versuchen, was ich persönlich ausrichte.“ Er stieg vom Pferd, ließ 50 von seinen Grenadieren mit umgekehrtem Gewehr vorrücken, und marschirte ruhig auf den Engpaß zu, wo er ein Bataillon vom 5ten Linien-Infanterieregiment, eine Compagnie Sappeurs und eine Compagnie Mineurs antraf; im Ganzen 7 bis 800 Mann. Der Officier ließ sofort abermals seine Stimme hören, bald gegen den Kaiser, indem er rief: „das ist ein Betrüger, aber er nicht;“ bald gegen seine Soldaten, welchen er befahl zu schießen. Die Soldaten schwiegen, und rührten sich nicht; doch schien es, als wollten sie eben zu ihren Flinten greifen, als Napoleon seine Grenadiere Halt machen ließ, ruhig auf das Bataillon zuschritt, sich der Linie näherte, stehen blieb, sie mit festem Blick anfah, und plötzlich, seinen Oberrock öffnend, ihnen zurief: „Ich bin's! kennt ihr mich nicht? Wehe dem von euch, der seinen Kaiser tödten könnte!“ Alsbald waren sie besiegt, und mit dem Ausruf: es lebe der Kaiser! liefen sie herbey und umarmten ihre Kameraden von der Garde. Einen Grenadier, der das Gewehr präsentirte, nahm er beym Bart, und sagte: „Sieh da, alter Schnurrbart, du warst mit uns bey Marengo.“ Von jetzt an schien die Armee gewonnen. Die Nationalcocarde wurde von dem neuen Zuwachs sofort aufgesteckt und alles sammelte sich um die kaiserlichen Adler. Man rückte eben gegen Grenoble vor, als ein Officier heransprengte und dem Obrist Jermanusky zurief: „Ich soll Sie grüßen vom Obristen Carl Labedoyere.“ Dieser erschien bald nachher mit einer Abtheilung des 7ten Regiments Linie. Sie kamen von den Wällen von Grenoble. Er hatte einen Adler aus der Tasche gehalt, auf eine Stange befestigt, und im Angesicht der Soldaten geküßt, die auf einmal riefen: es lebe der Kaiser! Darauf hatte er eine Trommel geöffnet, die mit Nationalcocarden gefüllt war, und hatte sie unter sein Regiment vertheilt. Die Garnison von Grenoble war durch einen Rest des 7ten und 11ten Regiments Linie, von Chambery aus verstärkt worden. Außerdem zählte sie noch an regulären Truppen 2000 Mann vom 3. Regiment Mineurs, 2 Bataillons vom 5n, ingleichen vom 4n Regiment Artillerie, bey welchem Napoleon 25 Jahr früher als Capitän gestanden hatte; ferner einige andere Abtheilungen von der Linie; Alles unter dem Befehl des Generals Marchand. Die ganze Garnison wurde auf die Wälle vertheilt; die Kanonen wurden aufgefahren, die Lunten angezündet, die Nationalgarde hinter den regulären Truppen aufgestellt und durch die ganze Bevölkerung von Grenoble unterstützt. Halb 9 Uhr Abends war-

den die Thore geschlossen. Jermanusky mit 8 polnischen Lanciers zeigte sich am Bonnerthor, in demselben Augenblick, wo Napoleon in die Vorstadt einrückte. Er begehrte die Schlüssel; man antwortete: sie wären beym General Marchand. Aber statt zu schießen, wie die Ordre war, riefen die Soldaten und Kanoniere einhellig: es lebe der Kaiser! und den nämlichen Ruf wiederholten nicht nur sämmtliche Einwohner der Stadt, die auf den Wällen standen, sondern auch die Vorstädter, die mit Aexten herbeyströmten und die Thore einzuhauen begannen. Eben als die Thorflügel stürzten, brachte man die Schlüssel. So wie die Avantgarde in die Stadt einzog, kamen ihr eine Menge Einwohner mit brennenden Fackeln entgegen; Alles eilte heraus, Napoleon zu empfangen. Es dauerte nicht lange, so gewahrte man ihn, dem Zuge in einiger Entfernung ganz allein voranschreitend. Man eilte auf ihn zu, ergriff seine Hände, seine Kniee, küßte ihm die Füße, und überließ sich allen Ausbrücken einer ungemessenen Freude. Der Maire und einige Mitglieder des Gemeinderaths wollten ihn zum Stadthaus begleiten; aber er schlich sich in den Gasthof eines Veterans von seiner Garde, Namens Labarre, und verweilte hier einige Augenblicke ganz allein, so daß der Generalstab ängstlich wurde, wo er wohl seyn möchte; bis endlich Jermanusky und Bertrand nach vielem Suchen ihn in der Wirthsstube antrafen, wie er ohne einen einzigen Soldaten mitten unter einer Menge Volks stand, die nicht müde werden konnte, ihn zu sehen, ihn zu sprechen und zu betasten. Die beyden Officiere boten Alles auf, um die Menschen zu entfernen; es gelang ihnen auch ein Weilchen, und sie stellten geschwind Tische und Stühle an die Thür, um ein ferner Hereindrängen zu verhindern. Aber alles war umsonst. Die Masse brach durch, und der Kaiser war zwey Stunden lang dem herzuströmenden Gewühl ganz allein überlassen. Mittlerweile hatten die Einwohner die zerbrochenen Stadtthore unter die Fenster des Gasthofs herbeygebracht, und man hörte sie rufen: „Napoleon! wir haben dir die Schlüssel deiner guten Stadt Grenoble nicht geben können; da nimm die Thore!" Den andern Morgen empfieng Napoleon die Behörden vom Civil und Militär, musterte die Truppen, und verließ Grenoble unter dem Jubelruf der Bürger und einer zahlreichen Menge herbeygeströmter Landbewohner. Er dankte ihnen für ihre Anhänglichkeit mittelst einer besondern Adresse an das Isere-Departement. Die Garnison von Grenoble hatte nichts eiligeres, als sich sogleich die dreyfarbige Cocarde anzuheften, die schon im Deckel ihrer Schakos eingenäht war, und setzte sich sofort in Marsch auf Lyon. Napoleon fuhr im Wagen, fast immer nur Schritt, weil er zu oft aufgehalten wurde, nicht nur in den Städten, sondern auch auf der Heerstraße, bald durch blumenstreuende Gruppen, bald durch überreichte Glückwünsche und Bittschriften. Der Wagen hatte 5 oder 6 Husaren zur Begleitung: oft fuhr er auch ganz allein und blieb wohl 5 bis 6 Stunden Weges hinter den Truppen zurück. Den 9. übernachtete Napoleon in Bourgoing. Denselben Tag trafen der Herzog von Orleans und der Graf von Damas in Lyon ein, beriefen die Nationalgarde, verstärkten die Besatzung und sperrten die Brücken über die Rhone. Alle Bemühungen Monsieur's, die Soldaten und das Volk zu gewinnen, waren umsonst; seine Herablassung, seine Liebkosungen wurden verschmäht oder mit tiefem Stillschweigen erwiedert. Ja die Soldaten wichen zurück, als ihr königlicher Feldherr ihnen die Hand reichte und sie mit dem Ton der Verzweiflung fragte, was er denn gethan habe, um ihre Liebe zu verlieren, und was er thun solle um sie wieder zu gewinnen. Die Nationalgarde zu Pferd, die Se. Königl. Hoheit begleitete, rief: es lebe der König! und keine einzige Stimme antwortete. Der Marschall Macdonald erschien und traf Anstalt, den Uebergang über die Rhone zu vertheidigen, die der Kaiser dem Marschall Bertrand bey Mirbelle zu passiren aufgetragen hatte, um dem Prinzen den Rückzug auf Macon abzuschneiden. Zwey Bataillons wurden um 3 Uhr Nachmittags auf die Brücke der Vorstadt Guillotiere abgesendet; aber kaum wurden sie das 4te Husarenregiment gewahr, welchem die Bewohner dieser Vorstadt voranzogen, so gingen sie zu ihnen über und warfen die Verstecke in den Fluß. Jetzt verließen Monsieur und Macdonald die Stadt. Um 5 Uhr zog die Besatzung zur Brücke, um den Kaiser zu empfangen. Das kaiserliche Heer betrat Lyon um 7 Uhr, und Napoleon selbst, der den Uebergang bey Mirbelle wieder abbestellt hatte, kam zu Pferd um 9 Uhr, nicht von seiner Garde begleitet, aber von einem zahlreichen Zulauf aus den Vorstädten und aus der Umgegend. Am andern Morgen musterte der Kaiser die Besatzung und die Nationalgarde zu Pferd, welche großentheils aus Lyoner Adelichen bestand, die dem Monsieur früh unzähligemal ihre Ergebenheit betheuert, Abends aber ihn, von einem einzigen Dragoner begleitet, hatten abreisen lassen. Dieser Soldat, der seinen Fürsten nicht verließ, erhielt von Napoleon, bey seiner Ankunft in Paris, das Kreuz der Ehrenlegion. Napoleon blieb 2 Tage in Lyon und datirte von da seine Decrete, womit

Digitized by Google

er bekannt machte, daß er komme, von dem Kaiserthron wieder Besitz zu nehmen. Der Empfang, den er in der zweyten Hauptstadt Frankreichs gefunden hatte, berechtigte ihn zu diesem Selbstvertrauen. Auf den Straßen mischte er sich unter das Volk; auf dem Ball, den man ihm im Stadthause gab, zeigte er eben so, wie auf der ganzen Reise nach Paris, die entschiedenste Unbefangenheit. Wie es bis Lyon gewesen war, so war es auch bis Paris. Oft reisete er allein, oder es folgten ihm einige polnische Lanciers, oder Bauern und Bürger begleiteten ihn.

Macon war die einzige Stadt, wo der Obrist Jermanusky nach des Kaisers Wohnung fragen mußte: sonst überall fand man sie leicht, man brauchte nur der Menge nachzugehen, die unter seinen Fenstern zusammenströmte und jubelte. Zu Autún, wo er am 15ten zu Nacht blieb, und zu Avalon, wo er die nächstfolgende Nacht zubrachte, wurde er, fast ohne Gefolg, mit Entzücken empfangen. Den 17ten kam er nach Auxerre, und hier war es, wo der Marschall Ney *), dessen Corps sich den 13ten für ihn erklärt hatte, ingleichen das 4te Husarenregiment, von Orleans kommend, zu ihm stieß. Auch erhielt er die Nachricht, daß das 6te Regiment Lanciers die dreyfarbige Cocarde aufgesteckt und Montereau besetzt habe. Hier schiffte er sein Elbaheer und den besten Theil der übrigen Truppen, im Ganzen 4 Divisionen, auf der Yonne ein, und reis'te zu Wagen nach Fontainebleau. Meistentheils wechselte er die Pferde außen vor den Städten, um nicht durch die Menschenmenge aufgehalten zu werden. Dasselbe that er zu Sens, wo er aber dennoch vor der Stadt vom Maire und Gemeinderath feyerlich angeredet wurde. Am 20. März, früh 4 Uhr, war er in Fontainebleau. Hier musterte er ein Regiment Lanciers in demselben Schloßhof, wo er, 11 Monate zuvor, von der Armee und von Frankreich Abschied genommen hatte. Um 7 Uhr erfuhr er, daß Ludwig in der Nacht Paris verlassen hatte. Da um Mittag seine Armee von Auxerre eintraf, so brach er auf nach der Hauptstadt. Außer den Truppen von Elba, von Grenoble, Lyon und Lons-le-Saulnier, hatte sich sein Armeecorps durch eine große Anzahl Officiere aller Grade vermehrt, welche, seit seinem Einzug in Grenoble, von allen Seiten herbeyeilten, sich an die alte Garde anzuschließen, und eine eigne Abtheilung bildeten unter dem Namen des heiligen Bataillons (bataillon sacré). Auch kamen viele Militärs auf halbem Sold, verabschiedet oder auf Urlaub, und stellten sich unter die kaiserliche Fahne. Man hatte ordentliche Noth, die Bauern von dem Mitgehen nach Paris abzuhalten. Zu Essone ward der Kaiser von seinem ehemaligen Adjutanten, dem Grafen von ...., empfangen, der ihm einen prächtigen sechsspännigen Staatswagen entgegenführte; ein Gleiches thaten auch mehrere andere seiner Anhänger, die seinen Einzug in die Hauptstadt erleichtern wollten. Er blieb jedoch lieber in seinem mit Postpferden bespannten Reisewagen. Um 6 Uhr fuhr er durch die Barriere, ohne anderes Gefolg als eine Menge Generäle und Officiere, die ihn so dicht umgaben, daß man seinen Wagen nicht sehen konnte. Er kam über die neuen Boulevards. Die königliche Armee, die am Morgen wider ihn ausrückte, gesellte sich bey der Barriere zu ihm. Fünftausend junge Adeliche von der Königsgarde, hatten in den Frühstunden Abschied genommen, um auf ihren Posten zu fliegen, um ihren König und die Hauptstadt zu schützen; Abends belebten sie die Gesellschaftssäle, und versicherten, an ihnen habe es nicht gelegen; da es aber an einem Anführer gefehlt habe, so hätten sie es fürs beste gehalten, ihren Rückzug persönlich zu melden und sich der neuen Ordnung der Dinge zu fügen. Napoleon fuhr durch das Gitterthor des Tuileriengartens, dem pont-royal gegenüber, und stieg im Schloß um 11 Uhr aus. Plötzlich wimmelte es von Officieren um ihn her; er wurde in die Höhe gehoben; sein Hut fiel zur Erde; und so trug ihn die Menge auf ihren Schultern zur großen Treppe hinauf, bis in seine Zimmer, wo er von einigen Damen seines alten Hofs bewillkommt ward, und die schönste von allen, außer sich vor Freude, schlang ihre Arme um seinen Hals und schmolz in Thränen. Trotz seiner Müdigkeit legte sich Napoleon erst um Mitternacht schlafen, und um 4 Uhr Morgens war er an der Arbeit.

*) Man bezeichnete in Paris diese Treulosigkeit des Marschalls mit folgendem Calembourg: Il faut être né (Ney) pour cela! Er und Labedoyere haben nachher ihre verletzte Pflicht mit dem Tode gebüßt.

Ultra-Essenz aus Paris.

Ein Franzos in der Klemme führt wie die zur Ohnmacht geneigten Damen, immer noch einen Trost bey sich: „Esprit" was sich wohl eher durch seinen Hauch oder witzige Luft, als durch Geist übersetzen lassen möchte. Den Ultra's unserer Nachbarn gehts gewiß recht trübseelig; man denke, die Minister hören nicht auf sie, der König besetzt nicht alle Stellen durch sie, die geheime Note ist vergeblich geschrieben, u. s. w. Nicht einmal das Papier, was sie zeither beschrieben haben, scheint den Ein-

druck gemacht zu haben, den sie von der Feder eines Chateaubriand, Bonald, Fievée, Salaberry, La Mennais etc. erwartet hatten.

Was zu thun? Man versuchts noch einmal in kleinern Dosen, und so hat uns denn ein Ungenannter einen Auszug aus den politischen Schriften der genannten Herren ganz kürzlich geliefert, und sein Reizmittel: „Esprit de M. M. de Chateaubriand etc." überschrieben.

Man kann sich kaum enthalten zu glauben, daß Herr de Chateaubriand die Vorrede selber und zwar noch im Morgenlande geschrieben habe, weil sie den pompösen Styl der Kameelritter nachahmt. (Man freue sich, auf der einen Seite winkt uns das Mittelalter; auf der andern das durch Blütenduft betäubende Arabien.) Ein Landsmann des Herausgebers, der gelehrte Abbé Girard, hat recht, wenn er sagt: „die Vernunft ist weise, hält Maas, und bequemt sich zu keiner Ausschweifung;" hingegen der Esprit verträgt sich recht gut mit ein wenig Thorheit oder Uebereilung. Den Beweis liefert unser Vorredner in seiner Espritfabrik; er fängt so an: „die wichtigsten Fragen für das Glück von Frankreich und Europa werden jeglichen Tag, jegliche Woche, jeglichen Monat mit eben soviel Offenheit als Talent, in den royalistischen Journalen, (Conservateur, Drapeau blanc etc.) abgehandelt. Die monarchischen (?) Schriftsteller schwingen eins ums andere mit gleichem Erfolg (das paßt eben nicht zu den Wehklagen,) die leichte Waffe des lächerlichen, oder die mächtige Keule der Vernunft. Sie, die einzigen Freunde des Landes, (in der That? da hätte ja das arme Frankreich wenig Freunde!) pulverisiren (ein Ausdruck aus Napoleons Bülletins) das gefahrbringende System, das ein verblendeter Minister befolgt, und die abscheulichen Lehren, die die Sclaven der Revolution, die sogenannten Independenten, predigen."

Blättert man das ohne Zusammenhang kompilirte Buch durch, so findet man einiges Lächerliche, das die Verfasser selbst trifft, und statt der Keule der Vernunft, (daß die französische raison eine Keule führe, hören wir zum erstenmale,) die Keule der göttlichen Grobheit, womit die Herren auf ihr Frankreich und besonders auf die Minister ohne Erbarmen losschlagen, daher denn alle Augenblicke ein besonderes Kapitel für die Minister vorkömmt. Sie sind Unwissende, Verräther, Dummköpfe und wer weiß was Alles. Selbst Sr. Majestät, dem König, weil er auf seine Minister zu hören scheint, wird manches versteckt gesagt, was mehr den Ultra, als den uneigennützigen Royalisten verräth. Sie wollen den lieben Gott aus der hübschen Dämmerung jenes Ludwig des heiligen wiederhaben, der bey allen guten Eigenschaften, die unsern Espritmachern schwerlich gefallen würden, doch sein Land, wider seiner weisen Mutter Rath, einem Aberglauben zugefallen im Stiche ließ. Dann wollen sie auch den lieben Gott Ludwig XVI. haben. Sie scheinen also mit unserm allgemeinen Gott nicht zufrieden zu seyn. — Wie man eine Versammlung der Volksrepräsentanten lenken müsse, das wird im Cap. 5r zu verstehen gegeben, sie sagen nämlich: „Heinrich IV. hätte zwar einer Versammlung von Notabeln einige Gewalt gegeben; er hätte aber Sorge getragen, sich nahe beim Tische aufzuhalten, und, wie er selbst erzählt, die Hand immer am Degengriffe." Hätten doch unsere Esprits die Hand immer am Degengriffe gehabt, ehe sie aus ihrem Vaterlande davon liefen, und ihren König im Stiche ließen. — In der Wahl historischer Beispiele sind sie auch nicht glücklich; Sie berufen sich auf den Respect, den sich Trajan zu verschaffen gewußt habe. Das geschah aber nicht durch die Hand am Degengriffe, sondern durch den ehrlichen Eifer für das gemeine Wohl, das aus seinen rühmlichen Regentenhandlungen so hervorleuchtete, daß ihm der Beinahme des Besten zu Theil wurde. Die Verf. scheinen sich nicht auf die schöne Anekdote besonnen zu haben, wie Trajan, ein Fürst der das Ultrasystem der falschen Ankläger, Spione, Angeber und dergl. haßte und dämpfte, einem prätorianischen Präfect den Degen mit diesen Worten übergab: „brauche ihn für mich, wenn ich gut, und wider mich, wenn ich schlecht regiere." Im Ganzen ist der Ton des schwärmerischen Chateaubriand, des fanatischen Abbé la Mennais, des Ueberläufers Fievée immer derselbe. Er gleicht dem Vortrage des Hundes in Casti's Animali parlanti, der aus Neigung Despot, aber aus Noth Royalist war, und für die unumschränkte Monarchie sprach, mit dem stillen Vorbehalt, den unumschränkten Regenten ein wenig zu regieren. — E. W. A.

Erinnerung an F. H. Jacobi.

Der Tod dieses achtungswerthen Menschen und Philosophen, hat bei seinen Mitbürgern in München (auch außerhalb, wie billig) die größte Theilnahme erweckt. In der öffentlichen Versammlung der Münchner Akademie der Wissenschaften am 1. May d. J., veranstaltet zur Feyer des Andenkens des Entschlafenen, hielten drey Mitglieder derselben, der Director Schlichtegroll, der Dir. v. Weiler, und Hofrath Thiersch, Vorlesungen, dem Gedächtniß des Verewigten gewidmet, die später,

Digitized by Google

mit Bewilligung ihrer Verfasser, unter dem Titel: „Friedrich Heinrich Jacobi, nach seinem Leben, Lehren und Wirken dargestellt von Schlichtegroll, Weiler und Thiersch," bei Fleischmann in München im Druck erschienen.

In der ersten dieser Vorlesungen (von Schlichtegroll gehalten) sagt ihr Vf.: „ihm (Jacobi) war die Verkörperung des Gedankens in das Wort ein viel wichtigeres Geschäft, als den mehrsten Schriftstellern seiner und jeder Zeit. Sein Schreiben war ein beständiger Kampf, das spröde Wort dem lebenden Gedanken, der in seiner gefühlvollen Seele webte, genauest anzupassen, und in eigentlichen Abhandlungen das zu leisten, was ihm, dem geistreichen Manne, in gleicher Gesellschaft und in seinen Briefen so leicht ward und oft bis zur Bewunderung gelang. Deshalb war er, obgleich des französischen Ausdruckes mächtiger als wohl irgend einer der deutschen Philosophen unter seinen Zeitgenossen, mit hoher Achtung für die tiefsinnige deutsche Sprache durchdrungen; deshalb ergriff ihn, wie seinen Freund Hamann, das Wort einer geistreichen Freundin (s. III. B. seiner Werke, S. 598.) als sie in einem traulichen Briefe von den Irrthümern redete, die durch die menschliche Sprache gebildet werden, und die wir mit unserer Sprache zu verlieren hoffen können. Dieß Streben nach einem prägnanten, epigrammatischen Ausdruck, der an ein geistvolles Gespräch streift, gab dem was er schrieb, jenen unbeschreiblichen Reiz, von dem sich Tausende ergriffen fühlten, zuweilen aber auch, wenn er Anderer Meinungen und Systeme bestritt, eine Strenge und Herbe, die seinen philosophischen Gegnern weh that und sie aufreizte." Dadurch erklärt sich Hr. S. daß ein Mann wie Jacobi, der mit edler Demuth lebte und schrieb, solchen heftigen Angriffen ausgesetzt seyn konnte, wie er es oftmals ward. (Beigetragen mag dieß allerdings haben, aber alleinige Ursache war es gewiß nicht. Man weiß ja längst, mit welcher Sanftmuth Gelehrte ihre Streitigkeiten zu führen pflegen und wie da kein Wort zu spitz, keine Bemerkung zu giftig ist, die nicht mit Freuden angewendet wird, um den Andersmeinenden recht empfindlich zu verwunden. Die Philosophie der Streitenden ändert darin nichts und gerade diejenige Art derselben, die am mehrsten von der allumfassenden Liebe, von Erhebung über und außer sich selbst schwatzt, nimmt es damit am wenigsten genau.)

Wie Jacobi über das Pädagogische Unwesen dachte, welches im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts überhand nahm, wie über das Gericht, welches Basedow, Campe u. a. über die großen Geister des Alterthums hielten, deren Studium sie herabsetzten, zeigt Hr. Hofrath Thiersch, in der dritten Rede dieses Heftchens. „Schon — sagt er — war es dahin gekommen, daß vor dem neuen Gericht, der Dichter der Iliade mit seinem Verdienst unter den Erfinder des Spinnrades herabgesetzt wurde, und man war auf gutem Wege, die Lehren des Noth- und Hülfsbüchleins über das Evangelium hinwegzurücken. Ein solches Unternehmen war in jener Zeit, nicht nur von seinen Urhebern gepriesen. Die pedantische Einseitigkeit mancher gelehrten Schulen, der gänzliche Verfall gründlichen Unterrichts in andern mußte seinen Erfolg befördern, und, durchgeführt, würde es den Sieg des Niedern über das Höhere vollständig gemacht haben.

Jacobi durchschaute gleich Anfangs dieß Beginnen in seiner Schlechtigkeit und schrieb deswegen 1783, als eben Campes Revisionswerk angekündigt war, an Herder: die Anordnung einer neuen Heilsordnung des Unterrichts und der Erziehung, ist Ihnen ohne Zweifel zu Gesicht gekommen. Auf mich hat sie einen solchen Eindruck gemacht, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als daß Menschen edlerer Gattung diesem häßlichen Unternehmen in den Weg treten. Für den Geschmack unserer Zeiten — was jene Leute das Bedürfniß unserer Zeiten nennen — (der Geschmack der Zeit, wird auch in unserer jetzigen Zeit, sehr oft für das Bedürfniß der Zeit ausgegeben, daher zum Theil das arge Geschrei und Lärmen,) wird von so vielen Seiten her so nachdrücklich gesorgt, daß beinah zu befürchten steht, sie erfinden noch am Ende, und bringen wenigstens die Präliminarien zu einem Frieden des Teufels zu Stande, und erklettern so den Gipfel ihrer Weisheit. — — Und den schalen, schleichenden, aufgeblasenen Quacksalber, der mit Pauken und Trompeten dieses alles vor sich her verkünden läßt, den sollte ich nicht — an den Beinen aufhängen, wenn ich es vermag?"

So schrieb Jacobi 1783 erzürnt über pädagogisch-philantropinischen Unsinn, der eine ganze werdende Generation zu verderben drohte, und so könnte man fast 40 Jahre später schreiben gegen — manchen andern Unsinn, der das lebende und das erblühende Geschlecht zu umstricken sucht, und mit noch stärkerem Pauken- und Trompetenschall verkündet wird als jener damals.

Ein merkwürdiger Traum.

Der noch in dem Andenken seiner Freunde lebende, durch musikalische Compositionen und sonst

bekannte Freyherr Siegmund v. S... hatte etwa ein halbes Jahr vor seinem Tode folgenden Traum, den eine Frau von Stande nach seiner mündlichen Erzählung aufgezeichnet hat.

Ihm träumte: Es kam ein Mensch in gewöhnlicher Gestalt und Kleidung zu ihm, und sagte, er solle sich etwas von ihm ausbitten, ob er nämlich sein zukünftiges Schicksal erfahren, oder lieber seine vergangenen Schicksale alle der Reihe nach, noch einmal vor sich sehen wolle? S.. sagte: die Zukunft wolle er Gott überlassen; es würde ihn freuen, wenn er sein vergangenes Leben ganz wie ein Gemälde vor sich sehen könnte.

Nun gab ihm der Mann einen Spiegel, in welchem er sich als ein Kind von 3 Jahren, und alle seine Hofmeistergeschichten erblickte, die er damals gehabt, und deren er sich erwachsen kaum erinnert hatte. Auch jeder Verdruß, jede Begebenheit, die er in seiner Jugend mit seinen Eltern erlebt hatte, erschienen da so lebhaft und getreu, als ob sie erst wirklich geschähen. So gingen seine Kinder- und Jugendjahre in diesem Spiegel vor ihm vorüber, bis auch die Geschichte seines Aufenthalts in Italien an die Reihe kam. Hier hatte er eine Geliebte, die er gewiß würde geheirathet haben, wenn ihn sein Glück in Italien gelassen hätte. Diese sahe er nun im Traum auf einem Bette liegen, und ihm zuwinken; er ging zu ihr. „Wir müssen uns trennen, sagte sie zu ihm, aber nicht lange, lieber S... denn ohne Sie kann ich nicht lange seyn; nur müssen Sie mich auf einige Minuten allein lassen. Er ging aus dem Zimmer, und als er kurz darauf wieder herein trat, lag Sie weit schöner, ja einer Verklärten gleich, da, zu ihren Füßen that sich ein Vorhang auf. — S... sagte, dergleichen herrlichen Anblick, als er da im Traume gesehen, könne er gar nicht beschreiben; er habe eine Menge schön verklärter Geschöpfe gesehen, alle seien vergnügt und in Bewegung gewesen, aber die Hellung habe seine Augen geblendet. Eine dieser Verklärten habe seine Geliebte bey der Hand gefaßt und langsam zu sich hineingezogen, darauf sey der Vorhang niedergefallen. — Nun wachte S... auf und dachte dem besondern Traume nach, schlief aber wieder ein, und der nämliche Mensch erschien noch einmal, fragte ihn, ob er zufrieden mit dem sey, was er ihm gezeigt habe, und ob er wohl noch alle Menschen zu sehen wünsche, die er in seinem Leben gekannt habe? S... sagte, daß es ihm das größte Vergnügen seyn würde. Er erhielt nun aufs neue ein großes Glas, in welchem er der Reihe nach alle bekannte, sowohl Lebende als Verstorbene vorbey gehen sahe, mit dem Unterschied, daß die noch lebenden Glücklichern ihm alle freundlich ansahen und stehen blieben; diejenigen aber, von denen er wußte, daß sie unglücklich und mißvergnügt lebten, gingen Alle, mit der Hand vor den Augen schnell vorüber, und es fand sich auch nachher bestätigt, daß Alle, die mit der Hand vor den Augen schnell vorbey gegangen waren, und von denen er nicht gewußt, ob sie glücklich oder unglücklich seien, das letzte waren. Dies erfuhr S... indem er nach diesem Traum von vielen alten Bekannten Erkundigungen einzog, die immer mit seinem Traumgesicht übereintrafen. Die Verstorbenen, die S... im Spiegel sahe, hatten eine ganz eigene, ausgezeichnete Kleidung. Sie blieben alle vor ihm stehen und winkten ihm freundlich mit der Hand, bis auf Einige, die wie ein Blitz und ebenfalls mit der Hand vor den Augen vorbey schwanden, doch so daß er sie erkennen konnte. Dieß war ihm das erschrecklichste von seinem Traum, und wenn er darauf kam, brach er immer schnell ab, weil er sehr erschüttert wurde. — Er wachte nun wieder auf, stand auf und ging ans Fenster um sich die Gedanken zu zerstreuen. Es schlug eben 3 Uhr. Endlich legte er sich wieder zu Bette, schlief ein, dachte im Traum seinem Traum nach und machte im Traum ein Gedicht. Nun erwachte er wieder, stand auf, ließ sich Licht bringen, schrieb den ganzen Traum, das Gedicht und eine Musik dazu auf.

Einige Tage nach dem Tode des Herrn von S... kam auch die Nachricht von dem Ableben der Person in Italien, deren im Traum gedacht wird.

Französische Literatur.

Von der in No. 41. erwähnten englischen Missionsreise des Herrn Bowdich in das zeither unbekannte africanische Königreich Ashantee ist bereits eine Uebersetzung: Voyage dans le pays d'Ashantie. (Paris b. Gide) erschienen, und das Journal des savans giebt im August- und Septemberhefte eine ausführliche Recension davon. Der Recensent, Herr Biot, verbreitet sich im Eingange über das englische Colonisirungssystem, als eine nothwendige Folge und ein nothwendiges Correctiv des gegenwärtigen Zustandes von England. Wer in Europa sollte auch dieses System nicht loben? Es ist zehnmal besser, als das ehemalige französische Eroberungssystem, vermöge dessen der Staat seiner Uebervölkerung in entlegene Gräber sich entlud, und seinen und seiner Soldaten Seckel mit fremdem Gelde Raubsweise füllte. Wir unterlassen es, aus dem Auszuge des Herrn Biot einen Auszug zu geben, weil er treuer und besser schon im Journal für die neuesten Land- und Seereisen vom Julihefte an zu

Google

finden ist. Nur soviel wollen wir hier anmerken, daß das neu entdeckte Königreich keine größere Bevölkerung hat, als Schottland (ungefähr 1,000,000) aber gleichwohl zwischen 2, und 300,000 Soldaten. (Daraus folgt, daß wir unsere stehenden Heere durchaus nicht vermindern dürfen.) Entstanden soll dieses Königreich seyn zu Anfange des vorigen Jahrhunderts. (Immer alt genug! Die europäische Geschichte kann Africa mit viel jüngeren dienen, die schon wieder gestorben sind.) Der Gründer war ein Kriegsheld Saï Tootoo, der die Bewohner unterdrückte, und sich zum König des Landes machte. (Also in Africa wie in Europa: Le premier qui fut roi, fut un soldat heureux.) Seine Soldaten erhob er zur privilegirten Caste, und zwar dergestalt, daß sie nie am Leben gestraft werden konnten. (So weit gieng Bonaparte denn doch nicht, Gott sey Dank. Von Zeit zu Zeit ließ er einen, der's zu toll gemacht hatte, erschießen.) Ein Nachfolger von ihm, Saï Cudjo, fand das auch selbst zu drückend für die übrigen Unterthanen, er hob das Privilegium auf, und trug es auf einige ihm ergebene einheimische Familien über. (Da haben wir den Adel, Herr von Hundt-Radowsky mag schreiben, was er will.) Diese Familien sitzen im Staatsrathe, haben aber in auswärtige Verhältnisse nicht bloß berathend zu reden, sondern sogar verbietend. Soll Krieg seyn: so muß auch noch das Corps der Anführer, eine Art von Generalstab, einwilligen. (Das ist nicht unvernünftig.) Die Priester gehen nicht schwarz, sondern weiß. (Auch gut! Man sieht's gleich, wenn sie sich besudeln, und doch sticht die Farbe des Anzugs, wie bey uns, gegen die Gesichter ab, die dort, dicht am Aequator, ziemlich schwarzbraun seyn mögen.) Bey der Successsion in die Königswürde wird zwar auf Legitimität gesehen, aber doch nicht allein, es wird auch Leibesstärke, Größe, und sogar Schönheit verlangt. Daher wird es mit den Königinnen in puncto sexti nicht genau genommen, die Legitimität wird bloß von der Mutter attestirt, pater est, quem nuptiae demonstrant. Rüstige, große, schön geformte Unterthanen, gleichviel, ob Officiers, Bürger, oder Soldaten, können im Torus den König repräsentiren. (Wir vermuthen, daß der König von Ashantee nicht leicht Noth haben wird, in Africa eine Gemahlin zu bekommen.) Will sich der König der Treue eines seiner Großen recht versichern; so nimmt er seine Kinder zur Erziehung an den Hof, und vertraut ihm die seinigen an. (Uncivilisirte Menschen! In Europa wäre damit der Zweck nicht zu erreichen.) Wenn der Monarch einen belohnen will: so schenkt er ihm nichts, er leiht ihm bloß eine Summe ohne Zinsen, auf einige Jahre, damit muß er etwas erwerben, und kann er das nicht: so wird angenommen, er sey ein Dummkopf. (Und das mit Recht: denn der jährliche Zinsfuß beträgt dort ungefähr 330 pr. Cnt. Wenn der Staat von Ashantee eine Anleihe in England eröffnen will; sie wird, gegen gehöriges Pfand, bald zusammen seyn. Herr Biot findet übrigens in dieser Art von Königlicher Belohnung eine Delicatesse. Für einen Académicien ziemlich schief!) Herr Bowdich hat 30 neue Sprachen entdeckt, zwey davon philosophisch-grammatikalisch analysirt, sie dem Hebräischen und Griechischen verwandt gefunden, und sogar Ashanteische Musikstücke auf Noten gebracht. Ueberhaupt zeugt sein Werk von großer Gelehrsamkeit, und er verheißt für die Zukunft mathematisch-geographische Experimente zu besserer Bestimmung der Erdgestalt. Da er erst 23 Jahr zählte, als er nach Ashantee reist (1817), so ist er ein ingenium praecox, welches sich mit unserem Herrn D Witte wohl messen kann, wenigstens was die practische Gelahrtheit anlangt.

Notizen.

Universitäten. Auch diese waren schon einmal am Ende des 14ten und Anfang des 15ten Jahrhunderts bei der englischen Regierung im übelsten Verdacht politischer Umtriebe und geheimer Verschwörungen, als Anhänger des kühnen Wiklefs, (von dem man auch beiläufig hier angeführt, die älteste englische Bibelübersetzung von 1380 hat). Man versuchte anfangs Lehrer und Studenten durch strengere Disziplinargesetze, welche die Erzbischöffe mittelst außerordentlicher Visitationen handhaben sollten, im Zaum zu halten, und als dieses nicht zu fruchten schien, ließ man mehrere als Ketzer verbrennen (in England 1400 zum erstenmal). Selbst in Deutschland ist Hussens Verbrennung hauptsächlich mit durch die Engländer betrieben worden, um dadurch den Wikleften in England einen Streich mit zu versetzen.

Es ist bisher noch nicht dafür gesorgt, sehr fruchtbaren Frauen ein Ehrenzeichen zu verleihen. Wir schlagen dazu einen angeöhrten holländischen Ducaten vor und daß dieser möge an einem rosenfarbenen und grünen Bande (Liebe und Hoffnung, unserthalben auch an einem gewässerten Bande) beliebigen Orts getragen werden. Wir wüßten nicht was dahin passender wäre als die Umschrift des Ducatens: Concordia res parvae crescunt. (Durch Eintracht wachsen kleine Sachen.)

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 3. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 Januar.

Frau von Staël.

Bey Treuttel und Würtz sind die vier ersten Theile der Werke der Frau von Staël unter folgendem Titel erschienen: „Oeuvres complètes de Mme. la Baronne de Staël, publiées par son fils; précédées d'une Notice sur le caractère et les écrits de Mme. de Staël, par Mme. Necker de Saus sure. A Paris, chez Treuttel et Würtz, libraires, rue de Bourbon, No. 17; à Strasbourg et à Londres même maison de commerce. 1820." Der erste Theil enthält, außer einem avertissement des Herausgebers von 8 Seiten, eine Nachricht über den Character und die Schriften der Frau von Staël (372 Seiten), und als erste Schrift derselben die Briefe über die Schriften und den Character J. J. Rousseau's (104 Seiten). Ein cartonnirter farbiger Umschlag giebt dem Buche ein artiges Aeußere, und beym Aufschlagen des Titels wird man durch ein links daneben befindliches, von H. C. Müller gut gestochenes, und sehr ähnliches Bild der Verfasserin angenehm überrascht. Ein deutscher Verleger würde auf den Titel gesetzt haben „mit Kupfern", oder doch „mit dem höchstgelungenen Bildniß der Verfasserin." Der Franzos ist auch hierin mehr epigrammatisch; er verkündigt es nicht, aber er giebt es.

Herr Schlegel (oder sollen wir sagen, Herr von Schlegel?) hat so eben in die Zeitungen rücken lassen, „daß niemand mehr im Stande sey, über die große Verewigte zu reden, als ihre vertrauteste und im Geist ihr innig verwandte Freundin, Frau Necker (de Saussüre) in Genf, und daß er daher geglaubt habe, durch Uebersetzung dieser meisterhaften, mit biographischen Zügen angefüllten Characteristik seiner edeln Beschützerin und Freundin, über deren Verlust seine Trauer nur mit seinem Leben aufhören werde, manchem ihrer zahlreichen Verehrer in Deutschland eine willkommene Gabe darzubieten." Er fügt hinzu: „meine Uebersetzung ist bereits unter der Presse, und wird im Verlage der das Original besorgenden Buchhandlung fast gleichzeitig mit demselben erscheinen." Wir ersehen hieraus, daß er dießmal nicht so geschwind übersetzt, wie bey der Corinne; denn diese erschien bekanntlich noch eher deutsch als französisch. Immer aber wird die deutsche Notice des Hrn. Schlegel früher erscheinen, als ein anderer Uebersetzer damit fertig werden kann, und jedenfalls wird kein Anderer die Characteristik der Frau von Staël so getreu wieder zu geben im Stande seyn, wie derjenige, der ihr im Leben so nahe stand. Indem auch wir eilen, unsere Leser auf dieses interessante Werk aufmerksam zu machen, hoffen wir, weder der Verfasserin, noch dem Herausgeber, noch dem Uebersetzer, noch dem Verleger, einen unangenehmen Dienst zu erweisen.

Vor allen Dingen ist ein arger Verstoß zu rügen, der beym Aussprechen des Namens der Frau von Staël häufig begangen wird. Sie heißt nicht einsylbig Stael oder Stál; sondern zweysilbig — Sta-el, oder Staël. Selbst Kotzebue hat in einem seiner, in Alexandrinern geschriebenen, kleinen Theaterstücke den Fehler gemacht, auf Stál zu reimen. Diese Aussprache ist aber eben so lächerlich, als wenn die Franzosen den Namen Göthe Goëthe schreiben und Go-ett sprechen. So oft wir in höhern Cirkeln die „Frau von Stál" nennen hörten, gab es uns immer einen Stich ins Herz.

Daß Frau Necker von Saussüre ihrer verewigten Freundin, deren Character und Schriften sie vor uns vorüberführt, sehr sinnverwandt und geistesähnlich seyn muß, bewährt sie unwidersprechlich durch die ausgezeichnete Art, wie sie sich die gestellte, gewiß nicht leichte Aufgabe löst. Wenn sie irgendwo (S. 333) ihre Arbeit einen schwachen Umriß nennt; wenn sie darüber Besorgniß äußert, daß sie, ohne Tugend und Erfahrung, es wage, zum erstenmal als Schriftstellerin aufzutreten; so können wir ihr den Trost geben, daß sie eben keines Trostes bedarf, sondern mit dieser gelungenen und reichen Schilderung eines denkwürdigen Lebens einen bedeutenden Platz in der Literatur einnimmt.

Daß von dem Leben einer Dame die Rede ist, ergiebt sich gleich daraus, daß man weder erfährt, wann sie gebohren wurde, noch wann sie gestorben ist. Im Grunde ist das auch gar nicht nöthig zu wissen. Genug, daß es immer 30 Jahr dauert, ehe ein Frauenzimmer von Stande 20 Jahr alt wird; und dann tritt bekanntlich der kritische Zeitpunct ein, wo die Damen 20 Jahr fortleben,

Ausgegeben den 16. December.

Google

ohne nur im mindesten älter zu werden, so daß sie die 50 erreichen, man weiß nicht wie. Zum Glück hilft uns hier das Conversationslexicon aus, welches berichtet, Fr. v. St. sey im J. 1768 zu Paris gebohren worden.

Daß aber nicht bloß von dem Leben einer Frau, sondern einer geistreichen Frau und Schriftstellerin die Rede ist, beweis't der Umstand, daß in der ganzen „Characteristik" nur ein einziges Mal, und auch da nur ganz im Vorbeygehen, vom Herrn von Staël gesprochen wird, und es ist ein unumstößlicher Erfahrungssatz, daß eine berühmte Ehehälfte weiblichen Geschlechts die unberühmte Ehehälfte männlichen Geschlechts einigermaßen en bagatelle zu tractiren pflegt, indem sie mit dem Glanze ihres Ruhms dermaßen flimmert und flammert, daß der Gemahl dabey eine sehr dunkle und miserable Figur spielt.

Der Baron von Staël-Holstein war bekanntlich schwedischer Gesandter zu Paris, und einer der liebenswürdigsten Männer, die es je gegeben hat. Er starb im J. 1798, und Frau v. Staël wurde im 30sten Jahre Witwe. Die Ehe war nichts weniger als glücklich. Fr. v. St. folgte zu sehr ihrem Kopfe, und vernachlässigte ihr Aeußeres dermaaßen, daß sie anstößig wurde. Madam Necker erzählt jedoch von dem Allen nichts. Sie malt vielmehr ihre Freundin durchaus als Ideal, als ein überirdisches Wesen, ohne Fehl und ohne Tadel; als eine Göttin, deren Heimath der Himmel war. Kaum soviel giebt sie zu, daß sie als lediges Mädchen ihrem Anzug zuweilen nicht genug Sorgfalt gewidmet habe und z. B. einmal mit einem Kleid erschienen sey, dessen Garnitur etwas aufgetrennt war. (Ey, ey, Madam Necker! Eine Göttin und eine zerrißne Garnitur!)

Es ist aber hundert gegen eins zu wetten, daß der Herr von Staël gewiß auch darüber mit verdrüßlich geworden ist, daß cara sposa in den Gesellschaften nur immer allein sprach und immer die erste Rolle spielte, weil niemand gegen sie aufkam. Damen sprechen überhaupt nicht ungern; wenn sie aber vollends gut sprechen, dann ist kein Ende. Madam Necker wendet zwar diese sprachseelige, um nicht zu sagen streitsüchtige Eigenschaft ihrer Freundin ebenfalls zu ihrem Vortheil; aber hie und da ist sie doch nicht genug auf ihrer Hut gewesen. Die Wahrheit sticht zuweilen unwillkürlich durch. „Frau von Staël, heißt es S. 286, war sich ihrer Ueberlegenheit so sehr bewußt, daß sie sich oft mitten in den Kampf hineinwagte. Sie begann aus fliegendem Geschütz zu feuern; man hörte die Kugeln um sich herum pfeifen; Entsetzen verbreitete sich rings." Ferner: „Man schlug sich aufs äußerste; man theilte heftige Säbelhiebe aus; aber niemand starb daran. Coppet war der Saal des Odin im Paradiese der Scandinavier, wo die getödteten Krieger sich wieder aufrichten und von neuem kämpfen." Oder: „Man war im Streite mit ihr manchmal wie zermalmt, wie niedergeschmettert, und immer behielt sie, gleich der Siegestrompete, das letzte Wort." Da mochte es dem armen Gemahl freylich sauer werden, durchzukommen!

Aber Fr. v. St. schrieb eben so leicht als sie sprach. Ihre vier Hauptwerke sind: Delphine, Corinne, Deutschland, und die französische Revolution. Wir möchten sie nach den vier Ländern, die zunächst auf jede dieser Schriften eingewirkt, Frankreich, Italien, Deutschland, und England nennen. Delphine oder Frankreich leidet an schlaffer Moral; auch endete sie früher durch einen Selbstmord, der jedoch in der sichern Umarbeitung des Schlusses einem tragischen Briefe der sterbenden Delphine Platz gemacht hat. In Corinne oder Italien wohnt die ganze Gluth des südlichen Himmels. Ob die Dichterin in diesem vorzüglich gelungenen Romane gerade den Untergang des Idealen im Realen zur Anschauung bringen wollte, mögen wir nicht entscheiden. Wenn aber Madam Necker, um den gewaltigen Eindruck dieser meisterhaften Dichtung zu beweisen, erzählt, die verstorbene Königin von Preußen habe bey manchen Stellen der Corinne, im Gefühl eigner Hoffnungslosigkeit, und von Schmerz überwältigt, vor Thränen nicht weiter lesen können, und in England habe das Erscheinen dieses Romans so viel Aufsehen erregt, daß selbst in kleinen Landstädten die Menschen einander auf der Gasse angehalten und gefragt hätten, ob man die Corinne gelesen, — so scheint uns dieß, eine kleine Uebertreibung abgerechnet, eben nicht unwahrscheinlich. Der Uebergang von dem schönen Italien auf das rauhe Deutschland war neu und unerwartet. Der nördliche Theil unsers Vaterlandes war den Franzosen noch größtenheils unbekannt. Man sprach von dieser Hälfte Deutschlands in den Pariser Cirkeln, wie von einer Wüste America's, in der es nichts gäbe als Eis und Wälder, trüben Himmel und trübe Menschen. Nächst den auch hieher vordringenden Kriegen, war es Frau von Staël, die den Franzosen hierüber zuerst andere Begriffe mittheilte. Und insofern ist sie es, und Napoleon, die durch die Annäherung und innigere Durchdringung zweyer großen Nationen, welthistorische Folgen veranlaßen, deren Ende in ganz andere Fäden auslaufen

kann, als sich gegenwärtig übersehen läßt. Sie hat den Muth gehabt, unsere Sprache zu lernen, um unsere Literatur aus der Quelle zu schöpfen; sie hat den Franzosen aus unsern Meisterwerken die schönsten Stellen übersetzt: dadurch hat sie die Einseitigkeit und Selbstsucht dieses Volks gebrochen und den Pfad geebnet, auf dem allein es möglich ist, die Fesseln eines verjährten Regelnzwangs zu sprengen. Madam Necker sagt (S. 160) sehr richtig: „Die französischen Kunstrichter haben vollkommen Recht; aber vor lauter Rechthaben sehen sie nicht, daß es in Frankreich zuletzt keinen Dichter mehr geben wird." Frau von Staël hat sich bekanntlich durch ihre, obschon nur theilweise, günstigen Urtheile über Deutschland, über deutsche Literatur und Philosophie, in Frankreich viele Feinde gemacht. Ihr ärgster Feind war Napoleon selbst. Er haßte sie, theils wegen ihrer politischen Urtheile, theils wegen ihrer ungemeinen Geistesgaben. Als er sie früher ein Mal in Coppet besuchte, äußerte sie ihm unverholen ihre Ansichten über die zu treffenden Aenderungen in der innern Einrichtung des Reichs. Der Kaiser hörte ihr aufmerksam zu; als sie geendet hatte, sagte er: Und wer, Madam, erzieht denn Ihre Kinder? — und kehrte ihr den Rücken. Während ihres Aufenthalts in Paris fühlte er es instinctmäßig, daß jedes ihrer Worte ihm schaden müsse. „Ich höre, sagte er, sie spricht weder von Politik noch von mir, und doch weiß ich nicht, wie es kömmt, — wer bey ihr gewesen ist, liebt mich allemal weniger als vorher." Ein andermal meinte er: „sie exaltire die Köpfe in einem Sinne, der ihm nicht zusage." Madam Necker versichert, dieß sey, nächst dem Misbehagen, daß Frau v. Staël bey jedermann in so hoher Gunst stand, ohne daß letztere von ihm ausging, die wahre Ursach ihrer Verbannung gewesen. Es ist interessant, zu lesen, wie Fr. von Staël, und in und mit ihr Madam Necker, über uns Deutsche urtheilt. Den Unterschied zwischen der Corinne und der Schrift über Deutschland bezeichnet sie so: „Italien konnte besungen werden; aber von Deutschland ließ sich nur erzählen." (Wir dächten, so gar prosaisch wären wir doch nicht.) Einen tiefen Eindruck machte es auf Fr. v. St., als sie in einem kleinen deutschen Städtchen, an einem trüben Wintermorgen, auf freyer schneebedeckter Straße die herrlichste Musik hörte. (Wahrscheinlich unsere Chor- und Currentschüler, deren vierstimmiger, regelmäßiger Gesang vor den Häusern, oder die Straßen entlang, auf die Fremden, besonders auf Franzosen und Schweitzer, immer ungewöhnlichen Eindruck macht.) Die Deutschen werden mit ihrer „blutjungen Literatur (cette littérature toute jeune encore)" als „Anfänger (des débutans)" behandelt. Von allen deutschen Schriftstellern sind (nämlich in der Notice) bloß Göthe, Schiller und Voß (mit seiner Luise) genannt. Göthe heißt der Genius, vor welchem die Deutschen anbetend niederfallen (le génie, devant lequel les Allemands se prosternent tous); doch werden ihm bizarre Manieren (des bizarreries) schuld gegeben, daher seine Hervorbringungen außerhalb Deutschland keiner sonderlichen Würdigung fähig wären. Folgende Stelle wollen wir, mit Hrn. Schlegels Erlaubniß, einstweilen im Voraus zum Besten geben: „Allerdings schien der Fr. v. St. in Deutschland eben nichts vollkommen; Bücher, Theater, Kunst des Umgangs, nichts stand auf einer hohen Stufe der Trefflichkeit: doch war überall in den Schriftstellern Wärme, Leben, Wetteifer, überall Wohlwollen in der Gesellschaft. Alles war noch im hoffnungsvollen Werden, aber diese Hoffnung belebte Alles. Es war ihr, als ob sie freyer athme in einem Kreise von Männern, die dem Talent kein Hinderniß, dem Gedanken keine Grenze entgegenstellten, die, fern von Unduldsamkeit, den Genius wie ein Kind des Himmels ehrten und mit Zutrauen bewillkommten. Der Geist, der in den Schriftstellern waltete, hat sie vermocht, günstiger von ihren Werken zu urtheilen; aber ihre Absicht dabey war mehr, demselben Geiste auch in Frankreich Eingang zu verschaffen, als daß sie hätte die deutsche Literatur der Franzosen als Mutter zur Nachahmung aufstellen wollen." Madam Necker bietet alles auf, um die beleidigte Eitelkeit der großen Nation zu beruhigen. Die Deutschen, meint sie, hätten von Fr. v. St. doch auch manchen Klaps bekommen; aber die hätten, statt darüber böse zu werden, sich vielmehr dafür bedankt. Die ganze Welt kenne ja den unermeßlichen Ruf der französischen Literatur, daß ihre Schriftsteller bey allen Völkern einheimisch, ihre dramatischen Stücke auf allen Theatern gespielt, ihre Sprache unter allen Himmelsstrichen von der gebildeten Classe gesprochen werde; darüber wären nun freylich die Franzosen mit Recht stolz geworden; sie ständen auf dem Gipfel ihres Glanzes, und freymüthig zu ihnen reden, heiße ebensoviel, als Königen die Wahrheit sagen!! Und in diesem Tone geht es fort. Uns kömmt das Ding gerade so vor, als ob ein verzogenes Kind im Winkel steht und böse thut, und die Mutter sucht den kleinen Trotzkopf durch Puppen und Zuckerwerk wieder zu begütigen. Bey solcher Erziehung wird aus dem Kinde im Leben nichts. Fast ebenso benimmt sich Madam Necker in Bezug auf die Be-

trachtungen über die französische Revolution. Ihr Bemühen, die Franzosen dahin zu bringen, daß sie ja nicht denken sollen, als ob Fr. v. St. aufgehört habe, ihr Vaterland als echte Französin zu lieben, scheint gar zu grell durch. Nur Napoleon und seine Gewaltherrschaft habe sie gehaßt, nicht den König oder den Adel. Es habe ihr oft wehe gethan, zu sehen, wie der Adel im Staat immer tiefer sinke: sie sey entschlossen gewesen, ihm zu Hülfe zu kommen, und deshalb habe sie ihm in ihrem neuesten Werke die Mittel gezeigt, sich zu retten, sich zu heben." Sie sah den Gang der Dinge, die unwiderstehliche Macht der Ereignisse: o vermeidet, schien sie dem Adel zuzurufen, vermeidet einen vergeblichen Kampf, brecht eure Kräfte nicht an der eisernen Nothwendigkeit; so will es das Jahrhundert, die Zukunft, das Verhängniß. Ums Himmels willen tretet der vorschreitenden Zeit nicht in den Weg; macht nicht, daß die Räder ihres Wagens euch zerschmettern."

Fr. v. St. hat schon vor dem Erscheinen der Delphine manches geschrieben, und auch nachher, was theils gedruckt ist, theils nicht. Ihr Sohn, August von Staël, verspricht, dafür zu sorgen, daß auch das noch Ungedruckte, dem Publikum noch nicht Bekannte, insofern es ein öffentliches Urtheil auszuhalten vermag, aus dem Nachlasse der Verewigten aufgenommen und der Folge ihrer Werke einverleibt werden soll. Dahin gehört besonders eine „Entwickelung der Delphine" und „Betrachtungen über die sittliche Tendenz dieses Romans." Es scheint, sie sey zu diesen Niederschreibungen durch die bekannten ungünstigen Urtheile der Moral bewogen worden. Sie selbst hat ja irgendwo gesagt: der Mann darf der Meynung trotzen; die Frau muß sich ihr unterwerfen. Dahin gehören ferner mehrere Theaterstücke, manche fertig, manche nur skizzirt; verschiedene politische Abhandlungen; der Umriß eines (prosaischen) Gedichts, betitelt Richard Löwenherz; besonders aber der erste Entwurf eines Werkes, das sie unter dem Titel: zehn Jahre im Exil (Dix années d'exil) begonnen hatte. Fr. v. St. hat von Jugend auf viel Sinn für das Theater gezeigt. Madam Necker sagt von ihr: il y avoit quelquechose de dramatique en elle. Man hat aus ihrer frühern Zeit ein Lustspiel: Sophie ou les sentiments secrets, und ein Trauerspiel: Jeanne Grey. Wenn wir nicht irren, so sind beyde gedruckt, haben aber kein sonderliches Glück gemacht. Ein zweytes Trauerspiel: Montmorency, ist noch in der Handschrift; der Held des Stücks wird von einem ehrgeitzigen Weibe zur Empörung verleitet; die Rolle des Cardinals Richelieu ist geistvoll gezeichnet. Dann wird noch genannt: le Capitaine Kernadec, im hochkomischen, und Agar dans le désert, im pathetischen Styl. Fr. v. St. unterhielt selbst ein kleines Liebhaber-Theater, und es war eine Zeit, wo ihr größtes Vergnügen darin bestand, mitzuspielen. In der Darstellung des mimischen Ausdrucks der Leidenschaft soll sie große Momente gehabt haben, was wir gern glauben wollen. Aber auch pfiffige oder naseweise Kammermädchen gab sie sehr ergötzlich. Wie tief sie empfand, und wie leicht sie auch da ergriffen wurde, wo Andere wenig oder nichts fühlten, sieht man daraus, daß sie den Vers:

Votre nom? — Moncassin. — Votre pays? — La France.

niemals ohne Thränen anhören konnte; auch war sie bey der Stelle: Les orangers du royaume de Grenade, et les citronniers des rois maures, jedesmal aufs tiefste erschüttert. Als Zaire konnte sie das Kreuz nie losmachen, ohne es in der Gluth des Affects zu zerbrechen. „Tragödie zu spielen, durch den Vortrag einer göttlichen Sprache tiefe Empfindungen zu wecken, sich mit den Gemüthern einer zahlreichen Versammlung so ganz in Einklang zu setzen, daß ein Blick, eine Bewegung der Hand, eine Beugung der Stimme in allen Herzen wiedertönt, dieß war für Fr. v. St. eine Entfaltung des Daseyns, ein hoher sympathetischer Genuß, der sich mit nichts vergleichen läßt."

Von ihrem Verhältniß zu Benjamin Constant ist fast gar nicht die Rede; zu August Wilhelm Schlegel nur insofern, als er ihr für deutsche Art und Kunst, und sodann für die Antike, mehr Empfänglichkeit einflößte. Ohne Zweifel gehörte es zu ihren kaum verzeihlichen Schwächen, daß sie noch in den letzten Jahren ihres Lebens einen jungen Mann heyrathete, der etwa halb so alt war wie sie (Herrn Rocca, einen verwundeten Officier) und daß sie gleichwohl, aus Vorliebe für ihren berühmten Namen (wie Madam Necker sagt), diese Verbindung nicht vor der Welt anerkannte. Die Verfasserin der Characteristik versäumt zwar nichts, um den jungen Mann, seinen wankenden Gang, seine Gesichtsblässe, seinen schwachen Zustand, recht interessant darzustellen, und wie auf der einen Seite der feurig liebende Officier mit seinen Wunden, auf der andern die vom Unglück erschöpfte, hoffnungslos dahinathmende Freundin gestanden habe: wie nun auf einmal durch die düstern Wolken ihres Geschicks ein neuer Tag gebrochen, und ihr die Hoffnung aufgegangen, endlich doch noch den Traum ihres ganzen Lebens, eheliche Liebe, erfüllt zu sehen; wie sie

schon früher in Bezug auf ein künftiges Asyl in England mehrmals geäußert habe: ich brauche Zärtlichkeit, Glück und Beystand, und wenn ich dort einen edeln Character finde, da bin ich wohl im Stande, ihm meine Freyheit zu opfern," ꝛc. Immer wird es doch eine Verirrung bleiben, die sich schwer rechtfertigen läßt. Hr. Rocca starb kurz nach dem Tode seiner Gattin, im südlichen Frankreich, wo sein Bruder ansässig ist.

Wollen wir nun zu guter letzt noch etwas von Frau von Staël festhalten, so ist dieß nicht der Umstand, daß sie funkelnde schwarze Augen hatte, während ihre Mutter blauäugig war; auch nicht, daß sie gewöhnlich ein Streifchen Papier oder ein Stückchen von einem Blatt zwischen den Fingern auf und ab zu rollen pflegte; noch die Erinnerung an die leisen Seufzer und Ausrufungen in ihren letzten Lebenstagen, z. B. pauvre nature humaine! helas! qu'est-ce que de nous! ah, la vie! la vie!: sondern wir wollen unserm Gedächtniß einige ihrer aus dem Leben aufgegriffenen Bemerkungen einprägen und dann unsre schon zu lang gewordene Anzeige schließen.

Fr. v. St. hielt bey ihren Bekanntschaften sehr viel vom ersten Eindrucke, den eine Person auf sie machte. Sie behauptete, eine längere Beobachtung habe sie immer wieder auf ihre erste Ansicht zurückgeführt. Daher sagte sie: „Um die Menschen kennen zu lernen, braucht es entweder einen Tag oder zehn Jahre; die Zwischenzeit trügt."

Oft war sie sehr betrübt, ohne daß ihre Unterhaltung darum minder glänzend war. Dann sagte sie wohl mit feuchten Augen: „Ich habe eine Sonate gespielt. Einem Bravourspieler sind die schwierigsten Gänge geläufig, ohne daß er darauf Acht giebt. Ich spreche, und weiß nicht was. Mein Schmerz hat darum keinen Augenblick aufgehört."

„Mit affectirten Leuten läßt sich gar nicht reden: immer kömmt der angenommene Character als dritte Person dazwischen, und antwortet, gerade wenn man mit der eigentlichen Person spricht. Affectirte sind die Einzigen, von denen sich schlechterdings nichts lernen läßt."

„Was mir, nächst meinen Freunden und Verwandten, am meisten im Auslande fehlte, waren Leute, die Spaß verstehen." (Nicht sowohl Spaß verstehen, als vielmehr den Spaß aufnehmen und fortsetzen. Darin sind die Pariser Unterhaltungen allerdings den deutschen überlegen. Wir kennen aber doch auch in Deutschland Residenzen und andere Städte, wo die Conversation lebhaft, geistreich, witzig, mit einem Wort, schwarmant ist.)

„Es ist bloßer Stolz, wenn der Mensch das Geheimniß des Universums enthüllen will. Das Vaterunser ist mir lieber als alle Metaphysik!" (Frau v. Staël wurde in den letzten Jahren ein wenig fromm.)

Uebrigens ist der Styl der Madam Necker sehr nett, klar und zierlich: zuweilen könnte man ihn gekünstelt nennen: z. B. wenn sie sagt (S. 270): „Die Freundschaft mit Fr. v. Staël war ein Ueberströmen des eignen Ichs in das ihrige; daher man eigentlich in der Todten sich selbst beweint." Erinnert das nicht an die Spielereyen in Ovid's Heroiden und Metamorphosen?

Eine Sprachbemerkung wollen wir unsern Lesern zum Schluß nicht vorenthalten. S. 40 ist von der delphischen Pythia und der cumäischen Sibylle die Rede, und es heißt von ihnen: ihre Bewegungen hätten ein convulsivisches Ansehen gehabt. Viele werden dieß übersetzen: leurs mouvements avoient l'air convulsif. Dieß ist aber falsch; man muß setzen: convulsifs. Wahrscheinlich weil subintelligirt wird d'être. Kann man denn auch sagen: Mme. de Staël a l'air francoise?

Curiosa aus der Bibliothèque historique.

2) Abgaben des Stadt Paris. Von Paris wird gesagt, es sey dort mit den Abgaben schlimmer als anderswo. In Weinländern sieht man in der Regel nichts von Betrunkenheit. Diese ist aber in Paris um deswillen zu Hause, weil hier der Wein, wegen der auf ihn gelegten städtischen Abgaben, so theuer wird, daß ihn der Arme nicht bezahlen kann. Deshalb überläßt er sich, die Woche über, schlechtem Fusel von Brandwein und Liqueur, der um so leichter berauscht, je mehr er verfälscht ist. Nur des Sonntags zieht die geringe Classe der Pariser Bevölkerung zu ganzen Haufen hinaus vor die Stadt, wo es von Kneipen und Weinschenken wimmelt, und wo das Maas Wein über die Hälfte wohlfeiler ist, als in der Stadt. Da entsteht nun ein zweytes Uebel. Es däucht nämlich dieser wohlfeile Wein dem Pariser Bürger so überaus wohlschmeckend, daß er bis zum hellen Morgen sitzen bleibt, und oft selbst den Montag und Dienstag das Nachhausegehen vergißt. Dadurch entsteht nothwendig Unordnung im Haushalt; es wird wenig oder nichts verdient: und so gewinnt zwar die Pariser Stadtcasse von dem Weinaufschlag innerhalb der Ringmauern eine bedeutende Summe, aber des Sonntags, und die folgenden Tage, geht es außerhalb der Ringmauern wieder doppelt und dreifach verloren, und der häusliche Wohlstand noch oben-

Google

drein. (Staatscassen und Stadtcassen brauchen Geld. Dieses muß geschafft werden; es läßt sich nicht immer fragen wie? Das Lotto in Bayern bringt eine Million Thaler ein, sie war nicht zu entbehren, und so mußte es beibehalten werden. Die Politik kann nicht immer die Moral um Rath fragen. Wenn übrigens die Franzosen ihre eignen Weine in ihrer eignen Hauptstadt so hoch belegen; kann man es Baden übel nehmen, wenn es jetzt die französischen Weine einen tüchtigen Eingangszoll bezahlen läßt? und verdiente diese Maasregel nicht auch in andern deutschen Ländern Nachahmung?) — Außer den ordentlichen Abgaben bezahlt Paris in die Stadtcasse noch beinahe 2,1/2 Millionen Francs außerordentliche. Unter andern müssen auch die Fiaker-Vermiether 290,000 Francs in die Kämmerey entrichten. (Drum sehen diese Herren, wenn man an den Plätzen vorbeigeht, wo sie stationiren, auch so zerlumpt aus. Die Abgabe in die Cämmerey erlaubt ihnen nicht einmal, sich einen neuen Rock zu kaufen. Ist die weit bessere Fiacker-Unternehmung in Dresden, von der neuerlich die Rede war, noch zu Stande gekommen? und wenn sie es ist, bewährt sie sich als bequem und zweckmäßig?) — Um das Murren der Pariser über den theuern Wein zu beschwichtigen, hält die Polizei die Brodpreise desto niedriger, und wenn die Bäcker das Brod für den bestimmten Preis nicht liefern können, so schießt die Cämmereyverwaltung zu. (Das heißt doch wohl, das Leder stehlen, um dem heiligen Krispin ein Paar Schuh zu schenken?) Mit diesen Zuschüssen aber begnügen sich die Herren Präfecten (nämlich der Präfect der Seine und der Polizeypräfect) nicht einmal; sondern nun werden auch von Zeit zu Zeit glänzende Volksfeste gegeben. Ein solches Fest für das Pariser Volk kostet in der Regel 30,000 Francs. Da wird denn auch auf öffentlichen Plätzen und Spaziergängen zu essen und zu trinken ausgetheilt, und wer will, langt zu, mitunter prügelt man sich auch darum. Das kostbarste Fest dieser Art war bey Gelegenheit der Vermählungsfeyer des Herzogs und der Herzogin von Berry, und man versichert, daß die Pariser Cämmereycasse in jenem Jahre (1816, also noch dazu in einem Unglücksjahre!) die Summe von 170,000 Francs mehr ausgegeben hatte als ihr Etat erlaubte. Die B. h. ereifert sich wider diese nutzlose Verschwendung, die im gemeinen Mann die Unmäßigkeit wecke und ihn moralisch herabwürdige. Die Herren Präfecten möchten lieber Vincents de Paolo und Howards werden, und die so vergeudeten Summen, an Armen-, Kranken- und Irrenhäuser, an bessere Gefängnisse wenden. Im Fall sie keine Ersparung zu machen wüßten, so möchten sie nur bey der Nationalgarde anfangen. Nicht genug, daß der Pariser Bürger als Nationalgardist exerciren, Dienst thun, sich kleiden und bewaffnen müsse; man erhebe von den Bürgern auch noch die jährliche Summe von 600,000 Francs, großentheils blos zur Unterhaltung eines eben so kostspieligen als unnützen Generalstabs. Ob denn der Gemeindevorstand, dem dieser Verwaltungszweig obliege, mit den Legions-Chefs und den übrigen Officieren der Nationalgarde nicht direct verhandeln könne? Wozu hier noch Stellen im Generalstab, die doch nur Sinecuren wären? Und wenn nur die Herren vom Generalstab wirklich nichts thäten! Aber nun wollten sie zum Unglück noch sehr geschäftig seyn und viel thun, und dadurch kämen die Bürger ganz außer Athem, indem von ihnen der ganze militärische Kleindienst verlangt würde, wie von den Soldaten der Linie. Es sey überall ein großes Uebel, Leute anzustellen, die nicht gehörig beschäftigt wären. Denn die brächten hernach, um sich als entsetzlich beschäftigt zu zeigen, so viel unnöthige kleinliche Dinge auf, daß dem Bürger dadurch nothwendig die Sache selbst verleidet würde. (Nicht ganz ohne!) Uebrigens bedauert die B. h. die dermalige gänzliche Abhängigkeit des Pariser Gemeinderaths von der Regierung, indem er fast ganz aufgehört habe, einen eignen Willen zu haben, sondern zu Allem, was von oben her an ihn gelange, ohne weiteres Ja sage.

3. Politischer Zustand Frankreichs. Die B. h. malt den gegenwärtigen Zustand Frankreichs mit bedenklichen Farben aus: „Die Grenzen unserer Nachbarn starren von Bajonetten, und wir sind entwaffnet wie ein erobertes Volk. Was sind 100,000 junge Recruten unter fast eben so jungen Anführern, in einem Reiche, das eine Million alte Soldaten aufstellen könnte? Jeder feindliche Einfall würde uns überwinden oder in den Bürgerkrieg stürzen. Wozu diese beständige Nachgiebigkeit und Zuvorkommenheit fürs Ausland? Ueber die Zahl und Bildung unserer Legionen mußten die fremden Monarchen um Rath gefragt werden; die Pariser Börse wurde ihren Banquiers überlassen; wir empfangen ihre Abgeordneten mit ängstlicher Auszeichnung, und sie nehmen unsere Gesandten nur dann an, wenn sie sie vorher für gut finden; und so schwankt das Ministerium, der Staatsrath, die Gesetzgebung, die ganze Verwaltung eines constitutionellen Landes, oder nimmt plötzlich eine andere Richtung, jenachdem die Curiere eines unbeschränkten Monarchen Schritt oder Galopp reiten. Welch ungewisser Zustand!

Nirgend ein fester organischer Zusammenhang. Ein Todesfall, eine Kriegserklärung, eine Bewegung in einer Entfernung von 100 Meilen, kann dieß lockere Gebäude erschüttern. Wird ein Minister entlassen; gleich ist eine Umwälzung nahe. Fällt im Theater oder in einer Schule ein Streit vor; gleich spricht man vom Anfang einer Revolution. Läßt denn ein Funke eine Feuersbrunst fürchten, wo kein zündbarer Stoff ist? Man komme und sehe die Elemente unsers öffentlichen Daseyns!" (Hier entwirft der Vfr., der sich C. L. unterzeichnet, — etwa Charles Lacretelle? — ein Gemälde von den widerstreitenden Bestandtheilen des französischen Gemeinwesens, wobey einem die Haare zu Berge stehen. Man sieht, daß es auch dort Leute giebt, die Alles schwarz sehen, und sich darin gefallen, nur überall Unzufriedenheit und Besorgniß zu verbreiten. Wenn sich doch alle Männer von Geist, und insonderheit alle Schriftsteller und Journalisten, das Wort geben wollten, ihre Zeitgenossen und Mitbürger über den öffentlichen Zustand ihres Vaterlandes lieber zu beruhigen als ängstlich zu machen! Nur so beweisen sie den Nachbarn, daß sie es mit Fürst und Vaterland redlich meynen. Wer aber immer nur reizt und aufregt, kann unmöglich Vertrauen erwerben.)

4. Religiöser Firlefanz. Die Missionäre durchziehen noch immer Städte und Dörfer, und machen das Volk dumm. So wurden zu Troyes eine Art wunderthätiger Bußzettel ausgetheilt, und zu 2 Sous das Stück verkauft. Die Ueberschrift war: „Kommt und betet an unsern Herrn Jesum Christ im hochheiligen Sacrament des Altars! Es lebe † Jesus!" Im Text selbst war von der Gottlosigkeit der Menschen die Rede, von Zeichen und Wundern die geschehen würden; wer aber einen solchen Bußzettel bey sich trage, dem könne der göttliche Zorn nichts anhaben; der sey frey von Feuer und Blitz, von Hagel und Ungewitter, von Erdbeben und Seuchen sowohl an sich selbst als an seinem Vieh. Wer nicht lesen könne, der brauche nur fünf Paternoster und fünf Ave-Maria fünf Freitage hintereinander zu beten und dabey an die fünf Wunden Jesu Christi zu denken. Schwangeren Frauen bringe der Bußzettel eine glückliche Niederkunft. Am Schluß stand: „Es lebe Jesus! es lebe Maria! es lebe Joseph!" (Es ist nichts gefährlicheres für die Regierungen, als in einem Lande der Aufklärung, in Sachen der Religion und des Glaubens, rückschreitende Bewegungen zu vera lassen oder zu dulden. Das neueste Beyspiel in Brest lehrt, wozu dergleichen Albernheiten führen: ein Volksauflauf hat die Missionäre fortgejagt. Wie auch immer die dermalige Stimmung des französischen Volks beschaffen sey, so ist wenigstens soviel gewiß, daß es nicht mehr blind gehorcht, sondern sich allmählich daran gewöhnt, von allem den Grund wissen zu wollen. Daß ein Bußzettel mit einigen Kreuzen und Ave-Maria's ein Amuleth sey wider Sünde, Krankheit oder sonstige Unfälle, das glaubt wohl auch kein Bauer mehr.)

Notizen.

Auch die Franzosen rühren ihre Poesie des Mittelalters auf. Das Journal des savans vom Monat Juli erstattet Bericht über eine solche Sammlung von Anciennes poësiees françaises, tirées du manuscrit 2253 de la bibliothèque Harleyenne au Musée britannique, jedoch ohne davon ein Wesen zu machen, wie unsre Deutschthümler pflegen, und ohne die Antiquitäten einer geschmacklosen Zeit der Gegenwart als Muster zu empfehlen. In dem Gedicht, le Jongleur de Ely et le Roi d'Angleterre giebt der Meister-Sänger (ménétrier, menestrel, jongleur) dem König, der wissen will, wie er es machen soll, um nicht getadelt zu werden, folgenden Rath:

Ne devez trop encrueler, (être cruel)
Ne trop estre simple vers ta gent,
Mes vus (vous) porter meenement (modérément):
Car vos meysmes saves bien
Qe nule trop valt rien.

Der Rath ist eben so gut als die Verse schlecht sind.

Der Indisch-Chinesische Aehrenleser (The Indo-Chinese Gleaner), eine in Malaca erscheinende Zeitschrift, enthält in den Heften von 1817 und 1818 unter mancherley Curiosen auch einen Extract aus der Zeitung von Peking, und Herr Abel-Rémusat wünscht im Journal des savans, daß man sie in Europa vollständig haben könnte, wär' es auch nur um der Begebenheiten willen, welche auf die Nähe einer Revolution in China deuten. Was gehen uns die Revolutionen in China an? Wir danken Gott, wenn es in Europa keine giebt. Eine Hauptursache der chinesischen Unruhen findet der Aehrenleser in der Vermehrung der geheimen Gesellschaften, die zum Theil lächerliche Namen führen, z. B. die Weißjacken, die Rothbärte, die Kurzdegen. Andere klingen sublimer, z. B. die große Himmelfahrt, der Ruhm, die Vereinigung der drey Principien (Himmel, Erd' und Mensch) welche letztgenannte die gar liberale Einweihungsceremonie

hat, daß der aufzunehmende Candidat einen aus Papier geschnittenen Kaiser in Stücke zerreißen muß. Noch giebt es eine Thee-Secte (Ihsing-tchha men-Kiao), deren Oberhaupt jüngst verurtheilt worden ist, in natura in Stücken zerrissen zu werden. Die geheime Societät der Flechsenausreißer besteht nach einer Correspondenznachricht von Canton aus den jüdischen Familien von Khaï-foung. Ist der Name vielleicht nur figürlich zu verstehen? Dann würd' er auch gewissermaaßen auf die Juden in Europa passen, welche in dem Geruch stehen, daß sie der handelnden Christenheit den nervus rerum gerundarum ausreißen, jedoch ganz sanft und allmählich.

Herr Reynouard kritisirt mit der, dem Journal des savans eigenen Breite eine Kopenhagener lateinische Dissertation eines Herrn Heiberg über Calderon, den princeps dramaticorum. Er findet die vom Vf. angeführte Meinung des Ludovicus Tieckius, daß die spanische Eintheilung der Stücke in drey Acte eine mit Kunst verborgne Dreieinigkeit (trinité) enthalte, unpassend und bizarr, worinnen wir ihm beyfallen, selbst wenn Tieck statt der Dreyeinigkeit von den drey Einheiten (den dramatischen) spräche. Wir haben die Heibergische Dissertation nicht gelesen; aber nach dem, was der Franzos daraus anführt, zu urtheilen, enthält sie, trotz der übertriebenen Bewunderung des spanischen Shakspeare viel mehr Gescheidtes und Lichtvolles über ihn, als z. B. die schwülstigen Vorreden des Herrn von Malsburg, und das transcendentale Galimathias des Herrn Jeitteles in der Wiener Modenzeitung von 1816. „Calderon spart weder das Gold, noch das Silber, noch die Sonne, noch den Mond; der ganze Himmel steht ihm zu Gebote, der Blitz, die Wolken, die Morgenröthe, die Perlen, die Diamanten, die Quellen, der Thau, die Blumen, die Vögel, die Sterne; er sammelt, er vermischt die ganze Natur: bey ihm ist der Garten ein Blumenmeer, und das Meer ein Schaumgarten; die Blumen werden Erdsterne, und die Sterne sind Himmelsblumen. Freilich werden das Manche verdammen, und unter die ampullas et sesquipedalia verba verweisen." Und haben sie denn so unrecht? Gerade darin, was die eingefleischten Calderonianer ihres Abgotts Reichthum nennen, finden wir, gegen Shakspeare gehalten, seine Armuth: denn die hier beschriebenen Bilder und Gleichnisse kehren immer wieder, in jedem Stück, in jeder Scene. Reich zwar an Stoff, wiederholt doch niemand mehr, als Calderon, sich selbst im poetischen Schmucke, und wenn geistreiche Spanier ihn den Phönix nennen, (welches unsere Calderonianer so gern nachbeten): so liegt in diesem Lobe auch ein wenig Spott. Wir zweifeln, daß ein einziges Calderonisches Stück existirt, in welchem das Bild vom Phönix nicht vorkäme. Der französische Kritikus ist natürlich kein so eifriger Anbeter des Spaniers, wie Herr Heiberg; hat es aber doch über sich gewonnen, gegen ihn seinen Voltaire nicht anzuführen, der, bey Gelegenheit des Heraclius, von Corneille sagt, daß er einiges Gold aus dem Düngerhaufen (fumier) Calderons herausgefunden haben könne.

Magna Charta. Es ist eine eigene schmerzhafte Dissonanz für den ächten Historiker, wenn er vom Stümpern alte Namen und Anstalten auf Ereignisse der neuern Zeit übertragen hört, mit denen sie statt einer Aehnlichkeit sogar im heftigsten Widerspruch stehen; z. E. neuerdings, sogar auf Münzen, die Magna Charta als Symbol einer süddeutschen Landesconstitution. Die englische Magna Charta von 1215, weit entfernt, auf den Ehrennamen einer Constitution Anspruch machen zu können, war der übertriebenste Immunitätsbrief für hohen Adel und Geistlichkeit — schloß den Bürger von aller Theilnahme an der Reichsstandschaft aus, zu welcher er blos 1265 durch eine unsichere Ministerialgunst zugelassen wurde, und noch 1395 in dem jämmerlichen Bauernkrieg unter John Ball der größern Fesseln sich entladen wollte. Diese Magna Charta wurde nicht von einem wohlwollenden König gegeben, oder vertragsmäßig verwilligt, sondern einem König Johann ohne Land von einem trotzigen Adel abgedrungen; ist auch ein klägliches Bild der Festigkeit und Einheit zwischen Volk und Regenten, weil sie fortwährend von den Regenten widerrufen und vom Pabst vernichtet, zwei Könige aber (Johann ohne Land und Jacob II.) verjagt, und fünf ermordet worden, neuerlich Eduard II. 1327., Richard II. 1399, Heinrich VI. 1461, Eduard V. 1482, Karl I. 1648.

Bei mir ist erschienen:
Baur, S., Neuer historischer Bildersaal für die Jugend und für alle Liebhaber einer unterhaltenden historischen Lektüre. Zweiter Theil. Mit fünf Bildnissen. gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Allen Freunden der Geschichte ist der Verfasser bereits auf das Vortheilhafteste bekannt. Er liefert in diesem Bande folgende Lebensgemälde. I. Alte Geschichte: Moses, Semiramis, Ninnas und Sardanapalus, Cecrops, Deukalion, Amphiktyen, Jason, Kadmus, Danaus, Pelops, Minos, Orpheus, Homer, Solon, Sokrates, Seneka. II. Neuere Geschichte: Kaiser Heinrich der Vierte, Michael Ruyter, Peter Abälard, Michel de Montagne, Galileo Galilei, Blasius Pascal, Konrad Gesner, Basedow, Scheller, Gedike.

Leopold Voß in Leipzig.

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 4. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 Januar.

Ueber die Juden.

Die ersten Juden in Süddeutschland, glaubt man, seyen die in Regensburg gewesen. Tiberius soll sie heraus verpflanzt haben. Iudaeorum inventutem per specimen sacramenti in provincias gravioris caeli distribuis Sueton. Tib. c. 36. Kaiser und Landesherren nahmen sich ihrer immer heftig gegen den Haß des Volks und der Geistlichkeit an, wofür sie aber meistens theuer bezahlen, und vielfältig doch noch Opfer werden mußten. Eine harte Verfolgung erging über sie im Jahr 1476 zu Regensburg, wo sie aus Aberglauben ein Christenkind gestohlen und mit Martern getödtet haben sollen. Herr Gemeiner erzählt dieß aus den noch vorhandenen Akten, worinn sie dieses selbst eingestanden hätten, so daß Herr Gemeiner selbst an der Aechtheit dieser Verbrechen nicht zweifelt, und den Grund davon in einem religiösen Fanatismus, und in dem früher schon dem jüdischen Volk Schuld gegebenen Haag zu Menschenopfern sucht. (S. Chronik der Stadt und Hochstift Regensburg. 1819. Siebente Lieferung; ein herrlicher Beitrag für die Baiersche und die allgemein Städtische Geschichte). Allein wir müssen auf der andern Seite doch auch fragen: was ist nicht bei den Heren-Prozessen eingestanden worden? Im Jahr 1478 sagten die Juden in Passau eben so aktenmäßig aus, daß aus einer Hostie, die sie mit Nadeln gestochen, Blut geflossen, und daß sie, nachdem sie solche zerstückelt in Ofen geworfen, in Gestalt zweier Engel davon geflogen. (S. 603.) Auch hat sich niemals gefunden, wem denn die angeblich gestohlnen Kinder gehört, und daß nur überhaupt welche vermißt worden. Im Jahr 1240 kam es zwischen den Christen und Juden zu Frankfurt über die Taufe eines Judenknabens zu einer förmlichen Schlacht, wobei 180 Juden auf dem Platz blieben, und die halbe Judenstadt abbrannte. 24 Familien sammt dem Judenbischof, als die Gefahr immer größer wurde, bequemten sich zur Taufe. Eine Geschichte der Juden in Deutschland wäre jetzt sehr an ihrem Platz; Es würde sich finden, daß sie gleichwohl ungemein viel für die bürgerliche Kultur und die Wissenschaften gethan, z. B. in der Philosophie, Astronomie, Medizin, Chemie, Erdbeschreibung u. s. w. Schrecklich ist vom Jahr 1478 die Geschichte von einem christlichen Regensburger, der seine Schwiegermutter meuchelmörderisch mit einem Dolch erstochen, und hernach über diese mit Geduld und Andacht vorbedachte That in die größten Frolockungen ausgebrochen. (S. 609.)

Eine theatralische Frage.

Herr Klingemann in Braunschweig hat doch bekanntlich in dem ersten Theile seiner (Dunst) Kunst- und Naturreise das weimarische Theater fast bis auf Nichts herabgesetzt. Bey der Anzeige desselben wurde gefragt: was wohl Herrn Klingemann Weimar gethan haben müsse, daß er also verführe. — Was fragen, fragen! wozu solches Fragen! die Musen haben sich von Weimar weg nach Braunschweig gewendet und Herrn Klingemann zum Braunschweiger Goethe gekrönt, dort stehet der Braunschweiger Goethe auf seinem Parnaß und siehet ärgerlich auf Weimar herab, daß es wenigstens noch dem Namen nach existirt; dort hat er die große Kunstschule hingepflanzt, welche in Weimar nicht mehr ist, und von der die große Bildung für ganz Deutschland von nun an ausgehet. — Also nochmals: wozu fragen und fragen! Der Braunschweiger Goethe macht jede Frage überflüssig.

Naturwissenschaften.

Des Engländers Th. Ch. Morgans philosophischer Versuch über die Erscheinungen des Lebens (London 1819) enthält keine neuen Entdeckungen im Gebiete der Physiologie. Blos die Grundzüge dieser Wissenschaft, die Philosophie der Physiologie, will uns der Verfasser vorlegen. Was ist Organisation? was ist Leben? wie kann man auf das Leben einwirken? nach welchen Gesetzen richten sich die lebenden Körper? — Das sind die Fragen, welche der Verfasser aus dem, was man darüber bisher

Ausgegeben den 16. December.

Digitized by Google

in der Physiologie und Pathologie vorgetragen hat, beantworten zu wollen scheint. Zuförderst sucht er die Behauptung zu widerlegen, der zufolge von vielen in Vorurtheilen befangenen Layen (?) die theoretische und praktische Medizin, jene eine auf Hypotheſen und willkührlich angenommenen Sätzen, diese eine auf Wahrscheinlichkeiten und Muthmaßungen gegründete Wissenschaft genannt werde. Was die theoretische Medizin oder die Physiologie betreffe, so sey jene Behauptung zu allgemein ausgesprochen (im Ganzen also doch wohl gegründet!) in Ansehung der practischen Medizin aber ganz falsch; so etwas behaupten zu wollen, sey eben so viel, als wenn man sage, die Lebensäußerungen wären ihrem Gange und Gesetzen nach uns noch ganz unbekannt, und wir hätten keine Mittel, sie zu erschweren oder zu erleichtern. (Die Physiologie enthält nicht eben lauter Hypotheſen, aber doch sehr viele; die practische Medizin beruht nicht eben auf lauter Muthmaßungen, aber doch auf sehr vielen. Apotiori fit denominatio. Ist es im Allgemeinen wahr, und behaupten es weit größere philosophische Physiologen als Herr Morgan, daß die Physiologie eine disputatio probabilis über die menschliche Natur zum Behuf der Medicin, also nicht einmal eine Wissenschaft, sey *); so wird sich die auf die Physiologie gebaute practische Medizin wohl schwerlich des Nahmens einer auf Muthmaßungen beruhenden Kunst erwehren können.)

Im ersten Capitel, wo Herr Morgan von den Eigenschaften und den Ursachen des Organismus handeln will, findet derselbe Schwierigkeiten, in gewissen Fällen organische Körper von unorganischen zu unterscheiden. Vermöge des physicotheologischen Satzes von einer Stufenleiter in der Natur, und, da der Unterschied zwischen organischen und unorganischen Körpern blos in der Structur bestehe, diese aber [illegible] auf der niedrigsten Stufe des Organismus stehenden Körper so einfach sey als bey den unorganischen, hält er es theils für ganz natürlich, daß die organischen Körper ganz unmerklich in die unorganische übergehen müssen, theils für äußerst schwer, zwischen beyden eine Demarkationslinie zu ziehen. Sowohl die organischen als die unorganischen Körper sind ihm ein Erzeugniß der Urstoffe. Zwar meynt er, sey die Bildung der erstern das Resultat von Affinitäten einer höhern Natur, indessen ist es ihm doch sehr wahrscheinlich, daß die Ursache der Lebensphänomene keiner höhern Ordnung der Dinge zugehöre, als die der Phänomene der todten Natur. (Die Metapher von der Stufenleiter der Geschöpfe, welche die Physicotheologen der Natur in den Plan ihrer Schöpfung hineingelegt haben, ist schon in Ansehung der Thiere und Gewächse, vollends in Ansehung der Mineralien, falsch befunden und längst widerlegt worden, kann also nicht zum Beweise gebraucht werden, daß keine große Kluft zwischen den organisirten und nicht organisirten Körpern befestigt sey. Falsch ist ferner die Behauptung, daß sich die organisirten Körper von den unorganisirten blos durch die Structur unterschieden, man sie folglich, wo diese Structur sehr einfach sey, von den unorganischen nicht unterscheiden könne. Nächst der Structur oder Form unterscheiden sie sich ja noch durch die chemische Mischung, und durch die Art ihrer Entstehung und ihres Wachsthums. Sodann wenn Hr. Morgan die Bildung der organischen Körper das Resultat von Affinitäten einer höhern Natur nennt, und doch die Ursache der Lebensphänomene keiner höhern Ordnung der Dinge zuschreibt, sondern von den Gesetzen der todten Natur abhängen läßt, so widerspricht er sich entweder, oder seine ganze Behauptung ist Unsinn. Die Gesetze der gewöhnlichen Physik sind größtentheils auf die belebten Körper nicht anwendbar; eine Menge Thatsachen, welche anzuführen überflüssig wäre, beweisen dieß. Die Physik des Lebens, oder die sogenannte Physiologie, ist von der gewöhnlichen Physik ganz verschieden. Diese beschäftigt sich mit leblosen Körpern d. h. mit Körpern, deren Zustand durch äußere Ursachen bestimmt wird; jene hingegen mit belebten Körpern, d. h. mit Körpern, deren Zustand durch ein inneres Princip, durch eine unsichtbare geheime Kraft durch Spontaneität bestimmt wird. Dieser Glaube an ein unsichtbar Wirkendes in der organischen Natur, und ein unsichtbares inneres Princip, an Lebenskraft, Heilkraft der Natur, an Crise, Coction, Metastase, Assimilation, Metamorphose, Reproduction diese Art von Mystik und mystischer Sprache (wie wenig wir sonst vom Mysticismus halten) ist das eigentlich Auszeichnende jedes

*) Eoque disputationem probabilem nomino physiologiam: quippe in qua nihil non conjecturale est, sine ad observationes respicias, quae ei pro materia et fundamento sunt, sine ad argumentationes, quae inde deducuntur. Itaque in definienda physiologia grauiter peccatum est ab iis, qui scientium eam esse statuerunt. Etenim nec stabilibus principiis inhaeret, nec in ea quidquam necessaria ratione demonstratum et conclusum deprehenditur. G. C. Platner. quaestion. physiologic. pag. 17.

wahren Arztes; und derjenige dieses Nahmens im Grunde ganz unwürdig, der aus physischen und chemischen Gesetzen, wie Hr. Morgan, die Lebensphänomene erklären will.) Im 2ten Capitel bezweifelt der Verfasser, wie vor ihm schon viele gethan haben, die Lebendigkeit der in den organischen lebenden Körpern zirkulirenden Flüssigkeiten; jedoch mit Unrecht. Das Experiment Harwoods, welches er zum Behuf seiner Behauptung anführt, wo einem Hunde ohne Nachtheil für seine Gesundheit die Adern ganz entleert, und dafür mit Schöpsblut wieder gefüllt wurden, ohne daß der Hund seine Hundsart veränderte, verdient keinen Glauben. (Ueberdies — wenn Blut und Blut so ganz einerlei wäre, würde man nicht auch darauf kommen, daß zwischen adlichem und bürgerlichem Blute kein Unterschied zu statuiren sey. Solche Sätze soll man wenigstens auf deutschen Lehrstühlen nicht dulden.) Die Idee, welche der Verfasser hat, daß die der Chemie bisher noch unzerlegbaren Stoffe, welche in den thierischen Körpern angetroffen würden, z. B. der Stickstoff, der Wasserstoff, der Kohlenstoff, der Schwefel, der Phosphor ic. in gewissen Fällen nicht sowohl von außen in den thierischen Körper gekommen, als vielmehr ein Product der Lebenskraft, ein Product der animalischen Chemie wären, ist sehr wahrscheinlich, übrigens aber nicht im geringsten neu. (Nur muß man um deswiller nicht gleich allen animalischen Proceß chemisch erklären, man kommt sonst in der Physiologie leicht dahin, wohin nach dem Lit. W. Bl. Herr Klodius in der Religionsphilosophie gekommen, indem er in dem Sauerstoffe ein Abbild von Gottes Heiligung gefunden, welche alles menschliche Streben zum Guten mit Gottes Wesen zusammenzieht.) In dritten Capitel, wo von der Ernährung, dem Umlaufe der Säfte, der Respiration, Secretion ic. gehandelt wird, untersucht der Verfasser unter andern, welchen Zweck die Leber und Milz in der thierischen Oekonomie haben dürften. Das Resultat ist, daß man nach diesen Untersuchungen so klug ist als vorher, und daß Hr. Morgan uns keine Auskunft über den Zweck und Nutzen dieser beyden so beträchtlichen Eingeweide des thierischen Körpers geben kann. So viel ist indessen wohl gewiß, daß die alten Physiologen, welche die Leber für ein Organ hielten, wodurch das Blut von gewissen Stoffen gereiniget werde, einen würdigern Begriff von dem Zwecke der Leber gehabt haben, als die neuern, welche ihn blos in das Gallemachen zum Behuf der Digestion setzen, was wohl ein Nebenzweck seyn kann, für den aber wahrlich das Apparat eines so großen Eingeweides nicht nöthig war. Im 4ten Capitel spricht sich der Verfasser, indem er unter andern von der Sympathie handelt, sehr stark gegen den animalischen Magnetismus aus. Er nennt ihn eine unverschämte abscheuliche Charlatanerie. So entgeht man freilich am leichtesten der allerdings etwas epinösen Untersuchung eines Gegenstandes, der die scharfsinnigsten Köpfe bereits beschäftiget hat und noch lange beschäftigen wird, versteht sich unabhängig von der Charlatanerie, die damit getrieben wird, und die Kotzebue so oft zum Spotte reizte.

Das 5te Capitel handelt von den geistigen Phänomenen. Die herrschende Idee des Verfassers ist, das ein Band die organische und unorganische Natur verbinde, und daß die organischen und unorganischen Körper einerley Ursprungs seyen. Den Punct, wo diese Vereinigung der beyden Welten, der organischen und unorganischen, Statt finde, habe man bisher noch nicht finden können; alle Analogie berechtige aber die Meinung zu hegen, daß ein allgemeines Gesetz die ganze Natur regiere. Man glaubt anfangs hier wirklich einen Spinoza reden zu hören, der eine einzige Substanz, Gott nämlich, annimmt, und diese Substanz den Grund aller materiellen und geistigen Erscheinungen enthalten läßt. Allein wenn man auch schon durch die vorhergegangenen Capitel berechtiget wäre, dem Verfasser eine dergleichen naturphilosophische Ansicht zuzutrauen, so enttäuscht einen doch sehr bald der grobe Materialismus, der nun zum Vorschein kommt. Es würde ekelhaft seyn, die mechanischen Erklärungen, die der Verfasser von den Operationen des niedern und höhern Erkenntnißvermögens ic. giebt, zu wiederholen, und wir führen blos noch aus dem 6ten und letzten Capitel, wo von Gesundheit, Krankheit, den Grundsätzen der Diätetik und Heilkunst, vom Einfluß der Atmosphäre und des Clima auf die Krankheiten gehandelt wird, die Aeußerung des Verfassers über die vis medicatrix an, welche zur Gnüge zeigt, wes Geistes Kind derselbe ist. Er sagt nämlich, die Heilkraft der Natur sey der Grund der ganzen practischen Medizin in Frankreich; in England aber halte man eben keine großen Stücke auf sie. Tant pis!

Curiosa aus der Bibliothèque historique.

5. Geist des Jahrhunderts. Die geheime Note, welche die sogenannte Ultra-Partey in Frankreich (die rechte Seite in der Deputirtenkammer) den Ministern des Aachner Congresses über-

gab, ist bekannt. Daß aber zugleich jedem einzelnen Minister noch eine besondere Note, mit der Ueberschrift: „Geist des Jahrhunderts" (esprit du siècle) zugestellt worden sey, erfährt man jetzt erst aus der B. h., die immer mehr weiß, als andere Leute. Diese angebliche zweyte Note stellte folgende Sätze auf: „Es habe sich ein von der französischen Revolution ausgehender gefährlicher Geist unter den mittlern und niedern Ständen in Europa ausgebreitet. Moral und Religion hätten der Speculation und der Politik das Feld überlassen. Eine methaphysische Theorie, die in der Praxis nicht ausführbar sey, treibe ihr böses Spiel, und die Gährung, die dadurch entstehe, werde durch die sogenannte Parthey der Liberalen unterstützt und vermehrt. Die Ideen dieser Liberalen wären aber eigentlich revolutionär; denn die wahre Regierungskunst bestehe nicht in der Umgestaltung des Bestehenden nach phantastischen Prinzipien und täuschenden Systemen, sondern in der Kenntniß und Anwendung der Oertlichkeiten zur allgemeinen Wohlfahrt; auch sey der Mensch keine geometrische Figur, keine algebrische Gleichung, sondern ein Wesen, das Bedürfnisse und Leidenschaften habe, und darin nach Zeit und Art wechsle. Alle Synthesis, alles Absolute und Universelle, sey seiner Natur nach auflösend und zerstörend für das Bestehende. Die Erfahrung, die Geschichte, solle nichts mehr gelten; Aufklärung, Bedürfniß, Zeitgeist, walte despotisch. Was nicht mit der Vernunft übereinstimme, werde verworfen; und doch setze die Vernunft des einen Philosophen, was die Vernunft des andern leugne. Auf diesem dünnen Haar, auf diesem Spinngewebe, Vernunft genannt, könne aber und dürfe der Mensch nicht einhergehen. Die Natur gebe ihm zur Führerin die practische und durch Erfahrung bewährte Weisheit, die Beobachtung und das Gefühl der innern Stimme seines Gewissens. Die letzten Gründe aller Dinge würden ihm ewig unerforschlich bleiben; sie wären für ihn nicht vorhanden. Was aus Volksversammlungen herauskomme, müsse man nicht nach England und dem jetzigen Frankreich beurtheilen; es gebe ein näheres Beyspiel, die konstituirende Versammlung Frankreichs. Was sey daraus für den trefflichen König Ludwig XVI. entstanden? daher folge, man könne selbst mit der höchsten menschlichen Umsicht nicht voraus wahrnehmen, wohin eine Volksversammlung führe. Die Ideologen hätten hierüber keine Stimme. Es gebe nur einen Metaphysiker, und das sey Gott. Unsere bürgerlichen Gesellschaften, wenn sie sich nicht auflösen wollten, bedürften einer Regierung, die zugleich väterlich mild und monarchisch stark sey, gegründet auf den gesunden Verstand, auf Erfahrung und Oertlichkeiten, wo möglich gewährleistet durch andere Regierungen, und nicht auf leeren Spitzfindigkeiten ruhend. Noch könne dem Uebel Einhalt gethan werden, aber blos durch Einheit der Ansichten, durch geheime und rasche Maasregeln. Die Schwätzer und Nichtsthuer seyen schon davon ergriffen; wenn es auch die Grundeigenthümer und Soldaten anstecke, dann sey keine Rettung mehr. Es bedürfe dann blos eines Kriegs, einer Hungersnoth oder eines zufälligen oder absichtlichen Aufruhrs, und alles sey verloren. Die physische Kraft, von Advocaten, von Professoren aufgeregt und organisirt, spiele dann den Meister; auch werde es nicht an Rottführern und Hauptleuten fehlen, die Masse zu leiten. Frankreich habe hierin das Beispiel gegeben. Wenn die Mächte nicht den Augenblick, wo sie einig und im Frieden wären, benutzten, um den Grund zu einer gleichmäßigen christlichen Erziehung zu legen; wenn sie nicht auf die Herstellung einer aufgeklärten Censur dächten, wenigstens für die Zeit- und Flugschriften, um zu verhindern, daß die Grundlagen der geselligen Ordnung nicht weiter bezweifelt oder bespöttelt, noch die Regierungen in Verlegenheit gesetzt und der Verachtung preisgegeben würden; wenn sie endlich nicht übereinkämen über den Gebrauch einer erhaltenden Autorität (autorité conservatrice); so werde die unbeschränkte Vervollkommungsfähigkeit der Menschheit und die immer weiter im Volk um sich greifende Aufklärung mit einer Revolution endigen, die viel bedeutender und umfassender seyn werde, als die französische. Fontenelle habe mit eben so viel Geist als Tiefe gesagt: „Wenn ich alle Wahrheiten in der Hand hätte, ich würde mich in Acht nehmen, sie aufzumachen." Dasselbe meine Horaz mit seinem Qui Cereris vulgarit arcana; hierin liege der Grund aller Weihen bey den großen und weisen Völkern des Alterthums. Die Mine sey geladen. Gelinge es unsern Erhabenen und Mächtigen nicht, sie zu entladen, so sey nichts zu thun, als in Geduld zu erwarten, daß der Funke falle, der sie zünde: wo, wann und wie, sey ungewiß, — warum, liege klar vor Augen. Allerdings sey die Tyranney eben so schlimm und so schimpflich als die Empörung: aber was sey jetzt mehr zu fürchten? Despotismus oder Anarchie? Fanatismus oder Unglaube? Die Jesuiten oder die Jacobiner?" (Diese Note, wenn sie echt ist, — woran jedoch gezweifelt werden darf, da auch das neuerlich in den Zeitungen erschienene Umlaufschreiben an die diplomatischen Personen einer sehr geachteten deutschen Macht unecht seyn soll; — bleibt in vieler Hinsicht merkwürdig. Es

würde daraus folgen, daß die Grundzüge der Beschlüsse des Carlsbader Congresses, schon vor Sands Verbrechen, von Frankreich ausgegangen und mitgetheilt worden sind, so daß wir auch hierin die untreue und unnachbarliche Gesinnung dieses Landes anzuklagen hätten. O punicam fidem!)

6. Ueber Napoleon. Im J. 1809, während Napoleon in Deutschland Krieg führte, hatte ein General-Inspector bey einem Corps der kaiserlichen Garde einen Handel abgeschlossen über Fourageliefernng. Es wurde behauptet, der Verkäufer sey dabey nicht ganz uneigennützig zu Werke gegangen, und der General-Inspector gerieth in Wortwechsel mit ihm, der sich damit endigte, daß der Mann von Soldaten arretirt und in die Gefängnisse der Polizeypräfectur gebracht wurde. Er verlangt rechtliches Gehör; er wendet sich an die Senatscommission, zu deren Bereich die Aufrechthaltung der Gesetze über persönliche Sicherheit gehört. Diese ersucht den Policeyminister um Auskunft: — keine Antwort. Die Commission wiederholt ihren Antrag: umsonst. Graf Abrial, Präsident der Commission, begiebt sich in Person zum Minister, und da er ausweichende Antwort erhält, so erstattet die Commission Bericht an den Kaiser in sein Hauptquartier, worauf dieser dem Policeyminister einen sehr ungnädigen Brief schreibt, in welchem es unter andern hieß: „Sie haben keinesweges Ihre Pflicht gethan. Niemand in Frankreich hat das Recht, einen Bürger ins Gefängniß zu setzen, außer die Beamten, welche dazu gesetzlich befugt sind. Der General-Inspector hat eben so Unrecht wie der Policeypräfect. Sobald sich die Commission mit Ihnen in Beziehung setzte, mußten Sie die Sache untersuchen. Wenn die Minister nichts thun, um die Gesetze bey Ansehen zu erhalten, dann zerfällt alles in Anarchie. Ich selbst habe nie und unter keinerley Umständen irgend jemand zu Arrest bringen lassen; solche Maasregeln sind der Majestät des Thrones unwürdig ꝛc." (Wird Hr. Becker in Gotha dieß ohne weiteres zugeben?) — Es war von den vereinigten Gefällen (droits réunis) die Rede, und besonders vom Salzimpost. Napoleon äußerte, diese Abgaben seyen ihm verhaßt. Aber die Grundsteuer, fügte er hinzu, ist schon aufs höchste getrieben, und wer jetzt im Occident den Meister spielen will, der muß die zahlreichsten Heere besitzen, und diese erfordern Geld. An all diesem Unwesen ist blos England Schuld. Englands Herrschaft lastet auf der ganzen Welt; sein Machiavellism ist furchtbar. Ueberall haben die Engländer ihre Verschwörungs- und Mordwerkzeuge; auch den unglücklichen Paul I. haben sie umgebracht, als er seine Flotte zu der meinigen stoßen lassen wollte, um ihnen das baltische Meer zu verschließen. (Jedermann weiß, daß diese Catastrophe mit ganz anderen Ursachen zusammenhing.) — In einer Staatsraths-Sitzung wurden Policeyverordnungen über die Jagd durchgesprochen, und ein Staatsrath vertheidigte einige scharfe Vorschriften, indem er behauptete, die Jagd gehöre zu des Kaisers Vergnügungen. „Was? rief Napoleon, des Kaisers Vergnügungen! Wissen Sie wohl, was dem Kaiser Vergnügen macht? Wenn er sieht, daß das Reich zunimmt an Ruhm und Wohlfahrt; wenn es mächtiger wird nach außen; wenn das Glück der großen Familie sich mehrt." (O weh! diese „große Familie" ist ein unausstehlicher Ausdruck. Frankreich als große Familie kömmt einem gerade so vor, wie eine alte Jungfer, die sich zierbengelt.) — In seiner Einsiedeley auf St. Helena steht er gewöhnlich um 8 oder 9 Uhr auf. Dann frühstückt er, geht ein wenig auf und ab, und begiebt sich hierauf in sein Bücherzimmer, wo er dem Hrn. v. Montholon, der Secretärsdienste bey ihm verrichtet, einige Seiten seiner Memoiren dictirt. Um 1 Uhr nimmt er ein Bad, und liesst dabey im Polybius oder Plutarch; das dauert zuweilen bis zum Mittagsessen. Um 3 Uhr speißt er, oft allein, manchmal mit der Familie Bertrand oder der Familie Montholon; aber selten mit beyden Familien zusammen. Nach dem Essen, wenn er nicht mit allzu düsteren Ideen beschäftigt ist, geht er mit seinen Gästen ein wenig in der Gallerie und im Billardsaal auf und ab, bis der Kaffee kömmt: dann macht er einen Spaziergang, entweder zu Fuß, im Garten von Longwood, wo eine ausgebreitete Zeltleinwand die Strahlen der Sonne abhält, oder zu Pferd, wenn einmal die Lust an dieser Bewegung stärker ist als der Unwille über die damit verbundenen, seine Freiheit beschränkenden Förmlichkeiten. Das liebste in seiner Einsamkeit ist ihm die Beschäftigung mit seinen Memoiren. Ueber ihre Form weiß man nichts näheres. Lascases und Montholon sind die einzigen, denen dieß bekannt ist; sie haben jedoch weder über den Plan des Werks noch über die Ausführung desselben etwas verlauten lassen. Der Verfasser treibt die Geheimhaltung damit sehr weit. Denn als der Graf Lascases zu Longwood festgenommen und nach dem Cap geschafft wurde, fanden sich bey ihm zwey Bände dieser Memoiren, die man jedoch sofort Napoleon wieder zustellte. Derselbe warf sie aber, im Angesicht des Officiers, der sie ihm brachte, ins Feuer, und arbeitete mit neuem Eifer von vorn. Das stete Sinnen und Träumen, das

Google

seine Lage mit sich bringt, hat ihm eine Angewöhnung mitgetheilt, die er vor seinem Aufenthalt in St. Helena nicht hatte. Er zieht nämlich zuweilen plötzlich die Augenbraunen zusammen, und läßt, mit geschloßnem Munde, kurze unvernehmliche Töne hören. Geht etwas verdrüßliches in ihm vor, so begleitet er diese sonderbaren Töne mit Zeichen von Ungeduld: manchmal klingen sie gerade wie ein Trommelmarsch; er hummert sie auch wohl nach einer von den Melodieen, die ihm noch von seiner Knabenzeit her geläufig sind. Mitunter kömmt ihm diese Laune auch bey Tisch an, wenn abgespeißt ist. Da bleibt er oft wie tiefsinnig sitzen, legt den Kopf in seine beyden Hände, heftet die Augen unbeweglich auf das Tischtuch, und fängt an eine Melodie zu murmeln, wozu er mit dem Glase den Tact schlägt. Allmählich wird dieser Tact lebhafter und rascher bis er auf einmal, im Ausbruch eines innern starken Gefühls, das Glas in tausend Scherben zerbricht. Dann springt er auf und geht fort, so ruhig, als ob im Nu alle trüben Gedanken von ihm gewichen wären. (Wahrscheinlich weil ihm dann allemal einfällt: Glück und Glas, wie bald zerbricht das!) — — —

verstorbenen Joh. Wesley, eine Art Herrenhuter, ursprünglich in der Gemeinschaft der Episkopalkirche, welche sie aber nicht anerkennen, sondern auch als Dissenters behandeln will. Den Namen erhielten sie wegen ihrer strengern Methode des Lebens. Wesley, obgleich selbst ein großer Verehrer und im Grund Schüler der Herrenhuter, pflegte doch die Dirigenten der deutschen Brüdergemeinden protestantische Jesuiten zu nennen; den Swedenborg aber den sinnreichsten Wahnsinnigen, der jemals ein Buch geschrieben. Zu der nicht protestantischen, oder den Dissenters im weitern Sinn, gehören die Katholiken und die Quäker, welche eine innere Offenbahrung statuiren. Aus der Tendenz, alle diese Partheien auf eine natürliche, das reine Christenthum nicht ausschließende Vernunftreligion zurückzubringen, ist hauptsächlich in England der Deismus oder Naturalismus hervorgegangen. Der Held der Independenten Cromwell war in seiner Jugend ausschweifend, von geringer Bildung und Wissenschaft, ein schwermüthiges träumendes Wesen, ein großer aber verworrener Sprecher, verwegen, unerschrocken, eine Sache tief erfassend, schnell vollbringend, unfähig zu gehorchen, zum Herrschen gebohren, ein Feind des Königthums, ein eifriger Beter und Bibelleser, im Besitz eines unbeschränkten Vertrauens seiner Armee. Nie hat er eine Schlacht verlohren, und alle seine Siege betrachtete er als Gottesurtheile. In seiner Haushaltung herrschte strenge Sitte und Ordnung und große Wohlthätigkeit für die Armen. Den König Karl hat seine eigene Unredlichkeit, Hartnäckigkeit und falsche Beurtheilung der Umstände ins Verderben geführt, und merkwürdig ists, daß es seine eigene Armee war, die ihn stürzte. —

Herrlich kann man sich über alle diese Verhältnisse unterrichten, in Herrn Consistorialrath Stäudlin zu Göttingen allgemeinen Kirchengeschichte von Grosbritannien, 2 Theile, einem Werk von vielem Scharfsinn und gelehrtem Wissen, aber hin und wieder im Sprachbau nachläßig. Druck und Papier, wie gewöhnlich in Göttingen, unscheinbar.

Fliegende Bemerkungen.

— Was giebt es Neues in Wien? „Der Herausgeber der Eppeldauer Briefe, Hofcanzlist Geway, ist gestorben, und Herr Bäuerle hat die Redaction übernommen.“ Was giebt es Neues in Berlin? „Wider den Magnetismusunfug ist eine Untersuchungscommission niedergesetzt.“ In Stuttgard? „Uhlands Prolog zu seinem Ernst von Schwaben hat sehr gefallen.“ In Frankfurt am Mayn? „Der Bundestag hat Ferien.“ In Leipzig? „Professer Krug hat die Redaction des Hermes niedergelegt und dem Hofrath Müllner offne Fehde angekündigt.“ In Hamburg? „Der Blücherverein hat ein schönes Fest gefeyert, und die Wunderdoctorin legt allen Aerzten die Praxis.“ In Weifenfels? „Täglich wird neue Munition gefertigt zu den Vierundzwanzigpfündern über das Berliner Theater; auch sind die schönsten eingemachten Lesefrüchte angekommen.“ In Mainz? „Man wartet noch auf die Preußischen Untersuchungsacten.“ In Weimar? „Der fünfte Band des literärischen Wochenblatts hat unter den glücklichsten Auspicien begonnen.“ *)

— Se. Heiligkeit der Pabst hat eine Commission ernannt zur Berathschlagung über die Verbesserung der Finanzen des Kirchenstaats. Im neuen Testamente findet sich nirgends, daß Christus Noth gehabt hätte auszukommen. Wie kömmt es, daß der Statthalter Christi seinem Herrn und Meister die Kunst, mit Wenigem Haus zu halten, nicht abgelernt hat?

— Unter die wenigen Zeitblätter, die für alle Stände unterhaltend und nützlich sind, rechnen wir ganz vorzüglich die Nationalzeitung der Deutschen, bey Becker in Gotha. Dieses Blatt hatte beständig einigen Werth; aber seit den letzten Jahren wird es immer besser, reichhaltiger, aufregender. Wir kennen kein Anderes, das so wie dieses geeignet wäre, den deutschen Lebensfunken im Volk lebendig zu erhalten, daß er nicht verlösche.

— Der Vielseitigste unserer deutschen Gelehrten ist jetzt ohne alle Widerrede der Hofrath Böttiger in Dresden. Seine Vorlesungen über den Mythos des Lebens bey den Alten sind mit großem Beyfall besucht worden; sie werden in der Kürze im Buchhandel erscheinen. Welch' eine Fülle von Gelehrsamkeit enthält seine Erläuterung der Kupfer zur Minerva bey Gerh. Fleischer 1820! Hiezu nun sein Fleiß für die Abendzeitung, für die Elegante, für das Morgenblatt, für die Allgemeine Zeitung, für die Literatur- und Kunstblätter! In Wahrheit, das berüchtigte Xenion hat Recht, — er hämmert und pocht unaufhörlich; aber was er hämmert ist gut, und was er pocht, ist geistreich **)

— Scheffer in Paris übersetzt die Görresche Schrift ins Französische. Soweit wir die Franzosen und ihre Sprache kennen, wird diese Uebersetzung bey ihnen wenig Glück machen. Sie hassen alles Unklare und Mystische, und wir haben oft in ihr Mühe gehabt, nur das Deutsche zu verstehen. Der Himmel bewahre uns vor dem Modewerden des Görresschen Styls! Wir wollen keine niebelungische Steifheit, keine mittelaltrige Sprachverwirrung.

— In beiden Berliner Zeitungen No. 153. liest man folgendes, „an Madam Milder“ überschriebene Distichon:

Anmuth, Liebreiz und Wohllaut stehen dir sinnig zur Seite;
Mit Iphigenia, Lodoiska, Alceste, ringt Susanne um den Preis.

Herr Fr. Wendel ruft dem ungeschickten Schmeichler und noch ungeschicktern Versmacher im Gubitzischen „Gesellschafter“ zurechtweisend zu:

Sieh, ein Distichon scheint bey dir die schwächeste Seite;
Dennoch, Lieber, hast du im Ungereimten den Preis.

Sollen wir den Epigrammatisten auf Madam Milder-Hauptmann milder beurtheilen als er es verdient, so versichern wir ihm, daß er es in den Distichen nie zum Hauptmann bringen, sondern wahrscheinlich bis an sein Lebensende gemeiner Soldat bleiben wird. Noch blühen die Meister im

---

*) In Berlin will man wissen, das literarische Wochenblatt sey mit dem 4ten Bande geschlossen. D. R.

**) Jedoch für das literarische Wochenblatt hämmert und pocht er nicht! D. R.

Digitized by Google

Hexameter und Pentameter, Voß in Heidelberg und Schlegel in Bonn. Die Elegie „Rom" von diesem, der übersetzte Homer, Virgil, Ovid, von jenem, mögen allen unsern angehenden Dichtern in dieser Versart, auch Herrn Fr. Wendel, bestens empfohlen seyn. Unter den neuesten Hexametern zeichnen sich die Baggesen'schen in der Parthenais vortheilhaft aus.

Miszellen.

— Stephan Schütze in seinem „Wintergarten" beweist, daß man den Stifter unserer Religion ganz misverstehe, wenn man glaube, weil er für seine Lehre gestorben sey, so müßten nun auch seine Anhänger alle den Tod vor Augen haben, und als lauter Märtyrer voll Grabgedanken, das trübe Erdenthal durchwallen. In der That, was kann bey so düstrer Lebensansicht herauskommen? Man verleidet sich das dischen Daseyn ohne alle Noth, und verliert sich in Ideen von Tod und Märtyrerthum, wobey man sich selbst und Andere unglücklich macht.

— Im Badischen ist den Schülern und Gymnasiasten der Besuch der Gasthöfe, Billardsäle und Dorfschenken verboten. Wie wäre es, wenn man die Organisation der Gymnasien, statt von außen, lieber von innen anfinge, und eine geordnete Verfassung in den Classen selbst einführte, etwa wie die Fellenbergsche in Hofwyl? Es scheint uns hier mehr darauf anzukommen, daß man in der Jugend zunächst den Geist wecke, eine solche strengere Ordnung zu wollen, und ihr, wenn sie gegeben ist, pünctlich zu folgen.

— Die Namen Göthe, Wieland, Schiller, endigen sich auf e, land, und er. Die meisten unserer neuesten Dichter endigen sich ebenfalls auf er, und scheinen es also mehr mit Schiller zu halten. Einer auf land hat jetzt angefangen, so klar zu dichten wie Wieland. Die Dichter auf e sind aber noch immer erstaunlich selten. Göthe muß also doch der schwerste, der unerreichbare, der einzige seyn.

— Deutsche Tonkünstler erfüllen in diesem Augenblick ganz Italien mit ihrem Ruhme. So Meyerbeer aus Berlin, der in Florenz, so Hartmann Stunz aus München, der in Mailand und Venedig, gelungene Opern componirt. Nur dann, wenn sich der schwierige, kunstvolle Satz des Deutschen mit der leichten lieblichen Melodie des Italiäners vermählt, und beide Vorzüge sich gegenseitig durchdringen, entsteht erst die rechte Harmonie, die vollendete Musik. Werden die deutschen Componisten sich von dieser Wahrheit recht bald überzeugen? Werden wir bald Gelegenheit finden, die Arbeiten unserer in Italien gepriesenen Landsleute in unsern deutschen Theatern zu hören und freudig mitzugenießen?

— Der Freymüthige will es nicht leiden, daß Hr. Gubitz unter den Mitarbeitern, d. h. Beitragslieferern zu seinem „Gesellschafter" auch Göthe mit aufführt, und fügt hinzu, es sey ohnehin kein sonderlicher Vorzug mehr, Göthische Gedichte einzurücken, — es sey mit Göthes Dichtertalent eben aus, wie noch neuerlich das in der Berliner Zeitung und im Morgenblatt abgedruckte Gedicht „an seine Freunde" beweise. Dieses letztere Gedicht, wie die Göthischen Dichtungen großentheils, will freylich in einer besondern Stimmung empfunden und genossen seyn. Wem diese Stimmung von Natur abgeht, oder wer sie nicht zu finden weiß, für den sind die schönsten Ergüsse unsers Meister überhaupt entweder Hieroglyphen oder gar nicht vorhanden. Wie Vieles in Göthes vermischten Gedichten ist so rein lyrisch, so völlig von einer individuellen Empfindung abhängig, von ihr ausgehend und in sie verwoben, daß man es, wenn die Saite dieser Empfindung in uns selbst nicht wiedertönt, für platt, für nichtssagend, wohl gar für sinnlos halten könnte. Nicht jedem deutet die Pythia ihre Orakel. Nur der versteht sie, der in sich selbst den Gott trägt. Für solche Begabtere ist das in Carlsbad gedichtete Lied „an seine Freunde" allerdings ein sinnreiches, willkommenes Geschenk, und wie Sophocles einst seine Ankläger durch die Vorlesung seiner Antigone zu Schanden machte, so verweisen wir den Freymüthigen, und alle ihm Gleichgesinnte, auf den „Westöstlichen Divan", und auf die herrlichen Blüthen der Dichtung, die uns hier auf die mannichfaltigste Weise erfreuen; ferner auf die „Weimarischen Festzüge", die einen ganz andern Vollgehalt bieten, als Leute, die an die jetzige Dutzendpoesie gewöhnt sind, auch nur zu ahnen im Stande sind.

— Sollten wir das Humoristischste, was in diesem Augenblick zu lesen wäre, angeben, so wüßten wir außer den Hammelburger Reisen nichts vorzügliches, als etwa — die Briefe der constitutionellen Dame in der eleganten Zeitung.

Anekdote. Aus ***, wo die Dienstmädchen häufig ins Theater gehen, wird uns geschrieben, daß kürzlich eine solche Dilettantin, die von ihrer Gebieterin befehligt wurde, den Divan abzustäuben, sich über das Canapee hermachte und dieses aus Leibeskräften klopfte und abkehrte. Die Dame meynte aber den etwas staubig gewordenen Franzband des Göthe'schen Divan. Das erinnert an eine andere Kunstfreundin der dienenden Gattung aus derselben Stadt; die fragte eine Bekannte, ihr auf der Straße begegnend: ob sie heut Abend ins Sopha gehe? Das gute Kind meynte die Sapho!!

Neue Jugendschriften.

So eben ist bei Leopold Voß erschienen:

Spieker, Dr. C. W., Erzählungen aus der Geschichte und dem häuslichen Leben, für die gebildete Jugend. Mit Titelkupfer. Sauber gebunden 1 Rthlr. 12 Gr.

Selten ist in Deutschland ein Buch mit so außerordentlich großem und ungetheiltem Beyfall aufgenommen worden, als die in meinem Verlage erschienene Original-Ausgabe von:

C. F. A. Hochheimer's

allgemeinem ökonomisch-chemisch-technologischem

Haus- und Kunstbuch,

oder

Sammlung ausgesuchter Vorschriften zum Gebrauch für Haus- und Landwirthe, Professionisten, Künstler und Kunstliebhaber,

wovon die vierte verbesserte und vermehrte Auflage des ersten, zweiten und dritten Bandes, bearbeitet vom Hofrath und Professor Dr. Poppe, so eben die Presse verlassen hat und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten ist.

Durch den unglaublich schnellen Absatz der vorhergehenden, sehr großen Auflagen, so wie durch die erschienenen vielen Nachdrücke und Auszüge, hat das Publikum über den Werth und die Unentbehrlichkeit desselben bereits auf das Vortheilhafteste entschieden. Der Bearbeiter dieser neuen Auflage, Hr. Hofrath Dr. Poppe, hat das Möglichste zur Vervollkommnung dieses Werks beigetragen.

Der erste Band kostet 2 Thlr. 6 Gr.; der zweyte 2 Thlr.; der dritte 2 Thlr. 6 Gr.; der vierte 2 Thlr. 12 Gr.; Preise, welche nur aus Rücksicht auf die Größe des Publikums dafür so äußerst billig gestellt werden konnten.

Leopold Voß in Leipzig.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 5. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 Januar.

Beschwerden der Weimarischen Geistlichkeit

heißt eine anonyme in Germanien 1819 gedruckte Flugschrift von 84 Seiten. „Im Gefühl der Unterdrückung, der Mißhandlung rufen, schreien, klagen wir laut vor ganz Deutschland: die weimarische Landeskirche mit ihren Dienern wird in den Staub getreten!" So heißt es S. 8, und das heißt denn doch wohl schreien, als ob man am Spieße stäke. Was will denn nun aber die anonyme Weimarische Geistlichkeit? Darauf werden die Leser nach diesem Zetergeschrey neugierig seyn.

„Die Bestimmung (zu lehren, zu ermahnen, zu trösten) kann die Kirche nur im und mit dem Staate und durch Diener erreichen, welche mit den Dienern des Staats in Wechselwirkung stehen, nicht aber ihnen untergeben sind." (Warum denn nicht? Warum soll denn derjenige, der unter dem allgemeinen Gesetz steht, nicht lehren, ermahnen und trösten können? Im Gegentheil, wer davon eximirt ist, der kann gerade die beste Lehrart in einem der wichtigsten Kapitel des Christenthums nicht anwenden, wir meinen das Kapitel vom christlichen Gehorsam gegen die Obrigkeit, das von Gott ist, und die Lehrart durch Beispiele des prêcher d'exemple.) „Die Existenz, äußere Würde, äußere Wirksamkeit der Kirchendiener muß vor der Staatsgewalt gesichert, geschützt, nicht verkümmert, herabgewürdigt und nicht beengt werden." (Die anonyme Geistlichkeit schreibt wie man sieht, ihre Muttersprache so schlecht, daß man hier nicht einmal grammatikalisch gewiß weis, ob sie herabgewürdiget seyn will oder nicht herabgewürdiget, da sie dieses Particip ohne Negation zwischen zwei andere mit der Negation in die Mitte gestellt hat. Ich will nicht recensirt, gelobt und nicht ausgelacht seyn — das würde heißen: ich will nicht, daß man mich recensire, ich will gelobt seyn und nicht ausgelacht.) „Diese Unabhängigkeit der Geistlichen meinen wir, nicht die von den Gesetzen des Staats; in sofern sie mit ihren Familien Mitglieder des Staats sind; obgleich es billig und recht wäre, daß sie, in sofern sie Kirchendiener sind, ihr eignes Forum behalten hätten, da andere Stände, z B. das Militär, die Rechtswohlthat, wie in England, nur von ihres Gleichen gerichtet zu werden, noch immer genießen." (Soldaten richten freilich über Soldatenverbrechen; aber nach dem Buchstaben sonnenklarer Kriegsartikel, welche durch keine Exegese gemildert werden können. Schon darum, weil Geistliche mild und barmherzig seyn sollen, taugen sie nicht zu Justizbeamten, am wenigsten über ihres Gleichen.) „Die Kirche verlangt auch nicht Unabhängigkeit von allen Abgaben," (Unabhängigkeit von Abgaben? Welch' ein Styl!) „besonders zur Zeit der Noth. Nur gegen die Entziehung ihrer Immunitäten, gegen Eingriffe in ihr rechtmäßiges Eigenthum, gegen Besteurung des so geringen Diensteinkommens, gegen weltliche Einmischungen in das eigenthümliche innere Kirchenregiment und in die eigne Verwaltung des kirchlichen Vermögens; überhaupt gegen jede Bevormundschaftung von Seiten des Staats muß die mündige Kirche protestiren." (Das Mündigseynwollen geht jetzt so weit in Deutschland, daß am Ende der Staat niemand mehr zu regieren haben wird als Kinder. Und dann — wer gegen die Aufhebung seiner Immunitäten und gegen die Besteuerung seines Diensteinkommens protestirt, was fordert der denn anderes, als „Unabhängigkeit" von den Abgaben, die andere Staatsbürger tragen müssen? Wie wär's, wenn man die Geistlichkeit bei dem Worte nähme, das sie hier statt Befreiung gebraucht hat. Die Geistlichen erheben mancherley Abgaben von den Laien, und auch mittelbar sind es meist Abgaben der übrigen Staatsbürger, wovon sie besoldet werden. Sie sind also abhängig von den Abgaben, und in sofern könnte man ihnen die Unabhängigkeit davon wohl ertheilen, wenn sie darauf bestehen.)

Diese Postulata gehen dem obangeführten Klaggeschrey voraus; dann folgt unmittelbar ein Beispiel des schreienden Unrechts. Man höre! Ein weimarischer Geistlicher, der Vormund war, hatte seine Mündel durch Verschwendung um das Ihrige gebracht. Siehe, da ergeht ein Gesetz: Kein Geistlicher soll künftig Vormund seyn, und — „der ganze Stand ist öffentlich an den Pranger gestellt." (Die anonyme Geistlichkeit ist nicht wohl bei Trost. Vormundschaft ist nach gesunden Rechtsbegriffen

Ausgegeben den 28. December.

ein Onus, die Rechte zwingen zur Uebernahme, und die Befreiung von dieser Zwangspflicht jedes Staatsbürgers ist nur aus gesetzlichen Ursachen statthaft. Befreite die Regierung den Stand der Geistlichen ganz davon, so privilegirte sie ihn, nahm ihm eine weltliche Last ab; heißt das, ihn öffentlich an den Pranger stellen?) Aber noch mehr! „Jener Geistliche wurde nicht abgesetzt, nicht bestraft, nein, er wurde in die beste Stelle des Landes versetzt, und jährlich etwas von seiner Besoldung zu Herstellung jener Gelder abgezogen." (Das Letzte wenigstens war so übel nicht, die Mündel kamen zu dem Ihrigen.)

Das Hauptgravamen ist: Die Kirche wird auf dem Weimarischen Landtage nicht repräsentirt. Dagegen läßt sich freilich manches sagen; aber die gegenwärtige Schrift enthält auch vieles dafür, nemlich viele absurde Ansprüche der Geistlichkeit auf Vorrechte. Der Hauptzweck aller Repräsentativ-Verfassung ist oder soll doch seyn: möglichste Verminderung aller Kosten-Vorrechte, und ein Stand der diesfalls nicht geneigt ist, der öffentlichen Meinung durch Entsagungen zu huldigen, wird vielleicht am besten gar nicht repräsentirt. Freilich, wenn man diesen Grundsatz streng durchführen wollte, könnten die Landtagsversammlungen ziemlich leer werden; aber was thät es?

Die neuerlich in Folge des zu Dornburg gehaltenen Landtages angeordneten Sonntagsschulen, Lehrstunden nach dem mittäglichen (giebt's etwa auch einen nördlichen?) Gottesdienste zu halten, sind der anonymen Geistlichkeit ein Dorn im Auge. „Als ob der Prediger Sonntags nicht ohnehin genug zu thun hätte!" (Nun ja, aber die 6 übrigen Tage desto weniger.) „Diese Einrichtung stammt aus England her, wo sie bei der Rohheit des gemeinen Volks nothwendig und nützlich seyn mag. Englische Waaren sind zwar in der Regel gut. Das sächsische Landschulwesen ist aber weit besser als das englische," (war der Anonymus dort?) obgleich es nicht fabrikmäßig betrieben wird." (Die Geistlichkeit wird witzig. Sonntagsarbeit ist im Fabrikwesen gewöhnlich nicht eingeführt; aber eine Lehrstunde für die Jugend nach dem Gottesdienste für eine lastende Arbeit anzusprechen, daß zeugt von Fabrikarbeiter-Gesinnung.)

Die anonyme Geistlichkeit will von S. 17 anzeigen, daß es nicht blos auf Demüthigung der Geistlichen, sondern auf allmählige Vernichtung der Kirche, auf Herabwürdigung der Religion zur bloßen Polizeysache, auf Begründung eines unbeschränkten Caesareo-Papats abgesehen sey. Sie will zuerst die Berichte der beiden Oberconsistorien, dann die Erklärungen des Landtags, endlich die Resolutionen des Ministeriums im Auszuge oder wörtlich geben, und das Ganze „mit ihren beifälligen Annotationen begleiten." (Nun werden unsere Leser denken, wenn die Geistlichkeit den Resolutionen beifällig ist, was schreit sie denn? Aber beifällig heißt in ihrer Schreibart: was uns bei fällt, d. i. einfällt.)

Diese beifälligen Annotationen sind für jedes bessere Gemüth am mißfälligsten ausgefallen bei den Verhandlungen über die Frage, ob die Geistlichen von der Impost-Abgabe befreit seyn sollen. „Um auf Kosten der armen Kirche und ihrer Diener" (hat man von der Kirche Impost, z. B. Trankſteuer verlangt? Was trinkt denn die Kirche?) „ein kleines plus in die Finanzen zu bringen, trägt der getreue Landtag auf Einziehung ihrer uralten Immunitäten" (1000 Jahr unrecht ist keine Stunde recht) „und auf ihre Consumtionsbesteurung an, und fordert noch überdies den Grosherzog zu strengen Maasregeln gegen das angebliche Defraudiren der Geistlichen auf. Ja, die weimarische Landeskirche wird schmählich behandelt und in den Staub getreten." (Welche Schmach für eine Kirche, Trankſteuer bezahlen zu sollen! Das heißt ja, sie beschuldigen daß sie trinke; das ist ein lautes: L'Eglise boit, wodurch die Kirche nothwendig fallen muß, wie einst eine Tragödie von Voltaire fiel, als ein Witzbold im Parterre bei'm Griffe der Heldin nach dem Giftbecher ausrief: La reine boit!)

Wir wollen unsere Leser nicht weiter indigniren. Die eigensüchtigen Gesinnungen, welche in dieser Schrift herrschen, sind der Geistlichkeit völlig unwürdig. Diese Gesinnungen sind es, welche der Religion schaden in der öffentlichen Meinung, mehr schaden als ein wahrhaft heidnischer Landtag je vermögen würde. Die Schrift ist anonym, ist in Germanien, i. e. verstohlen gedruckt. Wir halten sie fast für eine Pasquillartige Mystification der Weimarischen Geistlichkeit, und setzen voraus, daß dieselbe keinen Anstand nehmen wird, sie in corpore öffentlich zu desavouiren. Sie ist es sich schuldig.

Crocatum non est pictum

könnte gar wohl das Motto des sich so nennenden satyrisch-komischen Romans Truth ach nem seyn, welchen Herr von Hundt-Radowsky herausgegeben

hat. Statt des Titelkupfers sehen wir da im Holzschnitte Ulrich von Hutten mit der Unterschrift: der Freymüthige. Die Vignette ist ein Truthahn (platt. Kuhnhahn) mit der Ueberschrift: Kuller-Kuller-Kuller! und der Unterschrift: Der starke Geist. Im Buche erzählt Herr Truthähnchen seine Geschichte: wie sein Vater, der Dorfbarbier, weil er eine Turnfehde schreiben wollen, von den Turnern erschlagen worden; wie er, der Sohn, hierauf in die Welt gegangen, in die Hände der Justiz gefallen, unzählige Prügel auf den „Hinterwagen" bekommen, mit glühenden Zangen gezwickt und gebrandmarkt worden; ferner mit einem Bücher-Trödel-Juden umher gereist (sogar in den Mond und in die Sonne) und sich beschneiden lassen; und wie er dann endlich das lang gehegte Project ausgeführt, ein Journal unter dem Titel: der Wehmüthige, herauszugeben, welches nun auf dem letzten Loche pfeift. In alle dem ist nichts Komisches, nichts Satyrisches, nichts Romanhaftes; es ist ein (in der Sprache der deutschen Fischweiber sogenanntes) Aufgebot, welches dem Redacteur des Freymüthigen, seinen Mitarbeitern, und mehrern Andern, dem Vf. verhaßten, mehr oder minder bekannten Schriftstellern gehalten wird, worunter begreiflich auch der verewigte Kotzebue nicht fehlt. Das erboßte Truthähnchen hängt ihm ein nobles Calembourg an: — Kotze — Buh! Der Verfasser der Turnfehde heißt Scheer'Er, Orion Julius (ein wenig bekannter Journalarbeiter) wird Julius Urian genannt, er will den Bauern ein Deklamatorium geben, welches sie Dummeldoriun nennen, und was dergleich Truthahnswitz mehr ist. Ein Meklenburgischer Fuhrmann fährt vierzig Centner Beyträge zu dem Freymüthigen, „lutter Forismen (Aphorismen) un golden Spruch, un en starken Geist" (im Freymüth. 1818. Nr. 64. ff.) „Aewerst laten Sei sick man nich bieten von dat Dink; et hett scharp Tänen. Sein Sei mal wat bei Düwel för Ogen in den Kopp hett, just es ne Katt, un wo roth hei üm sienen Kamm herüm ut süht, just as sonn Kuhnhahn, un so kullert hei ook," u. s. f. Wir haben den Kuhn'schen Freymüthigen seit mehreren Jahren nicht zu Gesichte bekommen (das obige Citat daraus steht im Truthähnchen selbst); es kann seyn, daß er gegen abgegangene Mitarbeiter (wie nach einigen Stellen zu urtheilen Herr von Hundt-Radowsky ist,) bisweilen kullert. äwerst hei kullert ook, nämlich der Herr v. Hundt-Radowsky; und wie kommt das Publikum dazu, das geistlose Gekuller erzürnter Truthähne hören zu müssen? Für etwas Anderes können wir das Büchlein nicht passiren lassen: denn wenn auch in der göttlichen Grobheit einiger Geist stecken sollte; so wird ihn doch gewiß nur derjenige herausfinden, der mit dem Lebenswandel und mit dem schriftstellerischen Treiben der hier Angegriffenen anders woher bekannt ist, und wir haben diese Ehre nicht. S. 132 ff. werden dem Helden der Geschichte wegen seines Wehmüthigen folgende Rathschläge gegeben: „Ein Göthe, Jahn, Luden, Müllner und ähnliche sind Männer, an denen Sie sich reiben müssen; dann brauchen Sie gar nicht den Elpizon zu lesen, um ihrer Unsterblichkeit gewiß zu seyn. Wer dereinst das Leben solcher Männer beschreibt, wird sicherlich nicht vergessen, daß August Truthähnchen und Herr Tonsorius sie angekollert haben, sowie man noch jetzt weiß, daß Boileau-Despreaux von einem Puter zum Weiberfeinde gemacht ward. — Durch eine Dornensete, (witzelnd für Turnfehde) durch einen Waimüthigen (jüdisch für Wehmüthigen) und ähnliche Werke kann man sich eben so gut einen Namen erwerben, wie durch einen Wallenstein, einen Yngurd und eine Schuld." Der Vf. trifft zwar hier wohl einen faulen Fleck unserer Tageblätter; aber er hätte doch bedenken sollen, daß vi contrariorum es nicht zur Unsterblichkeit führen kann, wenn man sich an schlechten Journalschriblern reibt. Sind diejenigen, denen sein Aufgebot gilt, wirklich so elend, als er sie macht, und haben sie ihn angekollert, warum macht er es nicht wie die genannten Männer, die er für würdige Unsterblichkeits-Candidaten hält, und läßt sie kollern? Warum setzt er sie nicht wenigstens lieber auf genießbare, den Geschmack nicht beleidigende Weise — en confiture? (Wiewohl auch dieses viel besser wohl unterbliebe, da denn doch auch der Witz zu besseren Dingen zu gebrauchen ist, als damit in literarische Wespennester zu stochern.) Und wenn er es für eine Jämmerlichkeit erkennt, Autoren von Verdienst anzugreifen, um von sich reden zu machen; warum schmäht er denn auf Kotzebue, dessen Verdienste um die Literatur doch nicht wegzuleugnen sind? Wir wollen wenigstens zu seiner Ehre denken, daß er den Angriff bey dessen Leben noch niedergeschrieben hat: denn wir sind völlig der schon anderweit im Lit Bl. ausgesprochenen Meinung, daß Todte schmähen, die sich nicht weiter verantworten können, das Niedrigste ist, was ein Gelehrter (exempla sunt odiosa) beginnen könne. Und solches lebenden Unglücklichen zu thun, wie der Vf. dem unheilbar blinden Herausgeber der Originalien in Hamburg hier thut. (der schwerlich wohl, da er nicht selbst lesen kann, in der Tagesliteratur so bewandert ist, daß er alle versteckten Anfeindungen

Google

von seinem Blatte fern halten könnte) das dünkt uns fast noch schlimmer.

Curiosa aus der Bibliothèque historique.

8. Pariser Stadtgespräche. Der Hauptgegenstand der Pariser Unterhaltung ist der Minister Decazes. Er besorgt drey Ministerien, das der Policey, des Cultus und des Innern, und wiewohl er der eigentliche Premierminister, und Dessolles es nur dem Namen nach ist, so scheint sein Einfluß im Gesammt-Ministerium doch nicht zu überwiegen. Die Minister Portal und de Serres halten es mit ihm; Dessolles mit Gouvion St. Cyr und Louis stehen auf der andern Seite. Daher war davon die Rede, Decazes wolle noch zwey neue Ministerstellen schaffen, nämlich für den öffentlichen Schatz und für den Handel, und diese dann mit Männern seiner Partey besetzen. Man nannte zu diesem Behuf die Herren Barante, Roy, und vor allen den Exminister Pasquier. Aller Augen sind auf jeden Schritt gerichtet, welchen Decazes thut. In seinem Hause geht es glänzend her. Man speißt bey ihm vortrefflich. Bald sind eine Anzahl Bischöffe zu ihm eingeladen; da heißt es denn, er neige sich auf die Seite des Concordats und der Missionäre. Bald wird Benjamin Constant bey Tafel gepriesen; da heißt es wieder, er wolle die Liberalen auf seine Seite ziehen. Man will bemerkt haben, daß er seit einiger Zeit, wenn ein Liberaler bey ihm Vortritt begehre, ihn selten unter vier Augen spricht, sondern immer in Gegenwart Anderer; man will ferner bemerkt haben, er bestelle manchen Liberalen, der sich bey ihm anmelde, um 4 Uhr Nachmittags wieder, und nehme ihn dann in seinem Wagen mit nach Madrid *) zum Diner, damit die Hauptstadt sehe, wie freundlich er mit den Liberalen dran sey. Alles ist gespannt, wie es mit der Taufe des neugebohrnen kleinen Decazes werden wird. Das Kindlein ist vorerst nur geölt worden; die Taufe soll noch kommen. Der Minister scheint aber aus dieser Ceremonie eine bedeutende Staatshandlung machen, und eine hohe Person zur Gevatterin bitten zu wollen. Die große Ausstellung der französischen Nationalindustrie hat kürzlich in den Sälen des Louvre stattgefunden. Das Publikum machte jedoch auch hier seine Anmerkungen. Man meynte, Hr. Decazes habe den Zeitpunct der Ausstellung sehr klüglich gewählt, um den Zeitschriften Gelegenheit zu geben, in den nächsten Wochen vor Eröffnung der Kammern die geschickte Leitung des Innern aus allen Kräften zu loben. Was sey aber der ganze Kram mehr als eine bloße Augenweide, ein gewöhnlicher Jahrmarkt? Es fehle dabey die Hauptsache, nämlich das Brauchbare unter den ausgestellten neuen Waaren und Erfindungen auch wirklich zu benutzen und fürs gemeine Wohl anzuwenden. Zu dem Ende hätte eine Prüfungsjury ernannt werden sollen, um die neuen Manufacturgegenstände, Werkzeuge, Maschinen u. s. w. sorgfältig zu untersuchen, und dem Ministerium des Innern alsdann Vorschläge zu thun, ob und wie z. B. dieses neuerfundene Tauwerk, diese neue Segelleinwand, bey der Marine, oder dieses neue Instrument, dieser neue Mechanismus bey der Armee, beym Brücken- und Chausseebau, bey der Astronomie gebraucht werden könne. Der Minister glaube aber alles gethan zu haben, wenn er nur Preise und Belohnungen austheile. Man wisse aber aus Erfahrung, daß hiebey der Bescheidene, und oft der Geschickteste, übergangen werde. So habe der Opticus Jecker, dessen Instrumente weder in Frankreich noch im Ausland ihres Gleichen hätten, der den auf Entdeckungsreisen abgegangenen Gelehrten aus reiner Liebe zur Wissenschaft die Instrumente sogar unter dem Fabrikpreis geliefert habe, nichts bekommen, während einer seiner Collegen mit einer Belohnung ausgezeichnet worden sey, dessen ganzes Verdienst darin bestehe, daß er eine Niederlage englischer Instrumente führe. Ueberhaupt sey das Louvre gar der Ort nicht für eine Ausstellung der Nationalindustrie. Da würden Einlaßcharten ausgegeben, und nicht jeder bekomme dergleichen. Manchmal falle es auch einem Palastpräfecten oder Oberkammerherrn ein, den einen oder den andern Saal, den einen oder den andern Durchgang zu schließen, oder den Einlaß für diese oder jene Stunde zu versagen, und so hänge es von den Schloßbeamten ab, ob, wie lange und was man zu sehen bekomme. Hr. Decazes wolle der Nation zeigen, er sey der Mann, der drey Ministerien in sich vereinigen könne. Aber es sey auch darnach. So habe man beym Innern in allen Departements Correspondenten ernannt zur Beförderung des Ackerbaues. Die Wahl sey aber meist auf solche Personen gefallen, die vom Ackerbau wenig oder nichts verstünden, die in Paris lebten und sich von ihrem Pachter aus der Provinz die Data einliefern ließen, und diese würden dann von einer Pariser Feder bearbeitet und beym Minister eingereicht. Mancher dieser Correspondenten

*) Madrid scheint der Name eines vornehmen Speisehotels in Paris. Die Pariser Correspondenten im Morgenblatt und im Oppositionsblatt werden hierüber die beste Auskunft geben können.

Digitized by Google

wisse den Waizen nicht vom Roggen zu unterscheiden, habe etwa einmal bey einem Spazierritt vor die Barriere pflügen gesehen, kenne den Mais kaum von einem Asche vor dem Fenster oder von einer Rabatte im Garten. So sey den Präfecten aufgegeben worden, über das Vorhandenseyn historischer Notizen von feudalen oder religiösen Denkmälern zu berichten. Man habe nun Wunder geglaubt, was der Akademie der Inschriften aus dem Inhalt dieser Berichte für interessante Materialien würden mitgetheilt werden, welche Summen man den Präfecten und Mairen zur Erhaltung dieser Denkmäler aus dem Budjet des Innern anweisen werde. Es verlaute aber von dem allen nichts; blos in Paris selbst sey in dieser letztern Hinsicht etwas geschehen. So gehe es aber mit Allem. Oeffentliche Gebäude, Straßen, Brücken, sollten gebaut werden; die Ausgaben dafür wären ins Budjet aufgenommen; und doch sehe man kaum da oder dort 20 bis 30 Leute arbeiten, während 300 nicht genug wären. In dieser Weise ungefähr muß der Minister Decazes über sich sprechen lassen. Dabey wird ihm denn noch überdieß von Zeit zu Zeit der telegraphische Befehl an den General Donnadieu zu Grenoble: todt mit ihnen auf der Stelle! (faites tuer sur le champ!) vorgehalten, damit er ja nicht zu stolz werde. — Auch dem Minister Louis wird manches nachgesagt; hauptsächlich das, daß er über dem Guthsbesitzer zu Bercy manchmal den Minister vergesse. So kamen die Syndici und Adjuncten des Weinhandels zu Paris, thaten Vorstellung über die Nothwendigkeit, diesem Handel aus seinem gesunkenen Zustand emporzuhelfen, und fügten zweckmäßige Vorschläge bey. Der Präfect des Seinedepartements, der Pariser Gemeinderath, die Specialcommission, der Generalimpostdirector, der Minister des Innern, traten sämmtlich diesen Vorschlägen bey: der Minister der Finanzen verwarf sie aber ohne Gnade. Warum? Man sagt, weil Se. Excellenz das Schloß zu Bercy sammt Zubehör erb- und eigenthümlich besitzen und aus dieser Besitzung ein sehr bedeutendes Einkommen ziehen. Wenn nun in Paris die hohen Auflagen auf den Wein nach wie vor bleiben, so bildet Bercy die bequemste Weinniederlage in der Nähe der Hauptstadt, und der Erb- und Guthsherr zu Bercy, oder die gnädige Herrschaft daselbst, hat hinsichtlich der von dergleichen Weinniederlagen zu entrichtenden Abgaben in die herrschaftliche Casse, ihren Vortheil dabey. Man behauptet auch, es lasse sich aus den Registern der Staatseinnahme nachweisen, daß Hr. Louis von Jahr zu Jahr mehr an den Staat entrichte, (sonst 3000 Francs, nachher 5000, jetzt 8000) daß mithin sein Vermögen in demselben Verhältniß wachse — Unter den auswärtigen Gesandten sind blos der zu Constantinopel, der zu Rom, und der in der Schweiz an der Tagesordnung. Von Mr. de Rivière hieß es, er solle mit dem Rang eines General-Lieutenants abgerufen werden. Nach den neuesten Nachrichten war sein Nachfolger schon ernannt; er bleibt aber doch in seinem Posten. Was man ihm zum Vorwurf machte, war, er habe sich des französischen Levantehandels nicht thätig genug angenommen, und die französischen Kaufleute müßten in den türkischen Häfen mehr bezahlen als andere. Dem Gesandten in Rom kann man das Concordat und die neuerlichen anmaßenden Aeußerungen des Pabstes, dem Gesandten in der Schweiz das leise Auftreten in Bezug auf die Schweizertruppen im französischen Sold, nicht verzeihen. Man findet, daß beyde die Majestät des Thrones von Frankreich, die Würde des französischen Volks, aus den Augen setzen. — Die Niederkunft der Herzogin von Berri mit einer Prinzessin war ein Donnerschlag für die Partey der Ultra's. Alles war schon auf die Geburt eines Herzogs von Bordeaux gefaßt und vorbereitet. Man meinte in den Gesellschaften, der Maire von Bordeaux könne nun seine versammelte Bürgerschaft mit feyerlicher Amtsmiene eben so anreden, wie vor zwey Jahren in einer großen Stadt geschehen sey: „Einwohner von Bordeaux! dem allergnädigsten Prinzen, den ihr erwartet habt, ist eine Schwester gebohren!" die Gelegenheitsgedichte und Theaterstücke sind übrigens nicht im mindesten dadurch gestört worden; denn sie waren alle so eingerichtet, daß für das Geschlecht des neuzugebährenden Kindes Platz gelassen war, so daß gleich nach der Geburt die Lücke bequem ausgefüllt werden konnte. Daher war denn auch die Freude der Dichter und Zuschauer allgemein. — Die Kammern sollten den 14. oder den 15. November vom König eröffnet werden. Unpäßlichkeit hat ihn genöthigt, diese Feyerlichkeit bis zum 29. November zu verschieben. Es war in Vorschlag gekommen, die Eröffnungsceremonie im großen Saal des Louvre vorzunehmen. Dagegen erhuben sich jedoch mehrseitig allerley Stimmen. Man meynte, das Louvre sey das Haus des Königs, und es schicke sich nicht, daß der König die Nation, oder was einerley sey, die Repräsentanten der Nation in sein Haus bescheide, um ihnen etwas zu sagen. In allen Ländern von Bedeutung, wo die Nation durch Kammern repräsentirt sey, begebe sich das Staatsoberhaupt in das Haus der Nation, d. i. in das Sitzungsgebäude der Kammern, um sie zu eröffnen. So in England; so in den vereinigten

Digitized by Google

Staaten von Nordamerica. Man müsse dergleichen Formalitäten nicht für spitzfindige Kleinigkeiten ansehen; sie könnten, unbeachtet, leicht größere Folgen haben. Man sprach davon, daß Ravez wieder Präsident der Deputirtenkammer werden würde; Andere nannten Pasquier als nächsten Competenten, und meynten, Hr. Decazes wünsche den letztern um deswillen, um ihn dann desto eher ins Ministerium zu bringen. — Drey Personen erregen eine ungemeine Aufmerksamkeit: Hr. v. Talleyrand, Hr. Lainé und der Herzog von Richelieu. Zwischen Paris und Valançay, dem Landsitz Talleyrand's, ist ein steter und lebhaft unterhaltener Staffettenwechsel etablirt. Man will hieraus schließen, daß allerley Wichtiges im Werke sey. Die B. h. meint, es möge dem Hrn. von Talleyrand nur nicht einfallen, sich wieder an die Spitze des Ministeriums zu stellen, denn die Geschichte seines öffentlichen Lebens beweise, daß er jedesmal, so oft er in Thätigkeit gewesen, die bestehende Staatsform zu Grabe getragen habe. So das Directorium; so das Kaiserthum am 31. März 1814; so die legitime Monarchie am 20. März 1815. Er sey daher kein sehr empfehlungswerther Arzt für einen Kranken; man könne ihn eher für einen Leichenbitter ansehen. Hr. Lainé, sagt man, arbeite im Innern, der Herzog von Richelieu im Ausland, im Sinne des Ministers Decazes. Namentlich sey Richelieu bald in Carlsbad, bald in Mainz, bald im Haag. Frankreich werde aber viel besser thun, sich weniger nach dem Ausland zu richten, und in allen Fällen, wo es mit dem Ausland verkehren müsse, wenigstens keine Emigrirte zu seinen Beauftragten zu wählen, indem diese in der Zeit ihrer Emigration sich zu sehr an ausländische Sitten, Ansichten und Monarchen gewöhnt hätten, als daß von ihnen eine reine Selbstständigkeit und ein rücksichtloses ins Auge fassen des französischen Interesse's zu erwarten wäre. — Von dem nächsten Parlament Englands ist in den Gesellschaften ebenfalls häufig die Rede. Man glaubt, die Whigs würden über die Tory's und über die Radicalen, also über die beyden Extreme, siegen, und die Bildung eines neuen englischen Ministeriums werde die Folge davon seyn. Man richtet hiebey sein Augenmerk auf den Herzog von Bedford, den Marquis von Landsdown, den Lord Holland, Lord Grey, Hrn. Tierney, Hrn. Brougham, ꝛc. Einige nennen sogar den französischen Liebling, Sir Robert Wilson, den Befreyer Lavalette's. Man nimmt an, daß dieses neue Ministerium vor allen Dingen die Einkommentaxe werde fallen lassen, daß es dafür eine Abgabe von den Staatsgläubigern, am Betrag etwa 4 Millionen Pf. Sterling oder 100 Millionen Francs, in Antrag bringen, die Unabhängigkeit der südamericanischen Regierungen unter vortheilhaften Commerzbedingungen anerkennen, und die überflüssige Bevölkerung Englands in das brittische Indien senden werde, um dort europäische Sitten und einen europäischen Staat herzustellen, woraus segenreiche welthistorische Resultate hervorgehen würden. — Ob der vom Isère-Departement erwählte Deputirte, Grégoire, in die Kammer aufgenommen werden dürfe, oder nicht, gehört zu den Hauptgegenständen der Unterhaltung. Man will wissen, daß bey dem Aufruf der einzelnen Deputirten zum Eydschwur, wenn die Reihe an Hrn. Grégoire komme, auf einmal ein gewaltiges Summen und Tosen entstehen solle; man will wissen, daß ihm der König, bey der Vorstellung der Deputirten, den Rücken kehren werde; man will wissen, daß, wenn er auch wirklich als Deputirter auftrete, es doch schon so gut als ausgemacht sey, daß ihn die zur Untersuchung der Vollmachten ernennte Commission zurückweisen werde. Die Liberalen bleiben jedoch steif und fest bey dem Ausspruch der Charte, daß wegen seiner frühern politischen Meynungen und Handlungen niemand weiter zur Rechenschaft gezogen werden dürfe: mithin sey auch bey Hrn. Grégoire nicht mehr davon die Rede, was er ehemals gewesen, sondern was er jetzt sey — Obgleich die Intriguen der Boudoirs (Schmollzimmer der Damen), und was hinter den Gardinen vorgeht, jetzt bey weitem nicht mehr so interessirt, wie sonst, so hat man sich doch an folgendem Billet, das durch einen ungeschickten oder treulosen Mercur zur öffentlichen Kunde kam, weidlich ergötzt: „Wenn Pauline selbst kommen und mir ihre Angelegenheit vortragen will, und zwar heut Abend um halb 10 Uhr, so wird sie einer von meinen Kammerdienern zu mir einführen. Die 500 Bittschriften, die täglich an mich gelangen, lese ich zwar nicht; aber desto lieber höre ich, zumal wenn man so hübsch ist, wie Pauline.“ Man hat hiebey an die Sitten der Regentschaft erinnert, an die Genüsse des Hirschgartens; man hat den armen Bittstellern gerathen, hinführo weniger Bittschriften einzureichen und dafür lieber hübsche Paulinchens um ein Vorwort ihrer Rosenlippen anzugehen; man hat gemeint, daraus ersehe man ja klar, daß ein freyer Bürger nicht placets und requêtes stellen, sondern sein droit de pétition ausüben müsse. — Ein Staatsbeamter, Mr. Legraverend, hat Bemerkungen über die französische Jury herausgegeben, die sehr gelobt werden. Er will, zu Mitgliedern der Jury sollen bloß Wahlmänner wählbar seyn, und das Loos soll ent-

Digitized by Google

scheiden. Man rechnet Hrn. Legraverend sein gründliches Werk um so höher an, da er Staatsdiener ist, und dennoch die Wahrheit höher achtet als die Rücksichten auf sein Dienstverhältniß. — Darüber, daß jetzt jeder öffentliche Beamte ein Exemplar des Moniteurs halten und sich dafür jährlich 112 Francs an seiner Besoldung abziehen lassen muß, wird gewaltig gesprochen.

(Wir könnten noch manches andere aus den vor uns liegenden 6 Heften der Bibl. hist. hier anmerken. Aber unsere Leser werden sich schon aus dem Mitgetheilten überzeugen, daß diese Zeitschrift manches Neue und Anziehende enthält, daß sie aber zu sehr im Geiste einer gewissen französischen Partey geschrieben ist, und daß übrigens die Franzosen noch immer sind wie sonst, nämlich, daß sie über Alles schwatzen und sich gern um ungelegte Eyer bekümmern. Es ist recht gut, daß sie, die so lange die erste Rolle in Europa gespielt haben, sich nun daran gewöhnen müssen, mit der zweyten vorlieb zu nehmen, und die Weisheit der alliirten Mächte wird schon dafür sorgen, daß ihnen der Weg zur ersten Rolle noch lange verschlossen bleibe!)

Musik.

Da unser Blatt gern alle Bedürfnisse der Leser, in so fern sie nicht der Anlage und dem Zwecke desselben entgegenlaufen, zu befriedigen sucht; so unterlassen wir es nicht den Musikfreunden bekannt zu machen, daß von dem ersten Clavierspieler in Deutschland, von unserm Capellmeister Hummel wiederum neue Werke erschienen sind, als:

Grand Trio pour le Pianoforte, Violon et Violoncelle concertans. op. 12

Trio pour le Pianoforte avec Violon et Violoncelle op. 35.

Die Schildwache, für Gesang, Pianoforte, Violin, Violoncelle und Contrabaß op. 71.

Zugleich können wir es unserm Herzen nicht versagen, ein Mal eine Ausnahme zu machen von der bei der Herausgabe dieses Blattes festgesetzten Regel, keine Gelegenheitsgedichte ꝛc. in dasselbe aufzunehmen. Wir liefern deswegen hier zwei Gelegenheitsgedichte, die unser Hummel veranlaßte durch ein Konzert, welches er vor kurzem in Erfurt gab, und wo seine Phantasien alle Zuhörer zur höchsten Bewunderung hinrissen. Möge Hummel in dieser Ausnahme, die sich der Redacteur, gewiß nicht zur Unzufriedenheit der Leser, erlaubt, mehr als ein gewöhnliches hohles Compliment finden.

Sonett von Sydow an Hummel, als er in Erfurt ein Concert gegeben.

Es war ein Wiederhall von allem Schönen,
Ein Kunst-Triumph von einzig hoher Art;
Dein Meisterspiel mit Lieblichkeit gepaart;
Es griff ins Herz mit seinen Zaubertönen.

Uns mit Euterpen freundlich zu versöhnen,
Gelang Dir Theurer, meisterhaft und zart;
Treu sey der Vollgenuß uns aufbewahrt!
Dich kann Dein Selbstgefühl nur krönen.

Doch gnügt Dir's, wie wir Deinen Werth erkennen,
Fühlst, wie mit Freuden wir Dich Nachbar nennen;
So mögest bald Du wieder zu uns kehren.

Wir werden froh und dankbar Dich begrüßen,
Nach Kräften Dir den Aufenthalt versüßen;
Dir zeigen, wie wir Kunst und Meister ehren.

Am Abend des 9. Dec. 1819.

Friedrich von Sydow.

An Sydow von einem Ungenannten aus Weimar, nach Lesung seines Sonetts.

Dank, wackrer Sänger, für des Liedes Kunde
Die Deinem edlen Herzen mild entsprossen,
Darin Du zeugest, was Du jüngst genossen
In einer seltnen wonnereichen Stunde.

Als unser Freund, mit Göttlichem im Bunde,
Der Harmonieen Mysterion Dir erschlossen,
Und ihre Zaubermächte Dich umflossen,
Begeisternd in der Seelen tiefstem Grunde!

Wohl thut's, wenn Sänger nahe und vom Weiten
Lobpreißend greifen in die güldnen Saiten
Und um den ein'gen Meister uns beneiden.

Denn gern sehn wir und dankbar Lorbeer pflücken
Für den, des hohe Kunst uns beut Entzücken,
Und — dem als biedern Mann die Hand wir drücken.

Fliegende Bemerkungen.

Wer schrieb über Polen? der Abbé von Pradt. Wer über die Colonieen? der Abbé von Pradt. Wer über America? der Abbé von Pradt. Wer über den Wiener Congreß? der Abbé von Pradt. Wer über den Aachner Congreß? der Abbé von Pradt. Wer über die Carlsbader Ministerconferenz? Der Abbé von Pradt. Geschieht irgend etwas apartes unter der Sonne, — wer tunkt gleich die Feder ein? der Abbé von Pradt. Wer ist gleich mit einem Buche fertig? der Abbé von Pradt. — Es scheint mithin nichts gewisser, als daß der Name Pradt bloß eine zusammengezogene Form ist für Paradt, und daß der Herr Abbé eigentlich heißt, oder doch heißen sollte: Abbé vom Parat.

— Die Frankfurter Oberpostamtszeitung erzählt eine Anecdote, die, wenn auch nicht wörtlich, so lautet: Eben ist der Vorhang im Theater zu Paris gefallen, das Stück

Digitized by Google

ist geendet, Alles strömt heraus, es entsteht an den Thüren ein Gedräng, in welchem ein Frauenzimmer einen Schuh verliert. Ein junger Baron findet ihn, und o Himmel! welch ein Schuh! so klein, so niedlich, daß er nur das netteste Füßchen fassen kann. Was muß das für ein herrliches, für ein bildschönes Geschöpf seyn, an dessen Fuß der kleine Schuh gehört! Der Baron hat weder Ruh noch Rast, bis er Spuren entdeckt, wer wohl die Schöne seyn möge, die den Schuh verlor. Er erfährt, ein Fiaker hat an dem verhängnißvollen Abend ein junges Frauenzimmer, die nur einen Schuh hatte, in die Straße L. gefahren. Die Bemühungen des Barons werden vom glücklichsten Erfolg gekrönt. Das Mädchen wird gefunden. Sie ist die Tochter einer stillen Familie, die sich von einem kleinen Kramladen nährt. Sie ist jung, hübsch, wohl erzogen, sie hat Bildung und Geschmack, Fleiß und Geschicklichkeit, ihr Umgang bezaubert, ihr Herz entzückt; kurz, sie wird Frau Baronin." Dieser Stoff wäre für ein kleines Stück in einem Aufzug gar nicht übel. Wir machen die Herren: von Gurländer, Castelli, Clauren, Contessa, Jents u. A. darauf aufmerksam.

— In Turin ist Berquin's Ami des enfants, und in Rom sind Yorik's sentimental journeys verboten. Dort braucht man also für die Kinder keinen Freund, und hier für die Reisen keine Empfindsamkeit. Oder halten die Sardinier den Kinderfreund und die Römer die empfindsamen Reisen für persönliche Satire?

— Der Senator von Meyer zu Frankfurt a. M. beschäftigt sich mit einer dem jetzigen Sprachgebrauch angemessenen, berichtigten Uebersetzung der Bibel. Daß sein Unternehmen tüchtig ist, liegt schon darum am Tage, weil die Geistlichen die Arbeit des Weltlichen ungehobelt lassen. Das neue Testament und der erste Theil des alten sind in der Hermannschen Buchhandlung zu Frankfurt bereits erschienen. Der zweite Theil des alten Testaments wird zu Ostern 1820 das Ganze beschließen. Eine in jeder Hinsicht dankenswerthe, und besonders für den Privatgebrauch vortreffliche Arbeit! der Preis ist 6 thl. oder 9 fl. Hoffentlich ist Deutschland seit dem Harmsschen Thesenspuk so weit vorgerückt, daß die Frankfurter Bibel nicht den Streit der Altonaer erneuert.

— Hr. Canning sagte in seiner Parlamentsrede am 25. Nov.: „Von der französischen Revolution solle man zwei Wahrheiten lernen, — die erste: eine nothwendige Verbesserung nicht zu lange zu verzögern; die zweite: entbehrliche Verbesserungen nicht zu übereilen." — Sehr wahr!

— In dem Gubitzischen „Gesellschafter" stehen Reise-Erinnerungen, die unter andern behaupten, Schillers Leichnam liege in einem alten verfallenen Häuschen, auf einem entlegenen Winkel des Weimar'schen Kirchhofs, während fünf Schritte davon ein großer Obelisk stehe für einen Handwerksburschen, der bei einem Feuer verunglückt sey. — Was sagen die Weimaraner dazu? *)

— Daß ein König bei Eröffnung der Ständeversammlung es der Mühe werth achtete, auch des Zustandes der Wissenschaften und Künste zu gedenken, verdient lautes Lob. Dieses Lob gebührt dem König von Frankreich. Als er am 29. Nov. vor den Kammern die Lage des Reichs entwickelte, sprach er feyerlich aus, „daß die Künste in Frankreich blühen, daß er ihre Schöpfungen um sich vereint habe." In einem solchen Lande gelten die Dichter, die Künstler etwas; hier fühlen sie sich geehrt, und deshalb berufen, den Schimmer des Throns durch ihre Werke zu erhöhen. Die Kunst lebt nur im Sonnenschein von oben. Wie wenig brauchte es, um einen Kreis bedeutender Talente um den Thron der Fürsten zu sammeln! Wie oft werden große Summen auf vorübergehende Genüsse verwendet, während weit kleinere genügt hätten, einem seltenen Geiste die Fittige zu lösen, ihn zu retten vom Verdumpfen, vom Untergang! Der Dichter Oehlenschläger läßt in seinem Correggio dem Herzog von Mantua durch den Waldbruder zurückvermelden: „die dem Correggio zugedachte Auszeichnung komme zu spät; der große Mann habe so eben, von Noth und Neid gequält, seinen Geist aufgegeben." Ehre den Fürsten, die den Künstler schon bei seinem Leben achten! Zwar thun sie nur ihre Pflicht, und ehren eigentlich am meisten sich selbst: aber sie thun, was doch immer nur selten geschieht, und die Kunst wird ihnen vergelten, was sie dem Künstler gethan, und die Geschichte wird ihre Namen verewigen!

— Bei Arnoldi in Gotha werden farbige Siegelstangen angekündigt, vom lieblichsten Geruch. Man versendet sie in niedlichen Kästchen. Der Preis ist äußerst gering. Wer täglich Briefe zu siegeln hat, der bediene sich des Arnold'schen Fabricats, und sein Zimmer wird nach Blüthen und Ambra duften.

*) Sie sagen dazu: daß der selige Schiller in dem herrschaftlichen sogenannten Cassengewölbe (nämlich der Landschaftscasse gehörig) standesmäßig beigesetzt worden, solange bis die Frau Witwe anderweit über den Leichnam verfügen wird. Das Cassengewölbe ist das erste am Eingang in den Kirchhof, rechter Hand. Der unbedeutende, in eine Spitze auslaufende Leichenstein, den der Gubitzische Reisende einen „Obelisk" nennt, bezeichnet die Grabstätte eines Zimmergesellen, aus Ilmenau, der beim hiesigen Schloßbrande im J. 1774 während der Rettungsarbeit sein Leben verlor. A. d. R.

Die zweite, durchaus verbesserte und mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage von:
Baur, Samuel, Interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts. Erster Band. gr. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.
hat so eben die Presse verlassen. Möchte das Publikum auch dieser zweiten Auflage die Gunst schenken, welche die erste genoß, und des geschätzten Verfassers große Sorgfalt für dieselbe anerkennen.
Der zweite bis sechste Band sind ebenfalls in allen Buchhandlungen zu haben. Der Verfasser hat mir die Hoffnung gemacht, bald die Erscheinung der Fortsetzung oder einer neuen Folge ankündigen zu können.
Leopold Voß in Leipzig.

So eben ist erschienen:
Heinrich von Anjou, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Johann Baptist v. Zahlhas. 8. Geglättet Velinpapier 1 Thlr. 8 Gr.
Auf den ersten Bühnen mit Beifall aufgenommen, wird sich dies Trauerspiel auch der Gunst der Leser erfreuen.
Leopold Voß in Leipzig.

In meinem Verlage erschien:
Richter, J. A. L., das Christenthum und die ältesten Religionen des Orients. Oder über den Zusammenhang verschiedener morgenländischer Religionsbegriffe und Laute mit ähnlichen der Westländer, hauptsächlich in Beziehung auf Juden- u. Christenthum und die Philosopheme der griechischen Weltweisen. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
Leopold Voß in Leipzig.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 6. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 Januar.

Censurfall.

Brief an den Herausgeber, von Müllner.

Weißenfels am 19. Dec. 1819.

Ew.

haben mich vor einiger Zeit aufgefordert, über die berühmten Septemberbeschlüsse für das Lit. W.Bl. eine wissenschaftliche Abhandlung zu schreiben. Ich mußte das ablehnen, und da Sie meine Antwort wirklich haben abdrucken lassen, so kennt Ihr Publikum meine Gründe. Trockene Wissenschaft paßt für diese Zeitschrift nicht. Wohl aber gehört dahin lebendige Erfahrung von dem Censurwesen, und damit kann ich eben dienen.

Die „eingemachten Lesefrüchte" die ich seit ungefähr zwei Jahren in der Zeitung für die elegante Welt herausgab, enthielten in den zwei letzten Aufsätzen: „Aff und Schnur" und „Zigeunerfreiheit", polemische Betrachtungen über ein literarisches peccatum der Zeitschrift Hermes. Einen dritten, genau denselben Gegenstand betreffenden Aufsatz sendete ich zu Anfange dieses Monats ein. Damit jedermann sich vor allen Dingen überzeuge, daß er wider die Gesetze des Staats und der Kirche keine Silbe enthält, steh' er buchstäblich hier.

Eingemachte Lesefrüchte.

Sieben und zwanzigster Aufsatz.

a. Hermes.

Ich habe, wie die elegante Welt aus den unmittelbar vorhergehenden Aufsätzen: Aff und Schnur, und: Zigeunerfreiheit, sich entsinnen wird, zwei Lesefrüchte von etwas herbem Geschmack eingemacht. Es müssen darinnen einige Samenkörner gewesen seyn, welche gleich dem Samen des Unkrautes in jedem Boden aufgehen; denn selbst aus der Gallerte meines Eingemachten sind mir neue Lesefrüchte herausgewachsen.

Es hat nemlich durch den Schluß des Aufsatzes Aff und Schnur, wo vom Hermes die Red' ist, der Verleger des Hermes sich sehr gravirt geachtet, und weil er in dem handgreiflichen Irrthume schwebt, daß ich, der Confitürier, der Verfasser des Ynguld sey, so hat er diesen brieflich darüber zur Verantwortung gezogen. Der hochmüthige Tragöd ist darüber am Ende ärgerlich geworden, und hat mir, dem Kunst- und Gewürzkoche, bei dem er gewöhnlich zu frühstücken pflegt, den ganzen Briefwechsel mitgetheilt. Das ist eine tüchtige Lesefrucht; aber ganz darf ich sie nicht einmachen, weil das Gefäß, welches dazu nöthig wäre, nicht Raum auf der Tafel finden würde. Den Kern aber sollen die Gäste haben.

Der Verleger des Hermes spricht seinerseits die Meinung aus, daß die Stelle der fraglichen Recension: die Reichsräthe werden angewiesen, beträchtlich zu weinen, kein literarisches Schelmstück, sondern eine erzählende Anführung sey; daß diese und ähnliche Wortklaubereien wenig oder nichts zur Sache selbst thuen; und daß der Recensent sie, die Sache, mit Anstand, Kenntniß und Geist behandelt habe, und so, wie Gegenstände der Literatur und der Kunst bei der Kritik immer behandelt werden sollen.

Die Leser werden es ein wenig stark finden, daß die Kritik, welche sie in einfältig-ehrlichem Glauben zu lesen pflegen, immer erzählende Anführungen machen soll, deren Inhalt erlogen, und zwar so erlogen ist, daß er nothwendig absichtlich erlogen seyn muß. Gleichwohl hat der Verleger des Hermes vollkommen recht, wie ich denn in meinem Aff und Schnur implicite genau das Nemliche behauptet habe. Mir scheint diese Lesefrucht von so vortrefflichem Stamm und Gewächs zu seyn, daß sie, um sich zu halten, keiner Gallerte bedarf, sondern (wie es in der Sprache meiner Kunst heißt) trocken eingemacht werden kann. Sollten die Leser Besorgniß hegen, daß sie faul werden könne, weil sie dazu einen Ansatz zu haben scheint; so mögen sie sich nur für das Jahr 1820 auf den Hermes abonniren. Denn aus dem obgedachten Privatbriefwechsel, den der Verleger (des Hermes) nach der Versicherung seines letzten Briefes ebenfalls verlegen, d. h. dem Publicum gedruckt vorlegen will, geht hervor, daß bei dem zweiten Jahrgange des Hermes, also für 1820, nicht der Herr Prof. Krug, sondern er selbst, Herr Brockhaus, der Redacteur des Hermes seyn wird. Da wird er denn wahrscheinlich seine kritische Maxime, die ich hier trocken eingemacht habe,

Ausgegeben den 6. Januar.

Digitized by Google

naß, saftig und würzig in zahlreiche Beispiele ihrer Anwendung einmachen, und allen Geschmack von Fäulniß daran vertilgen. Vielleicht setzt er gar für die beste erzählende Anführung dieser Art einen Preiß aus, so hoch wie für die beste Epistel in die Urania.

b. Undank.

Die Töchter des Königs Lear sind undankbare Geschöpfe, aber der Vater (auf ebräisch der Aff) des König Yngurd ist noch viel schlimmer. Ich hab' ihm, weil ich weiß, daß die Poeten arme Teufel sind, die Einkünfte meines ganzen Reiches, den Ertrag meiner sämmtlichen eingemachten Früchte abgetreten. Nichts destoweniger kann er, seit ich den Aff und die Schnur eingemacht habe, nicht bei mir frühstücken, ohne mit mir zu zanken. Er meint, ich hätte mich niemals in seine Angelegenheiten mischen, und weder den König Claudius, noch den Aff, noch die Schnur, noch die Zigeunerfreiheit en confiture setzen sollen. Wenn einem Spaziergänger Koth auf den Rock geworfen werde, so müsse man nicht gleich auf frischer That mit der Bürste darüber herfallen, ihm nicht den nassen Unrath in den Zeug des Kleides hineinreiben u. s. w. Der undankbare, der unverständige Mensch! Hab' ich ihm denn die Klere in den Rock gebürstet? Ich habe sie sauber davon abgehoben mit meinem Löffel, Ordenssterne daraus geknetet, dieselben versilbert und vergoldet, und sie den Masken, die ihn „mit Anstande, Kenntniß und Geist" neckten, auf die Mäntel geheftet. Sie könnten sich dagegen moviren, obschon mit Unrecht; denn wenn Masken einen unverlarvten Ballgast mit Koth bewerfen; so muß man sie à plus forte raison mit Ordenszeichen schmücken dürfen. Aber was hat er denn darüber zu zanken, wie?

c. Benachrichtigung.

Der Berichtigung, die ich unter der Etikette Zigeunerfreiheit eingemacht habe, ist eine Benachrichtigung nachgefolgt, welche in No. 226 Sp. 1808 steht, und so lautet:

„Benachrichtigung. Die in No. 217 dieser Zeit. vom Verfasser der eingemachten Lesefrüchte wegen der Beurtheilung des Yngurd im 3ten St. des Hermes geforderte Erklärung wird im 4ten Stück dieser Zeitschrift erfolgen. Leipzig den 12. Nov. 1819. Red. des Hermes."

Wenn ich ein König wäre, ich suchte mir meine Diplomaten unter den Journalisten aus, besonders unter den Redacteurs: denn im Verdrehen fremder Rede oder Schrift sucht diese Art von Leuten ihres Gleichen. Gefordert soll ich in No. 217 eine Erklärung haben? Ist mir nicht eingefallen. Ich habe bloß bemerklich zu machen gesucht, daß der Redacteur des Hermes sich selbst schuldig ist, durch öffentliche Nennung des kritischen Zigeuners den Verdacht von sich abzulehnen, daß er zur Bande gehöre. Will er das nicht; meinetwegen, ich habe da nichts zu fordern. Er scheint sich gegen diesen Verdacht auf andere Weise verwahren zu wollen, und ich kann aus den erwähnten Verlegerbriefen ungefähr voraus wissen, womit. Aber warum denn im Hermes? Vor demjenigen Gerichtshofe, wo jemand bezüchtiget worden ist, muß er auch seine Verantwortung vorbringen. Im vorliegenden Falle besteht dieser Gerichtshof aus den Lesern der Eleganten, nicht aus denen des Hermes. Die steinalte Elegante hat aber wegen der Lesezirkel und Unterhaltungsclubs wahrscheinlich 50,000 Leser mehr, als der nagelneue Hermes. Gesetzt also den unglaublichen Fall, daß der Redacteur des letztgenannten den Zigeuner und sich selbst wirklich weiß brennte vor den wenigen hochgelehrten Lesern des Hermes; so würden doch beide, und zwar in solidum, Einer für beide, noch immer in dem Falle bleiben, 50,000 Menschen schwarzbraun vorzukommen.

Ueberdies bin ich besonders auf diese Mohrenbleiche begierig, und wie soll sie dort vor meine Augen kommen? Den Hermes halt' ich begreiflich nicht mit; dergleichen vornehme Gelehrtenzeitungen kommen an unser Einen nur als Makulatur. Ich hätt' ihn nie zu sehen bekommen, wenn ihn der ebräische Yngurds Aff mir nicht bisweilen überlassen hätte, während er sein Frühstück verdaute. Das fällt künftig weg, denn ich sehe aus dem Briefwechsel quaestionis, daß er bisher den Hermes gratis zugesendet erhalten, die letzte Sendung aber als Hohn aufgenommen, und die künftigen verbeten hat. So weit ich diesen Thoren kenne, ist er kapable, dieses vortreffliche Journal nicht wieder in die Hand zu nehmen, bevor es seinen Schmutzfleck abgewaschen hat. Ja er hat sogar schon ein Wörtchen davon fallen lassen, daß auch ich es nicht thun dürfte, wenn wir gute Freunde bleiben sollten.

Diesen Aufsatz schickte der Censor jenes Journals, Herr Hofrath und Prof. Beck, an den Redacteur, Herrn Hofrath Methusalem Müller, mit folgendem Handbillet zurück:

Ew. Wohlgeb. ist nicht unbekannt, welche unangenehme Urtheile Ihnen und mir der Abdruck der gegen die Herren Prof. Clodius und Krug gerichteten Eingemachten Lesefrüchte in der Zeit f. d. e. Welt

Digitized by Google

zugezogen hat. Man sah es an mehreren Orten als Folge unsrer Abneigung gegen gedachte Herren an. So ungegründet nun auch eine solche Folgerung ist: so muß ich doch wünschen, daß kein Aufsatz dieser Art in der Z. f. d. e W. wieder erscheint, und ich darf von der wohlwollenden Gesinnung des Herrn Hofr. Müllner hoffen, daß er diese Erklärung meinen collegialischen Verhältnissen verzeihen wird Dazu kommt 1) daß auch der neueste, hier zurückkommende, Aufsatz doch weniger für diese Zeit. geeignet zu seyn scheint, 2) daß Herr Prof. Krug im Intell. Bl. der Leip Lit. Zeit. vom 25. Dec. (das ich censirt habe) erklärt, er sey in die unangenehme Fehde mit Hn Hofrath Müllner gerathen, werde künftig nichts über oder gegen ihn schreiben, ohne sich zu nennen; erwarte aber dasselbe von ihm, und fordere von der Billigkeit der Redactoren gelehrter Blätter, daß sie nichts von demselben gegen ihn Gerichtetes ohne Namensunterschrift desselben aufnehmen. Diese Forderung kann ich nicht abweisen, hoffe übrigens, Herr Hofr. Müllner werde Sie und mich mit andern Aufsätzen erfreuen, der ich mit Bezeigung meiner Hochachtung gegen Herrn Hofr. Müllner und gegen Sie verharre Ew. Wohlg. ergebenster C. D Beck. In Eil geschr. 13. Dec. 19."

Dieses Veto ist höchst discret eingekleidet. Aber welches Licht wirft es auf die Gebrechlichkeit der Censuranstalt! Welche Begriffe hat der Herr Censor, dem ich übrigens als Gelehrten die aufrichtigste Achtung weihe — welche Begriffe hat er von seinem Amt? Was zuvörderst die beiden numerirten Abweisungsgründe betrifft: so frag' ich bei 1: Hat der Censor darüber zu entscheiden, ob ein an sich druckfähiger Aufsatz mehr oder weniger für die Zeitschrift sich eigne? Das ist ja bloß Sache des Redacteurs. Der Vorwand 2 ist eben so lahm Er hinkt auf beiden Beinen. a) In facto: denn ich bin nicht anonym als Verfasser jener Lesefrüchte, ich bin als solcher längst bekannt, von 10 öffentlichen Blättern, ja von Herrn Prof. Krug selbst (im Hermes und in einem polemischen Pamphlet) bei'm Namen als der Verfasser genannt, und wenn der Blödsinn selbst obigen Aufsatz läse; dennoch müßt' er begreifen, daß ich mich dazu bekenne, indem ich die Identität der Person und der humoristischen Maske ironisch leugne; mit andern Worten, daß ich bloß darum meinen Namen nicht unterzeichne, weil dies zu dem scherzhaft angenommenen Charakter des Confiturier nicht passen würde. b) In jure: denn der Herr Prof Krug kann zwar erklären, daß er über und gegen mich nicht mehr anonym schreiben will; er kann es auch wirklich also halten, aber er kann von mir nicht fordern, es eben so zu machen. Er kann die Redacteurs ersuchen, nichts über ihn anonym von mir aufzunehmen; sie können ihm auch hierin zu Willen seyn: aber die Censoren dürfen das nicht. Der Staat hat sie, so Gott will, nicht authorisirt, einen anonymen Aufsatz, als dessen Autor sie mich kennen, bloß darum abzuweisen, weil er den Herrn Prof. Krug zu Leipzig betrifft. Herr Prof. Krug kann sie dazu nicht authorisiren, mithin handeln sie Gesetzlos und Pflichtwidrig, wenn sie es thun.

Kommen wir nun zu dem nicht numerirten Hauptgrunde, den collegialischen Verhältnissen, Herr Hofr. Beck hat, wörtlich, bloß einen Wunsch darauf gebaut, thatsächlich aber sein Veto, denn er verweigerte das Imprimatur. Folglich kann von meinen „wohlwollenden Gesinnungen" hier nicht die Frage seyn. Wollt' er diese in Anspruch nehmen: so mußt' er mir seinen Wunsch privatim eröffnen, und erwarten, ob ich mein Recht seinen collegialischen Verhältnissen aufopfern wollte, oder nicht. Er that das nicht, also liegt hier ein seinem Wesen nach unbedingtes Veto vor, und zwar ein Pflichtwidriges. Ich glaube gern, daß die Herren Collegen, deren literarische Peccata ich in der Eleganten dem Urtheile des größeren Publikum humoristisch bloßgestellt habe, ihn weidlich geplagt haben mögen (wie wohl er das eben nicht anzuführen weiß); ich glaube auch, daß der Unverstand die Zulassung jener polemischen Scherze ihm, dem Censor, als Abneigung gegen die Herren Collegen ausgelegt haben mag: aber was geht das mich — was geht es ihm an bei der Ausübung seines Amtes? Um collegialischer Verhältnisse willen darf kein Censor dem Nichtcollegen das Imprimatur verweigern. Unverständige Urtheile über subjective Gründe der Zulassung muß er niemals fürchten. Furcht, Menschenfurcht, Collegenfurcht vor allen, ist Leidenschaft, und Leidenschaft darf die Ausübung eines so wichtigen Amtes nicht leiten. Sie darf den Censor, den Gedankenrichter, so wenig, als den Thatenrichter bestimmen.

Der Herr Hofr. Beck hat dieses Pflichtgebot in seinem Innern vernommen. Daher die Einkleidung seines Veto, deren Humanität ich als einen Beweis von persönlicher Achtung um so mehr zu schätzen weis, da wir uns nie gesprochen, nie an einander geschrieben haben. Er ist nicht stark genug gewesen, diese Pflicht, unter Umständen auszuüben, die ihn einige Lebensbeschwernisse besorgen ließen. Das seh' ich gern dem Menschen nach, aber dem Censor nicht.

Google

Meine „Lesefrucht" ist es nicht, für die ich hier schreibe. Es wird mir wenig Mühe machen, die Fortsetzung dieser scherzhaften Polemik in ein anderes Unterhaltungsblatt zu verpflanzen, welches einen seiner Pflicht besser gewachsenen Gedankenrichter hat. Ich spreche für die Censur überhaupt, für, nicht wider sie. Sie mag unter den gegebenen oder vorausgesetzten Umständen für Teutschland nöthig, mag wenigstens von zwei zur Wahl stehenden Uebeln das kleinere seyn. Aber sie wird unfehlbar das größere, wenn sie nicht mit gleichgemessener Gerechtigkeit verwaltet, nicht mit gleicher Rücksicht auf das Wohl des Staates und der Kirche wie auf das freiere Gebiet des literarischen Lebens ausgeübt wird.

Soll das Institut der Censur sich ohne empörenden Zwang aufrecht halten gegen die öffentliche Meinung, um nicht zu sagen: gegen die öffentliche Leidenschaft; so dünkt mich nichts unumgänglicher, als Ausbildung des Begriffes Censorpflicht; Ausbildung durch Gesetze, welche ihre Ausübung nach oben und unten, in Bezug auf die Ansprüche des Lesers, Autors und Buchhändlers wie des Staates, an möglichst bestimmte Grundsätze binden.

Erfahrungen bahnen den schwierigen Weg zu diesem Ziele. Darum bitt' ich Sie, die gegenwärtige bekannt zu machen. Die Grundsätze, welche in diesem Falle verletzt worden, sind aus dem Falle selbst wie mit Händen herauszunehmen. Sollt' es denn so schwer fallen, oder etwa nicht der Mühe werth seyn, sie nach der Lehre der Gesetzgebung auszudrücken? Ihr Ausdruck möchte vielleicht ein wenig überflüßig klingen; aber daß er es nicht ist, beweißt doch eben diese Erfahrung? Hochachtungsvoll

Müllner.

N. S. Damit Ihre Censur an der buchstäblichen Aechtheit des Veto nicht zweifle, leg ich es in der Urschrift bei, erbitt' es mir aber zurück, es gehört nicht mir.

Graf Stolberg und Hofrath Voß.

Im dritten Heft der vom Geh. Kirchenrath Paulus in Heidelberg herausgegebenen, bey den Gebrüdern Wilmans in Frankfurth am Main erscheinenden politisch-theologischen Zeitschrift: Sophronizon steht ein sehr merkwürdiger Aufsatz, betitelt: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreyer? beantwortet von Johann Heinrich Voß," mit dem Motto von Gleim:

Dumm machen lassen wir uns nicht!
Wir wissen, daß wirs werden sollen.

Dem Leser dieses Aufsatzes dringen sich zunächst zwey Bemerkungen auf. Erstens: daß Herr Hofr. Voß dabey zu auffallend einen übel verdeckten Groll vorwalten läßt; und zweytens: daß es einem wehe thut, das Heiligthum der Freundschaft durch solche Mittheilungen entweiht zu sehen. Wenn der Sophronizon das wirklich seyn will, was sein Name sagt, und was die griechischen Stellen auf der Rückseite des Umschlags und des Titelblatts, aus Röm. 12, 3. und aus einem alten griechischen Ethymologikon, andeuten, so muß er nichts krank Gedachtes zum Besten geben, sondern alles was er aufstellt, sey die helle klare Gesundheit. Was kann aber diese Zeitschrift dazu vermögen, nach neunzehn Jahren auf ein Ereigniß zurückzukommen, das längst vergessen ist, und ihm eine Wichtigkeit jetzt noch beyzulegen, die es gewiß nie hatte. Der Graf Friedrich Leopold von Stolberg*) verließ im Jahr 1800 alle glänzenden, ihm Ansehen und Auskommen sichernden Verhältnisse, und trat nebst seiner Gemahlin und seinen Kindern (die älteste, damals schon mit dem Grafen Ferdinand zu Stolberg-Wernigerode verlobte Tochter Agnes ausgenommen) zur catholischen Religion über. Wer findet in diesem Vorgang so viel Außerordentliches! So lange die Religion Sache des Gemüths, der innern Ueberzeugung ist, muß es wohl jedem Christen frey stehen, seinen Gott unter dieser oder unter jener Form anzubeten. Seitdem die Wiener Bundesacte allen christlichen Glaubensbekenntnissen in Deutschland gleiche Rechte zugesichert hat, sollte in der That über Veränderung der Religionsform bey einzelnen Bekennern des Christenthums gar nicht weiter die Rede seyn. Auch kennen wir mehrere protestantische Consistorien, welche zwar den Uebertritt eines Catholiken zur evangelischen Religion nicht begünstigen, sondern ihn an eine vorgängige genaue Erforschung der Beweggründe, sodann an eine gründliche Unterweisung im evangelischen Glaubensbekenntniß und an eine von allen äußern Einwirkungen freye, völlig unabhängige und selbstständige öffentliche Willensäußerung knüpfen, — wenn er aber geschehen ist, mit Ueberlegung geschehen ist, auch kein weiteres Aufhebens davon machen. Was nun der einen christlichen Religionspartey Recht ist, sey der andern billig! Genug das der Graf Stolberg mehrmals versichert hat, er habe den fraglichen, gewiß sehr wichtigen Schritt mit geziemender Besonnenheit gethan; genug, daß er sich bey seiner veränderten Ueberzeugung ruhiger, glücklicher fühlt,

*) Ist seitdem gestorben.

Digitized by Google

als zuvor. Alles übrige hat er selbst zu verantworten. Und was ist denn in den 19 Jahren, die seitdem vergangen sind, in Deutschland so gar Gefährliches oder Nachtheiliges für den Protestantismus geschehen? Wo sind denn die unheilvollen Folgen, für Religions- und Bürgerfreyheit, die der Uebertritt des Grafen zur catholischen Religion gehabt hat? Wir sehen keine. Wozu also diese Bitterkeit, mit welcher der Hofr. Voß eine Handlung seines Freundes beurtheilte, wodurch dieser ihm weder wehe gethan hat, noch thun wollte. Warum war es nöthig, sich in herbe Ausfälle zu ergießen? so werthe, traute Verhältnisse zu offenbaren? so freundliche Briefe und Aeußerungen preiszugeben, die gewiß nicht bestimmt waren, vor der Welt zur Schau zu stehen? Uns liegt hierin selbst dann etwas Unziemliches, wenn auch der Mann, dem es gilt, nicht mehr lebte. Da er aber noch unter uns ist, und, mit Forschungen, mit Arbeiten beschäftigt, die äußere Welt vergessend, niemand etwas zu leide thut, jedem wohl will; so ist es hart, den sanft Dahinschlummernden durch Freundeshand so aufgerüttelt zu sehen. Wir empfehlen übrigens den Aufsatz zum eignen Nachlesen; er enthält viel Heftiges, Uebertriebenes, Schiefes und Kleinliches; aber auch manches Neue und Interessante. Wir geben einige Beyspiele, mit des Herrn Hofraths eignen Worten: „Frankreich, durch bevorrechteten Adel in Verderben gestürzt, erhub sich, und foderte Abstellung der Willkür, gute Haushaltung, und gleiches Gesetz. Im Sommer 1789 besuchte ich Klopstock in seinem Gartenhause vor Hamburg. Voll der großen Begebenheit begleitete er mich zum Dammthore zurück. Hier stand er still, und sprach mit prophetischer Erhabenheit: „Großes ist geschehn, für Gesetzlichkeit der Obermacht. Aber Größeres steht bevor: Kampf der Patricier und der Plebejer durch Europa. Die Fürsten im Dunstkreise der Patricier werden verkehrt sehn und verkehrt handeln; nach vielem Elend wird Vernunftrecht walten vor dem Schwerdrecht; aber wir beyde erleben es nicht." So sprach er, und wandte sich plötzlich mit gesenktem Haupt. (Hr. Hofrath Voß hat es aber doch noch erlebt, daß das Schwerdtrecht ein Ende nahm. Mit der Wiener Bundesacte gewann das Vernunftrecht die Oberhand.) — Voß giebt Stolbergen Schuld, er habe den Adelstolz zu oft durchblicken lassen. Wir kennen den Grafen Stolberg nicht persönlich, ehren und lieben ihn aber als Dichter und Schriftsteller, und haben ihn in seinen Werken mehr als einen Freund der Freiheit (nämlich einer vernünftigen) als der Privilegien kennen gelernt. Daß er beym Ausbruch der französischen Revolution keine Freude hatte an den Blutmenschen und ihren Greueln, darin dachte er wie alle Verständige deutscher Nation. Aber wie war es möglich, daß Hr. Hofr. Voß sich über diese Ansicht so ereifern konnte, daß er ausruft: „Welcher Stand wars in Deutschland, der zuerst, von rohen Befehdungen gezwackt, sich aufrang zu Ordnung und Gesetz, durch Gewerbsamkeit, durch Kunst und veredelnde Wissenschaft? Und welches Standes sind die, welche noch jetzt, nach dem Marke des Landes lüstern, als geborene Lenker des Staats und der Kriegsmacht sich vordrängen den Tüchtigen? welche, sich selbst entfremdend, in ausländischer Ueppigkeit das Volk aussaugen (Hr. V. erinnert den Grafen in einer andern Stelle an die schöne Zeit, „wo ihm ein Pfannkuchen mit Lauch noch etwas gegolten habe;" — aber mein Gott! ist es denn ein Staatsverbrechen, Pudding lieber zu essen, als Eyerkuchen?) und ihr Kauderwelsch als Herrensprache, unser Deutsch als Sprache der Dienstbarkeit behandeln? welche, damit Stellen genug seyen für die Ihrigen, dem Volk ungeheure Hofhaltungen, Marställe, Jagden, Kriegsheere aufbürden? (vermuthlich wünscht der Hr. Hofrath einen Platz in der Carlsruher Deputirtenkammer!) und die nöthigen Aemter der Volkspflege durch Mangel und Herabwürdigung verkümmern? Forscht in Frankreich, in England, in Amerika, welcherley deutsche Namen man dort achtet, und welches Geschlecht ihnen lächerlich ist in seiner barbarischen Unwissenheit und Anmaßung. Woher denn kommt alle Macht und Ehre des Staats? und woher der Verfall? Die Unbegreiflichen, in deren Köpfe man sich kaum hineindenken kann! Diese Ansprüche auf Staatswürden ohne Geschick, diese Gier nach Gemeingut, wozu sie nicht beytragen, diesen Dünkel auf Ahnherren, die keiner kennt, nennen sie erhabenes, ihrem Geschlecht eigenes Ehrgefühl." (In Wahrheit, man traut seinen Augen kaum. Von welchem Lande spricht denn Hr. Hofr. Voß? Unter welchem Meridian liegt diese Barbarey? In welchem Zustande von Gemüthskrankheit (Aphronie oder Kakophronie?) befand er sich, als er diese höchst übertriebene Philippika niederschrieb?) — Viel lieber ist uns dagegen seine Uebersetzung des Spruchs aus dem griechischen Tragiker Agathon:

Drey Lehren faß' ein Herrscher wohl ins Herz,
Die eine: daß er über Menschen herrscht;
Die andre: daß er nach Gesetzen herrscht;
Die dritte: daß er nicht auf immer herrscht.

„Der edle Grieche!" wollen auch wir mitru-

sen. — Voß behauptet, die häusliche Erziehung habe den beyden Stolbergischen Knaben, Ernst und Andreas, adliche Unarten beygebracht: „sie leben, sagte er einmal zum Grafen, in Pracht und Ueppigkeit, hören unvorsichtige Laute von edlerer Geburt, die ohne Kopfanstrengung zu Ehren führt, werden bedient vom Lakey, und vom Hauslehrer, Miethlingen für sie; Unfleiß und Muthwille wird von diesem mit Scheu getadelt, von jenem bestärkt; die armen Kinder werden mit den besten Anlagen verjunkert." Ferner: „Die kleine Julia, die häufig bey meiner Frau war, fragte: warum Erneſtine, ſtopfſt du Strümpfe? das thut Mama nicht. Die überläßt es Hannchen, und thut was anderes. Ach! nu weiß ich, du biſt ſo eine Art Bauernmenſch. — Dieß erzählte meine Frau der Mutter, ſie zu warnen vor dem verderblichen Geſinde. O! ſagte die Gräfin, das Kind hat Ihnen ein Compliment machen wollen; die Unſchuldige kennt nichts Ehrwürdigeres, als den Bauernſtand. — So keimt Menſchenverachtung auf, ſo adliches Ehrgefühl!" (Das klingt doch ein wenig nach bürgerlicher — Gemeinheit. Solche Klatſchgeſchichten ſollte der Ueberſetzer des Homer nicht weiter erzählen, geſchweige ſie vor das große Publikum bringen. Jeder andere hätte über den naiven, drolligen Einfall der kleinen Julie gelacht, und ihr dafür einen Kuß gegeben. Aber das Voſſiſche Ehepaar wird dadurch beleidigt, macht eine grämliche Miene, und beſchwert ſich darüber beym Vater. Giebt es etwas — Erbärmlicheres?) „Kleuker ſagte in Jacobi's Hauſe: der Proteſtantismus führt zur Democratie, der Catholicismus zur Monarchie. Sie meynen, antwortete Jacobi, wo die Religion nicht die Vernunft unterdrückt, da wird man vernünftigerer, für das ganze Volk heilſamerer Einrichtungen ſich befleißigen, als anderswo; ſolche aber beſtehen mit jeder Verfaſſung, die entweder ererbt ward, oder gewählt aus ganz andern als Religionsgründen. Er erinnerte an ſo viele proteſtantiſche Monarchien, wo das Volk nach Geſetzlichkeit, nicht nach Democratie trachtet; an catholiſche Republiken, die nichts weniger als Monarchie verlangen. Umſonſt. Kleuker konnte ſich nicht herausdenken aus dem Credo: „Der Proteſtant will Democratie:" welches ein proteſtantiſcher Fürſt beherzigen mag, und „der Katholik wünſcht Monarchie: deren Stütze bekanntlich der Adel iſt." (Wir meynen, wenn jeder Stand im Staate ſeine Schuldigkeit thut, den andern gewähren läßt, und ſich treu zu ſeinem Fürſten hält, da wird es um den Staat im Ganzen wie im Einzelnen gut ſtehen; im Gegentheil, ſchlecht, — und wenn er von einem Ende zum andern aus Katholiken beſtände.) — „Eutin's edler Fürſt wollte Verbeſſerung der Schulen auf den Gütern, heitere Schulhäuſer mit zwey Lehrſtuben für Geiſtesbildung und Handarbeit, dabey Garten und Feld, und anſtändiges Gehalt. Den Auftrag vernachläſſigte Stolberg ſo, daß der Graf Holmer ſich mit bitteren Klagen an mich wandte: unſer Freund tauge zu keinem Geſchäft, aber für dieſes habe man ihm doch Begeiſterung zugetraut; ob ich ihm vielleicht einen Schwung geben könnte? Ich mußte mich entſchuldigen." (Es iſt höchſt unfein, ſolche Dinge vorlaut vor der Welt auszuplaudern. Die Idee des Fürſten mit den Schulhäuſern war recht gut gemeynt, aber unausführbar. Am Grafen lag es gewiß nicht, daß ſie ſcheiterte. Ein Schulhaus, daß eine Wohnſtube, eine Lehrſtube und einige Kammern hat, iſt geräumig genug!) — „Claudius, der Edle in des geadelten Schimmelmanns Wandsbeck, verehrt und geliebt von der reichen Schimmelmanniſchen Familie und deren Sippſchaft, mußte Noth leiden. Noth, mit Frau und vielen Kindern, beugte den Hochſinnigen; kleine zufällige Geſchenklein, (wir wollen dem Hrn. Hofr. Voß ſeine Verkleinerungswörter auf lein gern erlaſſen, wir ſagen zu deutſch: Geſchenkchen), Tropfen für den Durſt, ſoderten jedes ſein beſonderes Großen-Dank. Ein Sohn von Claudius kam nach Heidelberg. Eines Abends erzählt' ich ihm viel von unſerm alten Wandsbecker Verkehr, im Jahr 1775, als noch der Bote gieng, von unſerer, bey Armuth, unverwüſtbaren Luſtigkeit, von den Schnurren, die wir mit einander ausgeheckt, von den arcadiſchen Hausfeſten, und den Schmäuſen aus dem Stegreif, wann wir gemeinſam ein paar Schillinge aufbrachten zu Carbonade und Kaltenhöfer Bier, und mit Rebecca ſchäferlich im Garten, auf der ungeheuren Tafelrunde gelagert (doch nicht mit Rebecca?!), bochlebten unter dem geſtirnten Himmel. — Trinkt Ihr Vater noch Kaltenhöfer? — Nicht mehr. — Alſo Wein für den ſchwachen Magen? — Noch weniger; er hat nichts als Waſſer! — Dieß erzählt' ich in den letzten Nothjahren einem unadelichen Ehrenmann vom Rhein, der darauf bei einigen Schmäuſen, nach Abſingung des Rheinweinliedes, die verſammelten Kaufleute und Fabrikanten durch die Erzählung rührte, und mehrere hundert Thaler, ohne zu melden woher, nach Wandsbeck ſandte." (Hoffentlich wird Hr. Buchhändler Perthes zu Hamburg ſich durch dieſen edeln Zug des Hrn. Hofraths wieder

mit ihm aussöhnen *). Im Anzeiger der Deutschen hat er ihn neuerlich tapfer darauf gedient, daß er dem wackern Claudius schuld gab, er habe, um nur zu leben, oft wider bessere Ueberzeugung geschrieben. Da stimmen wir Hrn. Perthes in seinem Unwillen von Herzen bey. So tief sank Claudius gewiß nie! Dazu war er zu brav, zu aufrichtig, zu ehrlich!) — „Gleim erzählte mir im Sommer 1799, ein Minister aus Berlin habe ihn besucht, und im Gespräch über die Zeitumstände gesagt: das Volk räsonnire zu viel; man müsse die Katholiken begünstigen. Mögen die Excellenzen sich wohl vorsehen, war Gleims Antwort; ihr bekommt euer Volk so roh, wie mein versoffener Capuziner ist, der, da er neulich vorbeytrabte, auf meine Frage: wohin, Bruder? lustig erwiederte: zum Kranken! will'n Herrgott machen!" (Auch in protestantischen Ländern giebt es unter dem gemeinen Mann noch viel Finsterniß. In Schule und Kirche wird aber daran gearbeitet, diese Finsterniß allmählich aufzustellen. Und was den geistlichen Schlendrian betrifft, so giebt es in jeder Confession Diener der Kirche, die ihr Amt nur mechanisch und mit irdischem Sinn betreiben. Das ist freilich sehr schlimm; aber es ist so. Und womit soll man salzen, wenn das Salz dumm wird?) — Hr. Hofrath Voß hatte folgende Inschrift für sein Gartenhaus entworfen:

Redlicher Katholik,
tritt herein.
Du, der die Vernunft abschwur,
neumystischer Papist,
bleib draußen.

(Dawider wird kein Mensch etwas einzuwenden haben. Es ist aber doch eigen, und beweiset die einseitige Denkart des Gartenbesitzers, daß er sich den Genuß der schönen Natur durch so sonderbare Inschriften verleiden konnte. Wer wird, wenn er zwischen den Blumen und Lauben des Gartens lustwandelt, an den Unterschied zwischen Katholiken und Papisten denken!) —

(Schluß folgt.)

Flugschreiber

wäre ein ziemlich passender Titel für den gewaltigen Anti-Kotzebue, den Herrn Prof. Krug in Leipzig. Kommt ein Gränzzolltarif in das Land, reist ein Stourdza hinaus, geht ein Kotzebue aus der Welt; gleich ist Herr Krug mit einer Flugschrift hinterdrein, die er gedoppelt gebraucht: erst einzeln mit der Aufschrift: Aus dem Hermes abgedruckt, und dann in dem Hermes. M. s. darüber das Lit. WBl. B. 4. No. 41. Jetzt hat er denn gar aus dem vierten Stücke des Hermes (wir haben es noch nicht gesehn) einen Fehde- und Schmähbrief „an Herrn Hofrath Müllner in Weißenfels" abdrucken lassen: ein Flugschriftchen von 6 Seiten, gegen den nämlichen Müllner, auf den er sich als auf eine giltige Autorität (wofür wir denn doch wahrhaftig die Eingemachten Lesefrüchte nicht annehmen können) berief, als es sich darum handelte, den verewigten Kotzebue in der Erde zu verunglimpfen. M. s. darüber die angeführte No. 41. S. 322. Sp. 1. Müllner hat in den eingemachten Lesefrüchten einem anonymen Recensenten des König Yngurd nachgewiesen, daß er eine Stelle, die lächerlich wäre, in jenes Trauerspiel hineingelogen hat, nämlich eine Anweisung an die Reichsherren, bey dem Todte ihres Fürsten beträchtlich zu weinen, wo im Buche steht, daß sie die Hände des Sterbenden in Thränen küssen. Müllner hat (als verkappter Desertkoch der Eleganten) bemerkt, daß zu Ehren des Hermes der Lügenrecensent öffentlich genannt werden sollte; aber Herr Krug will das durchaus für keine Literarische Ehrlosigkeit gelten lassen, ja nicht einmal für eine Lüge: denn „wer die Hände eines Sterbenden in Thränen küßt, der ist unstreitig tief gerührt und weint gewiß beträchtlich." (Docirt Herr Prof. Krug diese Logik? Lehrt er aus diesem Vordersatze die Folgerung ziehen: Wer also, als dramatischer Dichter, schreibt: A. küßt die Hände des sterbenden B. in Thränen, der schreibt damit dem Schauspieler vor, beträchtlich zu weinen?) Aber es kommt noch besser: „Und wenn nun gar die ganze Versammlung im Schauspielhause dieses Küssen in Thränen sehen soll — was Sie doch wollen mußten, weil sonst Ihre Anweisung überflüssig wäre." — Ist denn Herr Krug so ganz unwissend im Fache der sogenannten schönen Schriftstellerei? Ahndet er nicht wenigstens, daß Trauerspiele auch für Leser geschrieben werden, und daß die sogenannten Anmerkungen nicht allemal das, was die Schauspieler thun, sondern oft blos das andeuten, was die Leser sich denken sollen? und um so mehr sich bloß denken müssen, weil sie es, als undarstellbar, auf dem Theater nicht zu sehen bekommen können? Ne sutor ultra crepidam! Herr K. recensire die Zolltarifs, aber er lasse sich doch ja nicht mit Gedichten ein. Und dann, warum ver-

*) Durch die vor aller Welt ausposaunte Erzählung einer gesammelten Unterstützung für Claudius? schwerlich! — Eine Ruhmredigkeit dieser Art muß bei dem wackern Perthes gerade das Gegentheil bewirken. Die That war edel! daß man sie aber erzählt, war —?
D. R.

Google

theidigt er denn jene (im Ganzen gedachte, nur sichtbar animose) Rezension? Bloß um den Rezensenten, der einer Lüge geziehen worden, nicht nennen zu müssen. Hat der unbekannte Rezensent ein gewisses Gefühl im Leibe (nicht bloß ein gewisses anderes Gefühl im Magen); so muß er sich ja nun selbst öffentlich nennen, und thut er es nicht, desto schlimmer für Herrn Krug! dann muß man doch endlich glauben, die Rezension sei — von ihm selbst! denn die Ausflucht: Ich nenn' ihn nicht, weil M. mir gedroht hat, ist ein zu abgetragener Kunstkniff, als daß er für das Gegentheil sprechen könnte. Bei einer so lahmen Sache können wir bloß die — Bahrdtische Stirn bewundern, womit unser Flugschreiber hier wieder auftritt, und zwar gegen (freilich beißenden) Scherz mit geistloser Grobheit, auch (wie die Nennung eines andern Leipziger Professors deutet, den M. ein wenig zu sehr à la Bürger (!) gezaust haben mag) als Cliquen-Sprecher! Am Ende fordert er alle Journalredacteurs auf, nichts von Müllner gegen ihn aufzunehmen, wenn es nicht unterzeichnet sey. Da sehn wir im Geiste den Consiturier herzlich lachen; denn mit wem es die Redacteurs der Unterhaltungsblätter in solchen Fällen zu halten pflegen, das scheint er recht gut zu wissen. Wir denken aber, daß es ihm auch unterzeichnet, und da noch weniger, als anonym (und doch stets erkennt!) nicht wohl anstehen würde, gegen Flugblätter zu schreiben, die, weil ihnen die Flügel fehlen, sich gern an Namen anhängen, die nun so eben unter dem Publikum im Fluge sind, wenn auch gleich nur in ihrer Einbildung im Fluge nach dem Ruhmtempel. Wir würden daher auch diesem Krugischen Flugblatte die kurzen Flügel unseres W. Bl. nicht geliehen haben, wenn es uns nicht gleich andern zur Anzeige bestimmten Schriften zugekommen wäre, und wenn der Inhalt desselben nicht ein so frappantes Licht über dasjenige verbreitete, was über Herrn Krugs Kavallerie-Choc auf — Kotzebue's Asche in No. 41 gesagt worden ist.

Nachtrag.

Wir haben in No. 41. B. 4. mit Nachdruck über die verläumderische Art gesprochen, womit der Herr Professor Krug in Leipzig über Kotzebue, unmittelbar nach dessen Tode, geschrieben hat. Man hat unter den Feinden des Verewigten gegen diese Rüge mancherlei einzuwenden gefunden; man hat bezweifeln wollen, ob darinnen Herrn Prof. Krugs Moralität nicht in ein zu ungünstiges Licht gestellt worden. Wir waren eben darüber, uns selbst deßhalb Rechenschaft abzufordern, als uns ein Pamphlet in die Hände fiel, welches H. P. Krug kürzlich gegen Müllner hat drucken und, soviel wir wissen, unentgeltlich ausstreuen lassen. Abgesehen von der Streitigkeit, die über Ms. eingemachte Lesefrüchte in der Z. f. d. eleg. W. entstanden, fällt uns eine Anmerkung auf, worinnen Herr P. Krug von dessen Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde spricht, und zwar so: „Zweite Auflage" in der, laut der neuen Vorrede, keine einzige Zeile verändert, weggelassen oder zugesetzt worden; die daher überhaupt nur eine Wiederausbietung eines alten Buches zu seyn scheint, weshalb auch diese Schrift, ungeachtet der Bitte des Verfassers, im Hermes nicht recensirt wurde, indem man solche Practik lieber verschweigen wollte. Wir haben diese Schrift auch im L. W. Bl. No. 10. angezeigt, sie liegt noch vor uns, und wir finden, daß auf dem Titel nicht bloß steht: Zweite Ausgabe, sondern: Zweite unveränderte Ausgabe. Also nicht erst aus der Vorrede, schon auf dem Titel und unfehlbar auch aus dessen Buchhändleranzeige war zu ersehen, daß das Buch kein neues seyn sollte. Hat Herr P. K. die Vorrede gelesen; so hat er doch gewiß auch den Titel gelesen. Warum verdreht er die Sache? läßt das Titelwort: unverändert, weg? und ladet so den Autor oder Buchhändler den Schein auf, als ob sie das Publikum mit Altem für Neues betrügen wollen? Ist diese Insinuation ehrlich zu nennen? Pfui! Müllner mag in seinen wühlenden Lesefrüchten Herrn P. Krug auch noch zu nahe getreten seyn; eine literarische Thatsache entstellen, lügen muß man deshalb nicht. Das ist eine Practik, die wir miserabel finden, und nicht verschweigen, und sie etwa erst dann aufstechen wollen, wenn Herr P. Krug uns einmal beleidiget haben wird. Wir können sonach unsere Ansicht von seiner Moralität, wie er sie an dem verewigten Kotzebue bewiesen hat, (namentlich auch durch Verdrehungen) nicht ändern, und sind überzeugt, das sein Libell gegen Kotzebue, auf Instanz der Familie sogar bürgerlicher Ahndung würdig wäre. Es wäre wenigstens hart, wenn nach den Rechten, um der Geschichte willen, deren lautere Quelle doch gewiß nicht in der Partheisucht der Zeitgenossen entspringt, die Familie solche Kränkung sollte tragen müssen!

In meinem Verlage erschien:

Kochbuch für die elegante Welt

Auf geglättet Velinpapier, in eleganten Umschlag geheftet. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Durch sein elegantes Aeußere sich zu einem zierlichen Geschenk für Frauen eignend, wird es sich letztern auch durch seinen Inhalt empfehlen.

Leopold Voß in Leipzig.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 7. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 Januar.

Kalenderliteratur.

Das Cottaische Taschenbuch für Damen, tritt auch im Jahre 1820 auf, als ob es aus dem vorigen Jahrhundert käme. Jean Paul scherzt darinnen über die Taschenbücher also: „Glücklich ist von dieser Seite (er meint von Seiten der Duodez-Liebesgeschichten, bleibt aber, trotz Grimms sprachgelehrtem Widerspruch, bei seinem Hasse gegen das Bindungs-s, und schreibt: Liebegeschichten, welches zu dem artigen Calembourg führt: Liebe Geschichten! Die lieben Geschichten sind meist verzweifelt langweilig —) „glücklich ist die ganze fruchtbringende Taschenbuchhalterei-Gesellschaft, aus lauter berühmten Namen gesammelt, wovon jeder von Taschenbuch zu Taschenbuch, wie der Bienenweisel von Zelle zu Zelle, zieht, und in jedes, wie der Weisel in jede Zelle, sein Ey ablegt. Aber in einem Taschenbuche ist vielleicht der schicklichste Ort zum Wunsche, daß es keines gebe, als höchstens eins und das andere." (Wir theilen diesen Wunsch; denn wir sitzen in der Wolle bis über die Ohren.) „Die Jugend (sagt er in demselben aphoristischen Aufsatze S. 301,) die für die vaterländische Zukunft mit Opferentschlüssen glüht, setzt auf der Fahrt zu ihrem patriotischen Ziele nur den Widerstand der augenblicklichen Gewalt, nicht der unaufhörlichen Alltäglichkeit voraus, nur Stürme, aber keine Eisfelder. Aber denkt daran, es werden vom hohen Pole her, wo ihr die Erd- und Himmelachse sucht, euren Schiffen die Eisfelder (von Eisbergen red' ich nicht einmal) unter dem Namen Körperschaften, Kollegien und Gesammtschaften entgegenschwimmen, und euch umstellen und einschließen. Eisfelder halten im Staate, wie im Meere, stärker auf, als Stürme; — und doch ist auch durch jene zu schiffen, aber nur mit Verstehen und Geduldeu, und man hat Eisfelder sogar zu Häfen genützt." (Treffliche Lehre für die Staatsverbesserer von den Cathedern! Aber das Geduldeu ist eine schwere Sache für die Jugend, und während im Staate die Jugend alt wird, wächst gleich eine neue nach, und so wird der Ungeduld kein Ende. Uebrigens können wir die Vergleichung mit den Eisfeldern nicht gut heißen; denn es giebt Bären darauf, weiße zwar, aber doch Bären, und die Ungeduld, wenn sie zwischen den Eisbergen sitzen bleibt, könnte auf den Einfall kommen, ein wenig auf die Bärenjagd zu gehen. Das taugt schon deshalb nicht, weil die Ungeduld eine schlechte Jägerin ist, die den Schnee des Alters und der Weisheit leicht für ein weißes Bärenfell ansehen könnte. Das abgerechnet, wäre das Gleichniß leidlich, es mahnt an den Umstand, daß in der laufenden Olympiade die allzustarren Eisfelder des Polarmeeres von selbst ein wenig flott geworden sind. Aller 400 Jahre einmal, und mit Maaße, kann das schon geschehen, ohne daß die Natur der Erde in Unordnung geräth.) Gustav Schwab's Gedicht, die Gründung von Marseille, hat uns recht wohl gefallen, und bei dem Griechenritter,

Dem so reich die Locken quellen
Aus so goldner Helmes Glut;
Dem so tadellos die Nase
Unter heitrer Stirne ruht,

haben wir uns blos an die Nase gestoßen. Eine Nase, die blos tadellos ist, kommt uns in einer poetischen Beschreibung männlicher Schönheit etwas platt vor, und wir können sie daher nicht für eine griechische passiren lassen. Die erste Liebe, von Caroline Pichler, ist eine liebe Geschichte (vide supra), die ungleiche Heirath, von Therese Huber, eine lange Geschichte (147 S.) und Alter und Jugend, von Lafontaine, eine Geschichte in Briefen. Diese haben wir durchgelesen und lauter grundehrliche Leute darinnen gefunden. Selbst der Neffe, welcher den Onkel hintergeht, indem er einen Andern für sich auf die Universität schickt, um unter seinem Namen zu studieren, während er selbst heirathet und Kinder zeugt, ist ein ganz guter Junge. Wenn die Curatoren der Universitäten Auftrag erhielten für die Studenten zu studieren, damit diese indessen heirathen könnten; sie würden gewiß mit der neuen Einrichtung zufrieden seyn. Was sonst noch in dem Taschenbuche steht, haben wir nicht gelesen, weil wir gewöhnlich nur diejenigen ganz lesen, die Einer ganz allein geschrieben hat.

Das ist der Fall mit dem Vergißmeinnicht für 1820 von Clauren, dieser erzählt vier Geschichten ganz allein: eine rührende, eine possenhafte, eine schweitzer-idyllische und eine kroatische. Die vor-

Ausgegeben den 13. Januar.

Digitized by Google

letzte Liebegeschichte — denn liebe Geschichten sind sie alle vier — war uns die liebste. Sie hat, neben dem wirklich poëtischen Werthe, auch noch das Gute, daß in den Noten ein kleines Taschenbuch im Taschenbuche, nämlich ein Taschen-Wörter-Buch für den schweitzerdeutschen Dialekt angebracht ist. Daraus heben wir einiges aus, „geschlacht — artig, wohlerzogen." (Wir haben leider nur das Ungeschlachte behalten.) „Zimpertrili — verzärteltes Püppchen. Fläuti — junger Schmeichler. Visierlich — komisch, sonderbar." (Wohl das corrumpirte possierlich.) „Heilleidig — bänglich, beängstigend. Leidwerk — Blendwerk. Außerer — Fremder. Sprützig jähzornig. Kurri — Starrkopf. Mögig - mächtig. Schaffig — emsig. Aberwille — Abneigung. Mundschlag — Gerücht." Das letztgenannte Wort verdiente, hochdeutsch zu werden, besonders für boshaft ausgestreute, verläumderische Gerüchte. Aus der zweiten (possenhaften) Geschichte kann man auch etwas polnisch, und aus der kroatischen etwas kroatisch lernen, und wenn man aus einer lieben Taschenbuchsgeschichte etwas lernen kann; so ist sie schon besser, als 100 ihres Gleichen. Wir wünschten übrigens, daß die Recensenten dieses und der künftigen „Vergißmeinnicht," statt von den Buchhändlern, von Herrn Clauren bezahlt würden, denn er theilt Geld und Gut unter den Personen die er lieb hat, mit vollen Händen aus. Die Kupfer sind ziemlich gut, bis auf den Hut der männlichen Figur S. 350, der nothwendig herunterfallen müßte vom Kopfe, wenn er nicht in Kupfer gestochen wäre.

Freye Mittheilungen eines Literaturfreundes.

In Adelungs Geschichte der Deutschen in der frühesten Zeit fand ich neulich, daß alle Sprachen, selbst die reichsten, nicht mehr als 3 bis 400 Stammwörter haben; die Natur hat also auch hier dem Menschen ein gewisses Maaß festgesetzt, wonach er unbewußt handelt, und worüber er nicht hinauskann. Sehr merkwürdig!

Wie man vor 50 Jahren in der Philosophie noch zurück gewesen ist! damals bewies Herder noch sehr weitläufig, daß der Ursprung der Sprache nicht von Gott (gegeben und gelehrt) sey, wie man behauptet hatte — und die Berlinische Academie, die seine Schrift krönte, hatte nur eine andere Hypothese verlangt! Uebrigens ist diese Schrift sehr anziehend und auch lehrreich; besonders gefiel mir die Bemerkung, daß das Gehör die übrigen Sinne vermittelt, und zwischen dem zu hellen, kalten des Gesichts und dem zu dunkeln, heftigen des Gefühls die besonnene Mitte hält. Es hat in der That etwas Wunderbares, wie Vorstellungen und Empfindungen, die nicht für's Gehör da sind, in Ausdrücken nachgebildet werden, wovon man das Treffende unmittelbar hört und fühlt, wie z. B. zittern, wo besonders in den Vibrationen des R. die Empfindung des Zitterns gleichsam abgebildet ist; in beben ist das schon schwerer nachzuweisen, und doch fühlt man auch hier das Treffende der Bezeichnung. — Herder nennt nach seiner heftigen Weise jene falsche Meinung gradezu Unsinn, und doch ereifert er sich so darüber, daß er zuweilen komisch wird. —

Grimms deutsche Grammatik, erster Theil, wurde in den Göttingischen Anzeigen sehr gelobt. Dieser erste Theil enthält bloß die Declinationen und Conjugationen, und ist über 600 Seiten stark; man kann sich also denken, welch ein gelehrtes Buch das sein muß.

Die Nibelungen von Hermann (als Trauerspiel behandelt) sind nicht schlecht, obgleich keinesweges trefflich; man sieht doch, daß dieser Stoff besser zur Tragödie sich schickt, als man glauben sollte.

Von Bührlen kann man sagen, (besonders nach seiner Wahl im Wintergarten zu urtheilen,) daß er das Psychologische poetisch macht; sein Styl hat das Geheimnißvoll-Klare des Götheschen. —

Die Catalani habe ich nun zwey Mal gehört. Mir scheint sie grade in dem, was die Recensenten als geschmacklos tadeln, einzig und bewundernswürdig zu seyn, nämlich im Sonderbaren, im Barocken, wo sie mit den mannichfaltigsten Tönen und im wunderlichsten Takte so keck und originell spielt, daß man in einem Feenlande zu sein glaubt, wo wunderbare Töne sich überall hören lassen. In ihrer Stimme fehlt nur eine der Kraft und der Tiefe angemessene Höhe; sonst finde ich noch, wie vor 17 Jahren, besonders merkwürdig an ihr die Leichtigkeit, womit sie das Schwerste singt, und die ungemeine Kraft, so wie ihre noch immer sehr angenehme Gestalt und ihr anmuthsvoller Anstand. —

Es ist eigen, daß seit einiger Zeit von mehrern Seiten auf Horn und Fouque so losgezogen wird. Fouque scheint darüber ganz ängstlich zu werden. In einer kleinen Schrift über den Adel in Briefen von ihm und seinem Busenfreund Perthes stellt dieser ihm förmliche Certificate aus, daß er wirklich ein Dichter sey! und wegen des sächsischen Heldensaals, der keine Leser findet, wie Fouque klagt, vertröstet er ihn auf die Nachwelt. Uebrigens strömen diese Briefe von freundschaftlichen

Digitized by Google

Zärtlichkeit über, und besonders von Fouque's Seite, der mit diesen zärtlichen Ergießungen die Kluft ausfüllen zu wollen scheint, die denn doch immer zwischen dem Baron und dem Nichtvon bleibt. —

Reinecke de Voß im Sassischen hat doch eine eigene, anziehende Kraft: (der Titel ist Reinecke de Vos mit eener Verklaring der olden Sassischen Worte. Eutin 1798 Voß hat diese Ausgabe besorgt); das Sassische an sich ergötzt schon durch seine Drolligkeit und Naivität. Göthe hat es übrigens ungemein treu übersetzt, und nur da, wo der olde Sasse manchmal en betgen quasselt, ihn abgekürzt und klar gemacht. —

Müllners Kritiken des Spiels der Schröder sind mir sehr interessant gewesen. Darnach ist sie doch sehr einseitig, und eigentlich mit der Bethmann gar nicht zu vergleichen. Und selbst im Tragischen macht sie doch arge Mißgriffe. So hat sie die Lady Macbeth ganz falsch aufgefaßt, die von der Bethmann so meisterhaft gegeben wurde. —

In der Berlinischen Zeitung (in der Spenerschen) hat kürzlich ein kritischer Scharfrichter der Schillerschen Maria Stuart schlechthin alle Würde abgesprochen, selbst in den letzten Momenten. Ist das nicht arg? — Königliche Würde kann man wohl an ihr vermissen, allein nach der Geschichte besaß sie diese auch nicht, und in ihrem ganzen Leben sind Schönheit und Liebenswürdigkeit die beiden Hauptpunete und die Quellen ihres Unglücks. Dies zeigt Schiller sehr gut in drey Hauptmomenten: 1) in den bloß angedeuteten Verhältnissen zu ihren Männern und Liebhabern; 2) im Mortimer, als dem Repräsentanten der Schwärmerey, wozu sie die Männer hinriß, die, statt sie zu retten, sie nur tiefer ins Unglück stürzten. Daher sie sehr richtig sagt, es verfolge sie die Liebe wie der Haß; 3) in der Elisabeth, als dem Gegensatz dieser Schönheit und Liebenswürdigkeit, mit dem sie in so nahe verderbliche Berührung kommen mußte. Hier steigt ihr Unglück auf den höchsten Gipfel, und wird ächt tragisch durch das Unvermeidliche des Untergangs. — Ihre Reue ist ja offenbar ganz würdiger Art, und keineswegs wie die einer Eulalia. Sie ist mit einem Wort eine würdig büßende Magdalene. Wie würde es Schillern kränken, solche Urtheile zu hören, er, der vor allem der Würde und Hoheit nachstrebte! —

Graf Stolberg und Hofrath Voß.
(Beschluß.)

Graf Stolberg reis'te von Eutin ab, ohne daß ein persönlicher Abschied zwischen seinem und dem Vossischen Hause stattfand; er schrieb an die Frau Hofräthin ein Billet, in welchem unter andern die Worte vorkamen: „Mögen wir uns wiedersehn, dort wo sie, die hienieden schon zum Engel reifte, unser harret!" Die „sie" ist die erste, frühzeitig verstorbene Gemahlin des Grafen, Agnes; eine Freundin der Hofräthin Voß. Der letztern Ehegemahl nimmt jedoch diesen, wie uns dünkt, recht innigen Abschiedswunsch gar gewaltig übel, findet darin etwas erzpapistisches, und meint, das „mögen" solle offenbar ausdrücken, daß die Möglichkeit, ob Madam Voß, als Protestantin, in den Himmel kommen werde, noch sehr problematisch sey. (Man sieht, der Hr. Hofrath leidet an atrabiliären Zufällen.) — „Wer bey hochadlichem Geblüt ein hochedles Gemüth, wie Luther und Luthers Geistgenossen, zu haben vorgiebt, wohlan! der bequeme sich zum Schiboleth, und singe mit uns:

Erhalt uns, Herr, bey deinem Wort,
Und steur des PAPSTS und Türken Mordt.

Wills nicht heraus, schwatzt er von unchristlicher Toleranz; so wollen Wir singen, was Luther in unserer Zeit singen würde:

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort,
Und jage Pabst' und Junker fort!

Denn wüthender und argliftiger, als jemals der Türk, droht jetzt der Junker den erleuchteten Völkern finstere Barbarey." (Wir gestehen, daß wir in dieser intoleranten Sprache den Sänger der Luise nicht wieder erkennen. Und da er sich wirklich so weit vergißt, daß der Herameter aus diesem schönen idyllischen Gedicht:

Ich ein lutherischer Christ, des allein heilbringenden Glaubens!

auf ihn anwendbar wird; so vergönne er uns, daß wir ihm wie der Apostel Petrus, ebenfalls in der Luise, antworten: Fort auf die Bank!)

Wir erkennen zwar nicht die gute Absicht, den redlichen Eifer, in dem der übrigens geachtete Hofr. Voß seinen ganzen Aufsatz geschrieben hat; er wird aber jetzt, bey kälterer Ansicht, gewiß selbst zugeben, daß er eine Menge Dinge, in der Aufwallung seines noch im Alter allzu warmen Blutes falsch beurtheilt hat. Er entwirft ein Bild von der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, wie sie gewiß nicht existirt. Er spricht von heimtückischen Zwingherrn, welche, statt ihrer jüngst, auf Befehl der öffentlichen Meynung entlassenen Leibeigenen, jetzo sogar Geisteigene verlangen. Er ruft den Prediger Harms auf, daß er die Erbfeinde der bürgerlichen Gesellschaft mit bekämpfen helfe, die, grausamer als Berittene der Vorzeit, unserm Himmelsgute,

Digitized by Google

wodurch der Mensch vom vernunftlosen Geschöpf zum Engel strebt, hinter dem Busch auflauern. Er fügt hinzu: kurz werde der Kampf mit den Lichtscheuen seyn; denn all' ihr Thun sey Schleichen und Unverstand. Wer ums Himmels willen hat der Phantasie unsers guten alten Dichters diese grausenvollen politischen Gespenster vorgeführt? Er beruhige sich. So schlimm ist es weder in Holstein, noch im übrigen Deutschland. Eine weise Beschränkung that uns Noth, und jeder redliche Deutsche bringt dieses kleine Opfer gern, zum Wohl des Ganzen.

Es folgen hierauf drey Beylagen. Die erste enthält ein „Schreiben über die neuesten kirchlichen Gährungen in Holstein." Es wird hier allerley beygebracht über die Antriebe zur Bekämpfung der Altonaer Bibel, der Kirchenagende und der Schulordnung, und es wird behauptet, daß diese Antriebe, wenn auch zum Theil persönlich und politisch, doch im Ganzen mit den Bestrebungen unserer Zeit zusammenhingen, alles, soweit als möglich, wieder zum alten Schlendrian zurückzuführen. (Auch wir sind von Neuerungen keine großen Freunde; am wenigsten in Sachen der Kirche und Religion. Diejenige Regierung wird jederzeit am klügsten handeln, die hierin nur mit größter Vorsicht Aenderungen unternimmt.) Die zweyte Beylage giebt den „Auszug eines Briefs vom Hofrath Jung in Mainz an Hofr. Voß in Heidelberg." Es wird darin berichtet, daß Hofr. Jung auf einer Geschäftsreise, vor mehreren Jahren, zwischen Aschaffenburg und Miltenberg, an dem Engelsberge, einem Capuzinerkloster, vorbeygekommen wäre. Da habe er an dem Berge, worauf das Kloster liege, eine dürftig gekleidete Frau gesehen, die knieend und betend, von einer Stufe zur andern, von einer Böschung zur andern mühseelig herunterrutschte. Sie stand auf, heischte ein Almosen, und rutschte dann weiter. Diese Frau betete hier für eine Frau in Miltenberg, die (wie sie sagte) eine schwere Sünde begangen habe, und die müsse und wolle sie nun durch eine große und beschwerliche Anzahl Gebete abbüßen. Da nun die Frau in Miltenberg sehr wohlhabend sey, so brauche sie das nicht selber zu thun, sondern habe es ihr (der Rutscherin) übertragen, daß sie, für 18 Batzen, drey Tage lang den gewaltigen Berg einmal hinauf, und einmal hinunter auf den Knieen rutschen, und auf jeder Stufe ein kurzes Gebet verrichten solle, welches dann ihrer Seele zu gut komme, auf Erden und dereinst im Fegefeuer. Freilich sey es ein saurer Verdienst. Aber was thue man nicht um das liebe Brod! (Im Grunde genommen ist noch die Frage, was beschwerlicher ist: das Rutschen dieser armen Frau, oder die jetzigen Walzer und Volero's auf Redouten und Bällen. Beydes geschieht aus voller Ueberzeugung, jenes, daß man den Himmel verdiene, dieses, daß man den Himmel genieße. Die alte Frau rutscht sich die Kniee wund; die junge Tänzerin tanzt sich die Füße wund. Jene erhitzt und ermüdet sich; diese auch, und erkältet sich vielleicht noch obendrein. Es ist eben eine sonderbare Welt. Man gefällt sich in Extremen.) Eine dritte Beylage handelt „von der Glaubwürdigkeit der Stolbergischen Geschichte der Religion Jesu Christi," und der Herausgeber des Sophronizon, Geh. Kirchenrath D. Paulus, sucht hier sehr gelehrt zu beweisen, daß diese Geschichte eben nichts weniger als glaubwürdig sey, und daß die Stellen aus alten Kirchenvätern und sonst, womit Graf Stolberg die alleinige Wahrheit der katholischen Religion und den Primat des Papstes und der römischen Kirche habe begründen wollen, die Kritik nicht aushalten und ganz etwas anderes sagen. Wann werden doch die Christen aufhören, sich über den Vorrang ihrer kirchlichen Ansichten zu streiten! Wann werden doch die Gelehrten einsehen, daß aus allerley Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm!!

Poesie.

Die Stadt Gera an der weißen Elster, hat 700 Hauser, 6687 Einwohner, ein Gymnasium und ein Zuchthaus; Kattun-, Kutscher-, Leder-, Porzellan-, Steingut-, Tuch-, Wollzeug-, Hutfabriken u. s. w. Solche Kleinigkeiten bemerkt Stein, in seinem Handbuche der Geographie; aber die Hauptsache, nehmlich daß jene Stadt einen großen Dichter besitzt, läßt er unberührt. Diesen wichtigen statistischen Nachtrag liefert jetzt Herr Christian Friedrich Eisenschmidt, durch die Herausgabe seiner Dichtungen. Da das Buch weniger als zwanzig Bogen zählt, und die deutschen Censoren, wie bekannt, alle sehr viel Geschmack haben, so gereicht das schon zu seiner Empfehlung; denn der Druck des Werkes wäre sicher verboten worden, wenn es nicht vortrefflich wäre. Ueber die äußern Lebensverhältnisse des Herren Eisenschmidt haben wir aus seinen Gesängen folgende Umstände entnommen. Er wohnt in Gera, aber sein Geburtsort ist unbekannt. Nur dunkel singt er (Seite 1.)

Die Erd' ist nicht mein Vaterland; . .

Er ist schlank und bleich:

Digitized by Google

Sahst Ihr nicht den Schlankſten Eurer Brüder
Mit ergrautem Haar und bleicher — mich?

In Jena hat er ſtudirt, und ſeine vertrauten Freunde daſelbſt waren die Herren Köſter und Mniock. Beleg:

O ihr wiſſenſchaftsgeweihten Söhne
Eurer Einer war der Dichter auch.

Proſaiſche Beweisſtelle: „Sie, (die genannten), waren meine Freunde in Jena, und ſind gleich vielen andern zu früh hinüber gegangen in die uns unbekannten Zukünfte.“ . . Der Dichter iſt 50 Jahr alt, nicht viel mehr und nicht viel weniger. Weniger nicht, denn er war ſchon vor 30 Jahren auf der Univerſität:

Alſo ſah ich Deine Zinnen wieder,
Ruhmbelaubtes, tiefes Saalathen! —
Eilig glitt ich Deine Koppen nieder,
Die ich dreyſig Jahre nicht geſehn.

Nicht mehr, denn ſonſt würde er ſchon 1780 gedichtet, und dann ohne Zweifel die fürchterliche Feuersbrunſt beſungen haben, die am 18. September jenes Jahres faſt die ganze Stadt Gera in Aſche gelegt. Zum Dichter begeiſtert wurde er durch Roſegarten:

Habe, Vollendeter, Dank, der Du einſt entflammteſt zur Dichtung
Mir mein ſeliges Herz! — — —

Nachdem den Dichter lange „in des Herzens Tiefen“, ſeine „Tiefempfindung wie Flammen umſprüht“, kam es endlich zum Ausbruche, und er ſendete, mit nachfolgender Vorrede begleitet, ſeine Dichtungen in die Welt.

„Wag' es, du mein ſchüchternheitbefangener Geiſt, der du weder die Täglichkeit der Dinge verſchmäheſt, noch die gewaltſamen Wahrheiten des immer gleichen Jahres betrotzen willſt, pflanze deine Lieblinge, welche nirgends als in den Heſpergefilden der Phantaſie gedeihen, in die Veſtigien verſchütteter Jahrhunderte! Ach — es ſchmiegen dieſe edeniſchen Kindlein ſich ſo gern an die rauheren Sandgeſtalten der Erde an und werden kaum — ja — gar nicht bemerkt. Eiſern trabet und hartſinnig der Erdenſohn vorbaß — er hat nicht der Weile, die Lokkenden ſeines Hinblicks zu würdigen, denn er ſucht das Größere im Kleinen und das Kleinere wüchtiget er zum Großen — Barſch und fahrſam ſchreitet er, der Hupe, dahin, und weilet allenfalls, weil es alſo ſein Wille heiſſt, an rauſchenden Getümmelſtätten, wo fahrende Pracht und metallenes Elend praßt; geſträflich thut er, wie Orkan auf weltumgürtendem Element, emſig, wie Herbſtluft in ſchrumpfen Blättern, eifrig, wie Pomp, den nie buntſchäckige Eitelkeit gegen die Wolken ſchnaubt — Indeſſen dem gottheiterbarmten Herzen leiſe Jubel entgleiten, die mit den Düften der Mayenträublein aus dem Thal in die Heimath ſeligerer Weſen verathmen. Fürchte du nichts, mein nun reiferer Geiſt! Pflege der Holdſeligen, die bald ſeufzen, bald lächeln; bald rühren, bald ſchaamhaft das Antlitz darnieder ſenken; und nach gelungener Wartung gehe ſonder Zwang und Beſtürzung, zwiſchen Harmonia und Polyhymnia, deinen ätheriſchen Urſchweſtern, und neben Wöra und Snotra, deinen Herzens-Aſinnen, oder an Hlyns ſüßerer Feenhand, durch den Beſchluß der Raſetage, wo die Altäre der Deſpotie abgedampft und die Quellen des Jammers ſich geſchloſſen haben, frohlockend hinüber in die Gezelte des allſiegenden Friedens, wo du dir ſelber gnügeſt und deine Entzückungen mit dir etwan ein Mitſeeliger theilt.“

Geſchrieben vor und nach den Wiederauferſtehungstagen des Vaterlandes — 1813 — 1819. (Der Dichter hat, wie man ſieht, ſechs Jahre an dieſer Vorrede geſchrieben; aber man merkt ihr auch die Feile an.)

Wir wollen einige der vorzüglichſten Gedichte nur kurz berühren, und wir ſind gewiß, daß jeder der ſie kennen lernt, ſie, wie Alexander den Homer, unter ſein Kopfkiſſen legen wird; nicht in ſatyriſcher Abſicht, um beſſer einzuſchlafen, ſondern um das Werk immer bei der Hand zu haben. Die Gedichte ſind ſämmtlich, mit der Jahreszahl und dem Monate ihrer Verfertigung bezeichnet; das erſte iſt vom Sturmmond 1802, das letzte, vom Aerntemonat 1819. Dieſe Einrichtung iſt belehrend. Man ſieht daraus, wie der Geſchmack des Herren Eiſenſchmidt ſich alljährlich verfeinert hat, und endlich ſo fein geworden iſt, daß man ihn mit bloſen Augen gar nicht mehr ſehen kann. Das Gedicht: Die Freundſchaft, welches beginnt:

Freundſchaft, laß mich Dir ein Loblied ſingen!
Ach — es zuckt, von mir ſich loszuringen. . .

empfehlen wir unſern Feinden, damit ſie ſich beſſern. Es enthält den ſchönen Spruch:

Sey gerecht, und lebe recht und richtig!

Die Romanze Spück und Holla, hat etwas ſo Schauerlich-ſüßes, daß Einem wohl und wehe dabei wird.

Bey herbſtlicher Reiſe durch nächtliche Gaun
Pflag Spück ſich mit Holla begrüßend zu ſchaun:

Digitized by Google

Auch Uller und Hennil, ja Zuttiber, sahn
Die Gaunerverlobten sich brünstig nahn.

Wie saußten die Schrecken mit störender Hatz!
Es flohen die Eber den finstersten Platz.
Unholden und Kobold erquickte jetzt Ruh;
Sein Auge schloß nickend selbst Zörnbock zu.

Und so saust es weiter. Der Dichter zeigt in dieser Romanze eine ausgebreitete Kenntniß aller nordischen Helden, Götter, bösen Geister und Hexen, bis zum Eispole hinauf. Außer den schon angeführten lieblichen Namen, erscheinen noch folgende: Hertha, die von einem Wagen mit Kühen bespannt herabguckt; Baba; Kölle; Tanfana, die gewaltigbrausende; Fria; der schmälige Thorr; die gütige Siva; Prone; Krodo, der aus ächzenden Dunkel hervortaucht; die duftige Ziza; Stuffo; Flinz; Minna; Lollus; Slola; und endlich, „der entscheidende Swantewitz."

Das Klagelied: Die Wydenkirche, wird jedem gefühlvollen Leser Thränen entlocken; gleichviel welche — Thränen sind Thränen.

Ihr Trümmer, hoch und schön, und hohl!
— — — — — —
Ihr Trümmer, heilig, hehr und alt. . .
Wo sind die Wesen hingewallt,
Die einst in euch, von Heil umfahn,
Sich selig selig selig sahn. . .

Der geniale Dichter, wie man sieht, statt gleich schlechten Poeten, sich zur Ausfüllung des Versmaales, verworfenen Wergs zu bedienen, wiederholt lieber ein gutes Wort mehrere male. „Die alten Pfeiler der betrauerten Kirche, mürb und bleich." In unserer Gegend sind die Ruinen schwarz oder grau. Aber das Land des Dichters hat noch mehrere Sonderbarkeiten, von denen Stein's Geographie nichts sagt. So frißt das Geraer Vieh goldenes Gras, wie sich aus folgender Stelle ergiebt:

Geraer, geboren auf goldenen Matten,
Ihr nennet Euch Enkel der goldenen Zeit;

Die Geraer sollten klug seyn und ihren Namen verändern; denn wenn ihn die Steuereinnehmer erführen, könnten sie denken, es müßte noch viel vorhanden seyn, von dem Reichthume der Grosmutter.

Was reimt sich auf Storch? Antwort: Gesorg, — Sorgen (S. Seite 23.) — „Die Düfte walten, in der Naturen Falten" (S. 47). — Napoleon, wird „Tyrann im öden Liljenfeld" genannt. Kleine Beispiele großer Genialität.

Die Adler, eine kleine Oper, mit Chören, mehrern Stimmen, Rezitativen und Arien, ist in Pindar's Art gedichtet. Der Sänger bemerkt in einer Note: „daß dieses mit dem deutschen Feuer eines Theodor Körners geschaffene Gedicht erst jetzt an's Licht tritt, kömmt daher, weil i. J. 1813 deutsche Blattherausgeber solches der Mühe nicht würdig genug achten wollten." (Ob des Schreibens oder Druckens, ist vergessen worden zu bemerken.)

Des Vaters Lehrsprüche zu Edmunds Geburtstage, enthalten goldene Regeln der Tugend und Weisheit:

Knabe, rasch und flink und lose,
Sieh, der Mutter Liebgekose,
Und des Vaters Huldgedahl
Sind vertrauter Stunden Maal.

Schüttle Deine goldene Locken!
Schlüpf' auf Eis bei Reif und Flocken!
Suche Primmeln tief im Grund!
Sammle Beeren für den Mund!

Die Verhältnisse, eine Vision, haben wir nicht verstanden; es wäre daher unbescheiden darüber zu sprechen. Doch wird folgender Vers reizen das ganze Gedicht zu lesen. Von einem Ungarischen Ochsen nehmlich heißt es:

Tief im Basse wie brummt er! wie hebt er bedeutend die Füße.

Auch der Schluß des Gedichtes ist schön:

Macht den verbutteten Zwerg zum Weltentragenden Atlas!
Stellt auf knitterndes Rohr Babylonias münstrisches Monstrum,
Oder auf Binsen am Sumpf der Hindus granitne Pagoden —
Warlich, ihr spottet euch selbst und werdet Gelächter dem Kindlein."

Des Apfelbaums Unsterblichkeit, hat eine hohe Bedeutung und endigt moralisch:

Er ist verbraucht — Er ist nicht mehr.
Bedenk' es wohl, — o Sterblicher! —

Eins der gelungensten Gedichte ist der Geraer Trinkgesang, ein Bierlied. Was Bier heißt, erklärt der Sänger in einer Note; er nennt dieses Getränk „der Kinder Teuts Malz- und Hopfeninhalt." Der Geraer Hopfen- und Malz-Inhalt wird würdig lobgepriesen:

Leeret, ihr erhabnen Zecher,
Bis zum Boden eures Becher!

Digitized by Google

Solche Nahrung hält den Darm
Mehr als Fuchs und Zobel warm.

— — — — —

Freu dich, Gurgel! heißt der Spruch
Jetzund kömmt ein Wolkenbruch

— — — —

Oel giebt Witz in fünf Sekunden
Mehr als Fleiß in tausend Stunden;
Darum trinket allzumal,
Freunde, dieß Original!

Man kann nicht läugnen, daß das Geraer Bier ein Original ist; es macht sogar zu Einem. In einem Lebensfreudenlied nennt der Dichter seine Freunde gestempelte Seelen, und sagt ihnen:

Das Leben ist traun gar ein kützliches Ding
Es bammelt an Härchen und Häkchen

— — —

So tummelt euch satt auf dem höckrigen Stern!
Trabanzt in die Läng' und die Quere!

Der idiotische Tag, ist das schönste und längste der Gedichte, und beschließt das Buch. Freunde gemüthlicher Häuslichkeit werden sich daran erquicken. Nur zum Anlocken heben wir folgende Stellen heraus:

Nun ist mir auch ein Wunsch gewährt;
Der Kaffee brodinet auf dem Heerd,
Den schlürf ich dann mit meinem Weib
Hinunter in den schmächt'gen Leib.

Die Mutter lübelt ihrem Büblein, ihrem Döckelkinde, unter andern schönen Sachen, auch folgendes zu:

Dich kümmerts nicht; du bist vergnügt,
Wenn dein Gefäßchen trocken liegt.
Und rankst du ja, und rutschest toll,
So sind etwa die Läppchen voll.
Ich büsche dann dich weich und rein,
So schlummerst du beym Müschen ein."

Doch es ist Zeit, daß wir endigen. Dürften wir allein unserer Neigung folgen, dann hätten wir noch viele Seiten des lit. Wochenbl. mit den Gedichten des Herren Eisenschmidt angefüllt. Der Druck ist des Buchs würdig, und wahrscheinlich um feindliche Kritik abzuwehren, mit zahlreichen Spießen versehen.

Reisen.

Bei unserer jetzigen eingezogenen Lebensweise, (versteht sich in gerechter Folge der ungezogenen) — — — — — — — — — — — — — — — — thut uns sehr noth, daß wir oft erfahren, wie es in fremden Ländern hergehe. Reisebeschreibungen sind daher nützlich, besonders solche, die von England erzählen. Nicht etwa, als sollte man unhöflich, die brittische freie Verfassung betrachten, bewundern und lobpreißen; dieses braucht gar nicht zu geschehen. Wer nur etwas Sinn hat, fühlt es leicht, wenn er die Erzählung dortiger Lebensweisen hört, daß die ehrwürdigen und lächerlichen Sonderbarkeiten, die Tugenden und Laster des englischen Volkes, ohne Freiheit nicht hätten entstehen und dauern können. Nicht der Freiheit allein wird hier gedacht, die vor der Härte der Gesetze und derjenigen bewahrt die sie verwalten, sondern auch der wohlthätigen Freiheit der Sitten, die keine Tyrannei einer sogenannten Schicklichkeit aufkommen läßt, die Niemanden zwingt, sich wie Bäume in Holländischen Gärten zu stutzen und abrunden zu lassen, sondern jedem verstattet, seine Kräfte und Tugenden noch auszudehnen, und die der menschlichen Natur angebohrnen, oder irgend einer Persönlichkeit eignen und unheilbaren Gebrechen, offen zu tragen, damit nicht durch Verheimlichung des Uebels, das Gift nach Innen getrieben, und das Blut selbst verdorben werde. Dieser Freiheit genießen die Engländer, und sie macht sie nicht minder beneidenswerth als ihre Verfassung. Wir zeigen daher mit Vergnügen eine neue Reisebeschreibung von England an, die unter dem Titel: Einblicke in England und London im Jahre 1818 von Wilhelm Bornemann, kürzlich erschienen ist. Der Verfasser, General-Lotterie-Director in Berlin, war beauftragt, die Preußisch-englische Anleihe in London abzuschließen. Ein dreimonatlicher Aufenthalt daselbst gab ihm Erfahrungen, die er nach seiner Rückkehr niederschrieb, und jetzt öffentlich mittheilt. Der Verfasser erzählt mit einer Natürlichkeit, welche die Zunftgelehrten, selbst manche die das Meisterrecht besitzen, beschämt zurücklässt. Er giebt nicht blos Gemälde, alle seine Darstellungen sind Bas-Reliefs, die man mit Fingern greifen kann. Mit gleicher Lebhaftigkeit, schildert er das Ueberraschende und seine Ueberraschung. In der Vorrede wird bemerkt: „Was für öffentliche Blätter (Bruchstücke dieser Reisebeschreibung waren nemlich früher schon zerstreut erschienen) als Ergießungen in Zeitmomente sich abgedrungen, hat jetzt weiter keine Stelle fin-

Digitized by Google

den dürfen und ausscheiden müssen." (Wieder ein Grabstein verblichener Empfindungen)

Der Verfasser hatte eine unglückliche Ueberfahrt von Curhaven. „Sechs Tage lang stoßend und schlaflos im Schiffe auszuharren, das mag te, wird mancher glauben, Höllenpein der Langeweile gewesen seyn. Nicht also. Wahrscheinlich vom gewaltigen Schaukeln und der nüchternen Leere des Körpers, ward der Geist aufgeregt zum wilden Geschwärm in üppigen, oft tollen Phantasie-Gebilden, und die Tage und Nächte im wachenden Traum flogen schnell genug vorüber." (Nüchterne Poeten im zwiefachen Sinne, können hieraus lernen, wie ersprieslich ihnen das Seereisen wäre; sie hätten den doppelten Vortheil, den Appetit zu verliehren, und an Phantasie zu gewinnen) — — — Die Trinkgeldforderungen in den Gasthöfen nehmen gar kein Ende. „Es handelt sich hier um keine Willkühr, sondern um Gebühr, denn in den Englischen Gast- und Kaffeehäusern miethet man die Bedienung nicht, sondern umgekehrt, miethet die Bedienung sich die Aufwartstellen. Der erste Aufwärter in solchen Häusern zahlt an seinen Herrn wohl mehr denn 2000 Thaler jährlich für seine Stelle. Die Trinkgelder sind es, woraus er dies und was er sonst noch gebraucht, aufbringen muß" (Das man das Unglück zu dienen und zu gehorchen noch erkauft, und seine Herren bezahlt, ist in Deutschland etwas Unerhörtes!)

Von der edlen Boxkunst wird eine gute Schilderung gegeben. Bottom und Wind (Dickfelligkeit und gute Lunge) sind Haupteigenschaften eines guten Boxers. Die geballte Faust führt mit den vorstehenden Fingerknöcheln die Stöße. Eigentliche Faustschläge gestattet die Kunst nicht; Prellpüffe mit verkehrter Faust sind jedoch erlaubt. Ob der Augen- Nasen- Magen- oder Seitenstoß der empfehlendste sey, darüber führen die Boxmeister in ihren Lehrbüchern noch immer höchst wichtigen Streit. Tiefer als bis gegen den Magen darf kein Stoß geschehen, so bestimmen es die Knufgesetze. Bei Kunstübungen bedient man sich dickgepolsterter Handschuhe. Ein Kampf in solchen, heißt: Sparing match (schonender Kampf). Boxing match, (Boxkampf schlechtweg) das ist es wo im vollen Glanze die Kunst sich zeiget. Nur auf einem Boxing match werden Wetten gegründet. Hier leuchten wie Sterne am Boxhorizont, die Namen Crib und Molineaux, jener ein Britte, dieser ein Neger. Tagelang vor solchen Boxing match, wird rohes Fleisch genossen, Sinn und Muskeln aufzustärken, in der Kunstsprache genannt: cultivate the muscles. Rohe Eyer werden Schockweise verschluckt, die Lungen zu stählen. Bloß entkleidet bis auf die Beinkleider, treten die Boxer gegen einander. Sind die Kämpfer von Zuschauern zu sehr umdrängt; ist für freies Bewegen der Kreis zu klein: flugs beginnt die Schaar der anwesenden Vorjünger und Freunde am innern Rande des Zirkels hastigen Scheinkampf und zurück muß nun weichen, was nicht, tüchtigen Püffen, nebenbei die Nase Preis geben will. So rundet sich bald der genügende Raum.

In der Regel mit der linken Faust wird das Gesicht gedeckt, mit der Rechten der Magen. Nur ehrlich gerade Stöße und Püffe sind erlaubt, sogenannte Finten, wider Brauch und Sitte. Wer zum Stoß oder zur Abwehr viel Faustwendungen macht, wird bespöttelt als ein Pleasant Figther (Männerchen-Macher.) Daß Augen ausgestoßen, Nasen, Zähne, Kinnladen und Rippen zerschmettert und der Magen gequetscht werde, gehört zur Sache. Taumelt von einem Hauptstoß der Gegner, flugs folgen hageldick Püffe auf Püffe, bis der Wankende sinnlos stürzt. Solch ein Moment ist höchst wichtig und wird nach Möglichkeit zum Zerarbeiten des Gegners benutzt. Nun erschallt allgemein der zärtliche Zuruf: „He gave a gentle drop!" (er bereitet ihm süßes Hinsinken) und nicht minder zierlich wird das Herausströmen des Bluts durch „He drew a fine Claret!" (er zapft ihm den schönen Rothwein ab) bezeichnet.

Niedergestürzt, darf der Gefallene vom Gegner nicht weiter berührt werden, er ist unter öffentlichem Schutz. Schnell ist jetzt Essig und Branntwein zur Hand, mit jenem die Quetschungen und Wunden zu waschen, mit diesem den Ohnmächtigen zu laben. Solch Ehrenamt verwaltet der Bottleholder (Pullenführer). Aber im stolzen Triumpfgefühl schreitet auf und ab im Kreise der Sieger, wenn er noch kann, denn gewöhnlich ist er nicht minder zerbläuet wie der Besiegte. Solchen Zustand bezeichnet man mit dem Ausdruck: Much punished (viel gestraft, oder er hat auch sein Theil). Fängt der Liegende an sich wieder zu erholen: straks stemmt ein Borfreund sein Knie zur Sitzbank ihm auf. So ruhet er bis er von Neuem Kraft gewinnt, einen Gang (Round) zu machen. Nicht selten werden bis 20 Gänge gemacht und gewöhnlich beide Boxer, der Sieger wie der Besiegte, halb todt vom Kampfplatz geschleppt. Wer drauf geht, stirbt in seinem Beruf.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 8. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 Januar.

Reisen. (Beschluß.)

In der Kunst der Musik sind die Engländer keine Meister. Mozarts Werke, die Zauberflöte, Don Juan, werden auf dem Opernzettel „mit verbesserter Musik," (!!!) angekündigt. — —Da wo der Verfasser von den Carricaturen in London spricht, und wie auch das Höchste und Ehrwürdigste herabgezogen werde, bemerkt er, „daß von Napoleon, so vielfältig die Läden auch seine Abbildung schaustellten, nirgendwo ein Zerrbild sichtbar war." (Natürlich, die Britten hatten keine Livats, keine Illuminationen und Kriechereien vergessen zu machen.) — Die Alt-Stadt London hat viele eigene Gerechtsame, worunter wohl die eine der sonderbarsten ist, daß der König wenn er die City betreten will, deshalb erst den Lord-Mayor begrüßen, gleichsam sich Genehmigung dazu verschaffen muß. Ein solches Anmelden hat seine empfindlichen Seiten, so unterbleiben dann dergleichen Besuche lieber ganz. — Die öffentlichen Erziehungs- und Unterrichts anstalten sind sehr unvollkommen. Auch die Französinnen wollen sich wieder als Erzieherinnen eindrängen. So kündigte eine Pariserin höchst pomphaft in den Zeitungen an: Nichts ziere junge Damen mehr als ein geschmackvolles Einsteigen in den Wagen. Es hierin bis zur höchsten Grazie und Grandezza gebracht zu haben, könne sie mit tausend Zeugnissen belegen. Sie sey gern bereit ihre Kunsttalente im Wagenbesteigen mitzutheilen, und lege es allen edlen Müttern von Stande feurig ans Herz, den glücklichen Moment ihrer kurzen Anwesenheit in London für das Heil blühender Töchter nicht unbenutzt zu lassen.

Für Deutsche tröstlich ist folgende Schilderung der englischen Gymnasien: „Die höhern Schulanstalten in London, welche deutschen Gymnasien gegenüber gestellt werden können, tragen in ihrer Verfassung, Lehr- und Bildungsweise noch ganz das rohe Gepräge des eisernen Mönchthums. Fast nur auf Latein und Griechisch beschränkt sich der öffentliche Lehrplan. Mechanisches Auswendiglernen gilt für eine Hauptsache. Was weiter zur wissenschaftlichen Bildung nothwendig, wird dem Privatunterricht überlassen. Die Rektoren schalten mit unumschränkter Dictatorgewalt. Ihre Worte sind Machtsprüche, und nichts erlöset davon. Körperliches Züchtigen, mit harter Karzerstrafe bey Wasser und Brod oder mit der Ruthe, tritt unabwendlich ein bey Fehlern und Vergehungen. Bis zum 19ten Jahre bleibt jeder Schüler der Ruthe unterworfen. Ueber einen Block wird der Züchtling hingestreckt, und der Rektor selbst ist es, welcher mit schwerer Hand die gemessenen Streiche ad posteriora führt.

— — — — — — — — — —

— — — — — — Sehr bequem auf Kosten des armen Sünders macht es sich der Herr Rektor. Daß er seiner Würde entgegen, zur blanken Zielscheibe sich nicht hinab bücken dürfe, bedienet er sich 3 Fuß langer Ruthen in Gebinde zusammen geschürzet. So fallen hoch von oben herab die weit ausholenden Hiebe, und bald rinnet der Purpurschweiß aus den geöffneten Poren. Der hochberühmte Fox ward noch im 18ten Jahre also abgestäupt, (vielleicht ward sein Freiheitsgefühl, durch das Andenken der erlittenen Schmach und Unterdrückung, aufgeregt.) Die Hochschule in Oxford, wenn auch die Ruthe dort nicht mehr Anwendung findet, treibt es fort in ähnlichem Geiste, fern (die englischen Meilen sind bekanntlich nicht groß) von dem freien Wesen deutscher Universitäten. Der Student ist rein weg ein Sclave der Professoren, ohne Selbständigkeit und Willen."

Hr. Bornemann wohnte den Sitzungen eines Gerichtshofes (Old Bailay) bei, und erzählt folgende interessante Fälle, welche zugleich die Pedanterie der englischen Strafgesetzgebung, und die Gewandheit eines Angeschuldigten bewähren. Es steht ein armer Landgeistlicher vor den Schranken. Arm in jedem Betracht, denn die meisten englischen Landpfarren gewähren kaum, daß ein einziger Magen einen Tag um den andern in trockenem Brode sich kümmerlich sättigt, viel weniger mag eine Familie davon, die auch auf brittischen Pfarren in der Regel nicht klein ist, Nahrung und Kleidung nehmen. Eins der Beichtkinder des Pfarrers wollte gern dem entfernten Verlobten sich schriftlich mittheilen. Es fehlt am Postgelde. Man klagt es dem Pfarrer. Geld hat er selbst nicht; doch helfen möcht er gern. Parlamentsglieder beschreiben den Briefumschlag mit ihrem hochachtbaren Namen: das ist ein Freipaß.

Ausgegeben den 13. Januar.

Digitized by Google

Der Pfarrer zeichnet einen solchen Namen nach. Ungestört macht nun der Brief seine Reise. Hinterher kömmt's heraus. Handschrift nachmachen ist Strickverbrechen: doch mildert der zu kleine Gegenstand den Spruch — fünfjährige Verbannung nach Neu-Süd-Wales.

Dagegen ging vor einigen Jahren ein ganz anderer Schlaukopf frey aus, und sitzt er auch noch zur Zeit im berüchtigten Gefängniß-Freistaat der King's Bench, so doch nicht als Verbrecher, sondern nur als Schuldner. Große Summen in falschen Pfundnoten waren bewiesen und eingeständlich von seinen Händen ausgegangen. Aber er hatte mit Zufall oder mit Kniff für seine Kunstwerke glücklich die Tage getroffen, wo die Behörde für den neuen Ausfertigungs-Jahrgang die befugende Akte noch nicht erhalten, doch aber frisch weg neue Noten geschaffen hatte. Nun behauptete der Advokat: alle in diesem Interim ausgegangene Banknoten wären nur Wische und ungültig Zeug. Wolle man aber dennoch die Machwerke seines genialen Klienten, als falsche Banknoten betrachten, und mit dem Galgen honoriren: so hätte er auch nichts dawider; nur möchte man gelieben in gleicher Art auch die Mitverschuldete Behörde zu bedenken. Spruch: Nicht schuldig!

Von einer Porterbrauerei giebt der Verfasser folgende Beschreibung: „Eine Porter-Brauerei zu schauen ist auch der Mühe werth. Mr. Meux will auf freundliches Fürwort es uns vergönnen. Man ist mit solcher Erlaubniß gegen Fremde sonst nicht sehr freigebig, und vermeidet es, sich die Künste absehen zu lassen, denn mancher schon trug bey gestatteter Umschau in Fabriken den Schalk im Nacken. Das Braugebäude mag wohl einen Raum von mehreren Morgen bedecken. Die mächtige Dampfmaschine tobt mit auf- und abfahrenden Schenkeln gewaltig. Wir steigen hinauf zur Feuerstätte des Braukessels. Ein Gemäuer, durch zwey Etagen hinauf gehend, umschlingt die ungeheure Pfanne. In einem, ihrer Größe angemessenen, Böttich treibt die Dampfmaschine das Räderwerk zum Maischen. Eine Treppe höher hausen die Vorräthe an Malz und Gerste. Ganze Provinzen scheinen ihre Erndten hier ausgeschüttet zu haben. Wieder höher in Reihen von Pfannen, tief und geräumig genug, ein Schifferstechen darin zu halten, gähren und schäumen die Teiche des frischen Gebräu's. Schläuche leiten es hinab in die Fässer des untersten Raums. Abermals höher, unter der Zinne des Daches, stehen wie Seen die Wasser zum brauen, hinaufgezogen durch unterirdische Röhren. Das ganze untere Geschoß des Gebäudes in hoher Wölbung nehmen die Bierfässer ein. 5000 Tonnen, jede von 1,1/2 Orhoft Gehalt, fassen die kleinern, 9000 Tonnen die größern Fässer. Dicht neben einander umklammern starke eiserne Reife den Leib der Gefäße. Es war die Brauerey des Bruders wo 1814 trotz allen Reifen, dennoch das Hauptfaß sprang, und ganze Straßen mit Bierfluth überschwemmte. Ein Faß von gleicher unförmlicher Größe war sonst auch in dieser Brauerey vorhanden, doch nach jenem Unglücksfall, dem Teufel nicht trauend, zerlegt worden. Fünf geringere Fässer jedes von 5000 Tonnen Gehalt, besetzten jetzt den Platz des vormals einzigen. Werkstäte für Schmiede, Schlösser, Böttticher u. s. w., besitzen die Braucreien eigenthümlich. Mittelst langer Schläuche wird aus den Fässern der Porter in Tonnen geleitet, zum Abfahren. Eine Heerde von Rossen steht in den Braustallungen, eitel schwere auserlesene normannische Gäule; eine Wagenburg von Karren daneben. Im Braugebäude, so Vieles und Großes auch zu thun ist, sind doch nur sehr wenige Arbeiter einzeln vertheilt, bloß um die Werkkräfte der Dampfmaschine zu leiten, die überall und überall alles mit unsichtbarer Hand schafft und führt. Ein einzelner Mann bewacht die Unermüdliche; ein Glockenzug sagt ihm, in welcher Art etwa die Maschine wirken soll. Solch ein Brau-Riesenwerk genügend zu beschreiben, ist fast unmöglich. Wie Hütten gegen Paläste erscheinen deutsche Brauereien verglichen mit dieser.

Der Porter, mochte er in Krügen schlechtweg vom Lagerfaß, oder in veredelter Art auf Flaschen abgezogen, uns vorkommen, wollte um ein merkliches kräftiger und würzhafter uns scheinen, als der, welchen das Festland, als von England hinübergeschifft, gewöhnlich feil bietet. Ob vielleicht manche Hafenplätze den Porter in ursprünglicher Stärke, wie er für englisches Klima so eben recht ist, namentlich für deutsches Klima, zu schwer erachten und in gutgemeinter Absicht mit unschuldigem Naß Ermilderung schaffen? — Auch die kleinen Porterflaschen, wie sie in Deutschland ausgesendet werden, haben schwerlich ihre Form von brittischen Händen empfangen."

Herr Bornemann sah in London eine neue aufgebaute Kirche mit einem Miethszettel behangen. Der Kirchenbau gehört doch auch zu den Speculations-Gegenständen. „Sobald eine der mannichfaltigen Religions-Sekten hinlänglich ausgebreitet scheint, eine Kirche füllen zu können, oder zu groß wird, für eine schon in Besitz genommene: schnell

Digitized by Google

führt ein Spekulant am schicklichen Ort ein Kirchengebäude auf, und bietet es nun aus zur Miethe. Schlägt die Spekulation fehl: so sucht man das Gebäude für andere Zwecke anzubringen. Oft auch verläßt eine Sekten-Gemeine eine schon im Besitz gehabte Kirche, und diese verwandelt sich dann nicht selten in ein Versammlungs-Gebäude, den Göttern der Freude zu opfern. Solche Wechselfälle sind sehr gewöhnlich."

Ueber den Eheweiber-Handel, wobei diese schöne Hälfte des Menschengeschlechts mit Stricken um den Hals auf dem Markte feil gehalten wird, und der uns Deutsche (nicht wegen der Verkäufer, sondern wegen der Käufer) in Verwunderung setzt, giebt der Verfasser folgende Auskunft: „Bei der Heimkehr von hier nach London in Gesellschaft eines wohlunterrichteten Britten, leiteten wir die Unterhaltung auf den scheußlichen Frauen-Verkauf, von dem so oft die Zeitungen erzählen, um uns Licht zu verschaffen: was denn eigentlich der Verkauf einer Ehefrau am Strick auf offenem Markt, wie man ein Stück Vieh feilbietet, in Absicht ehelicher Trennung, für rechtliche Folgen habe? Man antwortete uns: gar keine! Herkömmlich ist dieser empörende Brauch aus der Vorzeit barbarischer Sitte. Er ändert nichts im gesetzlichen Eheverhältniß und findet Bestrafung bei entstehender Anklage. Aber Untersuchung und Bestrafung eines Vergehens kann in England nur eintreten, wenn ein Kläger vorhanden ist. Sich ex officio um dergleichen zu bekümmern, ist nicht gebräuchlich. Privatpersonen fühlen, nach brittischen Grundsätzen, gar keinen Beruf dazu. Nur im gemeinsamen Einverständniß der Eheleute geht ein solcher Verkauf vor, und ein begünstigter Liebhaber steht gewöhnlich schon im Hintergrunde, die Schöne einzuhandeln. So will denn ein solches Ehepaar der Nachbarschaft nur öffentlich bekunden, es habe sich getrennt und Käufer und Verkaufte würden künftig mit einander leben. Selbst die Kinder, welche aus solcher wilden Handels-Ehe hervorgehen, können das Vermögen des kirchlich angetrauten Mannes ihrer Mutter, wenn er nur irgend in der Nähe ihres Wohnorts nach dem Verkauf geblieben, in Anspruch nehmen. Aber dergleichen Gerechtsame finden wegen Armuth selten einen Gegenstand. Auch die Mutter würde gerichtlich von ihrem eigentlichen Ehemanne erzwingen, sie wieder aufzunehmen oder zu verpflegen: aber ohne Geld ist kein Prozeß anzufangen, und wir haben nicht gehört, daß in England vor Gericht ein sogenanntes Armenrecht zu Statten komme. Eben daher verbietet sich ein Ausklagen gesetzlicher Scheidung von selbst, deren Kosten im geringsten Fall sich auf 300 Thlr. belaufen."

Eine eigene Art Jagd wird in England getrieben. „Zu den viel berühmten und berufenen englischen Fuchsjagden wird in der Regel der zu hetzende Langschwanz erst vom Festlande herüber geschafft. Vielfältig ist es auch nur eine Scheinjagd. Man läßt Meilenweit im Kreuz und Quer über Berg und Thal, durch Feld und Gebüsch einen Hering schleppen. Wie auf die Fährte des Fuchses, so wird nun die Schaar der Brakken (Hetzhunde kleinerer Art) auf den Schleifzug des Herings gebracht, um ihn im klaffenden Nachsetzen zu verfolgen. Mit begeistertem Eifer, wild und toll, als sey ein reißender Bär zu erlegen, stürmen die lustigen Jäger auf beflügelten Rennern dem Lauf der Hunde nach, bis der nobele Hering gefunden, oder wo möglich, der damit im Schleppen noch voraus Jagende, eingeholet wird. Das Jagdvergnügen beruht hier vorzüglich auf Geschicklichkeit und Gewandtheit dessen, welcher mit dem Hering an einer Schnur vorreitet. Er muß alles aufbieten, durch schlaue Zickzackwendungen und Absprünge, Hunde und Jäger irre zu machen."

In dem Abschnitte worin Hr. General-Lotterie-Director Bornemann, mit wohlbedächtiger Lauheit, von der englischen Verfassung spricht, erzählt er folgende lustige Feudalitäten: „Und immerhin, schon in ältesten Zeiten, ist Britannien das Reich der Wunderlichkeiten gewesen. Selbst in Vasallen-Verhältnissen der Großen des Reichs zur Krone, fehlen sie nicht (Selbst! als wären nicht im Lehnswesen alle Tollheiten zu Hause gewesen!) So mußte vor Zeiten einer der Lords am bestimmten Tage alljährlich als Abhängigkeits-Tribut im feierlichen Aufzug eine — Lerche, dem König darbringen und diese Lerche auf einem Heuwagen herbey gefahren werden" (Es ist noch heute üblich, daß dienstbeflissene Höflinge, den Fürsten, Lerchen auf Heuwägen zuführen, d. h. Lärm um Nichts, machen.)

„Einem Andern lag ob, alljährlich vor dem Thron zu erscheinen, und während der Audienz dreimal in festgesetzten Pausen einen schallenden Wind zu entlassen, vernehmbar der ganzen Hofversammlung. Denn so bestimmen es ausdrücklich die Statuten" (An Wind mangelt's wohl auch an neuern Höfen nicht, wenn er auch anders wo herkömmt.)

Digitized by Google

Denkmahle des Mittelalters.

Im zweyten Theile des Werks: „Die Burgvesten und Ritterschlösser der österreichischen Monarchie" (dessen Ersten wir in No. 49. des 4. Bandes des W. B. gedacht haben) giebt Hr. J. F. v. H. abermals die Beschreibung von einer Menge Schlösser und Burgen der österreichischen Lande, die theils mehr, theils weniger, manche gar nicht, merkwürdig sind.

Was wir im Ganzen von seiner Darstellungsart bey Gelegenheit der Besprechung des 1ten Theils gesagt haben, gilt auch hier, indem der Leser, hier wie dort, neben mancher recht schätzbaren historischen Notiz, des Unstatthaften und Uebertriebenen in der Ansicht hinreichend findet.

Gleich im Anfang veranlaßt die Aussicht von der Veste Altgösting den Hn. Vf. zu einer Apostrophe auf seine Vaterstadt (Grätz), welcher eine Vision a la Ossian folgt, mit dem kleinen Unterschiede indeß, daß hier überall nichts, weder von Ossian, noch seinem Geist, noch seinen Heldengeistern zu spüren ist. Uebrigens ereignete sich in dieser alten Ritterburg selon la tradition, folgendes: Der letzte des Geschlechts von Gösling hatte ein Töchterlein (die war natürlich sehr liebenswerth) Anna mit Namen. Zween Ritter bewarben sich um das Fräulein, ein Geliebter und ein Ungeliebter. Dieweil nun keiner ablassen wollte, und den Einen der Vater, den andern die Tochter begünstigte, so kam es zum Zweykampf, dessen Ausgang, gegen der armen Anna Erwarten, der Tod des Geliebten war. Sie ward darüber von solcher Verzweiflung befallen, daß sie durch einen Sprung von der steilen Felsenwand des Schlosses herab ein Leben endete, dessen „Liebesglanz" erloschen war. Den Vater rührte ob dieser Nachricht der Schlag zur Stelle, und also endete es mit den Göstings. Daß Anna's Geist ruhelos manches Jahr noch umherwandelte versteht sich; die Stelle, wo das unglückliche Mädchen herabgesprungen, heißt übrigens heutiges Tages noch der Jungfernsprung. In den Kellern dieses alten Schlosses soll auch noch ein Schatz liegen; nach dem waren ein Mal etliche Bauern lüstern und ließen an langen Seilen einen aus ihrer Mitte hinab und der — kam nicht wieder. Da dachten die Andern, der gespenstige Wächter des Mammons habe ihn erwürgt und nahmen so übereilt die Flucht, daß mehrere zu Schaden kamen. Am Ende aber fand sich, daß der Herabgelassene zwar mit einem Geiste, indeß einem gar nicht so übelen zu thun gehabt hatte. Er erzählte nehmlich, als er den andern Tag wieder zum Vorschein kam, daß er da unten zwar kein Gold, aber herrlichen alten Wein gefunden habe, der hätte ihm so gut geschmeckt, daß er endlich eingeschlafen und nicht eher wie den folgenden Tag erwacht sey. Nun lief Alles zum Keller und wollte auch schöpfen, aber siehe da, der Eingang war so verschüttet, daß man ihn gar nicht mehr fand. Wer es dann allerdings ein wenig malitiös vom Burggeiste war.

Bey Besichtigung der Gegend des Dujaneter und Nedetzer Schlosses in Ungarn will der Vf. in der Nähe von Csorstein (Schornstein; auch einem alten Schlosse) Spuren eines ausgebrannten Vulkans gefunden haben (daher, meint er, sey der Name Csorstein) eine Sache, die Grund haben kann, da der dortige Boden dem nicht widerspricht.

Auf dem Schlosse Esterhaz in Ungarn (der bekannten fürstlichen Familie gleiches Namens gehörig) ist ein Marionettentheater (die giebts auch anderwärts, wenn die agirenden Marionetten auch gerade nicht immer von Holz sind) daß 36 mal verändert werden kann und besser seyn soll als das Pariser von Nicola. Hr. von Pauersbach, niederösterreichischer Landschafts-Secretair, ist Erfinder davon.

Bey Beschreibung der Veste Falkenstein in Oesterreich ob der Enns, sagt Hr. von H. „die alten Besitzer trieben Straßenraub; um die häßliche Sache aber nicht bey ihrem rechten Namen nennen zu dürfen, erfand man eigene Ausdrücke und nannte es: vom Stegreif oder aus dem Sattel leben." Wurde den Landleuten das Vieh weggetrieben: so hieß das: „sich mit Kochfleisch versehen" Die schönen Ritterzeiten! Uebrigens ist die Sitte, häßliche Dinge mit schönen Namen zu belegen, so ganz nicht aus der Mode gekommen, wie männiglich weiß und ließen im Nothfalle sich manche Beyspiele davon anführen.

Bey der Burg Herberstein in Steyermark, belehrt der Vf. die Einwohner jener Gegend, daß nicht allein einst aus ihren Vorfahren jene unbesiegbare römische Legion (die Cohortes invictae Tauriscorum) hervorgegangen ist, die das Schrecken der Feinde war, sondern auch Einer der alten Besitzer des Schlosses Altenburg im Kainachthale, in den olympischen Spielen den Sieg davon getragen hat. Ja, daß durch seltsame Fügung des Schicksals der Erste und Letzte Augustus der Römer aus ihrem Lande entsprossen war, und auch durch Einen ihrer Landsleute (Odoakar, den Fürsten der Heruler) der letzte Rest des Römer-Reichs in Westen zertrümmert wurde. Das Augustiner-Barfüßer Kloster St. Johann bey Herberstein, wird darum mit als vorzüglich merkwürdig erwähnt, weil

aus seinem Schooße — der bekannte Pater Abraham a Sancta Clara hervorgegangen ist. —

Die Geschichte und Beschreibung der Kaiserburg in Wien, (welche auf dem Titelkupfer abgebildet ist) nimmt einen großen Theil dieses Bandes ein und hier ist manche recht erfreuliche und schätzbare Notiz niedergelegt.

Als zeitgeschichtliche Merkwürdigkeit mag hier ein Theil des Verzeichnisses der Taxe von Lebensmitteln und andern Dingen angeführt werden, welche 1459 vom Kaiser Friedrich IV. in Wien angeordnet wurde. 1 Pf Fleisch 2 Pfennige. 1 P. Kerzen 13 Pfen. Ein Gastmahl, (soll wohl heißen: für 1 Person zu speisen) 10 Pfen. Für einen (?) Mannsschuh 16 Pfen. Frauenschuhe 21 Pfen. Stiefeln 60 Pfen. Ein Mannsrock 75 Pfen. Ein Augster Wein 2 Pfen. ꝛc. Da klingts jetzt anders, und in Dänemark klang es vor einigen Jahren, wie das dortige Papiergeld so gesunken war, noch anders: da kosteten z. B. 1 Paar Stiefeln zwischen 70 und 90 Thaler — versteht sich in Papier. Bey der Erwähnung der Belagerung Wiens durch die Türken und der großen Bedrängniß kaiserlicher Majestät und sämmtlicher Einwohner, wird zwar der endlichen Rettung, aber nicht des edelmüthigen Retters (Sobiesky) gedacht, welches in der Zusammenstellung hier etwas undankbar erscheint, und um so unangenehmer ist, da schon damals der edle Polen-König, von denen, die er erlöste, wenig Dank empfing. Die Unruhen, welche in Wien durch die Händel Friedrich IV. mit seinem Bruder Herzog Albrecht IV. von Oesterreich im funfzehnten Jahrhundert so lange herrschten, werden vom Vf. ziemlich ausführlich beschrieben; zuletzt auch der Verschönerungen gedacht, welche in neueren Zeiten die Kaiserstadt durch Joseph II. und seine Nachfolger erhielt; als wodurch alles dieser Abschnitt der interessanteste und werthvollste des ganzen Werkes wird.

Bei Schloß Maidenburg in Mähren, erzählt der Vf. die Geschichte der grausamen Behandlung Cyreks von der Maidburg und Nebrads von Rosenstein, durch den öster. Herzog Friedrich den Streitbaren, die er schon im Ersten Bande, bei Beschreibung der Burg Hohlenstein zum Besten gab, wahrscheinlich aus Vergessenheit, noch Einmal. Zur Warnung für Verräther mag folgende Anecdote hier stehen, wie es einst einem ihres Gelichters verdientermaßen ging. Ladislav von Karetschia, Magnat von Ungarn, war Commandant der Festung Gyula (1566) die er verrätherisch den Türken übergab. Zum Lohn dafür, steckten die (braven) Türken den schurkischen Magnaten in ein mit Nägeln gespicktes Faß und ließen es von einem Berg herabrollen, wodurch natürlich der Verräther sein Leben verlor. Schade daß einst Napoleon gegen ähnliche Herren Commandanten nicht so türkisch gerecht war. Verdient hatten sie es trotz dem von Gyula.

Die Spiegelfabrik zu Schloß Neuhauß in Oester. unter der Enns, liefert nach dem Vf. vorzüglich schöne Waare und verfertigte für den Großherzog Ferdinand von Toscana, 1802 einen Spiegel von 123 Zoll Höhe und 52 Zoll Breite. Eine wahre Seltenheit in seiner Art.

Bei Schloß Sternberg in Böhmen, wird des tapfern Joraslav von Sternberg gedacht, der durch Klugheit und Ausdauer mit einer unverhältnißmäßig kleinen Schaar, den Schwarm von Mungalen vom weiteren Vordringen in die West-Europäischen Länder zurück hielt, der unter Dschangis-Chan's Sohn, Batu, den Norden und Osten unsers Welttheils, mit unerhörter Wuth überschwemmte. (Eine gedrängte Beschreibung der Feldzüge Dschangis, des Chans der Mungalen, und seiner Söhne, findet sich im Taschenbuche Penelope fürs Jahr 1817, wo der Verheerungen ausführlicher gedacht wird, welche diese wilden Horden, ausgezogen von der Chinesischen Mauer, bis an die Grenz-Marken Deutschlands, trugen.) Wie weit religiöser Fanatismus geht, zeigt die Bannformel, welche zu den Zeiten der Hussiten-Kriege von den Mönchen den Kriegern, so gegen die sogenannten Ketzer zogen, eingeprägt wurde. Da heißt es unter andern: „Wer 12 ketzerische Weiber und eben so viel Kinder erschlägt, und mit ihrem Blute sich wäscht, ist nicht allein aller Sünden quitt, sondern geht auch, fallend im Kampfe sofort zum ewigen Leben ein." Das ist mehr als Batu und seine mitleidslosen Schwärme thaten! — Liebhabern von Schätzen, und deren giebt es genug, mag noch zur Nachricht dienen, daß in Schloß Sternberg ein großer Schatz vergraben liegt, der, nicht von einem Drachen bewacht, seiner Hebung wartet. Ein Besitzer des Schlosses vertraute nehmlich einst, da er eine Reise unternehmen wollte, einem alten Diener eine große Summe Geldes, die dieser, der Sicherheit wegen, innerhalb der Ringmauern der Burg, vergrub. Da ihn nun einst plötzlich der Schlag rührte, so konnte er Niemanden begreiflich machen wohin er das Geld verscharrt hatte, und so ruht es noch bis heutigen Tag, und ist dem, der einmal so glücklich ist den Ort aufzufinden, allerdings Glück dazu zu wünschen, wie der Vf. meint, wenn anders die ganze Sage — mehr als eine Sage ist.

Digitized by Google

Daß Hr. v. H. bei Erwähnung der Ruinen von Toggenbrunn in Kärnthen, von „lerchenumgrünten Hügeln" (einer Sache, die wir nicht das Vergnügen haben zu kennen) von einem aufmickenden Baumwipfel mit spielenden Winden den Reigentanzenden Schloße" u. d. g. spricht, mag vielleicht poetisch (in neuester Manier) seyn, wird aber schwerlich, so wie noch manche in diesem Abschnitt aufgestellte Ansicht, (die wir hier des beschränkten Raumes wegen übergehen müssen), viel Beifall bei Vernünftigen finden. Seine übrigens hier auch geäußerte Meinung: Der Schade sey so groß nicht, daß die alten Raubnester, welche die Gebirge Kärnthens bedecken, nach und nach in Schutt fallen, freut uns um so mehr, da er vorher mehrmal in seinem Werk über die Zerstörung und Nichtachtung der alten Ritterburgen, dieser Schlupfwinkel empörender Volksbedrückung und des Feudalismus, geklagt hat.

Noch einige Worte, Hr. D. Witte d. ä. und dessen Buch: „Karl Witte's Bildungs- und Erziehungs-Geschichte" betreffend.

Die Leser des Wochenblattes erinnern sich ohne Zweifel noch der Beleuchtung von Hn. D. W. d. ä. obengenanntem Buche, in No. 17. des IV. Bandes d. B. und der, durch Hn. A. G. Eberhards in Halle der Allgem. Lit. Zeit. beygelegten: „Beytrag zur Charakteristik des D. K. W. d. ä. ꝛc." veranlaßten nachträglichen „nöthigen Bemerkung" in N. 38. (4. Bandes des Lit. Woch. Bl.) Nun läßt Hr. D. W. d. ä., dem Hn. Eberhards Charakteristik verdrüßlich ist, gleichfalls eine Rechtfertigung circuliren, die überschrieben ist: „die Herren A. G. Eberhard und Fulda, beide in Halle, ihres Schmuckes beraubt, als Rechtfertigung von D. K. Witte d. ä. und die er auch uns (d. h. der Redaction und durch diese dem Vf. der Aufsätze in No. 17 u. 38) eingesendet hat, mit dem Verlangen, nach Lesung derselben nur das Unrecht gut zu machen, welches wir ihm nach seiner Meinung gethan haben sollen. Dieß würde nun zwar mit Vergnügen geschehen, wie solches auch Schuldigkeit wäre, wenn wirklich Schreiber dieses, (der Vf. der Aufsätze in No. 17 u. 38.) durch Hn. Wittes gedruckte Rechtfertigung davon hätte überzeugt werden können. Hr. W. schildert in seinem Buche Hn. Eberhard mit sehr schwarzen Farben (das geht dem Beurtheiler der Schrift nur in so fern an — falls er nicht genauer von der Sache unterrichtet ist — als es gedruckt dasteht, als ein Theil des Ganzen, dessen Tendenz, Ton und Styl beurtheilt werden soll) Hr. E. vertheidigt sich gegen Hn. W's. wahrlich sehr derben Angriff, und da diese Vertheidigung für den, der nur aus den Relationen der beiden Herren ihren Streithandel kennt, so beschaffen ist, daß sie einleuchtet und darthut, Hr. W. d. ä. habe Hn. E. Unrecht gethan, so war es Pflicht, darauf Rücksicht zu nehmen und zu sagen, was demnach nur gesagt werden konnte. (S. N. 38.) Da nun aber Hr. W. durch seine Rechtfertigung Hn. E. widerstreitet und behauptet, er habe ihm in seinem Buche nicht zu viel gethan, so steht die Sache für den, der nicht allwissend, oder berufen ist, an Ort und Stelle sich davon zu unterrichten, abermals zweifelhaft, und dem Beurtheiler bleibt nichts übrig, als — zu erwarten, ob und was vielleicht noch Hr. E. erwiedert und wie überhaupt das Dunkle sich löse, um alsdann, wenn es dann noch nöthig, zu sagen, welchem Theile von dem Andern zu viel geschehen und dem, der sich von ihm (dem Beurtheiler) zu nahe getreten glaubt, eine genügende Erklärung zu geben.

Der Vf. der Hn. W. d. ä. betreffenden Aufsätze in No. 17 u. 38 des 4. B. des W. B.

Fürth bei Nürnberg

gehört zu den ersten Städten des Königreichs Baiern, denn sie hat 1224 Häuser und 13000 Einwohner — unter diesen 2424 Juden — gewiß ein fleißiges, reges und betriebsames Völkchen, unter welchem Handel, Fabriken, Künste und Handwerker blühen. Der Handel scheint großentheils in den Händen der Juden zu seyn, und wie überall findet man auch hier die Juden wenig unter den Producenten, denn sie nähren sich hauptsächlich von Wechselreuterei und von dem Handel der christlichen Fabrikate. Indessen müssen wohl die Christen und Juden sehr verträglich leben, denn bei der letzten Judenverfolgung im verwichenen Sommer, hat man von keiner Hepp Heppiade in Fürth etwas gelesen. Die Juden haben hier zwei Synagogen, eine Universität, auf welcher sich in frühern Zeiten 3 bis 400 israelitische Studenten befanden, und eine Buchdruckerei. In den jüdischen Familien herrscht sicher vieler Reichthum und Wohlstand, z. E. in der Familie Rindskopf, denn es sind daselbst zwei Rindsköpfische Stiftungen. Die Stadt hat außer den Gartenwirthschaften, 31 Gasthöfe, 11 Weinschenken, 19 Kaffee- und Billardhäuser, 129 Bierwirthe und 60 Branntweinbrenner (für 13000 Einwohner mehr als zu viel,) und 7 Zahnärzte. (Zahnschmerzen müssen daselbst mithin epidemisch seyn.)

Fürth verdankt seinen Ursprung dem deutschen

Kaiser Karl dem Großen, der am Ende des 8ten Jahrhunderts die Ueberreste des heiligen Dionysius und die Chorkappe des heiligen Martins mit sich führend, am Zusammenfluß der Regnitz und Pegnitz mit seiner Armee gelagert, jenseits der Rednitz (welchen Namen die Vereinigung der beiden Flüsse führt) die St. Martinskapelle erbauen ließ, und ihr diese heiligen Reliquien verehrte. Nach und nach siedelten sich Einwohner an; es entstanden Hütten, Herbergen, Wohnungen, Bauerhöfe, ein Dorf, ein Flecken und endlich eine Stadt. Durch eine Ueberfahrt über den Rednitzfluß, oder durch eine Furth, welche in dieser Gegend war, erhielt die Stadt späterhin den Namen Fürth.

Wir schöpfen diese Nachrichten aus dem Taschen- und Addreßhandbuche von Fürth, von Joh. Gottfr. Eger. Ein fleißig, mühsam zusammengetragenes Buch. Außer den Namen und Stand sämmtlicher Hauseigenthümer, (unter welchen uns der Metzgermeister Siebenwurst als ein respectabler Metzgername besonders aufgefallen ist) enthält es genaue Nachweisungen über alle in einer Stadt enthaltenen Gegenstände, eine Chronik und eine interessante Nachricht von dem Treffen bei Fürth zwischen Gustav Adolph und Wallenstein im Jahre 1632. Anziehend waren uns besonders die alphabetisch geordneten Lokalpolizeyverordnungen, wegen ihrer Einfachheit und Zweckmäßigkeit; besonders interessirte uns aber eine Verordnung, die eine Menge Unglücksfälle, Arm- und Beinbrüche verhütet, nemlich folgende:

„Bei eingetretenem Glatteis sind die Wege an den „Häusern mit Asche, Sand, Sägspänen, Heu„blumen ꝛc. zu bestreuen. Jeder Contraventions„fall wird mit einem bis drei Thalern be„straft." *)

Unter dem Verzeichnisse der Rechtsgelehrten befindet sich auch ein Herr Proceßrath Zimmermann. (Proceßrath ist wohl allerdings besser als Advocat. Proceßunrath sollte man jeden muthwilligen und ungeschickten Juristen nennen, welcher zu leichtfertigen und verlierbaren Processen anreizt.)

*) In Fürth muß man in Rücksicht der Polizey noch sehr dunkele Begriffe haben; hellere hat man in Krähwinkel, denn — Chirurgen und Wundärzte wollen auch leben!" D. R.

Warnung.

Ich halte es für meine Pflicht, hier öffentlich gegen den Gebrauch des im Hesperus und dann in Bd. 4. No. 52. dieses Wochenblatts bekannt gemachten, sogenannten Lebenselixirs, zu warnen. Die Herren Herausgeber, vielleicht selbst der Komponist, haben wahrscheinlich nicht gewußt, daß unter dem Namen Theriac auch Opium in dieses Elixir kommt, und daß, wenn folglich, ihrem Rath gemäß, ein Mensch täglich von diesem Elixir einnimmt, er täglich Opium, ein graßirendes Gift, zu sich nimmt, und demnach aus dem Lebenselixir leicht ein Todeselixir werden kann. Die Fälle gar nicht gerechnet, wo scheinbar leichte Unpäßlichkeiten, — und da wird man es eben am leichtesten gebrauchen, — dadurch sehr schnell zu den gefährlichsten Krankheiten und innern Entzündungen gesteigert werden können. Ganz besonders kann es diese Wirkung bey Kolik, Durchfall, und wenn es als Purgirmittel gebraucht wird, hervorbringen. — Zum Schluß bitte ich die Herausgeber dieser und ähnlicher Zeitschriften doch recht dringend, und als ein alter Freund und Vertreter des öffentlichen Gesundheitswohls, keine Recepte und Anpreisungen von Arzneymitteln in ihre Blätter aufzunehmen, und nicht statt Vergnügen und Belehrung, die wir so gern von ihnen annehmen, uns Schmerzen und Gefahren zu bereiten, und, da sie schon jetzt genug mit der literarischen Polizey zu kämpfen haben, auch noch dadurch die Medizinal-Polizey sich auf den Hals zu ziehen. *) Dr. Hufeland.

*) Dem Herrn Staatsrath D. Hufeland in Berlin danken wir herzlich für diese Warnung. Wer hätte freylich denken sollen, daß der Hesperus, dieses sonst so schätzbare Journal, solche lebensgefährliche Rezepte enthielte. D. R.

Druckfehler.

Ihr Geschäft in Ehren, liebwerthester Herr Setzer; aber meine Anzeige des ersten Bandes der Werke der Frau von Staël, in No. 3 des liter. Wochenbl. von diesem Jahre, haben Sie verteufelt falsch gesetzt. Wir wissen, Gott sey Dank Alle, was ein leidlicher Druck ist in Deutschland; aber Ihr Druck taugt den Henker nichts. Wo in aller Welt haben Sie hingedacht, gleich auf der ersten Spalte, Z. 8. von oben, die Madame Necker de Saussure in Saus sure zu verwandeln! Wie? Madam Necker eine saure Sauce? Nehmen Sie mirs nicht übel, aber Sie wissen schlecht, mit Frauenzimmern umzugehen. Wie konnten Sie, als Sie die Buchstaben zum Zunamen einer so geistreichen Frau zusammen suchten, an eine Sauce denken, und noch dazu an eine saure? Waren Sie mit Ihren Gedanken schon in der Schüssel? Wissen sie noch nicht, daß eine Dame nie sauer ist? daß sie, auch wenn sie es wäre, doch immer süß bleibt wie Zucker? Soll ich Sie an die Honigwochen der Ehe erinnern, die ihre Süßigkeit der ganzen Ehe und beyden Ehehälften, besonders aber der weiblichen, so zu sagen einflößen und zur andern Natur machen? Indessen wenn ich auch diesen ersten Druckfehler hingehen ließe, wie können Sie es verantworten, in der

Digitized by Google

zweiten Spalte, Z. 14. von unten, derselben Dame die Behauptung in den Mund zu legen, sie sey ohne Tugend und Erfahrung! Ich ersehe hieraus, daß Sie es in der Kenntniß des schönen Geschlechts noch nicht weit gebracht haben; sonst würde Ihnen bekannt seyn, daß ein Frauenzimmer nie ärger (und das mit Recht!) in Harnisch geräth, als wenn man ihre Tugend bezweifelt. Ich dächte Sie müßten das schon aus Ihrem Taufschein wissen, daß Ihre Mutter darinn als eine ehrbare und tugendbelobte Bürgersfrau genannt ist. Am allerwenigsten hätte sich Madam Necker selbst die Tugend abgesprochen, die ja zu den ersten Zierden des schönen Geschlechts gehört. Nein, sehen Sie künftig das Manuscript besser an: nicht von Tugend war darin die Rede, sondern von Jugend; und glauben Sie mir, zwischen diesen beyden Worten ist ein verzweifelter Unterschied. Jugend hat sehr selten Tugend, und umgekehrt, wer tugendhaft ist, hat die Jugendjahre gewöhnlich schon zurückgelegt. Fast gewinnt es das Ansehen, daß Sie selbst auch schon ins alte Register gehören, sonst würden Sie nicht die Jugend für die Tugend angesehen und diese für jene gesetzt haben. So sprechen Sie weiter in der vierten Spalte, Z. 20. von oben, von einer sichern Umarbeitung des Schlusses der Delphine. Man sieht, daß Ihnen der Dialect der Provinz noch sehr anklebt. Wenn ich sagen wollte: ein sicherer Setzer hat diesmal recht dummes Zeug gesetzt; — nicht wahr, das könnten Sie übel nehmen? denn Sie würden das geradezu auf sich ziehen. Nun denn, so sage ich Ihnen: nicht von einer sichern Umarbeitung war die Rede, sondern von einer spätern. Ob die Umarbeitung sicher war oder unsicher, wer kann das wissen? wer mag das wissen? daß Sie aber ein sehr unsicherer Setzer sind, und daß Ihnen bey späterem Setzen, nämlich in der Dämmerung oder bey Licht, das Gesicht etwas ablegt, das ist klar. Alles möchte jedoch noch hingehen: aber daß Sie Sp. 6. Z. 23. v. u. sogar drucken: Frau von Staël habe die deutsche Literatur der Franzosen als Mutter zur Nachahmung aufstellen wollen, — das ist bey Gott zu arg! Die Literatur der Franzosen eine Mutter zu schelten! Herr Setzer, wo denken Sie hin? Die französische Literatur ist die reinste Jungfrau von der Welt; zwar eine alte Jungfer, aber doch immer eine Jungfer. Wenn Sie die französische Literatur kennten, so würden Sie wissen, daß gerade ihr größter Vorzug in der Keuschheit besteht. Und ist denn nicht Keuschheit und Jungferschaft eins? Nehmen Sie nur das erste beste französische Gedicht in die Hand, und Sie werden finden, daß die Poesie der Franzosen selbst bey einem nur irgend ans Natürliche oder Derbe streifenden Ausdruck den Augenblick roth wird. Ist das nicht Keuschheit? ist das nicht Scham? Wie können Sie daran zweifeln! Mithin ist die französische Literatur eine Jungfer, aber keine Mutter. Am allerwenigsten ist sie eine Mutter der deutschen Literatur. Da haben Sie einmal Ihre Unwissenheit recht verrathen. Oder denken Sie, weil Sie vielleicht Ihre Mutter manchmal geprügelt haben, daß die französische Literatur deswegen die Mutter der deutschen sey? Das ließe sich allenfalls hören; denn das muß wahr seyn, die Deutschen — Sie verstehen mich, Herr Setzer; ich meyne so die echten, eingefleischten Deutschen, die — wie soll ich sie doch gleich nennen? — die Deutsch-Deutschen — diese, sag' ich, schimpfen nicht nur wie Rohrspatzen auf die Nachbarliteratur, die Sie sehr uneigentlich eine Mutter nennen, sondern sie schlagen sie mitunter gerade ins Gesicht, wie Sie Ihrer Mutter wohl sonst auch gethan haben. Aber solche Unarten sollten Sie und die andern Deutschen Herren Schöngeister hübsch ablegen, Frau von Staël wollte die deutsche Literatur den Franzosen als Muster zur Nachahmung aufstellen. Und was haben Sie nun daraus für ein Kauderwelsch gemacht!*) Anderer kleinen Druckfehler will ich nicht einmal gedenken. Genug, nehmen Sie sich zusammen, und setzen Sie künftig besser, oder ich muß Sie — setzen lassen.

Ich verbleibe übrigens, mein liebwerthester Herr Setzer, Ihr sehr ungehalten gewesener, doch nunmehr einigermaßen beruhigter Recensent.

Notizen.

Taufbücher; sollen doch auch heut zu Tag oft noch sehr unrichtig seyn. „Fast in jedem Jahr fänden sich Kinder vor, die nicht in die Taufbücher aufgenommen, allem Urkundenglauben zum Trotz sich doch als lebend darstellen, oder während sie als Verstorbene in den Listen stehen, sich ihres Lebens freuen.“ Dieß versichert Herr Regierungs-Medizinalrath Dr. Krauß zu Ansbach in dem neu erschienenen Werk: „die Schutzpockenimpfung in ihrer endlichen Entscheidung; Nürnb. bei Riegel und Wießner 1820. 8. S. 552. Dessen Endzweck ist: was Jenner empirisch gefunden durch Erforschung des Grundverhältnisses wissenschaftlich festzustellen, was dem Verf. und der deutschen Welt, die sich diesesmal eine Erfindung hat hinwegschnappen lassen, zur Ehre und Genugthuung gereichen wird, selbst dann, wenn dem Bau durch andere noch Haken und Zinnen angefügt werden wollten, wenn nur der erste Grund haltbar befunden wird. So wäre alsdann umgekehrt ersetzt, was sich früher in der Optik ereignet, wo der deutsche Euler zuerst die Theorie der achromatischen Gläser gefunden, der englische anfangs ungläubige Dollond aber die Wirklichkeit in der Anwendung gezeigt (ein Umstand, den kürzlich ein Herr von Spaun zu München ganz verkehrt erzählt, als ob Euler ein Gegner des achromatischen Systems gewesen.) Herr Dr. Krauß glaubt, die Kuhpocken seyen allerdings würkliche Pocken (Variolae) aber eine milde Spielart derselben, und der Name Schutz-Pocken sey also in dieser Rücksicht sehr hinkend. Die Pocken selbst wären auch nicht die eigentliche Krankheit, sondern schon der Tilgungsprozeß einer dem Menschen so wie dem edlern Säugthiere innwohnenden Fieber-Anlage, die sogar ohne äußere Ansteckung in Blattern überging und sich dadurch auflöse. Die Pocken selbst seyen eine vegetabilische After-Erzeugung der niedersten Stufe, welche das eigene an sich hätten, durch Einpflanzung ihres Keims wieder die veranlassende Krankheit selbst auch in den ganz verschiedenen Gattungen und Arten hervorzubringen. Seit 1807 seyen im Umfang der Ansbacher Regierung, von 4 bis 5 mal hunderttausend Seelen nur 23 Kinder von den natürlichen Blattern befallen worden, während in Berlin allein von 1807 bis 1816. 1467 Kinder daran gestorben.

---

*) Ich kann mir vorstellen, wie der Herr Corrector gelacht haben mag, als er dies Kauderwelsch las!!
Der Setzer.

In meinem Verlage erschien:

Dolz, M. J. Chr., Neue Katechisationen über religiöse Gegenstände. Zweite Sammlung. Zweite verbesserte Auflage. 8. 16 Gr.

—— Katechetische Unterredungen über religiöse Gegenstände, in den sonntäglichen Versammlungen in der Freischule in Leipzig gehalten. Dritte Sammlung. Dritte verbesserte Auflage. 8. 16 Gr.

Leopold Voß in Leipzig.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 9. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 Februar.

Auguſt von Kotzebue, über theure Bücherpreiſe.

A. v. Kotzebue hatte zur Zeit, als er das literariſche Wochenblatt in unſerm Verlage herausgab, auch den Gegenſtand über theure Bücherpreiße ergriffen, welcher uns natürlich ſelbſt ſehr empfindlich ſeyn mußte, zumal da er ihn mit ſo vieler Hartnäckigkeit führte. Das Publicum glaubte wahrſcheinlich damals, daß wir alles dieſes unſerm Stande ſo gefühllos geſchehen ließen und gar nichts dagegen thäten, denn auch wir wurden gelegentlich in öffentlichen Blättern deswegen ein wenig ſtark mitgenommen. Begreifliche Verhältniſſe und Umſtände erlaubten es damals nicht, uns ſogleich hiſtoriſch und gründlich zu verantworten. Jetzt da ſich ſolche geändert haben, können wir unmöglich jene Angriffe auf uns beruhen laſſen. Wir thun dieß hierdurch überzeugend genug, nämlich durch Darlegung des ſo angreifenden Actenſtücks sub. A., welches aber ohne unſer Entgegenkämpfen abgedruckt worden wäre. Daß wir es ans Licht ziehen, kann niemanden mehr beleidigen, weil Kotzebue das Ungerechte deſſelben eingeſehen, wie die Beilage sub. B. zeiget und es zu unterdrücken geboten hat — und ſo möge es uns zur Rechtfertigung und andern nebenbei zur Ergötzlichkeit dienen.

Mancher Menſchen bemächtigt ſich bisweilen eine fixe Idee, von welcher ſie ſchwer abzubringen ſind. So ging es auch unſerm Kotzebue bei ſeinem Streite über die hohen Preiße deutſcher Bücher. „Der Buchhändler ſchlägt erlittene frühere Verluſte auf neue Unternehmungen" ſagte er: „denn in allen Briefen von Buchhändlern, die ich über dieſen Streit empfange, ſteht: wenn wir auch an einem Verlagsartikel etwas gewinnen, ſo müſſen wir doch frühere Verluſte an andern Verlagsartikeln berückſichtigen ꝛc und ſo blieb er feſt dabey ſtehen, daß ſich die Buchhändler erlittene frühere Verluſte vom Publiko bezahlen ließen; indem ſie dieſe bei Feſtſtellung der Preiße neuer Verlagsunternehmungen ſtets berückſichtigten. Wir thaten alles mögliche, ihm dieſe Grille zu benehmen und correſpondirten viel über dieſen Gegenſtand mit ihm, — auch mehrere andere Buchhändler thaten es — aber umſonſt, er blieb bei ſeiner Behauptung, vertheidigte die obige unterſtrichene Stelle, aus den Briefen anderer Buchhändler, und ſo that es uns wahrlich leid, Aufſätze in dieſem Wochenblatte abdrucken laſſen zu müſſen, die gegen unſere eigene Ueberzeugung waren.

Zu Ende des Jahres 1818 erſchien in einer Beilage zur Bremer Zeitung ein heftiger Aufſatz gegen Kotzebue über ſeine Behauptungen, wegen der theuern Bücherpreiße, der freilich am allerwenigſten geeignet war, unſern Kotzebue auf andere Gedanken zu bringen, weil ebenfalls von Berückſichtigung früherer Verluſte in demſelben die Rede war. Ob wir gleich in jener Zeit dem kranken Kotzebue alles vorenthielten, was ihm unangenehm ſeyn mußte und ihn reitzen konnte; ſo war ihm dieſe Beilage der Bremer Zeitung dennoch vor Augen gekommen, und er ſendete folgenden Aufſatz dagegen zum Einrücken ins lit. Wochenblatt.

Eine einfältige Fabel.

Einſt hatte ein Bäcker viel ſchlechtes Mehl gekauft und viel ſchlechtes Brod daraus gebacken. Aber auch ein wenig gutes Weizenmehl hatte ein ehrlicher Landmann ihm überlaſſen, das gab ſchöne Semmeln. Nun wollte Niemand das ſchlechte Brod kaufen, zu den ſchönen Semmeln hingegen fanden ſich viele Käufer; allein der Bäcker foderte einen ſo unmäßigen Preiß, daß die Käufer erzürnt bei der Polizei darüber Klage führten. Da wurde der Bäcker vorgerufen und befragt: warum er ſeine Semmeln, gegen alle Ordnung und Billigkeit, ſo theuer verkaufe? — liebe Herren, gab er zur Antwort, ich habe da viel Brod liegen, aus ſchlechtem Mehl gebacken, das kauft mir Niemand ab; damit ich nun nicht Schaden leide, ſo müſſen die guten Semmeln mir das ſchlechte Brod übertragen helfen. — Ey, ey, ſagte die Polizey, du biſt ein Wicht! wenn du aus Dummheit oder Bosheit ſchlechtes Mehl eingehandelt haſt, ſo ſollſt du nicht begehren, daß die Käufer deiner guten Semmeln dir den Schaden vergüten; oder wir klopfen dich auf die Finger.

Die Veranlaſſung zu dieſer kleinen Fabel hat ein Quidam von Buchhändler gegeben, der in einer Beilage zu der Bremer Zeitung ſich nicht entblödet, in einem eben ſo abſprechenden als gemeinen Tone, den in Nro. 52 dieſer Blätter aufgeſtellten Satz anzugreifen, daß viele Buchhändler viele ihrer Verlags-Artikel zu theuer verkaufen. Auf ſeine lächerliche Berechnung

Ausgegeben den 20. Januar.

Digitized by Google

— in welcher sogar die Frey-Exemplare für recensirende Anstalten, vier Procent Verlust beym Verborgen, drei Procent Verlust am Cours u. s. w. mit aufgeführt sind, welches alles das Publikum bezahlen soll — mögen wir uns gar nicht einlassen; allein auch er behauptet: „es sey ja ganz natürlich, daß der günstige Erfolg Einer Unternehmung den Verlust vieler verfehlten mit übertragen müsse." Wir aber behaupten, daß diese Behauptung unverschämt ist, und daß ein Buchhändler im Stande seyn müsse, das ihm angebotene Manuscript zu beurtheilen, ehe er es druckt, eben so gut als der Bäcker die Eigenschaft des Mehls kennen muß, ehe er es verbackt. (1) Versteht der Buchhändler das nicht, so ist er nur ein Bücherkrämer, und muß sich mit dem Verlage gar nicht befassen. Versteht er es aber und wird dennoch — wie das wohl, doch selten, der Fall seyn kann — in seinen Erwartungen getäuscht, so muß er selber den Schaden tragen, (2) denn das Publikum kann nichts dafür. Das ist so klar, daß wir kein Wort weiter darüber verlieren mögen.

„Wäre überhaupt der Buchhandel ein so glänzender Erwerbszweig" fragt der Quidam, „wie käme es denn wohl, daß so wenig Buchhändler begütert sind?" — Das kömmt eben daher, weil so wenige Buchhändler die gehörigen Kenntnisse besitzen; weil sie die Sache handwerksmäßig treiben. (3) Gliche sie Alle z. B. dem seligen Nicolai in Berlin, so würden sie alle reich werden, wie der es wurde, ohne nöthig zu haben, das Publicum für ihre Albernheiten büßen zu lassen.

Doch am liebenswürdigsten erscheint der saubere Quidam in folgender Periode: „Man muß nicht unbemerkt lassen, daß der Buchhändler von jenem kleinen Ueberschuß auch noch für seine und seiner Familie Leibes-Nahrung und Nothdurft zu sorgen hat, während das Honorar für Schriftsteller ein bloßer, oft leicht genug erlangter Nebenerwerb ist, da die meisten besoldet sind, sey es auch nur um in eigener oder fremden Klatschbuden ihre literarischen Klopffechtereyen zu treiben, was dem besoldeten abermals Nebenerwerb gewährt. Exempla sunt odiosa."

Also der Buchhändler ist die Hauptperson bei dem ganzen Geschäft, (4) das ist klar. Der Schriftsteller schreibt ja blos das Buch, hingegen der Buchhändler muß es verpacken, verkaufen, Rechnung darüber führen u. s. w., das ist ein sehr schwerer Erwerb, der des Schriftstellers ein leichter Nebenerwerb u. s. w. Fürwahr, wir begreifen allenfalls, daß es Menschen geben kann, die so albernes Zeug niederschreiben, wir begreifen aber nicht, daß eine verständige Redaction, wie die der Bremer Zeitung, so albernes Zeug kann drucken lassen. Nicht einmal die Lüge ist unterdrückt worden, daß 22 Bogen des literarischen Wochenblatts 4,1/2 Thaler kosten.

Wir wollen uns zum Schluß den Spaß machen, dem Quidam eine in seiner eigenen Manier verfertigte Gegenrechnung eines Schriftstellers vorzulegen. Wir nehmen an, derselbe habe hundert Thaler Honorar per Bogen gefordert, und der Quidam habe gewaltig geschrieen, daß die Autoren ihre Manuscripte zu theuer verkaufen. Hierauf antwortet nun der Schriftsteller wie folgt:

Mein Herr Quidam! Sie irren, wenn sie glauben daß ich zu viel fordere, ich begnüge mich vielmehr mit dem allermäßigsten Honorar, nämlich mit fünf Thaler per Bogen. Daß aber hundert daraus werden, das geht so zu: Ich schreibe viel, allein unter zehn Werken gelingt mir nur Eins, oder wenigstens kaufen mir die Verleger von zehn Werken nur eins ab; dieses Eine muß folglich die andern neune mit übertragen; fünfmal neun ist 45, und fünf dazu von dem gelungenen Werke; da haben Sie schon — 50

Generalunkosten an Dinte, Feder, Papier, Studierlampe, Kaffee beym Nachtwachen, Bedienungs-Personal u. s. w. 2

Verlust am beschnittenen Golde, welches der Verleger gewöhnlich zahlt 5. (5)

Wir erlauben uns hiezu folgende Bemerkungen.

(1) Zwischen dem Buchhändler und dem Bäcker ist ein kleiner Unterschied. — Brodmehl und Geist.sproducte, wie schicken sich diese zusammen! — Welche Gelehrsamkeit müßte ein Buchhändler besitzen, der alle Manuscripte beurtheilen wollte, z. E. philosophische, juristische, philologische, landwirthschaftliche, chemische, astronomische, arabische, syrische, chaldäische, hebräische, griechische ꝛc. Manuscripte.

(2) Jeder Buchhändler trägt den Schaden ganz allein, das Publicum giebt ihm keinen Heller dazu.

(3) Daß so wenige Buchhändler reich und begütert sind, hat ganz andere Ursachen, als den Mangel „der gehörigen Kenntnisse." Wie manchem fehlen sie, und er ist reich und wohlhabend geworden, während Andere „mit den gehörigen Kenntnissen" sich in sehr geringen Umständen befinden! —

(4) Bisweilen allerdings. Wie manches Genie hat der Buchhändler ans Licht gezogen, indem er riskirte, die ersten Geistesfrüchte desselben zu drucken und ihn so in die Welt einführte.

(5) Man sehe weiter unten unsre Bemerkung über das beschnittene Gold.

Digitized by Google

Präsente an die Literatur-Zeitungen, damit sie mich loben sollen	8	
Druckkosten für Antikritiken, wenn ich doch nicht gelobt worden bin	12	
Ersatz dafür, daß mancher Verleger mich ganz um das Honorar prellt	10	(6)
Ersatz dafür, daß mancher Verleger die Auflage größer macht als ich ihm zugestanden, oder ohne mein Wissen eine neue Auflage veranstaltet	4	
Exemplare auf Velin-Papier für meine Gönner, die ich ihm bezahlen muß	6	
Eine kleine Erhohlungs-Reise	3	
Die Entbehrung aller der Vergnügen, welche ich mir hätte machen können, während ich geschrieben habe	5	
Niederschlagendes Pulver bei dem Lesen boshafter Recensionen	—	4 gr.

Summa 105 thl. 4 gr.

Da sehen Sie nun, daß ich Ihnen noch 5 thlr. 4 gr. an jedem Bogen erlasse. Ich will nicht hoffen, daß Sie gegen irgend einen dieser Artikel etwas einwenden werden? daß eine gelungene Unternehmung die mißlungenen übertragen müsse, ist Ihr eigener Grundsatz. Meine General-Unkosten habe ich specificirt, Sie specificiren die Ihren nicht einmal. Gegen den Verlust am Cours bey der Buchhändler-Zahlung stelle ich meinen Verlust am beschnittenen Golde. Sie verlieren beim Verborgen, ich auch. Sie berechnen Ihre Frei-Exemplare an Recensir-Anstalten, ich die meinigen an Gönner. Sie berechnen Ihre Reisen und Aufenthalt in Leipzig, ich meine Erholungsreisen u. s. w.

Rechnen Sie nun noch hinzu, was ich und meine Familie an Leibes-Nahrung und Nothdurft brauchen, so werden Sie finden, daß hundert Thaler per Bogen ein wahrer Spottpreiß ist, zumal da ich meiner Frau sogleich für ihre Hauben 33 procent abgeben muß.

Man könnte diesen Spaß noch viel weiter treiben, allein wir haben dem Quidam schon zu viel Ehre angethan, und werden überhaupt über diesen Gegenstand künftig kein Wort mehr verlieren, wenn es ihm auch belieben sollte, die Bremer Zeitung künftig noch öfters zum Tummelplatz seiner Gemeinheiten zu machen. Zum Glück giebt es noch manche sehr wackere Buchhändler, wie Kummer u. a. m. deren rechtliches Betragen den Stand ehrt, und die Ungezogenheiten ihrer unwürdigen Mitbrüder vergessen macht. Denn wahrlich! wenn sie Alle so wären, wie Herr Quidam, so sollten die Fürsten zur Ehre der Literatur sich ins Mittel schlagen, und jeden fleißigen aber armen Schriftsteller durch Vorschüsse in den Stand setzen, sein eigener Verleger zu werden; dann würden die Quidams bald merken, welcher Erwerb der leichtere gewesen. (7)

Zum letztenmal: unwiderleglich sind und bleiben folgende Sätze:

1) Diejenige Verlagshandlung, die lauter gute Sachen zu Markte bringt, wird selbige auch absetzen. (8)
2) Diejenige Verlagshandlung, die alle ihre Artikel absetzt, kann mäßige Preise machen. (9)
3) Diejenige Verlagshandlung, die schlechte Sachen drucket, mag in Gottes Namen zu Grunde gehen. (10) Kotzebue.

Unmöglich konnten wir diesen Aufsatz im literarischen Wochenblatte abdrucken lassen, ohne Kotzebue vorher Vorstellungen deswegen zu machen, und ein ziemlich langer, eindringlicher, ernsthafter Brief ging an ihn ab. „Haben Sie," schrieben wir ihm unter andern, „nicht daran gedacht, daß Sie durch diesen Aufsatz Ihren alten Freund Kummer und uns empfindlich beleidigen und kränken, da wir beide auch zu dem Stande gehören, den Sie so tief herabwürdigen? Keinem Buchhändler fällt es ein, früher erlittene Verluste bei der Bestimmung der Preise neuer Unternehmungen zu berücksichtigen. Die Formel in den Briefen der Buchhändler an Sie, die Sie immer als Grund Ihrer Behauptung angeben, will mit andern Worten nichts weiter sagen als: „Ein Verlagsartikel, an dem wir etwas gewinnen, sehen wir gleichsam wie Entschädigung für den Verlust an, den wir an andern Artikeln gehabt haben."

Wir wollen keinesweges in Abrede seyn, daß manche Buchhändler unverhältnißmäßige hohe Bücherpreise machen; allein die Bücherpreise kalkulirt der Buchhändler nach einer vorausgesetzten möglichen Absetzungsfähigkeit, und schlägt die Kosten auf 2. 3. 4. 5. bis 600 Exemplare. Hat er diese verkauft: so sind diejenigen Exemplare, welche über diesen Calcul abgesetzt werden, ein sehr erlaubter Gewinn, der dem Buchhändler zu gönnen ist. Die Reise Ih-

(6) Man darf doch wohl gehorsamst bitten, den ehrbaren Buchhändlern so etwas nicht nachzusagen! —

(7) Diesen Spaß könnten sich die Fürsten machen; da würde sicher noch mancher Schofel gedruckt, welchen „die gehörigen Kenntnisse" der Buchhändler zeither unterdrückt haben.

(8) Viele tausend Ballen guter Sachen zu Markte gebracht, werden Makulatur!

(9) Wenn der Absatz garantirt wird, — allerdings.

(10) Schlechte Sachen? Kotzebue hat sicher moralisch schlechte Sachen gemeint, in diesem Falle — in Gottes Namen!

Digitized by Google

res Sohnes nach Persien hat einen Aufwand von etwas mehr als 1000 thlrn. verursacht; wir haben in Hinsicht auf die Hoffnung, daß diese Reise viele Abnehmer finden werde, den Preis sehr wohlfeil auf 2 thlr. 21 gr. bestimmt, wo wir unsere Unkosten herausbaben, wenn 530 Exemplare verkauft seyn werden. — Nennen Sie uns diejenigen Buchhändler Deutschlands, welche Gelehrte mit beschnittenem Golde bezahlen; mit unsers Namens Unterschrift wollen wir sie in allen Zeitungen zur Warnung öffentlich bekannt machen; denn wir kennen keinen deutschen Buchhändler unserer Zeit, der dieses vorsätzlich thun würde. — Wie spricht doch Ihre Meinung gegen alle Erfahrung! Also wenn ein Buchhändler den Werth und die Absetzungsfähigkeit eines Manuscriptes durchaus beurtheilen und vorher bestimmen soll, warum hat denn die Buchhandlung der Gelehrten in Dessau so schnell einpacken müssen? ꝛc. — Ihr Aufsatz wird abgedruckt, so wie ihn die Reihe trifft; ist er aber einmal abgedruckt, so muß sich jeder rechtliche Buchhändler von Ihnen abwenden, und Sie werden dann das Interesse für die Verbreitung Ihres literarischen Wochenblatts nicht mehr in dem Grade haben, wie zeither. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

(Der Beschluß folgt.)

Der große König, geschildert von Dohm.

Herr von Dohm hat jetzt von dem verdienstlichen Werke: „Denkwürdigkeiten meiner Zeit" den vierten und fünften Band geliefert. In dem vierten erhalten wir eine geschichtlich begründete Charakteristik Friedrich II., Königs von Preußen, als Mensch und als Regent, und der fünfte Band enthält für den Historiker eine schätzbare Zugabe, nämlich eine kritisch beleuchtete Literatur zur Geschichte des großen Königs. — Des Großen? Ja, das war er, das wird er bleiben; wir dürfen ihn selbst den Einzigen seiner Zeit nennen, in so fern wir jenen herrschenden Charakterzug ins Auge fassen, der bey ihm auf die Pflicht eines Regenten im ganzen Umfange, und in ihrer ganzen Würde gerichtet war; oder auf den ununterbrochenen Ausbrauch der Lebensstunden, der nur den Wechsel zwischen Thätigkeit im Regieren und Fortbilden im Geiste kannte. Vielleicht eben darum haben einige kleine Leute dem Neide das Vergrößerungsglas abgeborgt, und uns zugerufen: ‚Da seht her, was für Fehler hat Euer Held! wenn wir so was thäten ꝛc.“ Wir wollen also dem Herrn von Dohm doppelten Dank wissen, daß er uns in diesen Tagen das große Regentenbild aus seiner kundigen Feder noch einmal vor Augen stellt, und daß er es mit solcher Freimüthigkeit, mit einem solchen Streben nach Unpartheilichkeit gezeichnet hat. Wie viel giebt es uns allen nicht zu denken, zu bewundern, nachzuahmen, hie und da auch abzuschrecken! Der Vf. hat bey seiner Arbeit, wie er sagt, vorzüglich künftige Regenten und Staatsmänner im Auge gehabt; er hat sich nicht begnügt, nur über das, was Friedrich gewirkt und angestrebt, seine Meinung nach seiner besten Einsicht und ohne alle Partheilichkeit zu sagen: er hat auch über das geurtheilt, was nach Gerechtigkeit und zum Besten der Menschheit von ihm hätte gethan werden sollen — über die Mittel, wie über die Zwecke hat er sich Urtheile erlaubt. Wer mit den Schriften von Büsching, Nicolai, Garve und Anderen über Friedrich II. bekannt ist, wird zwar nicht lauter neue Thatsachen erwarten; er wird aber in der kritischen Zusammenstellung auch des bekannten, in der Hervorhebung des Merkwürdigsten, in der unpartheiischen Prüfung des Glänzenden und Fehlerhaften ein neues Vergnügen finden. Wir können hier nur kleine Bruchstücke mittheilen. — „Friedrichs Vater hatte bekanntlich eine Liebhaberey für große Soldaten. Von 1713 bis 1735 sollen ihm allein die Werbungen in fremden Landen zwölf Millionen Thaler gekostet haben. Er verbrannte am Sterbetage noch die Rechnungen über die Kosten seines Regiments Garde. Im J. 1735 kaufte er 46 große Menschen mit 43000 thlrn und 1732 kaufte er einen Einzigen mit 5000 thlrn., und die Schwester des Grafen von Schmettau wurde Stiftsdame, weil sie dem König zu dem Riesen verholfen hatte. — In Friedrich Wilhelms engerm Kreise war es sehr gewöhnlich, den Werth des Menschen nur nach körperlicher Länge zu schätzen. Einst kam einer seiner Officiere aus Paris zurück; auf die Frage, wie er die französische königliche Familie gefunden habe? erwiederte Jener: Ah! Ew. Majestät, es ist alles kleines Zeug, keiner mißt über fünf Fuß — Diese königliche Liebhaberey war aber nicht allein theuer, sondern es wurde auch, ihr zu Gefallen, die dem Könige sonst immer heilige Gerechtigkeit verletzt, und gegen Fremde und Unterthanen oft eine Härte ausgeübt, die seinen Namen nicht beliebt zu machen geschickt war. Friedrich war von Liebhabereyen dieser gefahrlichen oder theuern Art ganz frey. Daß Friedrich schon früh seinem Zeitalter vorausgeeilt war, beweißt seine Jugendschrift, welche zur Duldsamkeit und Nachsicht gegen die Verschiedenheit der Meinungen ermuntert Er ist dieser philosophischen Einsicht in die Menschennatur sein Leben hindurch treuer geblieben, als eine spätere Zeit. Auch das,

was er über die Würde und Pflicht der Regenten als Jüngling dachte und in seinem Antimacchiavel aussprach, hat er als Regent bewährt. „Kein anderes Vergnügen, sind seine goldenen Worte, welches es sey, keine Befriedigung irgend einer Leidenschaft, kann den Regenten je so glücklich machen, als das Bewußtseyn, seine Pflichten möglichst vollkommen erfüllt zu haben; seine Thätigkeit muß unablässig auf dieses Ziel gerichtet seyn. Wer sein Glück in etwas Anderm finden kann, ist unwerth, auf der hohen Stelle des Oberhauptes des Volkes zu stehen. — Nur bey Unterthanen, die die Folgen einer wohlgeordneten bürgerlichen Gesellschaft wirklich genießen, ist wahre Anhänglichkeit an den Regenten, ist Vaterlandsliebe und Bereitwilligkeit, derselben Alles, auch das Leben zu opfern, denkbar" — „Die Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugungen, (merkt Hr v. Dohm hiebey an,) der Ernst seiner gefaßten Vorsätze, der reine, sittliche Adel seiner Seele würden nicht minder wahr seyn, hätten seine Handlungen auch noch öfterer den Grundsätzen widersprochen, deren Richtigkeit er in den heitern Stunden ruhigen Nachdenkens erkannt hatte." Möchte jener Charakterzug, wie diese fruchtbare Bemerkung sich jeder edlen Seele bemeistern. Wir haben gerade eine Zeit erlebt, in welcher nicht die schmeichelnde Unredlichkeit, nicht der schwankende Halbernst, nicht die egoistische Pfiffigkeit unedler Seelen das Heil des Ganzen herstellen und dauerhaft gründen kann! —

Welche Langmuth und Geduld hat Friedrich bewiesen, indem er die 4 bis 5mal wiederholten Klagen, oft ungegründeten Beschwerden der Leute gemeinen Standes annahm und beantwortete. „Das Justizministerium machte einst dem Könige Vorstellung über diesen Unfug und über die Nothwendigkeit, demselben mit mehr Nachdruck zu steuern; aber der König (dem vermuthlich der Nachtheil der oft vergeblichen Mühe und Arbeit geringer schien,) antwortete: „er könne hierunter nicht noch schärfere Verordnungen geben, als bereits erlassen wären; die armen Leute, fügte er hinzu, haben zwar sehr oft Unrecht, aber ich muß sie doch hören, denn dazu bin ich da" — Ihn konnte also nie der Vorwurf treffen, den Philipp von Macedonien von einer alten Frau hören mußte, als er sie mit dem Mangel an Zeit zurückwieß. „So mußt du auch nicht Zeit haben, König zu seyn", erwiederte sie.

Ueber Friedrichs Selbstregierung sagt Hr. v. Dohm: „so unleugbar groß auch die Vortheile einer Selbstregierung sind, wenn sie mit Friedrichs unnachlassender Thätigkeit und stets sorgsamer Aufmerksamkeit geführt wird: so finden sich bey derselben doch auch sehr erhebliche Bedenken, wie die Erfahrung auch bei Friedrich es bewiesen hat. Zuerst ist, wenn es mit derselben gut gehen soll, ganz unerläßliche Bedingung, daß der Selbstherrscher mit einem immer gleichen Eifer, einer nie nachlassenden Aufmerksamkeit sich den Geschäften der Regierung widme. Fehlt es hieran auch nur zuweilen und nur auf kurze Zeit, so sind die Nachtheile ganz überwiegend, ihre Folgen unübersehbar. Und wer kann dafür stehen, daß dieser so menschliche Fall nicht auch bey den besten und weisesten Fürsten zuweilen eintreten werde? „Wer vermag übrigens jeden Einfluß zu bewachen, und zu wehren, daß die Ansichten und Entschlüsse des Monarchen, ohne daß er es selbst gewahr wird, nicht von Andern bestimmt werden. Auch der Weiseste, auch der über sich selbst Wachsamste wird betrogen. — Gewiß ist es, daß die Kabinetsräthe, so sehr auch Friedrich ihrer Einwirkung auf ihn Schranken zu setzen suchte, doch immer eine sehr große gehabt haben. Ganz vorzüglich ist dieses der Fall bey dem der Zeit nach ersten Geheimen-Kabinetsrathe Eichel gewesen, und vielleicht hat nie einer der Staasdiener des Königs so viel auf ihn gewirkt, als dieser Mann, der schon unter König Friedrich Wilhelm I. eine geraume Zeit im Kabinet gedient hatte. Er war hierdurch ohne Zweifel im Stande, Friedrich bey Antritt seiner Regierung über den Zusammenhang vieler Dinge gute Auskunft zu geben, hatte große Einsicht und Menschenkenntniß, war in Geschäften aller Art sehr gewandt und ausnehmend arbeitsam, Eigenschaften, durch welche er die Gunst des Königs im hohen Grade erworben und auch bis zu seinem Tode ungeschwächt erhalten hat.

Einen merkwürdigen Contrast gegen Friedrichs ökonomische Hofhaltung, und Entfernung von allen Günstlingen, bildet die beyläufige Schilderung der Brühlschen Wirthschaft und Gunst am Hofe zu Dresden. Welch ein Regentenspiegel! Glaubwürdige Personen haben die Kosten des gewöhnlichen Haushalts dieses Unglücksgrafen auf eine Million Thaler jährlich angeschlagen, auf wessen Kosten? — Nach seinem Tode ergab sich, daß in den öffentlichen Cassen die ungeheuren Summen von 4.731,46 Thaler, und außerdem noch an unterschlagenen Zinsen und Schuldscheinen 579,697 Thaler durch Brühl veruntreuet waren. Nach dem baldigen Tode des Churfürsten wurde aber von dem Administrator des Landes die Untersuchung niedergeschlagen. (Haben die Landstände nichts hiebey vorgestellt, oder erinnert?) —

Der rastlosen Thätigkeit unsers Friedrich steht die

Unthätigkeit der Kaiserin Elisabeth gegenüber, welche oft bey den kleinst n Sachen nach Jahren zu einer Namensunterschrift vermocht wurde. So erhielt der König von Frankreich auf die Bekanntmachung von der Geburt eines Prinzen, die gewöhnliche, glückwünschende Antwort erst nach 6 Jahren aus Petersburg. —

Indem Hr. v. D. das Spionensystem im Kriege nicht rechtfertigt, aber mit dem Beyspiel entschuldigt, macht er im Allgemeinen die beherzigenswerthe Bemerkung, welche auch auf die Seufzer dieser Zeit nach wechselseitigem Bundesverkehr und ächten Bundessinn paßt. „Die gegenseitige Sicherheit, (Zutrauen, ic.) wird gewiß eintreten, wenn einst das menschliche Geschlecht zu der sittlichen Ausbildung gelangt seyn wird, um sich völlig überzeugt zu halten, daß, so wie für den einzelnen Menschen, so auch für die bürgerlichen Gesellschaften unwandelbare Beobachtung des Rechts und redliche Beförderung des gegenseitigen Wohls das einzige sichere Mittel zur Erreichung des eigenen sey."

Friedrichs kindliche Ehrfurcht gegen seinen strengen Vater ist bekannt; eben so seine Geschwisterliebe. Er hatte auch innige Gefühle für Freundschaft und Dankbarkeit. Noch im J 1779 sagte er zu Graf Görz, als derselbe zu dem Gesandtschaftsposten nach Petersburg abging: „Ich werde Peter III. ewig beweinen, er war mein einziger Freund, mein Retter, ohne ihn hätte ich unterliegen müssen." Die Thränen traten dem Könige bey diesen Worten in die Augen. — Friedrich war kein Eroberer, wenn gleich er bey seinem ersten Kriege allerdings eine Eroberung bezielt hat; doch eine einzelne Handlung darf nicht das Urtheil über den Charakter des Mannes bestimmen. Um diesen richtig zu würdigen, muß man die Handlungen des ganzen Lebens zusammennehmen, und diese sprechen bey Friedrich laut dafür, daß er den Frieden geliebt und aufrichtig gestrebt habe, denselben seinen Landen zu erhalten, so lange es mit Behauptung seiner Ehre geschehen konnte, und ohne dieß hat der Friede weder Werth noch Bestand. Wenn der König gleich beynahe den vierten Theil seiner Regierungszeit Kriege geführt hat, so ist doch nur der erste derselben von ihm angriffsweise unternommen worden, und die Ansprüche, die ihn dazu aufforderten, waren, wie wir bewiesen haben, nicht ungegründet, wenn er gleich in der Art, dieselben geltend zu machen, größere Mäßigung hätte beweisen können. Sobald er wegen solcher Ansprüche Genugthuung erhalten, machte er Frieden, so sehr auch der glückliche Erfolg des ersten Unternehmens und der erworbene Ruhm ihn reitzen konnten, den Krieg fortzusetzen, und noch größere Eroberungen anzustreben. Diese mitten im Glück und im Gefühl der Jugendkraft bewiesene Herrschaft über seine Leidenschaft bürgt für seine Friedensliebe. —

Jedesmal kehrte er in den Friedenszustand zurück, ohne irgend eine Vergrößerung zu verlangen, und die Erhaltung des Friedens war das unablässige Bestreben seiner Politik, dieses Friedens, dessen seine Lande auch binnen sieben und dreyßig Jahren von den sechs und vierzig, die seine Regierung gedauert hat, zu ihrem größten Glück genossen haben, und mit welcher Sicherheit war dieser Genuß verbunden! Dieses darf nicht übersehen werden, weil der Werth des Genusses dadurch ungemein erhöhet ward.

Dies gab eine Ruhe und Sicherheit, von der jüngere Zeitgenossen, welche ganz einen andern Zustand erlebt, und an öftere Umkehrung des Bestehenden, immer wiederholte Abtretungen und Umtauschungen der Lande sich haben gewöhnen müssen, kaum einen Begriff sich machen können. Friedrich wußte, wie viel diese Sicherheit den Unterthanen werth sey, wie sie ihre Zufriedenheit, Treue und Anhänglichkeit an den Staat vermehre; aber er wußte auch, wie viel solche Unterthanen dem Staat werth sind. Er war deshalb jeder Abtretung, so wie jedem Umtausch alter Unterthanen gegen neue, wenn auch deren Seelenzahl die größere gewesen wäre, immer abgeneigt. Von Abtretung oder Vertauschung ganzer Provinzen oder Landstriche ist unter ihm nie die Rede gewesen; aber auch nur von einer kleinen Zahl alter Unterthanen trennte er sich immer sehr ungern, und hat dieses nur in seltnen Fällen gethan, wenn etwa überwiegende Gründe der Localität bey einigen, in fremdes Gebiet eingeschlossenen Unterthanen, deren Austauschung gegen fremde, die sich in seinem Gebiet in gleichem Verhältniß befanden, durchaus rathsam machten. —

Bey der Policey hatte Friedrich durchaus keine andern Zwecke, als welche eine weise Regierung bey derselben nur immer haben muß. Er suchte durch deren Anwendung theils im Finstern mit besondrer List und Verschlagenheit verübten Verbrechen auf die Spur zu kommen, theils grobe Vergehungen wo möglich zu verhindern, oder sie doch auf alle mögliche Weise zu erschweren. Diese Zwecke bemühte er sich besonders in seiner Hauptstadt zu erreichen, und dadurch die öffentliche Sicherheit in der elben zu befördern. Die sogenannte geheime oder höhere Policey, deren Gräuel wir in Deutschland erst in späterer Zeit unter fremder Herrschaft haben kennen lernen, kannte man unter Friedrich auch nicht dem

Namen nach. Auch in Frankreich war dieselbe damals noch nicht in der Art eingeführt, wie es nachher geschehen ist, doch hatte man daselbst schon merkwürdige Einrichtungen, durch welche den geheimsten Verbindungen der Einzelnen nachgespürt und die im größten Geheimnisse betriebnen Absichten entdeckt wurden. Der französische Policey-Lieutenant Sartines hat sich besonders dadurch Ruhm erworben, daß seiner Wachsamkeit nichts entgehe, und er im Stande sey, die sich auch in entfernte Länder erstreckenden Verbindungen von Verbrechern zu erforschen und das Verborgenste zu entdecken, wovon man wunderbare Dinge erzählte. Der auf Alles aufmerksame König wünschte etwas Aehnliches auch in Berlin nachzuahmen, und er sandte deshalb einen schon in diesem Fache geübten Geschäftsmann Philippi nach Paris, sich von den dortigen Policeyeinrichtungen genau zu unterrichten, um sie nach der Rückkehr nachahmen zu können. Philippi wurde zum Policey-Präsidenten von Berlin ernannt, und der König beehrte ihn mit Vertrauen. Wie aber nach einigen Jahren viele Verbrechen geheim verübt und dadurch die öffentliche Sicherheit sehr gefährdet wurde; so bezeugte Friedrich seinem Policey-Präsidenten deshalb sein Misfallen, und machte ihm den Vorwurf, daß er die in Paris erlernten Künste nicht besser anwende. Philippi erwiederte: er wende mit großem Fleiße alle dem Könige vorgeschlagenen und von diesem genehmigten Mittel an, um die öffentliche Sicherheit zu erhalten, weiter aber könne er nicht kommen, wenn nicht noch ganz andere Mittel gebraucht würden, zu deren Anwendung er sich jedoch ohne ausdrücklichen Befehl des Königs nicht befugt halte; allerdings sey durch strengere Aufsicht noch mehr zu bewirken, alsdann aber nöthig, daß alle und jede Unterthanen, ohne Unterschied des Standes, in allen ihren Handlungen und Vorhaben auf das genaueste bewacht würden, einer müsse zum Wächter des andern bestellt, und Alles angewendet werden, in die innersten Geheimnisse der Familien einzudringen; Briefe müßten erbrochen werden, in jede Gesellschaft müsse sich ein Aufpasser einschleichen, um Gesinnungen und Absichten zu erforschen, hierzu bedürfe die Policey sehr vieler Gehülfen und Spione, die aus allen Klassen gewählt und mit Gelde erkauft werden müßten, und ohne daß Jemand es ahnen könne, mit Beiseitsetzung jeder andern Rücksicht bloß der Policey dienten. Da sich zu solchen Diensten nur die schlechtesten Leute würden gebrauchen lassen, so setze man sich hierdurch allerdings der Gefahr aus, oft misleitet zu werden, auch die bravsten und unschuldigsten Menschen könnten in Verdacht kommen und in Verlegenheit gesetzt werden; ein allgemeines Mistrauen werde hierdurch hervorgebracht und der sittliche Charakter des Volks durchaus verdorben werden. Dies sey freylich übel, aber ohne solche Mittel sey es unmöglich, durch die Policey mehr, wie bisher geschehen, zu bewirken; wenn solche Mittel genehmigt würden, so hoffe Philippi, Sartines Wunder auch in Berlin zu bewirken, den Verbrechern auch in ihren verborgensten Schlupfwinkeln nachzuspüren, und vielleicht manches Böse zu verhindern. Wenn aber auch Alles deshalb angewendet werde, würde doch die Wirkung erst nach einiger Zeit merklich werden, denn noch seyen die Brandenburger zu ehrliche, treuherzige Menschen, um, gleich dem Auswurf der verdorbensten Einwohner der französischen Hauptstadt, zu allen Diensten gebraucht werden zu können, die eine solche Policey nothwendig erfordere. Er that hierauf ins Einzelne gehende Vorschläge zu Einrichtungen, durch welche man sich einer Menge Menschen versichern könne, die, ohne daß es Jemand ahnde, die Geheimnisse aller Bürger erforschten, und auch das Verborgenste entdeckten. — Der König wurde durch diese Vorstellungen sehr gerührt, erwiederte aber ohne langes Bedenken: so angelegentlich er auch eine strengere Bewahrung der öffentlichen Sicherheit, und die Entdeckung und Verhütung der sie bedrohenden Verbrechen wünsche; so finde er doch, daß die Mittel, durch welche dieses nur allein bewirkt werden könne, ein noch größeres Uebel seyn würde, als dasjenige, dem vorgebaut werden sollte; er wolle nicht die Ruhe und das Vertrauen seiner guten Unterthanen gestört, und die Moralität seines Volks verderbt wissen. — Er verwarf also alle dahin zielenden Vorschläge, und eine geheime Policey wurde unter seiner Regierung nie eingeführt. (Der Beschluß folgt.)

Notizen.

C. W. Schmidts so eben in Züllichau erschienener neu-verbesserter ganz einfacher Brenn- und Destillirapparat und der gegenwärtige Stand der Brandweinbrennerey überhaupt geben einen neuen Beweis von der Wahrheit des Sprüchworts: Noth lehrt nicht nur beten, sondern macht auch erfinderisch. Sonst, ehe der Blasenzins eingeführt wurde, mochten die Besitzer der Brennereyen der Bequemlichkeit pflegen und das Geschäft ihren Leuten überlassen. Jetzt ist das anders. Der Blasenzins hat sie aufgeweckt und zum Nachdenken gereizt und zwar dermaßen, daß, vermöge der Verbesserungen (um welche auch ein Hermbstädt und Andere große Verdienste haben), die Liebhaber dieses edlen Getränks der seeligen Hoffnung leben können — würden auch die Abgaben auf das Doppelte erhöht sie dasselbe dennoch zu denselben Preißen genießen werden. — Wir sind der Meynung, daß dieser Schmidt'sche neuerfun-

Digitized by Google

dene Apparat vor allen bisher bekannten den Vorzug verdiene. Er hat besonders die Eigenschaft, daß mit einem Feuer aus der Maische reiner fuselfreyer Spiritus zu 60 Richterschen Graden gewonnen werden kann. Wegen der übrigen nicht unbedeutenden Eigenschaften und Vortheile verweisen wir auf das Buch selbst.

Eine Freymaurerschrift, welche indessen auch ernsthafte Nichtfreimaurer gern lesen werden: Isis und Osiris, eine Stimme aus dem Thal Josaphat, enthält 16 (vermuthlich in der Loge zu Ansbach) gehaltene eben.

In der 5ten Rede wird einem praktischen Arzte in der Loge gesagt:

„Sie haben das Wohl und das Glück mancher Familie in Händen. Sie können durch Ihre Wissenschaft und Kunst das heilige Band einer glücklichen Ehe verlängern. Sie können einer hülfsbedürftigen und unversorgten Familie ihren Ernährer und Vater, und unerzogenen Kindern ihre Mutter erhalten und wiedergeben; Sie können kummervollen Aeltern ihre Kinder neu schenken. Leben Sie daher Ihrem Berufe mit angestrengter Thätigkeit; die Zähren die Sie trocknen, zählt ein ewiger Richter. (Einfach und schön gesagt.)

Der Kronprinz von Bayern, wird in der 15ten Rede zur Feyer seines Nahmensfestes ein Königssohn genannt,

„der mit festem Blicke in die Sonne schaut, der sich vor zu hellem Lichte nicht fürchtet. Ihn schreckt keine Wahrheit, kein Zweifel und keine Meinung. Ihn hat Geschichte und Beobachtung gelehrt, daß Weisheit den Irrthum duldet, Irrthum aber jederzeit die Weisheit verfolgt; — daß Unduldsamkeit die Länder entvölkert, Duldung aber eine zärtliche Mutter ist, welche für Völker liebend sorgt und Reiche blühend macht. Genien aller Wissenschaft und aller Künste umschweben ihn und helfen ihm alle schönen Bildungen mögstlichst sammeln und ordnen, damit keine frevelnde Hand zerstöre, was Talent und Bemühung glücklich erschufen, und damit eine dankbare Nachwelt der höhern Vollendung entgegen geführt werden könne. ꝛc.

Heil! dreyfaches Heil! — rufen auch wir mit dem Schluß dieser Rede aus vollem Herzen, — Heil dem deutschen Manne, dem edlen Königssohne!

Fliegende Bemerkungen.

— Wenn Lord Byron eben Geld bedarf, so braucht er nur einige Hundert Verse nach England zu schicken. Soviel hundert Verse, soviel zweihundert Guineen. Ein so geehrter Lord heißt denn allerdings mit Recht right-honorable, und es werden daher gerade jetzt „the works of the right honorable Lord Byron" in der eigensten Wortbedeutung angekündigt. Shakespeare's Werke sind von jeher unter dem einfachen Titel erschienen: the works of William Shakespeare. Das heißt zu deutsch: Byron ist ein vornehmer, gut bezahlter Lord; Shakespeare aber war ein armer bürgerlicher Schlucker, der den Lords am Theater die Pferde hielt. Wessen Werke aber sind unsterblicher? Wessen Werke machen der Nation mehr Ehre? Byron's, oder Shakespeare's?

— Die Wunderdoctorin in Barmbeck, die alle Welt gesund gemacht hat, ist endlich selbst krank geworden, und hat nach einem Hamburger Arzt geschickt, um sich curiren zu lassen. So finden ungewöhnliche Behandlungsweisen — außerordentliche Gerichtshöfe? — ihre Grenze an dem Gang der Natur, und man muß früher oder später zum gewöhnlichen Heil- (und Rechts-?) Verfahren zurückkehren.

— In Essen in Westphalen sind die zwey daselbst vorhandenen Gymnasien für Evangelische und Catholiken in eins vereinigt worden. Ueberhaupt sollte auf Gymnasien die Religion nie nach den Unterscheidungslehren, sondern nach den, allen drey christlichen Confessionen gemeinschaftlichen Grundsätzen vorgetragen werden. Jesus kannte keine catholische, keine lutherische, keine reformirte Religion.

— Die Mainzer Zeitung erscheint wieder mit dem Vivat lux. Der Altar mit der aufklärenden Sonne ist aber weggeblieben.

— Hr. Aitkins, der abgegangene Lord-Mayor zu London, ist an dem feyerlichen Tage, wo er sein Amt dem Nachfolger abtrat, mit Steinen, Koth und Castanien geworfen worden.

An demselben Tage eröffnete ein königlicher Prinz mit Miß Aitkins auf dem Rathhause den Ball. So nahe grenzt in England Haß von unten an Ehre von oben. Und wer möchte eine Verfassung rühmen, wo der Pöbel seine ersten Magistrate so unerhört mishandeln darf?

— Die Fürsten Chawansky von Raupach haben in Wien, trotz dem bewundernswerthen Spiel der Madam Schröder, nicht sonderlich gefallen. Eben so gehen die bessern Stücke deutscher Meister auf dem dortigen Burgtheater flau. Nicht anders ist es in Berlin, in Prag, in Leipzig. Possen füllen das Haus und die Casse, und der Pöbel giebt den Ton an. Staberl gilt mehr als Götz von Berlichingen, weil er mehr eindringt; die falsche Prima Donna schlägt die Iphigenie aus dem Felde; und Noah streckt die Jungfrau von Orleans zehnmal zu Boden. In der That, was ist auch herzerhebender, als eine Decoction mit dem leibhaftigen Paradiese, oder mit der aufgehenden Sonne, oder mit der Arche Noäh? Was ist tragischer, als die 365 Fenster in dieser Arche, die von Geschöpfen jeglicher Art kribbelt und krabbelt! Bald wird nun auch, sagt man, der verlorne Sohn aufs Theater kommen. Wie schön muß sich da die Schweinskove ausnehmen!

— Im englischen Parlament hat neulich ein geehrtes Mitglied (vielleicht ein geöhrtes?) behauptet: der gemeinste Engländer sey noch immer mehr werth, als der beste Mann des Continents. Wollen wir das auf uns sitzen lassen?

— In No. 242 der Eleganten wird der Platz, wo Tell und seine Freunde sich wider Geßler und die fremde Zwingherrschaft die Hand reichten, nicht Rütli genannt sondern Grütli. Sollte letzteres nicht vielleicht ein fehlerhafter Provinzialismus seyn? Schiller hat im Tell den Namen Rütli von reuten, ausrotten, abgeleitet, weil sonst Wald da gestanden, der nachher ausgerodet worden. Was soll aber Grütli bedeuten?

— Theodor Heinsius spricht in seinem „volksthümlichen Wörterbuch der deutschen Sprache" von unserer nie genug zu preisenden Sprache, die auf der Höhe der Vollendung stehe und sowohl Inländern als Ausländern eine gleich erwünschte Gabe sey. Wir möchten jedoch bitten, nicht eher auf die deutsche Sprache stolz zu seyn, als bis sie als Büchersprache auf feste unwandelbare Regeln und Formen zurückgeführt ist. Für jetzt machen wir uns anheischig, fast auf jeder gedruckten Seite eine Unsicherheit des Gebrauchs, oder eine ungrammatische Form, oder doch eine Schwerfälligkeit aufzufinden.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 10. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 Februar.

Der große König, geschildert v. Dohm.
(Beschluß.)

Bisher waren die Zölle und Accisen durch die Kriegs- und Domainen-Kammern in den Provinzen unter der Oberaufsicht des General-Direktoriums verwaltet; eine das Ganze in allen Provinzen umfassende Leitung nach gleichen Grundsätzen hatte also gefehlt; jetzt wurden diese Geschäfte den genannten Behörden ganz entzogen und der aus den fünf General-Regisseurs zusammengesetzten General-Zoll- und Accise-Administration (gewöhnlich Régie genannt) die alleinige Verwaltung dieser Abgaben mit großer Gewalt übertragen. Wir glauben, die Periode, wo die Ausführung desselben begann, als die traurigste der Regierung des Königs ansehen zu können. Zuverlässige Männer, die dies erlebten, haben uns den furchtbaren Eindruck nicht stark genug schildern können, als die anfangs kaum geglaubte, aber bald als wahr sich bewährende Nachricht erscholl, es sollten ganz ungewohnte, harte Abgaben eingeführt und dieselben durch eine solche Beschränkung aller natürlichen Freyheit und durch einen solchen Zwang bey den unschuldigsten Handlungen beigetrieben werden, daß der König sich nicht getraue, hiebei eigene Unterthanen zu gebrauchen, sondern Fremde kommen lasse. Dieser erklärte königliche Wille raubte dem König selbst einen guten Theil der Liebe und Achtung seiner Unterthanen, deren er bisher in so hohem Grade genossen hatte, und die durch die Wunderthaten des siebenjährigen Krieges bis zur höchsten Bewundrung und zärtlichsten Anhänglichkeit erhoben waren.

Wir haben die Irrthümer nicht verhehlt, zu welchen Friedrich in seiner Finanzverwaltung hingerissen ist, und durch welche er viel Ungemach über sein Volk gebracht hat. Sicher wäre er bey seinen Geboten und Abgaben nicht so strenge beharrt, hätte er von deren Folgen eine anschauliche Idee gehabt, wäre die Einführung solchen Zwanges, ehe sie beschlossen wurde, in einer Versammlung erfahrner Staatsdiener erwogen, oder hätten es einige derselben gewagt, dem Könige, auch unaufgefordert, hinlängliche Aufklärung zu geben. Möge sein Beyspiel für die Folgezeit warnend seyn! Möge man überhaupt bald zu der Einsicht gelangen, daß für den Staat, wie für den Einzelnen, nöthig sey, zuerst seine wirklichen Bedürfnisse richtig zu kennen und sich über dieselben nicht zu täuschen, so wie Friedrich sich täuschte, wenn er glaubte, seinen Vertheidigungsstand so einrichten zu müssen, um jeden auch noch so unangemessenen Angriff abwehren zu können, welches natürlich nicht möglich war, ohne zugleich den Benachbarten die Besorgniß eines Angriffs von seiner Seite zu erwecken. Sind die Bedürfnisse einmal gehörig bekannt und festgesetzt, so ist ferner erforderlich, die dazu nöthigen Gelder auf die einfachste und natürlichste Weise von den Unterthanen zahlen zu lassen, damit der Betrag der Abgaben, wenigstens dem größten Theil nach, wirklich in die Staatskassen gebracht, und nicht dem Volke weit mehr abgenommen werde, als die Bedürfnisse des Staats ersordern. Wir dürfen hoffen, daß die Zeit herannahe, in welcher sowohl über die wahren Bedürfnisse des Staats, als über das Wie ihrer Befriedigung, die allgemeine Stimme der Völker mehr gehört werden, und also auch der Finanzzustand der Staaten mehr wie bisher vereinfacht und eben dadurch weniger drückend werden wird. —

Die Art, wie dieser König mit seinen Ministern umging, war wirkliche Erziehung derselben, welche sie immer vollkommener machte, und mit vollem Recht kann man daher das Gute, was durch Friedrichs Minister geschehen ist, einen großen Theil nach ihm selbst beymessen, denn er hatte den Geist dazu angefacht, und die Gesinnungen in seinen Ministern belebt. Es ist nicht zu zweifeln, daß die Art, wie Friedrich hierbey verfuhr, Folge reifen Nachdenkens war. Die Beweise seines vorzüglichen Wohlwollens wurden nie nach Laune oder Neigung zu dem etwa besonders gefallenden Persönlichen einiger Minister, sondern immer so ausgetheilt, daß Jeder erkannte, der Ausgezeichnete sey der Belohnung vorzüglich würdig. — Friedrich war also kein nach Eigensinn und Laune willkührlich herrschender Despot; er wollte das Wohl seines Volks.

Friedrich liebte die Musik sehr; ob er gleich in jüngern Jahren auch das Klavier spielte und für dasselbe selbst komponirte, so war doch die Flöte sein Lieblings-Instrument, auf dem er von Quanz gründlichen Unterricht erhielt. Nach dem Urtheil der

Ausgegeben den 20. Januar.

Digitized by Google

Kenner hat er die Flöte meisterhaft gespielt. Alle Abend hatte er ein Concert bey sich, in welchem er selbst spielte, und zu dem er immer mit sehr guter Laune kam; nur bey sehr dringenden Geschäften, oder bey Unpäßlichkeit wurde dieß ausgesetzt. Er pflegte sich auf jedes dieser Concerte dadurch vorzubereiten, daß er alle Stücke, die darin vorkommen sollten, vorher durchspielte, außerdem aber phantasirte er einsam auf seinen Zimmern, hin und hergehend, besonders in den Morgenstunden, zwischen seinen Arbeiten. Er hat selbst gesagt, daß er während dieses Phantasirens oft gar nicht an das denke, was er spiele, sondern allerley ihm grade interessante Dinge überlege, wobey ihm denn oft die glücklichsten Gedanken gekommen wären. Die Musik hat unstreitig einen sehr großen Einfluß auf seinen Charakter gehabt; er liebte besonders das Ernsthaftere, Sanfte und Rührende, und ohne Zweifel ist durch die Musik eine gewisse Sanftheit in alle seine Empfindungen gebracht, die unruhigen Begierden des Ehrgeizes sind besänftigt, und er ist mit sich selbst und Andern zufriedner geworden. Gewiß würden Beobachtungen über Friedrichs eigenthümliche Art, die Musik auszuüben, und über die Wirkungen derselben auf seinen Charakter, von einem Quanz niedergeschrieben, sehr interessant seyn. —

In seiner Jugend war auch das Tanzen ein Lieblingsvergnügen Friedrichs. Er tanzte mit so vieler Grazie, daß man bey den glänzenden Festen, die er nach der ersten Huldigung in Schlesien gab, sagte, er habe das Land durch das Schwerdt, aber die Herzen der Damen durch sein schönes Tanzen erobert. —

Zwey Arten von Vergnügungen, ohne die, wie man an manchen Höfen glaubt, große Herren nicht leben können, die Jagd und das Spiel, liebte Friedrich nicht und misbilligte sie bey Andern. Die Jagd hat er in einer seiner frühesten Schriften sehr strenge beurtheilt, und vielleicht sie etwas zu allgemein verworfen; aber er hatte durch das Beispiel seines Vaters die Nachtheile gesehen, welche eine leidenschaftliche Uebertreibung dieses Vergnügens hervorbringt, er hatte das viele Ungemach kennen lernen, welches durch die Jagdliebhaberey der Großen für das Volk entsteht; er wußte, wie schwer es sey, sich im Genuß dieses Vergnügens zu mäßigen, wenn man sich einmal an dasselbe gewöhnt hat, und er fand es ungereimt, die Jagd ein Bild des Krieges zu nennen. Die größten Feldherrn, sagte er, Gustav Adolph, Türenne, Marlborough, Eugen, waren keine Jäger, und wir finden dieß auch nicht von Alexander, Scipio und Cäsar bemerkt; dagegen sind Könige, die gar keine Kriege führten, leidenschaftliche Jäger gewesen. Er glaubte, daß die Vortheile, welche man der Jagd beimißt, Bewegung und Genuß der Luft, durch unschuldiges Spazierengehen und Reiten viel zweckmäßiger erreicht würden, „doch," so schließt er seinen Aufsatz über diesen Gegenstand, „wollen wir kein Vergnügen ganz verdammen, wenn es mit Mäßigung und selten genossen wird; aber das Hauptvergnügen eines Regenten muß die Thätigkeit für das Glück seines Volks seyn. Wehe dem, welchem dieses nicht genügt." —

Nun wirft Hr. von Dohm einen sehr belehrenden Blick in die Seele des Königs. Es ist eine der schönsten Stellen des Buchs. „Wenn es nicht befriedigte Leidenschaft war, das dieses unzerstörbare Gefühl von innerm Wohlseyn in ihm hervorbrachte, und bis ans Ende unerschüttert erhalten hat; so muß es etwas Höheres gewesen seyn. Alles, was wir bisher erzählt haben, wird dies dem Leser andeuten und fühlbar machen. Es war der innere Zusammenhang, den Friedrich in sein Leben gebracht, der feste Plan, den er für dasselbe gemacht hatte, und den er mit unablässiger Thätigkeit und dem glücklichsten Erfolge bis in seine letzten Tage verfolgte. Dieser Lebensplan bestand darin, daß er den Platz, den er nun einmal durch eine Fügung, deren wunderbare Ursache er nicht zu ergründen vermochte, in der Reihe der Wesen einnahm, auf die würdigste und edelste Weise ausfüllen wollte; das Streben hiernach war ihm Antrieb zum thätigsten Gebrauch aller seiner Kräfte; das Bewußtseyn, dem Ideal von Vollkommenheit, das er sich selbst gebildet hatte, näher gekommen zu seyn, war ihm eine unversiegbare Quelle innern Wohlseyns und steter Heiterkeit. Der Anblick von Ordnung und Glück, die er um sich gestiftet hatte, und die er noch immer zu erhöhen und fester zu gründen suchte, gab ihm die reinste Freude, und das Bewußtseyn, das Gute gewollt und durch unermüdete Arbeit wirklich hervorgebracht zu haben, erwarb ihm seine eigne Bewilligung und Achtung. Diese waren der festeste Grund der heitern Zufriedenheit, welche Friedrich bis ans Ende genossen hat, und ihre belebende Kraft ermunterte ihn zu immer erneuten Bestrebungen, um sich eines so hohen Genusses bis ans Ende würdig zu machen. Hiezu kam die Hoffnung, daß der Werth seiner Bemühungen von den Menschen, die nach ihm in der Welt auftreten würden, und zwar je edler und besser sie selbst wären, um so mehr und lebendiger werde erkannt werden. Der Gedanke, daß die Spuren seines Daseyns sich lange erhalten

Digitized by Google

würden, und auch noch in den fernsten Jahrhunderten sein Name mit Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe unter den Menschen werde genannt werden; — dieser Gedanke, diese Liebe des Nachruhms war bey Friedrich, wie es bey allen edeln Menschen immer der Fall gewesen, eine kräftige Triebfeder seiner Handlungen, aber immer blieb sie nur ein Zusatz. Seine Hauptbelohnung lag in der erworbnen Selbstachtung, und in dem Bewußtseyn, seine Rolle von Anfang an, wo er sie übernahm, bis ans Ende gut und würdig gespielt zu haben. —

Wenn dieses Letztere wirklich der Fall ist, und wenn Du, o! Friedrich, auch jetzt, auf einer erhöhten Stufe des Daseyns, noch Antheil an den Dingen dieser Erde, die Dich hier so edel beschäftigten, nimmst; so wird, dessen können wir gewiß seyn, Dein Blick gern bey dem Bestreben der Menschen weilen, welche Deine Tugenden nachzuahmen, Deine Fehler zu vermeiden wünschen. Mit besonderm Wohlgefallen wirst Du auf die Regierer der Völker blicken, welche, in einer, durch Dich vorbereiteten Zeit, in der Thätigkeit und Kraft, und in dem innern Zusammenhange ihrer Handlungen Dir zu gleichen, in Lösung der Fesseln der Menschheit aber, in Erleichterung jedes Drucks der bürgerlichen Gesellschaft, und in Beförderung der freyen Entwickelung der Kräfte der Völker Dich zu übertreffen streben. Auch auf dieses unser Bemühen, zu einer solchen Deiner allein würdigen Nachfolge durch ein mit reiner Wahrheitsliebe entworfenes Bild Deiner Tugenden zu ermuntern, wird, das wagen wir zu hoffen, Dein edler Geist nicht mißfällig herabsehen. — —

O nein! ein edler Geist lebt gewiß auch noch in seinem Brennenvolke. Hat es das nicht bewiesen? War nicht der Geist Friedrichs in den letzten Kriegszeiten mit ihm und seinem muthigen Könige? — Freilich wollen uns Pultgelehrte und Beobachter mit Feudalbrillen auf der wächsernen Nase, eines Andern belehren. Denn also versichert ein Recensent von Vaudoncourt Histoire de la guerre en 1813. (S. Göttl. gel. Anz. No. 162.) im sträflichen Ernste, daß der Krieg 1813 kein Volkskrieg gewesen, daß blos die Strenge der Gesetze die Preuß. Kriegsheere auf die Beine gebracht hätten. Daß sie aber ihre Beine nicht zum Davonlaufen, sondern zum muthigen und wiederholten Gange in den Tod gebraucht haben, Herr Recensent! machte das auch die Strenge der Gesetze, oder ein höherer Trieb, und der noch wirkende Geist Friedrichs? Es läßt sich aber stark vermuthen, daß mancher Sykophant seine Beine anders gebraucht haben würde, wenn ihm die Strenge der Gesetze die leichte Feder abgenommen, und eine Flinte in die Hand gedrückt hätte. Er sollte doch wissen, daß man edeln Fürsten gerade dann am wenigsten schmeichelt und gefällt, wenn man ihre Völker und deren gerechte Ansprüche erniedrigt.

Wir wollen die Leser dafür schadlos halten, indem wir zu Friedrich II. zurückkehren und mit den schönen Zeilen aus einem allegorischen Gedichte schließen, daß der Prof. Baumgarten bey Friedrichs Thronbesteigung 1740 herausgab. Man merke, daß es die Güte ist, die folgendes so schön spricht:

Si quae (Regna) tamen bellum malint, Martemque lacessant
Ipsa ego in arma ferar, (male pingor semper inermis,)
Brennorumque aquilae, dudum super aethera notae,
Servando civi mirabile fulmen habebunt.

Lückenbüßer.

Literarische Anekdote. Die Marquise de la Mésangère, eine Tochter des Marquis de la Sablière, ist, nach ziemlich sichern Nachrichten, die nämliche, welche als eine unterrichtete Astronomin in des Fontenelle berühmten Schrift: Ueber die Mehrheit der Welten, eine Rolle spielt. Damals war eine grausame Zeit für den gelehrten Ruf der Damen, wo, wie Fontenelle sagt, die Frauen den äußern Wohlstand der Unwissenheit aufs gewissenhafteste beobachten mußten, um sich der Satyre nicht auszusetzen. (So schlimm sind unsere Satyriker nicht mehr; vielleicht weil sie sich vor der großen Anzahl unserer gelehrten Damen scheuen.) Es ist vielleicht nicht mehr bekannt, wie übel es Boileau der Mutter unserer Marquise genommen hat, daß sie ihm einige Fehler, besonders ein qui pro quo im Gebrauch des Worts Astrolabe in seiner 5ten Epistel bemerklich machte. Dafür rächte er sich in der Satyre über die Weiber; gab aber selbst eine Blöße, indem er das Wort Astrolabe abermals unrichtig, statt Telescope brauchte. M. s. die Verse:

. . . Bon, c'est cette Savante etc.

Sollte es nicht ein Friedensvorschlag seyn, wenn sich die gelehrten Frauen erklärten, von ihren zu großen Kenntnissen nicht viel mehr merken zu las-

Digitized By Google

sen, als von den wahren oder natürlichen Gefühlen ihres Herzens?

August von Kotzebue, über theure Bücherpreise.

(Beschluß.)

Kotzebue glaubte, dieser Aufsatz sey abgedruckt; mit erster Post schrieb er daher: „Sie haben mir empfindlich geschrieben; ein Beweis, daß Sie mir Wahrheit geschrieben haben. Ich habe Sie und keinen rechtlichen Buchhändler beleidigen wollen, weiß Gott! das habe ich nicht gewollt! Aber ich bin durch den Bremer Quidam, zumal bei meiner Kränklichkeit, so gereizt worden.

Ich bin nicht empfindlich über Ihren Brief geworden, denn ich weiß ja, daß Sie mich lieb haben. Schreiben Sie mir ja immer die Wahrheit, denn Wahrheit kann mich nie beleidigen. Unangenehm ist es mir, daß mein Aufsatz: „Eine einfältige Fabel" abgedruckt ist; warum haben Sie denselben nicht de facto zurück genommen? Lassen Sie schnell beikommenden Aufsatz einrücken ꝛc.

Kotzebue.

Letztes Wort über die hohen Bücher-Preise.

Wir erhalten so viele Zuschriften von Buchhändlern, die theils unsere Berechnung, theils unsere übrigen Bemerkungen als unrichtig anfechten, daß wir wohl gewahr werden, wir haben einen empfindlichen Fleck berührt, und das mögte wenigstens beweisen, daß es nicht überflüssig war, die Sache einmal zur Sprache zu bringen. Wenn die neuerlich erhaltenen Briefe alle in dem Tone des Bremer Zeitungs-Artikels abgefaßt wären, so würden wir uns wohl hüten, noch eine Sylbe darum zu verlieren; da sie aber von mehrerern sehr achtungswerthen Buchhändlern herrühren, so wollen wir uns gern zum letztenmal darauf einlassen, und vor allen Dingen gestehen, daß unsere in No. — dieses Blattes aufgestellte, Berechnung wohl fehlerhaft seyn mag, da wir uns nie mit dergleichen kaufmännischen Berechnungen abgegeben haben. Was nun aber die Grundsätze anlangt, so sagt der eine unserer Correspondenten:

„Wenn ein Verleger von einem Werke eine Auflage von 1000 Exemplaren macht, so muß er mit „500, höchstens mit 600 Exemplaren Absatz seine „Kosten decken, und den Gewinn von 500 Exempl. „nehmen, um einen solchen Verlust bei einem andern Unternehmen ausgleichen zu können."

(Das lassen wir gelten; er muß aber darum nicht den Preiß erhöhen.)

„Es ist nicht selten, daß von einem Werke, von „dem man 1000 Exemplare abzusetzen denket, nur „2 bis 300 abgesetzt werden; auch das beste Buch „kann nicht einschlagen. Die Hauptursache „der theuern Preise liegt aber mehr an dem geringen Debit und an dem höhern Honorar."

(Allein woher rührt der geringe Debit? großentheils wieder von den theuren Preisen. Ein hohes Honorar erhalten doch nur diejenigen Schriftsteller, deren Werke stark abgeben? und dann wird es durch den starken Absatz gedeckt. Das Honorar ist nie zu hoch, wenn es zwei Drittheile des reinen Gewinnes beträgt; denn so viel hat der Verfasser eines Buches doch wohl billig verdient? (1)

Ein anderer, sehr wackerer und erfahrner Buchhändler giebt, nach unserer Meinung, einen weit wichtigern Entschuldigungsgrund für die hohen Bücherpreise an, nemlich den Nachdruck. Er schreibt: „Ganz unrecht haben Sie freylich nicht; allein der bessere Theil der Buchhändler thäte doch gewiß gerade das Gegentheil, davon bin ich überzeugt, wenn man jetzt nicht, aus Furcht vor dem Nachdrucke, hohe Preise machen müßte, um bei geringem Absatz doch auf die Kosten zu kommen. Natürlich kann ein Verleger, der 3 Louisd'or Honorar gezahlt hat, keine so geringen Preise machen, als der Nachdrucker, der nichts zahlt."

(Dieser Grund leuchtet uns vollkommen ein. So lange das schändliche Gewerbe des Nachdruckes geduldet wird, so lange darf Niemand über hohe Bücher-Preise klagen, am wenigsten der, der Nachdrücke kauft. Es ist in der That höchst traurig, daß die Bundesversammlung zu Frankfurt *) — —

---

(1) Mit 1/3 des reinen Gewinnes wird bei grosen Entrepriſen sicher jeder Buchhändler gern zufrieden seyn; freylich würde da häufig der Verfasser eines Buches von dem empfangenen Honorare einen grosen Theil an den Buchhändler wieder zurückzahlen müssen, wenn sich bei einem Verlagsunternehmen wenig oder gar kein Gewinn ergeben sollte, wie dieses oft der Fall ist.

*) Diese Stelle des Kotzebueschen Manuscripts, würde auf keinen Fall die Zensur passiren; daher hat solche die Redaktion gestrichen.

Digitized by Google

— — — — — noch immer nicht von uns genommen hat.)

Ein dritter versichert, kein Buchhändler denke bei Calculirung des Preises an vorhergehende Verluste, am wenigsten schlage er einen erlittenen Verlust auf eine neue Unternehmung; — Erfahrung und gelehrte Kenntnisse wären dem Buchhändler minder nöthig, als kaufmännische Kenntnisse und — Glück; — Die Buchhandlung der Gelehrten in Dessau habe groß angefangen, und nach einigen Jahren wieder aufhören müssen, obgleich die Unternehmer Gelehrte waren; — Er selbst habe die Erfahrung gemacht, daß einige seiner Verlagsartikel, die von allen Zeitungen herausgestrichen worden, ihm Verlust zugezogen, hingegen ein erbärmliches, von allen Recensir-Anstalten herunter gehunztes Buch drei Auflagen erlebt habe. Das Calculiren der Preise gründe sich blos auf die angenommene Wahrscheinlichkeit des Absatzes, wobei der Buchhändler sich oft täusche, oft erst im zweiten oder dritten Jahre auf die Kosten komme, oft auch gar nicht. In den 1770ger Jahren habe der seel. Wieland seine Gedichte in 3 Theilen, 50 Bogen stark, für einen Laubthaler Honorar verkauft, sie seyen auf Schreibpapier gedruckt worden, und haben nicht mehr als einen Thaler gekostet; dennoch seyen davon seit 1770 viele Ballen zu Maculatur gemacht worden u. s. w.

(Wir geben alle diese Gründe blos mit der Bemerkung — die wir zu machen uns nie schämen — daß unsere geäusserte Meynung irrig seyn kann, und hiermit lassen wir diesen Streit fallen, in welchem wir keinem ehrliebenden Buchhändler haben zu nahe treten wollen. Nur noch einmal müssen wir erwähnen, worauf wir zu spät aufmerksam gemacht worden sind. Wir haben nemlich von beschnittenem Golde gesprochen, in welchem das Honorar bisweilen ausgezahlt werde. Wenn wir auch nicht bekennen müssen, daß wir selbst diese Erfahrung nie gemacht, sondern sie blos aus dem Munde eines schon verstorbenen, berühmten und vielgeliebten Schriftstellers haben; (2) so würde der Ausdruck, so allgemein gebraucht, doch immer unschicklich gewesen seyn. Der ungezogene Bremer Quidam hatte uns ein wenig Galle gemacht, und so ist der Ausdruck uns entschlüpft, den wir eilen zurück zu nehmen.) Kotzebue.

(2) Kotzebue hat uns diese Buchhändler genennt, sie ruhen ebenfalls schon seit 30 Jahren im Grabe! Also kein deutscher Buchhändler neuerer Zeit bezahlt mit beschnittenem Golde, so viel zur Ehre und zur Beruhigung unserer Herrn Collegen in Deutschland, die wir alle herzlich grüßen. Hoffentlich sprechen Sie uns, verehrte Herren, nunmehr von der schweren Anklage frey, als hätten wir bei dem Streite über die theuern Bücherpreise nichts gethan, als schadenfroh zugesehen.

Weimar, den 1. December 1819.

Gebr. Hoffmann.

Da der erste Aufsatz nicht abgedruckt war, so konnten wir den zweiten natürlich auch nicht abdrucken lassen. Kotzebue erbat sich beide zurück und sandte dafür den in No. 49. des 2. Bnds. abgedruckten. Nach seinem Tode fanden sich beide noch unter seinen Papieren; wir wollten sie den Lesern unsers Wochenblattes nicht vorenthalten, da sie früher für dasselbe bestimmt waren. Auch charakterisirt der Schluß des zweiten Aufsatzes unsern Kotzebue ganz wie er war; leidenschaftlich, hitzig, aber gutmüthig und herzlich; Mit Freuden gestand er Uebereilungen ein und that alles Mögliche sie ungeschehen zu machen.

Bloße Entschuldigungen konnten ihm freilich nicht dienen. Man mußte ihm triftige Gründe bringen, wenn er anderes Sinnes werden sollte. Dieses ist keinem der an ihn schreibenden Buchhändler gelungen, selbst nicht einem unserer ersten Verlagsbuchhändler. Ein solcher Grund war aber der mit der Buchhandlung der Gelehrten in Dessau, welchen wir ihm entgegen setzten und wodurch er sich überwunden fühlte. G. H.

Kleine literarische Notizen.

Der Königl. Preuß. Professor und Consistorialsecretair Dittmar in Berlin, giebt die beste Hoffnung ein Universal-Wettermacher zu werden. In seiner neuesten Schrift: Die bevorstehende Winterwitterung verspricht er uns einen kalten Winter, vielen Nebel und vielen Schnee. Den Nebel hätte er für sich behalten können. Bestimmen wird übrigens Herr Dittmar die Witterung nie lernen, eben so wenig als sein Ex-College Haberle es konnte; das Beste ist noch immer, daß wir überhaupt Wetter haben, gleichviel welches; am schlimmsten wäre es, wenn wir einmal — nach dem alten Spaße — gar kein Wetter mehr hätten.

Die Kunst sich selbst zu barbieren! von James Schmid (Englishman?) ist in der Baumgärtnerschen Buchhandlung in Leipzig herausgekommen. Während wir zeitlebens darauf studiren und denken, wie wir verhüten, daß uns andere Leute nicht barbieren, will uns Einer lernen, wie wir uns selbst barbieren sollen. Lieber Gott, wie viel wird

Digitized by Google

in der Welt barbiert! Einer sucht den Andern zu barbieren; die ganze Welt ist ja fast nichts anderes als eine große Barbierstube.

Aus Dresden meldet man uns: Des Königs von Sachsen Majestät, haben den Königl. Preußischen Hofrath Herrn Heun (A. Clauren) zum Zeichen Ihrer Anerkenntniß seiner, zur Auseinandersetzung zwischen Preußen und Sachsen seit 1815 statt gehabten Commission, geleisteten Dienste, einen sehr schönen, mit Ihrer Nahmens-Chiffer gezierten Brillantring verehren lassen. — Die schönen Leserinnen unseres Blattes — wenn wir anders noch Leserinnen haben — werden sich über diese Nachricht gewiß herzlich freuen, und auch von ihrer Seite der Nahmenschiffer des Königs F. A eine Deutung geben wollen; dazu schlagen wir vor: FREUNDLICHE ANERKENNUNG.

Vertheidigung der Freimaurerei gegen den Vorwurf hierarchischer Tendenzen. Was man doch alles hören, und lesen muß! So bezüchtigt Voß d. ältere in einem vor kurzem erschienenen Aufsatze auch die Freimaurerey hierarchischer Bestrebungen, oder wie er sich ausdrückt, pfäffischer Heimtücke, die in den höhern Graden sichtbarer werden soll, und welcher wegen er sich zurückgezogen habe. Stollberg — Starke — Wöllner figuriren bei dieser Beschuldigung als Beweiße. Claudius als Zeuge. *)

Wir Teutschen sind noch so altgläubig, daß uns das Wort eines solchen Veterans und Heros der teutschen Literatur für höchst bedeutend gilt, und deshalb kann jener Vorwurf den Logen nicht gleichgültig seyn, der ihre Achtung so sehr bedroht.

Zwar spricht Voß ausdrücklich nur von den höhern Graden, die von der geläuterten Maurerei gar nicht anerkannt werden; indessen ist doch der Vorwurf nicht nur so gestellt, daß der Uneingeweihte, der die Verhältnisse nicht kennt, ihn auf die gesammte Maurerei beziehen kann, sondern der Verfaßt es wenigstens zu, auch in den Sinnbildern der ersten Grade die Andeutung und Vorspiele jener Tendenz zu ahnen. Daher folgende Berichtigung.

Der Vorwurf, daß die Maurerei die römische Priesterherrschaft begünstige, ist nicht ganz neu, denn schon nach Aufhebung des Jesuiten-Ordens meinten manche, daß seine Glieder sich in die Logen geflüchtet hätten, auch klingt er denen, welche die Römlinge kennen, und die Maurerei nicht kennen, eben nicht absurd, da die Proselytenmacherei überall Anhaltepunkte sucht, und sie auch wohl in Logen gesucht haben mag. Aber fragt man weiter, ob sie diese auch da gefunden hat, so wird der Kundige es durchaus verneinen, und den Unkundigen wird folgendes beruhigen:

Der Maurer ehrt die Rechte der Thronen und der Altäre, und verabscheut den Jacobinismus, der beide stürzt; aber — mag der Bund politischen Ursprung haben, wie früher behauptet wurde, oder christlich kirchlichen Einrichtungen seine Entstehung verdanken, wie neuerlich gesagt worden ist — seine jetzigen Bestrebungen sind weder auf bürgerliche, noch auf kirchliche Zwecke gerichtet, und der Maurer will seinen politischen und religiösen Glauben Niemanden aufdringen; daher verlangt er weder Conformität des Bekenntnisses, noch huldigt er Standesabzeichnungen, sondern seine rein menschlichen Bestrebungen nehmen den Menschen nur als Menschen, und die Loge vertilgt alle äußere Beziehungen. Dem zu folge kann die Maurerei unter allen Glaubensgenossen, und unter jeder Staatsverfassung Platz greifen, doch sind die Kirchen und Staaten, welche die liberalsten Institutionen haben, ihr am günstigsten, und hier hat sie, wie historisch am Tage liegt, immer am herrlichsten geblüht, da hingegen Despotismus und Hierarchie sie sonst und jetzt austreibt, und verpönt; weil die nüchterne Besonnenheit sich mit der Verfinsterungesucht nicht verträgt.

Wenn daher — was kaum zu glauben ist — Kastengeist, Zwingherrschaft, Pfäfferei sich hier und da in die Logen eingeschlichen haben sollten, so sind diese erotischen Pflanzen auf einen Boden gekommen, auf welchem sie ohnmöglich gedeihen können, oder die Maurer, die sie hegen, haben aufgehört Maurer zu seyn.

Wir haben andere Ansichten, Bestrebungen, Hoffnungen. Licht ist unser Wunsch, und das gemeinsame Ziel heilsamen Strebens. Als gute Bürger und gute Christen geben wir dem Kaiser was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist: aber als gute Menschen bewahren wir auch der Menschheit Licht und Recht als unveräußerliches Eigenthum.

Euripides unter der Censur des Athenäischen Volkes. In einer Tragödie sagte Euripides: „Die Zunge sprach den Schwur; das Herz weiß nichts vom Schwur!" Dieses Verses wegen wurde er als Lehrer und Vertheidiger des Meineids angeklagt, und entging nur mit Mühe der Verbannung. Ein ander Mal sprach er mit so viel Nachdruck den Geitzigen das Wort, daß die Zuschauer darüber höchst aufgebracht wurden, und ihn und den Schauspieler ihre Fäuste fühlen lassen wollten, wo dann Euripides hervortrat und bat, sie möchten ruhig seyn, und nur das Ende abwarten, da sie sehen wurden, wie der alte Geizhalz nach Verdienst bestraft werde. Eben so sah er sich genöthigt die beiden ersten Verse aus seiner Menalippe, die des frommen Volks Unwillen erregten, ganz umzuändern, und gerade das als höchste Wahrheit zu preißen, was er früher bespöttelt hatte. Doch zuletzt wurde ihm der Censor, dessen Faust seine Freiheit so oft beschränkt und ihn mit einer gar unangenehmen und höchst empfindlichen Passivität gedroht hatte, zu lästig. Und als einmal das Volk begehrte, er sollte eine gewisse Stelle aus einem seiner Trauerspiele streichen; so trat er vor und erklärte unumwunden, mit runden Worten: „Ich mache meine Schauspiele nicht zu dem Ende, daß ich von Euch lernen, sondern daß ich Euch lehren will.

Fliegende Bemerkungen.

— In No. 49. der Allgemeinen musicalischen Zeitung, die bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erscheint, giebt Hr. Sievers zu Paris eine Kritik der auf dem Odeontheater daselbst aufgeführten Rossinischen Oper: Der Barbier von Sevilla. Der Kritiker fragt: „Auf welche Weise hat Hr. Rossini die Paesiello'sche Oper umgearbeitet? Man sollte sagen: damit sich die diamantene Klarheit, die reizende Lieblichkeit, die höchste Zweckmäßigkeit und die weiseste Bedeutsamkeit der Paesiello'schen Composition durch die chaotische Verwirrung, die bleischwere Ueberladung, die verzweifelste Dehnung und die wahrhaft unverständige, kein Maas noch Ziel kennende Unmäßigkeit, die die Hauptcharakterzeichen der Rossinischen Composition sind, zur glänzenden Verklärung in jene hehren Regionen schwinge, wohin weder schwülstige, ungezügelte, verstandlose Rohheit, noch barocke Aufklaubereyen, mit musikalischen Würfen erzeugt, zu gelangen vermögen." Hr. Sievers berichtet, daß

*) Der Aufsatz hat den Titel: „Wie wurde Fritz Stollberg ein Unfreier?" und steht in Paulus Sophronizon, 3tes Heft. Die besprochene Stelle sehe man S. 10 und 11.

Digitized by Google

sich bey dem ungebührlich in die Weite und Breite ausgesponnenen Singsange, der in dieser verunglückten Composition herrsche, allmählich eine unüberwindliche Langeweile eingestellt habe; daß die Lieblingsfigur Rossini's, nämlich die ewigen Dreiachtel-Terzen (mitunter auch Sexten), gar zu oft wiederkehre; und daß zuletzt sich sogar laute Zeichen des Mißbehagens im Publicum — nämlich Pfeifen und Pochen! — gezeigt hätten. In Frankreich ist es nun mit der Rossinischen Musik aus.

— Zu den unzähligen ....graphien, mit denen wir schon versehen sind, (man denke nur an die Geographie, Chronographie, Ichnographie, Topographie, Uranographie, Selenographie, Kalligraphie, Tachygraphie, Orthographie, Pasigraphie, Telegraphie, Lithographie, Coalcographie, u. s. w. u. s. w.) fügt nun Hr. Friedrich Rosengeil auch ein Lehrbuch der deutschen Stenographie (Engschreibung) hinzu, welches bey Schmidt zu Jena, in 4 und broschirt, für 18 gr. zu haben ist. Die Elegante Zeitung giebt in einer Beylage eine Probe dieser neuen stenographischen Typen, die man sogleich für einen Fund aus den Ruinen von Persepolis ansehen könnte. Ein tüchtiger Stenograph müßte eigentlich, nach diesen persisch-syrisch-arabischen Abbreviaturen zu urtheilen, alle Tage auf einer Universität Professor orientalium werden können.

— Literarische Fehden hat es zu allen Zeiten gegeben. Sie sind die unschädlichsten und interessantesten. Gäbe es keine, man sollte Prämien darauf setzen, wer sich am besten literarisch schlüge; denn über dem Federkrieg würde vielleicht der Gewehrkrieg vergessen werden, über dem Spaße der Ernst. Wem fällt bey Lessing nicht auch Klotz und Gottsched ein? Wem bey Kotzebue nicht auch Merkel? Als Hauptkämpfer ist jetzt Müllner in die Schranken getreten; es nimmt es allein mit Krug, mit Clodius, mit Kroneisler und mehrern Andern auf; man könnte sagen, mit Brockhaus und Compagnie. Das Publikum hat sich in den Sitzen des großen Amphitheaters versammelt und sieht dem Gefecht behaglich zu. So oft ein Ritter in den Sand fällt, wird gelacht. In einem Beywinkelchen balgen sich auch Herr Eberhard in Halle und Herr Doctor Witte der Vater in Berlin. Tantaene animis coelestibus irae?

— Da vielen unserer schönen Schriftsteller die Gabe fehlt, pikant zu seyn, so möchten wir ihnen rathen, für einige Wochen auf die hohe Schule nach Paris zu gehen, wo seit der Abschaffung des Polizeyministeriums, welche eine große Menge Spione (mouchards) außer Brod setzte, die Kunst sich pikant zu machen, nicht sowohl an der Tagesordnung, sondern eigentlich an der Abendordnung ist. Es darf sich nämlich, sobald es Abend wird, kein Mensch mehr sicher auf den dortigen Straßen sehen lassen; er riskirt sonst, bald in die Seite, bald in die Wade, bald dahin bald dorthin, gestochen zu werden. Diese Wunden sind nun zwar in der Regel nicht gefährlich. Indeß hat doch neuerlich eine Pariserin in den Zeitungen bekannt machen lassen, daß sich des Abends, wenn sie ausgehe, ja niemand an ihr vergreifen möge, indem sie geladene Pistolen bei sich führe, mit welchen sie den ersten besten, der sich bey ihr pikant machen wolle, zu Boden strecken werde. Diese Wuth, des Abends auf den Straßen zu stechen, könnte dem Herrn Cammergerichtsrath Hoffmann in Berlin einen artigen Stoff liefern zu einem Pendant für seine gelungene, hinsichtlich der Intrike ebenfalls auf die Unsicherheit der Pariser Straßen gebaute Erzählung: das Fräulein von Scudery, in St Schütze's neuestem, der Liebe und Freundschaft gewidmeten Almanach.

— In No. 210 des „Gesellschafters" von Gubitz, vom 27. Decbr. wird behauptet, der Graf Stolberg sey vor Aerger, über den Voß'ischen Aufsatz im Sophronizon, gestorben. Ein gewisser Medicinalrath und Professor von Druffel soll die Todesursache, mittelst einer Druckschrift, der Welt zum Besten geben. Der Graf, sagt man, sey gesund und wohl von seiner liebenswürdigen Schwiegertochter zu Sodes zurückgekommen; da habe er den Sophronizon gelesen. Ich muß die Unwahrheit widerlegen, habe er erschüttert ausgerufen, und sollte ich auch darüber sterben! Wirklich soll sich unter seinem schriftlichen Nachlaß die Widerlegung der Voßischen Beschuldigungen fast ganz vollendet vorfinden; sie war seine letzte Beschäftigung. Der Dechant und Pfarrer Kellermann wird sie dem Druck übergeben. Es wäre ein interessanter Stoff zu einer criminalistischen Inauguraldissertation: inwiefern ist der Hofrath Voß principaliter oder secundum quid, und wiederum concurrent der Herausgeber, Verleger, und Drucker des Sophronizon, des Stolbergischen Todes schuldig?

— Hr. August von Staël sagt in der Vorrede zum ersten Bande der Werke seiner Mutter, sie habe die Absicht gehabt, die Franzosen von den Fesseln ihres dramatischen Systems zu befreyen, und sie zum Romantischen zurückzuführen. Vielleicht liegt jedoch dieser Absicht eine allgemeinere Tendenz der Nation zum Grunde, und der Strom des freyern poetischen Lebens, das sich in den Franzosen zu regen beginnt, droht vielleicht, schon in den nächsten Jahren die Dämme des Boileau zu überfluthen. Wenigstens ist es merkwürdig, daß binnen Jahr und Tag drey französische Trauerspiele erschienen sind, deren Stoff geschichtlich ist und deren Form sich nicht so steif an die Regel bindet. Die Jeanne d'Arc à Rouen von Rovigny hat jetzt den Vêpres Siciliennes und einem Louis IX. Platz gemacht, die jetzt auf den beiden ersten Theatern zu Paris unaufhörlich und mit stets neuem Beifall aufgeführt werden. Für jede neue, zur Darstellung angenommene französische Tragedie zahlt die Theaterdirection sofort 4000 Francs, etwa 400 Friedrichs'dor, und außerdem hat der Verfasser eine Benefizeinnahme von jedem Theater des ganzen Königreichs, wo sein Stück gegeben wird. Da verlohnt sichs denn wohl der Mühe, dramatischer Schriftsteller zu seyn!

— Rossini war Anfangs November in Mailand, um dort die erste Carnavaloper zu componiren. Bei seiner Abreise von Neapel wurde auf dem Theater St. Carlo eine neue Oper von ihm gegeben: Bianca, ossia la Dama del lago, die aber wenig Beifall erhielt, so daß Rossini selbst erzählte, sie habe nicht gefallen; er hoffe aber, sie werde sich nach und nach durchschlagen. Unser berühmter deutscher Componist, Mayrbeer aus Berlin, hatte die zweyte Carnavaloper (Francesca da Rimini) für die Scala (nämlich das Theater in Mailand) zu componiren übernommen, als auf einmal von der Censur das Buch, d. i. der Text der Oper, verboten wurde. Er konnte in der Geschwindigkeit keinen andern Text untergelegt bekommen, und gab daher die Composition auf. Wir möchten aber wohl wetten, daß hierunter eine kleine italiänische Cabale verborgen liegt. Rossini componirte die erste Carnavaloper, Mayrbeer die zweyte, — sapienti sat!

— Wir haben neuerlich eines Hrn. Stunz, aus München, der in Italien reise und für italiänische Theater componire, beyfällig erwähnt. Wir erfahren so eben, daß auch ein Hr. Aydlinger, aus Bayern, in Italien als Componist sehr geschätzt wird. Er ist jetzt nach Wasserburg in sein Vaterland gereißt, geht aber vielleicht wieder nach Venedig zurück. Hr. Göße, aus Weimar, Ton-

Digitized by Google

seher der im vorigen Jahre zum erstenmal mit Beyfall aufgeführten großen Oper, Alexander in Persien, hat gegenwärtig ebenfalls Italiens classischen Boden betreten.

— Wenn man sich unter Pädagogen und pädagogischen Schriften solche denkt, die sich mit Jugenderziehung beschäftigen; warum giebt man denn den Demagogen und den demagogischen Schriften einen so gehässigen Nebenbegriff? Heißt nicht Demos das Gesammtvolk, die Nation, wie Pädes, Paides, die Knaben, die Jugend? Und bedeutet denn ageim, agogein im Griechischen etwas anders in „Pädagog," als in „Demagog"? Ist Volkserziehung nicht eben so erlaubt und nützlich, als Jugenderziehung?

— Ein anderer junger Beer zu Berlin, Bruder des Componisten in Italien, hat ein Trauerspiel geschrieben, Clytemnestra, in vier Acten, und in Jamben, welches auf dem Theater in Berlin gern gesehen worden ist. Der Verfasser ist erst 18 Jahr alt, und wenn er nicht durch Lob und Ueberbildung verloren geht, so wird er einst etwas leisten können. Hr. Norbeck hat das Hamburger Theater mit einem Trauerspiel bereichert, welches „Clorinde und Tancred" heißt und seinen Stoff im Tasso geschöpft hat. So sind auch in Augsburg „die Hunnen von Augsburg," von Wilhelm, auf der Bühne als nicht unwillkommene Neuigkeit erschienen. Diese freywilligen Gaben scheinen werthvoller zu seyn, als manches Höchstverschrobene, was neulich nach einem gewaltigen Preisaufruf in einer großen deutschen Residenz gekrönt wurde!

— Kotzebue hat es doch bis auf den letzten Augenblick nicht lassen können, dem Freymüthigen in Berlin eins abzugeben. In seinem neuesten Almanach dramatischer Spiele 1820 steht ein dreyactiges Stück: Verlegenheit und List, wo (Act III. Sc. 3.) ein Bedienter und eine Kammerjungfer folgendermaßen mit einander scherzen:

Wind.

„Warum schaust du mich denn nicht an?

Rose.

Weil ich verdrüßlich bin.

Wind.

Ein verdrüßliches Frauenzimmer ist ein fatales Frauenzimmer.

Rose (spöttisch).

So? also bin ich fatal?

Wind.

Nimm's nicht übel, ich bin freymüthig.

Rose.

Wie der jetzige Berliner?

Wind.

Du? schimpfe nicht!

Rose.

Eben so fade, eben so platt."

— Ein junger deutscher Maler zu Paris, — wenn wir nicht irren, Hr. Frank, — ist mit seinem Gemälde, welches die heimliche Bestattung der Leiche des Polynices durch seine Schwester darstellt, zur Ausstellung im Louvre nicht zugelassen worden. Jetzt hat sich Doctor Gall des jungen Künstlers angenommen und ihm verstattet, das Kunstwerk in seiner Wohnung auszustellen. Eine öffentliche Ankündigung in den Pariser Zeitungen ladet alle Kenner und Freunde der Kunst zur Beschauung ein. So hat die deutsche Kunst auch im Ausland zu dulden und zu kämpfen. Wie vermöchte sie auszuhalten, wenn sie nicht göttlichen Ursprungs wäre!

— Es ist nicht zu leugnen, daß die deutschen Gelehrten sehr oft etwas einseitiges und eckiges haben, das sie für das Leben und Wirken im Staat untüchtig macht. Der Gelehrte sieht sein Studierzimmer gar zu leicht für die wirkliche Welt an, und so kömmt es, daß seine Ideen an den Felsenklippen der Realität häufig scheitern. Es wäre eine sehr ersprießliche, und gerade in jetziger Zeit höchst wichtige Aufgabe, die Geschäftsmänner mehr in die Wissenschaft, die Gelehrten mehr in das Geschäftsleben herüberzuziehen, und beyde gegenseitig inniger zu durchdringen. Vielleicht würde dann der Grund einer Spannung gehoben, die jetzt von Gelehrten und Nichtgelehrten unangenehm empfunden wird.

— Sonst war das Fach der Tragödie von dem der Oper geschieden; jede wirkte in ihrem Kreise, ohne die andere zu stören. Allmählich erlaubte sich jedoch die Oper, einige Tragödien in ihr Tonreich herüberzuziehen, und die Tragödie sah es anfangs so mit an, da ihr noch immer Feld genug übrig blieb. Durch Göthe und Schiller wurden nun gewisse tragische Charactere so bedeutend, und dem Volke so werth, daß man sie ohne den Cothurn gar nicht mehr denken konnte. Dennoch wagte es Rossini, sich an Tancred, an Othello, an Romeo und Julie, an Mahomed zu vergreifen, und es steht zu fürchten, daß bald auch Wilhelm Tell und die Jungfrau in Musik gesetzt, sich auf den italiänischen, dann auch auf den deutschen Bühnen produciren werden. Das neueste System der italiänischen Componisten scheint jedoch zu seyn, die Opern älterer Meister zu überarbeiten und von neuem zu componiren. So Morlacchi in Dresden mit dem Johann von Paris, so Rossini mit dem Barbier von Sevilla. Bald wird es nun auch an die Zauberflöte, an Don Juan, an Figaro's Hochzeit kommen! O herrliche Opernzukunft!

Berichtigung.

Herr Joseph Freyherr von Auffenberg ist nicht Königl. Bayerscher Lieutnant, wie in No. 42. des 4. Bandes dieses Wochenblatts angegeben ist; sondern Lieutenant der Großherzoglichen Badschen Garde zu Pferde.

Druckfehler.

No. 5. S. 33. Sp. 1. Z. 23. anstatt: das von Gott ist, lies: die von Gott ist.
" — " — " — " 24. anstatt: Beyspiele des prêcher d'exemple, lies: Beyspiele, das prêcher d'exemple.
" — " 34. " — " 5. von unten, anstatt: anzeigen, lies: an zeigen.

Bei mir ist erschienen:

Der Vampyr.

Eine Erzählung aus dem Englischen des Lord Byron, nebst einer Schilderung seines Aufenthalts in Mitylene. 8. 10 Gr.

In Byrons Erzählung wird man alle die Vorzüge wiederfinden, die ihn nicht nur unter seinen Landsleuten sondern auch im Auslande unter einem ansehnlichen Kreise von Lesern zu einem Lieblingsdichter erhoben haben.

Leopold Voß in Leipzig.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. II. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 Februar.

August von Kotzebue an den Redacteur des literarischen Wochenblatts.

Tenare, am 1. Januar 1820.

Mein lieber Hoffmann!

Sie werden sich wundern, von mir einen Brief zu erhalten, da ich, wie man auf Erden zu reden pflegt, verstorben bin; es geht aber ganz natürlich zu. Ich lebe hier im Tartarus, auf reindeutsch: in der Unterwelt, die aber hier nicht den reindeutschen Namen, sondern meistens den französischen führt, daher ich auch so datirt habe. Unterwelt würde man hier ganz mißverstehen: denn so heißt hier die Erde. Sie begreifen die Ursache: alle Welt glaubt, oben zu seyn, und nennt das Entgegengesetzte unten, gerade wie auf Erden die Antipoden von einander zu reden pflegen. Indessen glaub' ich, daß wir hier wirklich oben sind, weil ich von hieraus die irdischen Dinge weit besser übersehe, als dieß auf der Erde der Fall mit mir war. Es muß Ihnen mithin willkommen seyn, daß ich mich entschlossen habe, Mitarbeiter an meinem Wochenblatte zu werden, und zwar — was sagen Sie? — ohne Honorar, welches ich hier nicht zu gebrauchen wüßte.

Die Sache geht recht gut an; denn obgleich die Producte der irdischen Literatur nicht mit Buchhändlergelegenheit hieher gelangen können; so haben wir sie doch alle ziemlich neu, und viele noch neuer, als auf Erden, weil sie eigentlich hier concipirt werden. Wie das möglich ist, kann ich Ihnen freilich nicht erklären, es geht damit ein wenig mystisch zu; aber genug es ist so. Selbst einige von meinen eignen Schriften, die ich auf Erden geschrieben zu haben glaubte, sind, wie ich nun erfahren habe, eigentlich hier concipirt, und ich bin nur gleichsam die Feder in den Händen einiger mächtigen Tartaren gewesen, welches Wort hier gewisse Einwohner des Tartarus oder Tenare bedeutet.

Seit meiner Ankunft habe ich Blatt für Blatt mein Wochenblatt gelesen, welches Sie mit einigen Unbenannten fortsetzen, wie billig. Es hat, sobald mein nachgelassenes Manuscript aufgedruckt war, die Farbe verändert. Sie heißen Hofmann, aber Sie sind keiner; Sie halten es mit der Meinung der Menge *), und ich bin gar nicht bös deswegen; denn wie gesagt, ich übersehe jetzt die irdischen Dinge viel besser, und merke, daß ich auf Erden sehr oft wider den Mann geschrieben habe. Ich bin so zu sagen liberal geworden; doch das bei Seite. — Aber was denken Sie? ich glaube jetzt sogar an den Magnetismus. Sie sollen gleich hören, denn ich breche nun den Brief an Sie ab, und fange an, für mein Wochenblatt zu recensiren.

Im 1. Stück Band 6 des Archivs für den thierischen Magnetismus, welches die Herren Eschenmayer, Kieser und Nasse herausgeben, ist der schlafwachende oder schlafwandelnde Bursche wieder auf dem Tapet, der vor einiger Zeit mit der Nase lesen konnte, oder besser: die Gedanken riechen. (Schade, daß er nicht zu Bonapartes Zeiten auf dem Tapete gewesen! der hätt' ihn als geheimen Polizeiagenten oder als Kupferstichscensor angestellt.) Er machte auch die Stimmen gewisser Thiere, besonders die des Esels nach, und behauptete, daß ihm dergleichen Thiere leibhaftig erschienen wären, und ihn durch Drohungen dazu gezwungen hätten. (Diese Ausrede hab' ich irrig für einen bloßen Deckmantel eigner bestialischer Ungezogenheit gehalten; nun aber merk' ich, daß er eine Satyre auf diejenigen Zeitungsschreiber machte, welche aus Furcht im Sinne der Obscurantenparthei schreiben.) Jetzt ist er, wie gesagt, wiederum auf dem Tapet, und hat es mit einem Geist zu schaffen, der wie ein kleiner ältlicher Schneidergeselle aussieht, und ihn warnt; ihm weissagt, was nachher eintrifft; ihn zu Possenreißereien treibt, und ihn bisweilen ausprügelt. (Ich würde auf Erden geglaubt haben, der Bursch sage das nur, damit ihn niemand anders für seine Possen ausprügele; aber jetzt bin ich anderer Meinung. Der Schneidergesell ist eine magnetisch-mystische Personification des tragischen Schicksals, oder vielmehr eine Castellische Parodie darauf. Ich weiß das gewiß, denn das echte tragische Schicksal wohnt hier, in Tenare, ich hab' ihm, um es zu necken, einiges vorgelesen, was die Herren Gebrüder Fatalis, von Schaden, Gubitz und a. m. gegen dasselbe gedichtet und geschrieben haben, worauf es lächelnd entgegnete: „Das ist, als ob ein Schneidergesell einen Giganten prügeln woll-

*) Welche Behauptung! haben Sie schon vergessen, daß ich, als Mitverleger, drey Bände Ihres literarischen Wochenblatts habe drucken lassen? W. H.

Ausgegeben den 27. Januar.

Digitized by Google

te.“ Daher meine obige Ueberzeugung.) Mit diesem Schneidergesellen hat einstmals auch der Knabe in somnambüler Vision Wein getrunken, und ist davon wirklich besoffen nach Hause gekommen. (Da hätt' ich wieder geglaubt, es wäre eine Ausrede der Ungezogenheit gewesen; aber der Wein — es war rother — war das Blutvergießen einer modernen Tragödie, die der Schneidergesell geschrieben und dem Knaben vorgelesen hatte, mithin entstand die Betrunkenheit als magnetischer Theatereffect.) Aus einem alten Buche, La main d'or genannt, welches der Herr Prof. Kieser nicht besitzt, sondern bisher vergeblich gesucht hat aufzutreiben, macht er sehr wahrscheinlich, daß es vor 100 oder 200 Jahren eine Räuberbande gegeben habe, deren Mitglieder die Kraft besaßen, die zu Beraubenden durch Berührung mit der Hand in den tiefsten Schlaf zu versetzen. (Die Berührung war ein Schlag vor den Kopf, und der tiefste Schlaf der Tod — würd' ich gesagt haben bei Lebzeiten; jetzt sag' ich, die Bande bestand aus unstudierten Magnetiseurs, nur gehörte der in ihnen waltende Magnetismus sowohl dem Stein- und Metallreiche, als dem Thierreiche zu: thierische Begierden wurden von Edelsteinen und Geld angezogen; wollten diese Dinge wiederum an sich ziehen, und die Besitzer schliefen in Folge dieses Rapports ein, sie wußten nicht wie.)

Das zweite Heft der Wolfartischen Jahrbücher des Lebensmagnetismus macht einen Haupt-Coup: Herr D. Rieke zerschlägt alle Gläser, Büchsen und Mörser derjenigen Giftmischereien, die auf Erden Apotheken genannt werden. Er will dafür eine ganz andere Arzneilehre, in welcher unter andern auch eine medicinische Gymnastik und die Pestalozzischen Einheitstabellen als Heilmittel vorkommen. (Ich übersehʼ es von hier aus deutlich, daß man die Turnkunst, die mir auf Erden die Fenster eingeworfen hat, nicht hätte unterdrücken sollen; sie ist gut gegen die Hypochondrie; und wenn die Einheitstabellen die Einfalt nicht curiren, so sind sie doch gegen die Geistesverwirrung zu gebrauchen.) Das magnetische Wechselverhältniß, nicht nur zwischen Mensch und Thier, sondern auch zwischen Mensch und Pflanze, will Herr D. Rieke zur Heilung benutzt wissen, nemlich so, daß man die Pflanzen nicht auflegt oder einnimmt, sondern sich zwischen gewisse Pflanzenstöcke, in gewisser Entfernung eine gewisse Zeitlang setzt. Selbst die Schwindsucht soll so zu curiren seyn. (Was würd' ich darüber nicht für Witz gemacht haben, von Ersparniß an Eselsmilch u. dergleichen! Jetzt sehʼ ich eben so tief, ja sogar noch tiefer, als Herr D. Rieke, in die Natur der Dinge hinein. Ganz klar schwebt das System einer vollständigen Medicine par distance mir vor, und ich gedenke einige Krankheiten eurer Erde magnetisch von hier aus zu curiren.) Auch Hr. D. Ebel schreibt über diese magnetische Wechselwirkung zwischen Menschen, Thieren und Pflanzen, er erzählt, daß ein Berliner Arzt einen jungen Baum „spottend“ magnetisirte worauf er Tags drauf verwelkt war. (War der junge Baum weiblichen Geschlechts, der Spott ein ironisches Eheversprechen, und der Tag ein sogenanntes Jahr, oder nur 9 Monate; so ist die Sache sehr wahrscheinlich. Nur der Umstand, daß die Magnetisirung durch Striche in distance geschah, erregt Zweifel. Doch vielleicht waren es Federstriche, Liebesbriefe.)

Soweit vom Magnetismus für diesmal. Ich halte, wie gesagt, viel darauf; er heilt auf leichte Weise ohne viel Kopfbrechen die Kranken, und unterhält die Gesunden.

Von des Herrn D. Voß Zeiten habʼ ich erst den August und September durchblättert. Im August hat Herr von Spaun (Franz) eine Epistel an Bayern und seine Landstände eingesandt, um „über das konstitutionswidrige Verfahren der Polizei, durch Verletzung der Preßfreiheit, zu klagen.“ Er sucht darzuthun, daß ein Baron von Aretin vieles habe schreiben dürfen, was man ihm verbieten wolle. „Ich will eine Wette eingehen, daß, wenn ich das a b c mit meinem Namen drucken ließe, so würden tausend Kehlen schreyen, dahinter stecke Hochverrath.“ (Daß, wenn — so würden — ? Wo bleibt der Syntax?) „Ich wolle dadurch zu erkennen geben, wer a sage, müsse auch b sagen; und wie könnte ein Staat bestehen, wenn der, welcher a sagt, auch b sagen müßte?“ Das wird wohl daher kommen, weil Herr von Spaun das a b c mit unschicklicher Anmaaßung zu Büchern zusammensetzt, und kritische Aufsätze über Dinge schreibt, von denen er nicht viel mehr, als das a b c begriffen hat. Das a b c aber reicht zur Kritik der Staatsbeschaffenheiten nicht hin. Er muß sich mit seinem Tadel künftig ausschließlich an die Dichter halten, die haben keine Gewalt, ihm die Schriften zu unterdrücken, und thun aus Hochmuth, als ob sie von ihrer Existenz gar nichts wüßten. Indessen hat er doch viele helle und liberale Begriffe, nur muß er sie den Staatsmännern vortragen lernen, nicht an den Kopf werfen.

Im September hat mich ein Aufsatz von Herrn Ernst Trautvetter „vom Moorgrunde am Thüringer Walde“ (davon handelt er nicht etwa, sondern er datirt daher und ist geschrieben „Pfeilnacht im Jahr 34 des dritten Jahrtheuds“) angezogen. Durch seine Ueberschrift, und magnetisirt durch seinen In-

Digitized by Google

halt. Die Ueberschrift lautet: „Die künftige deutsche Geschichte. Eine Ankündigung." Die Unterwelt (die Erde) weiß, wie viel ich von der Geschichte, besonders der deutschen, verstanden, und wie ich in diesem Fache gearbeitet habe. Aber diese Ankündigung verstehe ich nicht. Die künftige deutsche Geschichte nennt Herr Trautvetter die deutsche Weihe. Meint er unter der künftigen Geschichte eine, die er schreiben will, oder eine, die erst geschehen soll? Und was ist die deutsche Weihe? „Karl suchte seine Kaiserstadt durch heilige Ueberbleibsel zu weihen; auch Oryburg, die Drutenburg, die Burg deutscher Treue und Liebe, wird ein geweihter Wallfahrtsort, durch das heilige Alterthum. Kurz die Heiligung erscheint bei uns als eine Reinigung von dem Fremdartigen. Man verdeutsche alles, was damals fremdartig war, so hat man die deutsche Weihe." Nun da hat man sie, und die ganze (künftige, deutsche) Geschichte! Herr Trautvetter verdeutscht übrigens die momenta durch Rucke (Zeitrucke) und das Wort Zeitpunkt durch Zeittüpfel.

Ich mache hier, indem ich meinen ersten Brief aus dem Tenare schließe, einen Dintentüpfel.

Kotzebue.

Protestantismus in Frankreich.

Als die erste Frühlingsgabe der neugebornen französischen Religionsfreyheit, erschien im October vor. J. zu Paris bey Foulon die Zeitschrift: Annales protestantes; recueil spécialement consacré à la défense de la religion réformée. Die Herausgeber versprechen alle Monate einen Heft. Dieser erste hat 78 Seiten, und führt als Motto den 5ten Artikel der Verfassungsurkunde: „Jeder darf seine Religion mit gleicher Freyheit bekennen, und genießt gleichen Schutzes für seinen Gottesdienst." In einer Einleitung wird gesagt, die Franzosen hätten sich auch in theologischen Dingen zu sehr auf sich selbst beschränkt und von der Literatur und den Fortschritten anderer Völker, besonders der Engländer, der Deutschen, der Schweizer, der Holländer, zu wenig Notiz genommen. Die „protestantischen Annalen" wollen daher zunächst das Bedeutendste und Interessanteste aus den Schriften der protestantischen Nachbarvölker mittheilen, es betreffe Dogmatik, oder Exegese, oder Kirchengeschichte; jedoch nicht auf eine polemische, ihre nichtprotestantischen Landsleute beleidigende Weise, sondern im Geiste des Friedens und der Einigkeit. Vor allen Dingen wollen sie aber auch richtige Ideen in Frankreich zu verbreiten suchen über Protestantismus und evangelisches Christenthum. Sie wollen sich deswegen häufig mit der Bibel, mit Bibelübersetzungen, Bibelerklärungen und Bibelschriften beschäftigen, und Kunde geben von den Bemühungen und Fortschritten der Bibelgesellschaften. Endlich ist ihre Absicht, in jedem Hefte unter der Ueberschrift „pièces historiques" kürzlich anzuzeigen, auf welchen Puncten dermalen in Frankreich die Protestanten noch Bedrückungen erfahren, von Einzelnen oder von Behörden; wo Bekehrungsversuche vorkommen; wo die Missionäre Intoleranz und Fanatismus predigen; aber auch, wo sich der Geist religiöser Duldsamkeit, der Geist der Freundlichkeit, der Wohlthätigkeit, der Grosmuth ausspricht. Man sieht, daß die Absicht der Unternehmung überaus löblich ist, doch mehr auf örtlichen Beziehungen, auf örtlichem Interesse ruhet. Aus diesem Gesichtspunct muß daher auch vieles, was diese Monatsschrift enthält, beurtheilt werden. Schlimm genug, daß es in den gebildetsten Ländern unsers Erdtheils überhaupt noch nöthig ist, für seine Religion zu streiten! Ueber den Thoren aller Städte und Dörfer sollten die Worte Heinrich Schorch's (in seinem dramatischen Gedicht: Luther's Entscheidung,) als Inschrift stehen:

Frey ist der Geist, und ohne Zwang der Glaube!
Dieß haltet fest, auf daß euchs niemand raube.

Dießmal enthalten die „pièces historiques" folgendes: 1) einen aus dem Lateinischen übersetzten Brief Heinrichs IV. Dieser Heinrich heißt in Frankreich der gute Heinrich, wie die Königin Anna von England die gute Anne. So lange aber der gute Heinrich noch gut protestantisch war, hielten ihn die Guisen und Liguisten für sehr bös. Erst nachdem er in den Schooß der römischen Kirche zurückkehrte, war seine Gutheit entschieden. Seit dem Widerruf des Edicts von Nantes ist aber die protestantische Periode des guten Heinrichs, des Abgotts von Frankreich, zum Leuchtthurm und Halt geworden für die armen gedrückten protestantischen Einwohner dieses catholischen Königreichs. Die Liebe der Franzosen zu diesem König beginnt von Kindes Beinen an und hört nur mit ihrem Tode auf. Sie ist ein Glaubensartikel der Nation. Es ist daher der sicherste Weg, sich bey ihr beliebt zu machen, wenn man die Gesinnungen und Thaten des guten Heinrich für sich anzuführen vermag. Deshalb wird hier ein von demselben an seinen lieben, vesten und getreuen Jacob von Segür von Pardaillan, im J. 1585 ausgestellter Creditbrief mitgetheilt, mit welchem ihn der König Heinrich damals an alle protestantische Höfe und Regierungen Europa's, an die Königin von

Digitized by Google

England, an die Könige von Dänemark, Schottland, Schweden, an die Churfürsten und Fürsten, auch Staaten und Städte des heiligen römischen Reichs, an den helvetischen und niederdeutschen Bund, umhersendete. Der König beklagt sich in diesem Briefe laut und offen „über die abscheuliche Verschwörung, an deren Spitze sein eigner Oheim, der Cardinal von Bourbon, ferner der Herzog von Guise und das Haus Lothringen stehe, und die vom Pabst erregt, und vom König von Spanien unterhalten werde. Diese Ligue wolle die verbesserte Religion (la religion réformée) in ganz Frankreich verbannen und dafür das Tridentinische Concil einführen; sie wolle ihn, den guten Heinrich, stürzen und den Cardinal von Bourbon an seine Stelle setzen. Das Ziel dieser Verschwörung sey offenbar kein anderes, als nach und nach auf der ganzen Welt die päbstliche Tyranney, wie sie vor der Verbreitung des Evangeliums bestanden, wieder herzustellen, indeß der Spanier die Vertheidigung der Kirche nur zum Vorwand brauche, um in Frankreich nach Gefallen zu schalten und diese schöne Monarchie, nach der ihm gelüste, an sich zu reißen." Er fodert darin alle protestantische Mächte Europa's auf, mit ihm zu halten, und der drohenden Unterdrückung, durch den Pabst und seine Anhänger, auch alle vom Pabst unterdrückte Fürsten, mit gemeinschaftlichen Kräften, durch Geld und Mannschaft, tapfer zu widerstehen ꝛc. (In damaliger Zeit galt die lateinische Sprache noch etwas. Fürsten und hohe Häupter lernten, sprachen und schrieben sie; sie war die Sprache der Diplomatik. Jetzt hat die französische ihre Stelle eingenommen. Sonst gab es ehrenwerthe Minister und Canzler, welche für die Kaiser und Könige in einer lateinischen Canzley expediren ließen; jetzt braucht man die alte Gelehrsamkeit nicht mehr, um seinen Weg zu machen, — ein bischen Französisch, von der bonne gelernt, reicht dazu hin. Sonst that man sich auf ein lateinisches D. vor seinem Namen etwas zu gute, und regierende Herren hatten immer einen oder einige solcher Räthe in ihrer Begleitung; jetzt vertritt das von die Stelle des D., und dieser gelehrte Buchstab wird immer mehr contreband. Andre Zeiten, andre Sitten! Ob aber auch bessere?) 2) Ein catholischer Militär, zu Avalon in Bourgogne gebohren, heirathet in Genf eine Protestantin, und besucht hier mit seiner Frau und 4 Kindern die protestantische Kirche. Er beschließt, sich in Avalon niederzulassen, reis't dahin ab, und kaum dort angekommen, wird seine Frau von einem fünften Kinde entbunden. Da in Avalon keine protestantische Kirche ist, er selbst auch seinen catholischen Glauben nicht förmlich aufgegeben hat, so bittet er die dasige catholische Geistlichkeit, die Taufhandlung seines Kindes nach catholischem Kirchengebrauch zu verrichten. Der Pfarrer zu Avalon aber erklärt sich nur dann dazu bereitwillig, wenn seine Frau und 4 Kinder sich ebenfalls catholisch mit taufen ließen. Der Ehegatte lehnt dieses Ansinnen mit Unwillen ab, wird darüber von allen Seiten verfolgt, und sieht sich endlich genöthigt, Avalon wieder zu verlassen und Paris zu seinem Aufenthaltsorte zu wählen. Die „Annalen" behaupten, das Verfahren des catholischen Pfarrers zu Avalon sey sowohl dem Evangelium als den eignen catholischen Kirchengesetzen zuwider, denn der Pabst Stephan und der heilige Cyprian hätten ausdrücklich bestimmt, daß auch die Ketzertaufe gültig sey, wenn sie nur im Namen des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes verrichtet werde. (Wir glauben das auch!) 3) Ein protestantischer Geistlicher in Nismes, Hr. Borrel, der bey der theologischen Facultät in Montauban studirt hat, ist in der großen protestantischen Kirche zu Nismes von zwey und zwanzig Pfarrern feyerlich ordinirt worden. Die Kirche war so voll, daß über 200 Personen keinen Platz mehr finden konnten. Für Nismes war diese Feyerlichkeit um so rührender, da vor 3 Jahren die Religionswuth der Catholiken zu Nismes die protestantischen Einwohner dieser Stadt bis in die nämliche Kirche verfolgte, wo jetzt der protestantische Gottesdienst ohne Störung vor sich geht. (Desto besser! der Himmel erhalte nur den Franzosen überhaupt, und den Protestanten unter ihnen insbesondere, die Verfassungsurkunde! Uebrigens könnte die Weihe protestantischer Geistlichen, soweit wir sie zu beobachten Gelegenheit hatten, allerdings etwas mehr Feyerlichkeit vertragen. Die Gemeinde nimmt zu wenig Antheil daran; selbst die Anzahl der theilnehmenden Geistlichen ist oft zu gering. Auch liegt in den alterthümlichen Formeln etwas Abschreckendes. Wenn die 22 Pfarrer in Nismes jeder das in den Sächsischen Kirchenagenden vorgeschriebene: Benedicat tibi Dominus ex alto, ut facias fructum multum et copiosum, per Dominum nostrum Jesum Christum, Amen! einzeln wiederholt hat, so sind die Zuhörer wahrscheinlich entweder eingeschlafen oder fortgegangen.) 4) Zu Sorèze ist eine gelehrte Erziehungsanstalt für Knaben und Jünglinge, deren Einrichtung fast nichts zu wünschen übrig läßt. Die Anstalt scheint nicht dem Staate anzugehören, sondern sie ist das Eigenthum eines Unternehmers, der die Lehrer besoldet, die Gebäude und Apparate unter-

Digitized by Google

hält, die Zöglinge beköstigt, und sich dafür von einem jeden eine jährliche Pension zahlen läßt. Es ist dabey nichts vergessen; selbst eine Reitbahn, ein Schwimmteich, ein physicalisches Cabinet, eine Kirche, ja sogar — ein Theater ist da. Unter den Zöglingen befinden sich auch 80 junge Protestanten. Hr. Forlús, so heißt der Unternehmer, hat ihnen mit großer Toleranz (denn er selbst ist Catholik) eine protestantische Kirche eingerichtet, wo der Gottesdienst durch einen evangelischen Geistlichen besorgt wird. So weit sind die „Annalen" mit dem Institut zu Sorèze vollkommen zufrieden. Aber o Himmel! Am Frohnleichnamsfeste und am Gelöbnißtage Ludwigs XIII. sind die protestantischen Zöglinge mit in der Umgangsprocession gewesen!! Es besteht nämlich in Sorèze, wie in Hofwyl und anderwärts, die Sitte, daß die jungen Leute zu gewissen Stunden sich militärisch üben müssen. Wenn die Trommel tönt, kommen sie auf dem Uebungsplatz zusammen, treten in Reih und Glied, und exerciren. (Wären dergleichen militärische Vorübungen nicht auch in Deutschland besser, als das meist übertriebene, und dadurch schädliche Turnwesen? Militärpflichtig sind wir alle; mithin sollte schon auf Schulen mit dem Exerciren angefangen werden.) Da hat nun Hr. Forlús die sämmtlichen Zöglinge vom Exercierplatz zum Frohnleichnamszuge abmarschiren lassen, und — o Verbrechen! — die jungen Protestanten mit; und die „Annalen" werden darüber so böse, daß sie drohen, wenn es wieder geschähe, so würden sie beym Kriegsminister oder beym Oberaufseher der öffentlichen Erziehung Anzeige thun und um Remedur bitten. (Diese Exaltirung scheint uns im deutschen Norden, mitten in der Wiege der Reformation, lächerlich. Sie erklärt sich nur durch die Neuheit der den Protestanten in Frankreich zugestandenen gleichfreyen Religionsübung. Wie? Ein Protestant sollte nicht einer catholischen Procession, einem catholischen Gottesdienst, mit Andacht, und ohne seinen Glauben zu verletzen, beywohnen können? Er sollte einem Umzuge seiner catholischen Mitchristen, wie die „Annalen" wollen, lieber ausweichen? Nicht doch! Wäre das nicht gerade dieselbe Intoleranz, über welche die französischen Protestanten bisher geklagt haben? Haben wir nicht in Deutschland, und selbst im aufgeklärtern Elsaß, das Reformationsjubiläum von Protestanten und Catholiken mit gleichfrommer brüderlicher Eintracht feyern sehen? Und ist das Gott nicht angenehmer, als jener Separatismus, den die „Annalen" predigen? 5) In einem Pariser Hospital lag auch eine Protestantin auf dem Krankenbette. Ein catholischer Geistlicher besucht den Krankensaal, und tröstet mit frommem Zuspruch und Gebet. Als er zu der Protestantin kömmt, fragt er sie, ob sie catholisch sey. Sie sagt: catholisch zwar, aber nicht römisch-catholisch. Er erkennt darin, daß sie dem evangelischen Glaubensbekenntniß angehöre, und richtet den geistlichen Trost, den er ihr zuspricht, so ein, daß ihr Glaube dadurch nicht verletzt wird. Nachdem er sie verlassen, giebt er einem protestantischen Geistlichen Nachricht, der nun kömmt, und die Frau ebenfalls besucht. Die „Annalen" rühmen dieses Benehmen des catholischen Priesters, getrauen sich aber nicht, weder die Kranke noch den Geistlichen zu nennen, weil es ihnen sonst in den Augen derer, die solche Toleranz für ein Verbrechen ansähen, schaden könnte. (Hiernach möchte wohl noch einige Zeit vergehen, bis die Protestanten in Frankreich sich bis zu derjenigen Stufe religiöser Sicherheit und Freiheit erheben werden, auf der wir in Deutschland stehen) — Unter der zweyten Hauptrubrik: „Gottesgelahrtheit, heilige Kritik, Geschichte," wird eine holländische Bibel angezeigt, von van der Palm, und dabei erwähnt, daß Michaelis den Bibelübersetzungen im Norden Europa's eine entschiedene Richtung gegeben, Herder aber überall nur Poesie gesehen und auch die Bücher Mosis nur für eine Epopöe gehalten habe. Darauf kommt eine lange Lobpreisung der Bibelgesellschaften, die als die wahre Stütze des Protestantismus, oder des evangelischen Christenthums, angesehen werden. Die „Annalen" hoffen, daß sie auch in Frankreich sich immer mehr ausbreiten, und zur Verbreitung einer aufgeklärten Frömmigkeit beytragen werden, indem es abgeschmackt sey, die allein wahre und allein seeligmachende Eigenschaft der catholischen Religion auf die Bibel zu gründen, und doch den Gläubigen die Lesung derselben, und mithin die Möglichkeit zu entziehen, sich von jenem Postulat durch eigne Einsicht zu überzeugen. (Allerdings ist dieß höchst widersinnig. Es ist aber doch eigen, wie die Ansichten über den Nutzen und eigentlichen Zweck der Bibelgesellschaften unter den Protestanten verschiedener Länder verschieden seyn können. So sind viele Protestanten, und besonders protestantische Gottesgelehrte, in Deutschland der Meinung, daß die Bibelgesellschaften, wie sie bisher eingerichtet worden sind und gewirkt haben, immer auch eine kleine Dosis Mysticismus mit sich führen und mit den Bibeln, die sie vertheilen, im Volke ausbreiten, wodurch das Gute, was einerseits durch sie gestiftet werde, andererseits wieder verloren gehe. Uns scheint jedoch diese Besorgniß zu gesucht; jeden-

Digitized by Google

falls werden aufgeklärte Ortsgeistliche dafür zu sorgen haben, daß der gemeine Mann durch die ihm in die Hände gegebene Bibel nicht verwirrt und verdüstert werde. Die Hauptschwierigkeit liegt in der Frage: Ob die Supernaturalisten Recht haben, oder die Rationalisten? Und in jenem Fall: wie und wieweit dieser Supernaturalismus zu verstehen sey? Sonst kann diese supernaturalistische Ansicht durch die dem Volk in die Hände gegebene ganze Bibel vielleicht ebensoviel schaden als nützen.) — (Beschluß folgt.)

Müllneriana *)

oder: Verhandlungen über eine Rezension des Yngurd zwischen Herrn Hofrath Müllner, Herrn Professor Krug und Herrn Brockhaus u. s. w. heißt eine Flugschrift, welche Herr Brockhaus als eignes Product herausgegeben hat, vermuthlich um dem Schaden wieder beizukommen, welchen Müllner durch seine Spöttereien in den eingemachten Lesefrüchten seiner Unternehmung des Hermes zugefügt haben könnte, als von welcher er S. 75 selbst klagt, daß er dabei sehr bedeutend zugesetzt habe. Er muß in Schriftstellerei noch sehr ein Neuling seyn; denn er ist gleich am Titel gescheitert. Welcher Buchhändler, wenn er zugleich Verfasser eines Buches ist, wird sich denn selbst, auf dem Titelblatte, Herr nennen! Herr Brockhaus, der nach seinen Ankündigungen und Preisaufgaben zu urtheilen gern ein wenig französelt oder auf puristisch hasenfüßelt, scheint durch die Titel der französischen Bücher irre geführt worden zu seyn, auf welchen gewöhnlich das M. (Monsieur) vor dem Namen des Autors steht. Aber da er nach S. 71 eben aus Paris zurückgekommen ist; so erinnert es stark an das deutsche Volkssprüchlein von dem bekannten zahmen Vogel, der über den Rhein flog, wenn er dort nicht soviel für sein Fach profitirt hat, um zu wissen, daß man in Frankreich annimmt, auf dem Titelblatte spreche nicht der Autor, sondern der Buchhändler oder Editeur, und daß also der Monsieur eine Courtoisie ist, welche der Verleger dem Verfasser, aber nicht der Verfasser sich selber macht. Von dem Meister der Logik, dem Prof. Krug aber, den er S. 83 für seinen alternirenden Mitredacteur des Hermes ausgiebt, hätte er lernen können, was daraus folgt, nemlich, daß auch nach dieser französischen Ansicht der „Herr" wegfallen muß, wenn der Buchhändler selbst der Autor ist. Gefühlt zu haben scheint er wohl das Unschickliche: denn die Firma lautet nun: Buchhandlung Brockhaus, welches aber wieder affectirt ist. Was hilft ihm denn neben (Titular) Hofrath und dem (wirklichen) Professor der simple Herr; daß der Herausgeber des Conversations-Lexicon kein Handlungsdiener ist, weiß man doch wohl weit und breit.

Die Schrift ist übrigens wohl eine gute Spekulation *) (denn sowas kauft Freund und Feind, und wenn der Name des Autors nicht zieht, läßt sich bei der Neugierde auf die Wirkung von der Celebrität des Angefochtenen rechnen), aber der Kauf wird den Meisten gereuen, weil sie nichts finden, als Compilation bereits (und ganz neuerlich) gedruckter Aufsätze (zum Theil offenbaren Nachdruck ꝛc Müllnerische Lesefrüchte aus der Eleganten Zeitung) und Privatbriefe, deren Aechtheit nicht verbürgt (einer, No. VIII. sogar ohne Namen), und deren Inhalt gar nicht außerordentlich, noch interessant ist. Herr Br. hat nicht leiden wollen, daß Müllner in der Lesefrucht S. 40. gegen den Hermes gesagt: „Gut dünkt mich die Spekulation eines kritischen Instituts, welches die Recensionen der Bücher so oft als möglich von den erklärten Widersachern der Autoren einhandelt: denn die liefern sie am wohlfeilsten." Es ist löblich, daß Herr Br. für die Ehre seiner Zeitschrift soviel Empfindlichkeit hat, aber wie will er sie denn da ganz rein waschen? Herr Krug hat als Redacteur S. 66. klar angedeutet, (was sich auch bei Lesung der Rec. mit Händen greifen läßt und von Müllner unbegreiflicher Weise übersehen worden) daß die Recension von dem verstorbenen Wetzel ist. Dieser aber war ja nach der eleganten Zeitung (die in Leipzig, vor des Herrn Br. Nase, erscheint) Müllner's erklärter Widersacher; und Herr Br. gesteht ja S. 82., daß er mit einzelnen Mitarbeitern, mit denen er schon in Verhältnissen gestanden (er war Verleger von Wetzels Jeanne d'Arc) die Correspondenz geführt, d. h. den Redacteur gemacht; also! — (Wer solche Blößen giebt, thut nicht wohl, sich mit M. einzulassen.) Ueberdies hat der Hermes den Credit der Unpartheilichkeit, für den Herr Br. hier fechten will, gleich im ersten Hefte compromittirt; denn — der Redacteur, Herr P. Krug, gab darinnen eine Recension seiner eignen Schrift! (über die Preßfreiheit, S. 64.) zugestanden, daß er sie nicht selbst geschrieben habe; so ist das doch immer

---

*) Diese Müllneriana sind in unserer Buchhandlung zu haben, und kosten 8 Groschen. Geb. Hoffmann.

*) Eine gute Spekulation? — Die Erfahrung lehrt, daß dergleichen Streitschriften größtentheils Makulatur werden; denn sie finden nur Käufer in der Gegend, in welcher die Streiter leben. G. H.

Digitized by Google

wider die Maxime, daß allen Schriften gleiches Recht geschehen soll: denn gesetzt, eine Schrift des Redacteurs verdiente strenge Rüge und der Verfasser eine scharfe Correction; welcher Mitarbeiter würde so unverschämt seyn, eine solche Recension an den Redacteur einzusenden?

Doch genug, Herr Br. wollte Ms. Vorwurf nicht leiden, und schrieb an ihn privatim um Widerruf. Das war ein Bock an sich; aber der zweite war, daß er die von M. verspottete Stelle der Wetzelschen Recension vertheidigen wollte. Das scheint an sich nicht möglich, so lange die Ausdrücke: beträchtlich weinen, und in Thränen küssen, ganz verschiedene Begriffe geben. Auf jeden Fall aber konnte Herr Br. voraussehen, daß mit ihm, der weder Sprachkundiger noch Dramaturg ist, Müllner über diesen Punct sich nimmermehr in Erörterungen einlassen würde, zumal da er dabei in einen Ton verfiel, der die Anmaaßung, in dieser Gelehrten-Sache eine Stimme zu führen, noch verstärkte. Ganz natürlich schloß M. endlich den Briefwechsel mit einem derben Schreiben von 9 Zeilen (S. 86.) wozu Herr Br. eine Note von 2 Seiten giebt, worinnen er erzählt, daß Müllner bei seiner Anwesenheit in L. Bedenken getragen habe, die Wiener Schauspielerin Schröder, die er gern kennen lernen wollte (sie nicht auch ihn?), zu dem Behuf persönlich zu besuchen, und das er, Herr Br., auf dießfallsige Winke des Leipziger Theaterdirectors, sodann beide, Müllnern und die Frau Schröder, zum Thee geladen habe. Wie gehört denn das hieher? Soll es Müllners Stolz beweisen? den wird er wohl haben, so gut wie Frau Schröder; aber die Abfertigung, welche er in seinem Schlußbriefe dem Herr Br. angedeihen ließ, ist ohne diesen Künstlerstolz zu erklären, dazu langt allenfalls der Doctor und der Hofrath zu. Auch kann es ja der Gründe viel geben, warum M. (ist er nicht verheirathet?) eine fremde Schauspielerin lieber am dritten Orte, als durch einen persönlichen Besuch bei ihr kennen lernen wollte. Wir stellen uns vor, daß er überhaupt eine etwas seltsame Figur spielen würde unter denen, welche einer gefeierten Schauspielerin die Aufwartung machen. Der kritische Artillerist an der Toilette bedünkt uns ungefähr, wie der Schiffscapitain am Hofe, in Beinkleidern von Goldstoff mit Silberstoff gefüttert.

An andern Stellen beschuldigt ihn Herr Br., von seinen Verlagsartikeln (Jeanne d'Arc und Geschichte des Leipziger Theaters) Double-, Triple- und Quadruple-Recensionen geschrieben zu haben. Wenn sie gut waren; was ist dagegen zu sagen? Was verwehrt wohl, daß man, zumahl zu verschiedenen Zeiten, über das nemliche Buch in mehreren Zeitschriften seine Meinung sage? Herr Br. giebt zu verstehen, das sei nur ein Mittel, seine Stimme statt vieler gelten zu machen. Das wird Müllnern nicht leicht gelingen; denn er wird, und nicht etwa von dem Brockhausischen Scharfblicke allein, überall erkannt, seine Anonymität ist im Ganzen eine Farce. Noch findet Herr Br. unrecht, daß er die Theater-Geschichte getadelt, (er sagt: hämisch recensirt) da sie ihm doch vom Verfasser (Herrn Blümner) als Freunde dedicirt worden. Dabei kann er wohl Lebensverbindungen, Schulfreundschaft oder dergl. verletzt haben; aber davon sagt Herr Br. nichts, weiß also wohl auch nichts, und wenn M. sich für verpflichtet erklären würde, alle ihm dedicirt werdende Bücher zu loben, so würden ihm gar viele, (und nunmehro besonders die Brockhausischen Verlagsartikel) zugeeignet werden, was er wohl bei manchen verbitten würde. S. 51. hat Herr Br. in seiner Compilation auch den Aufsatz des lit. W. Bl. No. 41. B. 4. gegen Herrn Krug nachgedruckt, weil derselbe — Müllnern zugeschrieben werde. Ob mit Recht, das kann, bejahend, nur der Herausgeber, und verneinend auch dieser nicht einmal sicher wissen,*) und kann in keinem Falle den Nachdruck rechtfertigen, wenigstens nicht für den Unternehmer des Hermes, der ja wider Kotzebue, nach dem Tode noch, geeifert hat, weil er Recensionen des Hermes erzahrt hätte. Er muß bei Herrn Krug ein Collegium über die Consequenz hören! der letzte, anonyme Brief (ein Responsum, welches Herr Brockhaus bei einem seiner bewährtesten Freunde über Ms. Character eingeholt haben will) ist ehrenrührig, und wir lesen, daß Müllner auf Nennung des Verfassers gegen Herrn Br. vor Gericht geklagt hat. Da wird er nun wohl selbst schon merken, daß es nichts ist mit solchen Schwenkfeldereien. Der bewährte Freund (!) wird dann wohl Kosten und Strafe leiden müssen, und Herrn Br. sehr verbunden seyn für den Gebrauch, den er von seinem Privatbriefe gemacht hat. Doch sagt er: auf erhaltene Erlaubniß. Gut für die Gerichte, wenn dem so ist, es trägt doppelte Sporteln, soviel wir vom Injurienprocesse wissen.

Kurz, die ganze Sache, insoferne Herr Brockhaus (und besonders, wie es nach S. 93. scheint, abgesondert von Herrn Krug, und in der Ueberzeugung, den Streit besser zu führen) hier auftritt,

*) Wir haben darüber Herrn Br. schon vor der Erscheinung der Müllneriana geschrieben. D. Red.

Digitized by Google

kommt uns vor, wie es bei Eilau den franz. Cuirassiers vorkam, als die Baschkiren mit hölzernen Pfeilen auf sie schossen. Man muß nicht mit Erbsen laden, wenn man Kanonen demontiren will. S. 99. zeigt Herr Bu. selbst große Angst um seinen Verlag, und meint, daß es dem Verf. der Schuld gegenüber schlimmer um ihn stehe, als dem Alten Freimüthigen gegen über. Besser! glauben wir, M. wird gewiß den Verlag vom Verleger unterscheiden, um seiner selbst willen wenigstens.

Notizen.

Kaiser Heinrich IV. Man thut dem K. Heinrich IV. wohl zu viel Ehre an, wenn man ihn für einen Märtyrer der guten Sache und der deutschen Freiheit halten will, die er vielmehr als ein wüster und rasender Mensch, unter den Einflüsterungen seines übermüthigen Hofadels mit Füßen treten, alles freye Eigenthum vernichten, mit willkührlichen Abgaben belasten und unter einer von Burg zu Burg gegründeten militärischen Zwingherrschaft allein vom Fiskus abhängig machen wollte; Rex magnum quiddam et a nullo antehac tentatum machinari cœpit, videlicet ut omnes Saxones a Thuringos in Servitutem redigeret, et praedia eorum fisco publico adjiceret. Lambertus Aschaff. ad a. 1073.) daher ein solch allgemeiner Haß, besonders im untern Volk, und der offene Widerstand des Pabstes, der hier in seiner Eigenschaft als Haupt einer allgemeinen christlichen Republik, als Vertreter der liberalen Institute gegen eine freche Barbarey aufstand. Daß man es dann aber auf beiden Seiten, besonders der siegenden, übertrieb und im Vortheil des Schützers die Schützlinge vergaß, ist ein gewöhnlicher Lauf der Dinge. Ein vortrefflicher, in jedem Betracht sehr glaubwürdiger Geschichtschreiber damaliger Zeit ist Lambertus Aschaffnaburgensis, gewesener Kapitular im Kloster Hirschfeld, davon so eben zu Frankfurth am Main in der Andräischen Buchhandlung eine treffliche Uebersetzung von F. B. v. Bucholz erschienen. Insofern jedoch deutsche Uebersetzungen lateinischer Geschichtschreiber für solche, welche das Original selber lesen können (der andern Leser werden wenige seyn) noch einen höhern Zweck haben sollten! so wäre zu wünschen gewesen, daß der Herr B. außer seiner sinnreichen Hypothese über das alte deutsche Kaiserthum, in der Einleitung, auch sonst noch etwas mehr für die Kritik und Erklärung seines Autors, und der oft sehr dunkeln, Personen- und Ortsnamen, wenigstens doch mit Benutzung dessen, was schon Pistorius erläutert, getristet hätte. Nicht einmal über die Zeitperiode und die Lebensverhältnisse des Lambertus, noch weniger über die Ausgabe, nach welcher die Uebersetzung geschehen, ist etwas gesagt. Inzwischen Gelehrten, auch dann noch, wenn sie nach Uebersetzungen greifen, soll ja gut zu predigen seyn!

Erasmus pflegte aus Scherz zu sagen: „Auf dringenden Auftrag hab er seine Abhandlung de libero arbitrio geschrieben. Man habe fälschlich die Reformation für ein Trauerspiel gehalten; und sie habe doch, wie ein Lustspiel, mit einer Heirath (Luthers) geendet. — Ein eigenes Schicksal traf im 30jährigen Krieg die deutschen Bibliotheken. Kurfürst Max. I. schickt die Heidelberger Bibliothek nach Rom, Gustav Adolph die Würzburger an die Universität zu Upsala. Wallenstein konnte keinen Hahn krähen hören. Wenn der arme Mann erst gewußt hätte, daß ein Herchenhahn sein Biograph werden sollte! s. Deutschlands Geschichte von D. Durst, Rector zu Neustadt an der Aisch. Nürnberg bei Riegel und Wiesner, 1817—1819. 3 Bände. Der erste Band ziemlich brauchbar durch fleißige Darstellung der literarischen Hilfsmittel: von eigenem Quellenstudium ist wenige Spur; der 2te Band um vieles flüchtiger; der dritte mit vielem Fremdartigen ausgedehnt; z. E. 15 Blätter mit dem Krönungszeremoniel K. Leopolds II. und die neuesten Zeitungs-Kriegsberichte. Irrig ist, daß der berühmte Sebastian Schertel von Burtenbach aus einem ritterlichen Geschlecht abgestammt. Karl V. hat ihn erst unterm 1. May 1534 in Adelstand erhoben, und sein bürgerliches Wappen in ein adeliches verwandelt. Die Ehre des deutschen Bürgerstands ist nie höher gestanden, als unter diesem großen Monarchen Karl V. Man denke nur an den bürgerlichen Papst Adrian IV. von Leiden, an den bürgerlichen Doctor Luther, an den bürgerlichen Albrecht Dürer, und an den bürgerlichen Jakob Fugger!

Gefährliche Oblaten. Herr Giroux bietet jetzt Oblaten an, welche durchsichtig wie Glas seyn sollen, und von allen Farben zu haben sind. Was sie aber höchst bedenklich macht, ist des Erfinders Versicherung, das man die mit ihnen gesiegelten Briefe zu öffnen nicht im Stande seyn solle; wodurch, wie die Pariser Zeitung versichert, allein in der Hauptstadt 20 Postbeamte brotlos zu werden, Gefahr laufen. Statt also auf jeder Post die bequeme Möglichkeit zu haben, Briefe aufzumachen, würde man den Briefen Postfreie Erkundiger an die Empfänger nachschicken müssen. Man sollte wenigstens solche Oblaten nicht so leicht wie andere französische Fabrikate einführen lassen.*)

Wo Vienne liegt. In No. 192. S. 1914. der Göttinger Gelehrten Zeitung erzählt uns ein Rezensent, da er des le Brun Histoire de Jeanne d'Arc anzeigt, die Jungfrau sey nach der Krönung des Königs zu Rheims „nach Wien zurückgereiset." — Da die Rezensenten im Rufe stehen, alles wissen zu wollen, so hätte dieser Göttinger doch wissen können, daß Wien in Oesterreich und Vienne an der Rhone liegt!

---

*) Uns dünkt, als sey diese Erfindung sehr unnütz; denn welchen Nutzen hat ein Brief, den man gar nicht öffnen kann. D. R.

Bei Leopold Voß in Leipzig erschien:

Friedländer, über die körperliche Erziehung des Menschen. Für Aeltern und Erzieher. Aus dem Französischen von Dr. Eduard Oehler. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Uebersetzer hofft, Aeltern und Erziehern einen nicht unwillkommenen Dienst zu erweisen, wenn er dieses auch in Deutschland rühmlich anerkannte Werk durch die Uebertragung in unsere Sprache gemeinnützig macht. Nicht eigentlich für Aerzte geschrieben, wird es ihnen doch über so manchen Gegenstand der körperlichen Erziehung willkommene Winke und Anregung fernerer Forschungen gewähren. Laien aber, denen die körperliche Erziehung nahe gelegt ist, finden in demselben Rath und Belehrung für alle Fälle, die nicht die persönliche Hülfe des Arztes fordern, und auch für diese wenigstens so viel, daß sie die obwaltende Gefahr nicht verkennen können.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 12. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 Februar.

Zusatz zu No. 6. des liter. W. Bl.

Unter dieser Aufschrift hat der Herr Professor Krug gegen den dort erzählten Censurfall eine Gegenbemerkung an uns gesendet. Da wir die Maxime der Krugischen Zeitschrift Hermes (s. das Vorwort derselben Heft 1 S. VI No. 4.) angenommen haben: in unserem W. Bl. keine Antikritik zu gestatten, wozu noch kommt, daß der Herr Prof. Krug nach dem Tode des Herrn Staatsrath von Kotzebue als eifriger Widersacher desselben und dieses W. Bl. überhaupt aufgetreten ist; so trugen wir Bedenken, seine Gegenrede aufzunehmen, theilten sie jedoch dem Erzähler jenes Censurfalles, dem Herrn Hofrath D. Müllner mit, um zu erfahren, ob er in diesem Falle eine Ausnahme wünsche. Er hat darauf am Rande unserer Zuschrift ergegnet: „Allerdings," und zugleich eine Beantwortung des Krugischen Zusatzes beigefügt, welche wir denn hier beide geben.

1. Der Zusatz.

Was Herr Hofr. Müllner dort (S. 43. Sp. 2. in der Mitte) andeutet, vergleiche man mit folgenden Worten eines Schreibens von mir, an den hiesigen Hrn. Censor, als derselbe sich weigerte, einer von Hrn. M für das Intelligensblatt der Leipz. Lit. Zeitung, das ich selbst redigire, eingesandten Erklärung gegen mich das Imprimatur zu ertheilen:

„Obwohl jene Erklärung manches Beleidigende für mich enthält, so glaub' ich doch, daß nach Grundsätzen des Rechts und der Billigkeit das Audiatur et altera pars hier seine volle Anwendung finde, und also der Abdruck um so weniger zu verweigern sei, da Hr. M. seinen Aufsatz dießmal unterschrieben hat."

Der Hr. Censor fand diese Bemerkung gegründet und ertheilte nun das Imprimatur. Man wird mir also wohl zutrauen, daß ich nicht Schuld daran bin, wenn der Hr. Censor einem andern, für die elegante Zeitung bestimmten, Aufsatze des Hrn. M. das Imprimatur versagen zu müssen glaubte. Auch wird derselbe es gern amtlich bezeugen, wenn irgend ein Mistrauischer es der Mühe werth halten sollte, ihn darum zu befragen.

Auf alles übrige dort Gesagte hab' ich nichts zu erwidern, da es sich für besonnene Leser von selbst erledigt.

Leipzig, d. 10. Jan. 1820. Krug.

2. Die Beantwortung.

Es ist ganz brav von dem Herrn Prof. Krug, daß er so bald von dem ungebührlichen Tone abgelassen, dessen er in seinem Pamphlet vom 12. Nov. v. J gegen mich sich bedient hat. Wenn die Gelassenheit meiner Antwort (im Opp. Bl. Beil. 3. u. an andern O.) dazu beigetragen hat; so ist es mir um so lieber. Aber was soll die obstehende Anecdote? Soll sie Herrn Ks. Einsichten in das Wesen des Censoramtes auf Kosten derer des Herrn Censors erheben? Das thut sie freilich. Herr Pr. K. redigirt das Intell. Bl. der Leipz. Liter. Zeitung. Meine Erklärung (die ich auch an die Allg. Lit. Zeit. von Halle gesendet und bereits in No. 5. abgedruckt gefunden habe) war lediglich gegen ihn und seine ungebührliche Anmaßung gerichtet. Er, der Redacteur, nahm diese Erklärung, deren Erscheinung in andern Blättern er nicht hindern konnte, großmüthig auf in das von ihm redigirte Blatt; und der Censor hat ihm, dem Redacteur, gegen sich selbst, das Imprimatur verweigert? Hat erst durch ihn an das Audiatur et altera pars in einem Handbillet gemahnt werden — durch ihn auf das Daseyn meiner Unterschrift aufmerksam gemacht werden müssen? Das kann ich von diesem Censor, dem geachteten Herrn Hofrath Beck, nicht glauben, gesetzt auch daß er es „amtlich bezeugen" wollte. Daß aber die Geschichte mit dem Handbillet eine Spiegelfechterei sei, daß mag ich nicht glauben. Ich bin daher mit meinem Glauben in einer Verlegenheit, welche die „besonnenen Leser" gewiß mit mir theilen werden, und Herr Krug würde dabei gewinnen, wenn er uns aus jenen Zweifeln heraus helfen wollte. Bei der Gelegenheit könnt' er auch gleich das seinem Handbillet fehlende Datum nachtragen. „Mißtrauische" könnten sonst glauben, daß es später geschrieben seyn möchte, als meine darinnen in Schutz genommene Erklärung in der Allg. Lit. Zeit. von Halle erschienen und mit deren 5ten Nummer gedruckt nach Leipzig gekommen ist. Ein Umstand, welcher seiner Großmuth einigen Abbruch am moralischen Werthe thun würde. Uebrigens hab' ich nirgends angedeutet, daß Hr. K. eine directe Schuld an dem rechtswidrigen Veto des Herrn Censors hätte. Die indirecte aber ist klar, da

Ausgegeben den 27. Januar.

Digitized by Google

der Herr Censor ausdrücklich wegen seiner collegialischen Verhältnisse mit Hrn. K. sich geweigert hat, die Fortsetzung der Polemik gegen Hrn. Krug in den eingemachten Lesefrüchten zu gestatten. Ein Censorverbot invisis, über dessen Rechtsbeständigkeit die competente Behörde des Censors urtheilen wird.

Müllner.

Wir glauben, durch die Aufnahme beider Aufsätze unserer Pflicht übergenug gethan zu haben. Da aber der Herr Pr. Krug in seiner Missiv dreist behauptet, „daß wir alle noch so bittere und leidenschaftliche Aufsätze des Herrn Hofrath Müllner gegen ihn aufgenommen haben;" so müssen wir ergegnen, daß dieses eine Unwahrheit ist, wie wir auch bereits Herrn Brockhaus auf ähnliches Andringen versichert haben. Mehr thun können wir nicht, wir sind nicht befugt, ihm die Männer zu nennen, welche des Herrn von Kotzebue Asche gegen seine Angriffe in Schutz nehmen, und müssen ihm bloß überlassen, sie zu widerlegen, wobei auf die Person ohnedies nichts ankommen dürfte.

D. Red.

Beantwortung.

In die polemischen Händel zwischen dem Herrn Prof. Krug und mir hat der Buchhändler Herr Brockhaus sich öffentlich gemischt, indem er eine Flugschrift gegen mich unter dem Titel: Müllneriana, geschrieben und zum Verkauf ausgeboten hat. Dem Herrn Prof. Krug hab' ich auf dasjenige, was ich in seinem Flugblatte gegen mich an Gründen auffinden konnte, mit Gründen geantwortet. (S. Opp. Bl. Beil. 3., wo meine Antwort zuerst abgedruckt ist.) Herr Brockhaus aber ist, soweit ich ihn kenne, kein Gelehrter, folglich in dieser Sache nicht zum Proceß legitimirt. Sein Angriff gegen meine Person hingegen bedarf keiner Antwort, weil sie schon in der Flugschrift selbst steht, nämlich in meinem Privatbriefe an Herrn Brockhaus, welchen er S. 86 selbst hat abdrucken, und zu welchem ich, seinem vollen Sinne nach, mich hiermit öffentlich bekenne, indem ich ihn wiederhole.

„Ew. Wohlgeb. haben eine so gediegen eiserne Stirn, theils falsche, theils alberne Anmuthungen und Beschuldigungen zu debitiren, daß ich mich schäme, nicht gleich bei dem ersten Besuche, den Sie mir in Leipzig machten, Sie für dasjenige erkannt zu haben, was Sie sind. Drucken Sie Libelle gegen mich nach Belieben, aber verschonen Sie mich mit Ihren Zuschriften.

Müllner."

Herr Brockhaus scheint diese Anweisung zu seiner Rolle nach seinem Geschmack gefunden zu haben, und er zeigt Talent dafür. Der stärkste Beweis liegt in dem anonymen (bloß L. A. T. unterzeichneten) Briefe No. VIII., den er an sich selbst hat schreiben lassen, um mich zu injuriiren. Er enthält S. 98 eine Stelle, welche sagt, daß ich dem Pöbel angehöre, und die Verachtung jedes Gebildeten verdiene. Um den Umfang dieses muthmaßlichen Talentes gründlicher zu prüfen, hab' ich bereits Auftrag gegeben, den Herrn Brockhaus für's Erste auf Herausgabe dieses Briefes, und, falls er nicht mit dem ausgeschriebenen Namen des Schreibers versehen wäre, auf Nennung dieses Namens bei seiner ordentlichen Obrigkeit in Anspruch zu nehmen. Wenn der Ausgang ein Resultat giebt, welches dem Publikum zur Belustigung dienen kann, werd' ich es zu diesem Zwecke zu verwenden wissen; denn außer dem Falle einer ernsthaften Nothwehr (die hier nicht nöthig scheint, weil Herr Brockhaus unverkennbar bloß über abfällige, mir beygemessene Beurtheilungen einiger Verlagsartikel seines Buchladens sich erzürnt hat) halt' ich die öffentliche Bekanntmachung solcher Dinge nur dann für schicklich, wenn man die Möglichkeit sieht, den Lesern (auch den unbetheiligten) eine angenehme Unterhaltung damit zu verschaffen.

Herr Brockhaus hat übrigens in der Note S. 73 und 74 mit einer Rücksichtlosigkeit, die ihm eigen zu seyn scheint, in seine Sache einen Mann zu verflechten gesucht, den ich sehr hochachte, weil ich viel von ihm gelernt habe: den Herrn Oberhofgerichtsrath Blümner, Verfasser des geschätzten Werkes über die Idee des Schicksals in den Trag. des Aischylos. Daß Herr Brockhaus keinen Auftrag dazu von ihm erhalten hat: davon hat mich ein freundschaftlicher Brief desselben überzeugt, den ich noch vor der Brockhausischen Flugschrift empfing; und ich halt' es für meine Pflicht, diese Ueberzeugung öffentlich auszusprechen, weil es diesen Mann in den Augen meiner Freunde, die unser früheres Verhältniß gekannt haben, herabsetzen würde, wenn sie glauben könnten, daß er Herrn Brockhaus Auftrag, oder auch nur Erlaubniß gegeben hätte, für ihn mir literarische Fehde zu bieten.

Die S. 76 dreist hingeworfene Behauptung, daß ich die Redaction des (von Kotzebue begonnenen) literarischen Wochenblattes übernommen hätte, ist übrigens Herr Brockhaus klug oder ehrlich genug gewesen, am Schlusse der Schrift selbst zu widerrufen. Bessere Rathgeber, und die beste Rathgeberin (die Zeit) mögen ihn in Hinsicht aller übrigen Voreiligkeiten, der gewöhnlichen Krankheit

Digitized by Google

der animosen Flugschriften, zu gleicher Erkenntniß bringen. Weißenfels am 10. Jan. 1820.

Müllner.

Nachschrift.

Da die Broschüre eine offenbare Schmährede, eine nach den sächs. Gesetzen strafbare Injurie enthält; so dringt sich in Bezug auf den Leipziger Censurfall, den ich in No. 6. des Lit. W. Bl. vorgetragen habe, die Frage auf: Wer censirt in Leipzig die Flugschriften? Zwar kann Censur gedacht werden ohne das Recht, Injurien gegen Privatpersonen zu streichen; ja sie sollte vielleicht so seyn: denn sie kann als Lokalinstitut in dem großen literarischen Freystaate vor Injurien niemand schützen, sollte also auch wohl die Selbstvertheidigung, die Retorsion literarischer Unbill nicht wehren; sollte, da sie nicht beurtheilen kann, was Wehr oder Angriff ist, sich in die reparablen Rechtsverhältnisse der Privaten gar nicht mischen, sondern das beleidigende Wort auf Gefahr des verklagbaren Aussenders fliegen lassen. Sollte vielleicht, sag' ich; denn die Sache bedarf einer wissenschaftlichen Untersuchung, die ich jetzt anzustellen nicht im Stande bin, und wozu hier der Ort nicht ist. Aber — der Censor der Leipziger Zeitschriften, Herr Hofrath Beck, verwarf den 27sten Aufsatz der eingemachten Lesefrüchte, der in Weimar zugelassen wurde, und der wenigstens keine Schimpfrede gegen eine benannte Person enthält. (S. No. 6. des lit. W. Bl.) Er verwarf ihn bloß um seiner collegialischen Verhältnisse willen mit Herrn Krug, den der frühere, 26ste verwundet hatte. Der von mir gerügte Ueberschritt über die Gränzen seines Amtes würde folglich doppelt so groß seyn, wenn die Leipziger Censoren so gestellt wären, daß sie nicht einmal im Falle wirklicher Injurien in literarische Privatfehden einzuschreiten hätten. Die Censuranstalt eines Ortes würde doppelt mangelhaft seyn, wenn sie in diesem Betracht den Flugschriften eine größere Freyheit der literarischen Fehde gestattete, während die geringere den Zeitschriften versagt wäre. Und beide Leipziger Censurfälle (das Veto dort und das Imprimatur hier) würden doppelt stark mit einander im Widerspruche stehen, wenn — der Censor der Zeitschriften zugleich auch Censor der Flugschriften wäre. Das Publikum zu versichern, daß dem nicht also sey, dürfte der würdige Herr Hofrath Beck unter diesen Umständen einiges Interesse haben.

M.

Ergänzung.

Der Beckische Censurfall (in No. 6.) hat in Leipzig, und wie ich höre, zum Theil auch in Dresden, Sensation i. e. Partheyen gemacht. Die des Censors behauptet: das Handbillet enthalte kein Veto, sondern bloß einen Wunsch, den ich erst bestimmt hätte abschlagen und den Abdruck des bloß abgelehnten Aufsatzes anderweit verlangen müssen. Das ist geschehen. Ich ließ den Herrn Censor durch die Redaction von meiner Ansicht in Kenntniß setzen, und bat den Herrn Redacteur, die Wirkung dieses Schrittes mir sogleich zu melden. Nach dieser Meldung hatte der Censor darauf bestanden, die Fortsetzung der fraglichen (reinliterarischen, keine Amtshandlungen der genannten Professoren betreffenden) Fehde in Leipziger Blättern nicht zu gestatten, und zwar mit der Aeußerung: „Sollte die Sache öffentlich werden: so werde er auch nicht schweigen, und die Genehmigung seiner hohen Obern und selbst des hohen Bundestages hoffen."

Nun, das müssen wir beide abwarten! Die hohen Oberen scheinen die literarische Unantastbarkeit der Leipziger Professoren in Leipziger Blättern nicht anzuerkennen, denn sie haben dem Herrn Censor befohlen, meine Replick auf Herrn Krugs gemein-beleidigendes Flugblatt unverändert einrücken zu lassen. Sollte die hohe Bundesversammlung jemals geneigt seyn können, jenen Grundsatz zum deutschen Gesetz zu erheben? In diesem Falle würd' ich mir damit helfen, daß ich das Hofrathspatent, womit mein Monarch unerbeten mich begnadiget hat, demselben mit der Bitte zu Füßen legte, mich statt desselben lieber zum Professor zu erhöhen. W. d. 18. Jan. 1820.

Müllner.

Protestantismus in Frankreich. (Beschluß.)

Aus den Briefen einer Engländerin, Miß Williams, über die Ereignisse in Frankreich seit der Wiederherstellung von 1815, ist einiges ausgezogen, um die von einem andern Engländer, Hrn. Raffles, verbreitete ungünstige Meinung von der Religiosität und Sittlichkeit der Protestanten in Frankreich zu widerlegen. „Auf der Straße von Paris nach Genf trifft man in Besançon die erste evangelische Kirche. Die Gemeinde ist weder wohlhabend noch zahlreich, aber fromm und eifrig: sie unterhält ihren Geistlichen und hat eine Lancasterschule eingerichtet. Die protestantische Gemeinde in Lyon hat zwei Pfarrer, und ebenfalls eine Lancasterschule. Bei den neuerlichen Verfolgungen der Protestanten im südlichen Frankreich hat diese Gemeinde ihre flüchtig gewordenen Brüder mit Freuden

Digitized by Google

bey sich aufgenommen und bis zu wiederhergestellter Ruhe ihnen Schutz und Obdach gegönnt. In Ferney ist eine protestantische Kirche, die einzige in einer Entfernung von 15 deutschen Meilen rundum. Der Geist Voltaire's scheint hier zu walten und Duldung zu empfehlen. Ferney verlor durch die Verhandlungen der Mächte einen Theil seines Bezirks, der an die Schweiz fiel, und mit ihm seinen protestantischen Geistlichen, der in dem abgetretenen Gebiete wohnte. Dennoch versammelten sich die Einwohner von Ferney noch alle Sonntage zum Gottesdienst; einer der ältesten leitete ihn. Wenn eine kirchliche Handlung zu verrichten war, z. B. eine Taufe; so mußte ein Pfarrer aus Genf dazu geholt werden. Die französische Regierung hat jetzt einen eigenen protestantischen Geistlichen nach Ferney berufen. (Darüber wird sich der Geist Voltaire's, und alle guten Geister von Herzen freuen.) Miß Williams fand in den Hauptstädten in der Provinz die protestantischen Kirchen überall wohl unterhalten. In kleinern Städten und in Dörfern, wo bisher keine protestantische Kirche gewesen war, wurden dergleichen aus Privatbeyträgen neu errichtet. In Laudouzy-la-Ville, im Aisne-Departement, haben die Protestanten im J. 1818 eine neue Kirche gebaut. Am Ostertage, wo die ganze Gemeinde beysammen war, legte jeder Hand ans Werk, und holte Baumaterialien herbey. Nach einigen Monaten war das Gebäude fertig. Bei der Kirchweihe war eine große Menge Protestanten und Catholiken gegenwärtig, und die Feyer endete mit einem gemeinschaftlichen Fest. Zu Orthès ist mit gleichem Eifer eine sehr schöne neue Kirche, die 2000 Personen faßt, erbaut worden. Zu Baigt, einem Dorfe nahe bey Orthes, hat ein wohlhabender Einwohner zwei Drittel der Baukosten einer neuen Kirche aus eignen Mitteln bestritten. Im Gard-Departement, wo die Protestanten am meisten verfolgt und unterdrückt waren, erheben sich jetzt drey neue Kirchen. Zu Uzès, einer Stadt von etwa 4000 Einwohnern, wo noch vor kurzem die größten Schandthaten gegen die Evangelischen verübt wurden, zählt man 2000 Protestanten. An Ostern 1818 genossen mehr als tausend Protestanten daselbst das Abendmahl. In dem kleinen Dorfe Osse, kaum 6 Stunden von Spanien und der Inquisition entfernt, ist ein Häufchen Protestanten, das bloß aus Hirten besteht, welche die Hälfte des Jahres auf den Schneegebirgen der Pyrenäen zubringen. Jährlich einmal kömmt ein Pfarrer des nächsten, 15 Stunden entfernten protestantischen Consistoriums zu ihnen, auf den sie jedesmal sehnlich hoffen. Ihr ländliches Gotteshaus wurde, als Folge des Widerrufs des Edicts von Nantes, von Grund aus zerstört. Im J. 1805 haben sie mit eignen Händen eine neue Kirche gebaut. Hier besorgt einer ihrer Aeltesten jeden Sonntag den Gottesdienst. Sie haben jetzt um einen eignen Pfarrer gebeten, und haben Hoffnung, ihn zu erhalten. Zu Avignon befinden sich viele Protestanten. Se. päbstliche Heiligkeit würde sich wundern, mitten in Ihrer ehemaligen Residenz eine ketzerische Kirche zu erblicken, die sich in dem Interregnum Ihrer Obergewalt daselbst erhoben hat." (Wir geben dieses Fragment aus dem Buche der Miß Williams um so lieber, da es auf das religiöse Leben und Weben in den südlichen Departementern Frankreichs, und zugleich auf die französische Regierung, kein unvortheilhaftes Licht wirft.) — In einem „Fragment über die Einheit des Glaubens" wird aus der Bibel selbst, und aus den ersten Anfängen des Christenthums, ingleichen aus Kirchenvätern und theologischen Schriften, ja selbst durch Bossüet und Fenelon bewiesen, daß es nie in der Natur und Absicht des Christenthums gelegen habe, überall nur nach einer Form und Formel aufzutreten. (Sehr richtig!) — Von einem „Versuch über die Geschichte des Protestantismus", werden dießmal nur „allgemeine Ansichten" gegeben. Bemerkenswerth darin ist, daß die catholische Geistlichkeit in Frankreich noch überall mit der alleinigen Leitung und Besorgung des Schulunterrichts beauftragt ist, daher schon ganz kleine catholische Schulkinder ihre protestantischen Cammeraden hassen; daß die Neigung zum Proselytenmachen noch immer in ihr vorherrschend ist; daß die Protestanten in der Regel reicher und wohlhabender sind, als die Catholiken, weil sie fleißiger sind und rühriger, und weil sie glauben, daß Arbeiten auch beten sey. — Im Anhang, unter dem Titel: Miscellen (melanges), erfährt man, daß die Kirche St. Germain l'Auxerrois in Paris sonst 80,000 Livres jährliche Einkünfte hatte, und jetzt so arm ist, daß sie die Mildthätigkeit der Pfarrkinder durch ein großes neben der Eingangsthür angeheftetes Placat in Anspruch nimmt. Auch hat ein Buchhändler zu Caen eine Speculation machen wollen mit der abgenutzten Kupferplatte des Bildnisses Hüet's, Bischoffs von Avranches, der mit Bossüet den Dauphin erzog. (Daher die bekannten Autoren-Ausgaben in usum delphini) Er zog die Platte von neuem ab. Aber niemand wollte den guten Bischoff Hüet kaufen. Was thut er? Er macht daraus den heiligen Eruperus, ersten Bischoff von Bayeux, kratzt den Namen des Bischoffs von Avranches aus, und setzt dafür den des Heiligen. In einem Wallfahrtsort, la De-

Digitized by Google

livrande, nahe beym Meer, in einiger Entfernung von Caen, setzt er sogleich mehrere tausend Exemplare davon ab; die Frommen reißen sich um den heiligen Exuperus. Der pfiffige Buchhändler hat so sicher auf den Eifer der guten Pilger gebaut, daß er sich nicht einmal gescheuet hat, den Exuperus in der Bischoffstracht des 17ten Jahrhunderts, und mit dem Wappen des Bischoffs Hüet erscheinen zu lassen! Fürwahr, es ist doch etwas schönes um den — Glauben. Er beweißt recht klar dadurch seine göttliche Abkunft, daß 1000 Jahr (denn soviel liegen zwischen Exuper und Hüet) vor ihm sind wie ein Tag, der gestern vergangen ist, oder wie eine Nachtwache. (Dieß letzte Wort löst das ganze Räthsel. Man gehe in das südliche Deutschland und frage nach, wie es an den Wallfahrtsorten hergeht. Vor vielem Wachen und Schwärmen werden den Frommen, mitunter auch den Gottlosen, zuletzt die Augen so weit und trübe, daß sie nicht mehr wissen, was sie sehen. Und in der Nacht sind alle Kühe schwarz.) — Wir sehen der Fortsetzung dieser „Annalen" mit Verlangen entgegen. Sie können unter dem Schutze der französischen Preß- und Religionsfreyheit nicht anders als erfreulich wirken und gedeihen.

Die Ermordung Kotzebue's.

Man kömmt nie zu spät und zu weit her, sich diese Begebenheit zu beschauen; sie ist der Krystallisationspunct, um den die neue Geschichte der Deutschen sich ansetzt. Nicht die nachgebohrnen Folgen, erst die Enkel der furchtbaren That, werden unter dem Fluche des Schicksals erliegen. Es giebt keine Betrachtung, die sich hier nicht anreihen ließe, und darum darf auch nichts, was in diesem Kreise liegt, unbetrachtet bleiben. Professor Lehmann hat eine „Beleuchtung einiger Urtheile über Kotzebue's Ermordung," herausgegeben. Das Werkchen ist zu Bartenstein in Ostpreußen (nahe bei der russischen Grenze) erschienen. Es ist nicht lang, aber breit, und in einem stammelnden Style geschrieben, so daß, der Natur dieses Sprachfehlers gemäß, bald ein Sinn fehlt, bald ein anderer sechsmal wiederholt wird. Der Verfasser giebt sich die unnöthige Mühe zu beweisen, daß Kotzebue kein Spion gewesen sei, und macht über diese Würde eine gelehrte Erläuterung, deren Gründlichkeit wir auf Glauben annehmen müssen, da wir von der Sache gar nichts verstehen. Dann wird eifrig der Vorwurf widerlegt, als habe K. gesucht die deutsche Freiheit zu untergraben. Etwa weil er gegen das Turnwesen, und den heißen Verfassungstrieb geredet? Unsere gelehrten Vorfahren haben von allem diesem Zeuge nichts gewußt, (sagt Hr. Lehmann) „Wenn es wahr ist, daß der wissenschaftliche Geist unter Deutschen sehr lau und stille wird, weil der Geist unter ihnen sich mit seinem Wissen und Prüfen auf die bürgerliche Seite legt; (der Verfasser scheint sich auf die Adlige zu legen,) auf Verfassungen, Abgaben, Maschinen, Reformen, Berechnungen, (also selbst die Mechanik und Arithmetik käme uns nicht zu!), oder in einen Mystizismus verfällt, dagegen unsere Eltern mit ihrem Denken rein wissenschaftlich werden konnten, indem ihre Bürgerlichkeit in Ruhe und Bestand lebte (d. h. schlief), ohne sie so anzuschlagen in lauter Veränderungen und Raffinerien, wie solche wir erfahren; so sind eben die Anstalten und das Treiben der Zeit, gegen welche K. sich empörte, von der Art, daß man sagen muß, sie allein führen uns mit der wahrhaft wissenschaftlichen Aufklärung in Finsterniß und Barbarey, und K. hatte, indem er gegen ein solches bürgerliches Treiben arbeitete, wohl gar noch das Verdienst, (wohl gar noch), eben der Barbarei, welche uns drohet, entgegen zu wirken, und die wahre Aufklärung unter uns zu fördern. Es ist also ein gar irriger Gedanke in dem Schlusse: wer das bürgerliche Licht in Deutschland auslöschen will, geht auf eine totale Finsterniß aus; indem vielmehr das bürgerliche Licht den wissenschaftlichen Geist ganz ausbrennet, und selbst erlöschen muß, wenn eine freie Wissenschaftlichkeit gedeihen soll. Indem unsere Philosophen sich in Kriegswissenschaften werfen, in Staatswissenschaften, und auf der bürgerlichen Oberfläche der äußern Freiheit umtreiben, vernachlässigen sie die reinwissenschaftliche Tiefe des freien Geistes, und so sind eben sie es, die eine Barbarei des Geistes über uns bringen; wer sie nun in diesem bürgerlichen Felde angreift, um solche Freiheiten ihnen zu beschneiden, ist dagegen eben der, welcher die eigentliche Barbarey begraben, und die wahre Freiheit des Geistes erhalten will." (Wenn Hr. Lehmann durch die Lehre oder Heucheley solcher Grundsätze, sich auf die schwere Seite zu werfen gedachte, so kann man ihm das leicht verzeihen, da er sie durch sein Gewicht wahrhaft nicht schwerer gemacht hat, aber die angeführten Reden führen zu Folgerungen, die er beabsichtigt haben konnte. Denn wenn es wahr ist, daß das bürgerliche Licht den wissenschaftlichen Geist ganz ausbrennt, so müsse ja daraus folgen, daß alle diejenigen, welche mit bürgerlichen Dingen beschäftigt sind, sämmtliche Minister und Staatsbeamten, unwissende Menschen und niedergebrannte Geister wären, die man auf ein Profitchen stecken müsse — eine Behauptung, die

Digitized by Google

wenigstens Hr. Lehmann nicht wagen wird. Die so häufig ausgesprochene Unverträglichkeit des wissenschaftlichen Forschens mit der Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten, ist eine so plumpe Lüge, daß sich auch der schwachsinnigste Mensch nicht dadurch täuschen läßt. Cicero war trotz seiner Gelehrsamkeit ein so großer Bürgermeister, als irgend einer unserer Zeit, der diesen Fehler nicht hat; Cesar schrieb trotz seiner Heldenthaten so gut als ein Professor in Breslau, und man hört nicht klagen, daß so viele berühmte gelehrte Mitglieder der deutschen Bundesversammlungen, durch ihren wissenschaftlichen Geist, in ihren Staatsgeschäften je wären aufgehalten worden.

Ueber Kotzebue's Ermordung sagt Hr. Lehmann sehr naiv, er werde der Meinung seyn, welche die Regierungen davon haben werden: „Bei der Frage also, ob dieser Mord ein gemeiner sey, oder nicht, muß in Beziehung auf K. die Antwort noch warten, bis man sieht, was die Regierungen aus ihm machen werden; (Das sind ächte gehorsame Ansichten!) . . . Daß sich unsere Jugend so viel herausnehme, daran wären Umstände Schuld, „wohin ich (sagt der Verfasser) außer dem Turnwesen, welches die Körper und Geister wählig macht, auch dieß noch rechne, daß unsere Schulen die Köpfe der Jugend so anfüllen, daß dieselben leicht die Köpfe der Eltern überwiegen, wodurch denn der Sohn über den Vater, der Jüngling über den Alten eine Bedeutung bekommt, als dürfe er sich nur immerhin zum Herrschen anschicken; zumal die Zeit mit ihrer wilden Noth die Alten so mürbe geschlagen hat, daß sie überall an Kraftlosigkeit und Schwächen leiden." (Kostbare Geständnisse, die Herr Lehmann aus Unachtsamkeit verlohren hat! Wenn unsere Alten zu wenig gelernt haben, und unsere Jugend zu viel lernt, so widerspricht ja das der früheren Behauptung, daß die Wissenschaftlichkeit der Vorfahren, in dem bürgerlichen Treiben des jetzigen Geschlechts zu Grunde gegangen sei. Mürbe — ja, das ist das rechte Wort; aber nicht die Noth der Zeit hat die Alten mürbe geschlagen, sie hat sie so gefunden; wären sie nicht mürbe gewesen, hätte die Noth der Zeit nicht entstehen können. . . . Um dem herrschenden Mysticismus entgegenzuwirken, schlägt der Verfasser das Studium der Logik als einen sichern Damm vor. Wir haben die Logik immer höchst langweilig gefunden, aber wenn es ihr gelingt, die Mystik, diese schändliche Gelegenheitsmacherin des Despotismus zu vertreiben, so wollen wir ihre besten Freunde werden, und täglich beim Frühstücke in des Professors Maas Kompendium lesen.

Biographie.

Die stille Zeit, da große Menschen und Schicksale uns nur im Abbilde erschienen, und Jeder in seinem Hause das Kunstwerk ruhig und bequem anstaunte, ist nicht mehr; unsere Väter waren die Letzten, die sie gesehen. Gab es auch ungewöhnliche Menschen unter den Zeitgenossen, so berührten sie doch den Lebenskreis des Volkes nicht; denn nur mit der Höhe ragten sie über der Menge empor, aber ihre Grundfläche breitete sich nie über das eingeführte Maas hinaus. Waren es Bösewichter, so tobten sie wie wilde Thiere hinter eisernen Stäben, und konnten nur die Hand verletzen, die sich ihnen entgegenstreckte. Waren sie hoch und gut begabt, so betrachtete man sie als Schauspieler, deren Wirken auf die enge Bühne beschränkt und in einigen Stunden eingeschlossen blieb, nach deren Verlaufe der fallende Vorhang sie auf immer von den Zuschauern und dem Leben trennte. Aber die Begebenheiten unserer Zeit, mit den Menschen, aus denen sie hervorgegangen oder in die sie zurückgekehrt, sind uns als willkommene oder schlimme Gäste selbst in das Haus gekommen, und nachdem uns so die grosen Urbilder mit Schrecken oder Ehrfurcht erfüllt, können uns die schwachen Gemählde kleinerer Dinge nicht mehr genügen. Der Vorhang des Parrhasius täuscht uns nicht mehr, wir wissen daß nichts dahinter ist. Die sogenannten denkwürdigen Personen der drei letzten Jahrhunderte (nur Luther nicht) dünken uns flach, und deren Lebensbeschreibungen langweilig. Gestürzte Minister; Bauernsöhne die es bis zum Geheimrathe gebracht; geliebte Weiber die das Land regiert; Günstlinge, die mit dem Herzen der Fürsten ihren eigenen Kopf verlohren; Hofkriege, wo man sieben Jahre lang mit blutigem Schwerte an der Schreibfeder geschnitten, die beim Friedensschlusse einige Meilen Landes diplomatisch eroberte; Helden die das Vaterland gerettet, und am Ende ihrer Tage tausend Thaler Zulage erhielten: — das sind die wichtigsten Kapitel der Geschichtsbücher jener Zeit. Sie haben den Reiz verlohren, und schon darum allein könnten Samuel Bauers, (Pfarrers im Würtembergischen) interessante Lebensgemählde der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts, deren erster Band in einer neuen Auflage vor uns liegt, uns keinen Beifall abgewinnen, selbst wenn der Ausdruck „interessante Lebensgemählde", nur einen Sprachfehler und nicht einen falschen Sinn enthielte. Wir haben das Buch von 643 arabischen und 12 römischen Seiten mit großer Geduld durchgelesen; doch

Digitized by Google

so oft das Urtheil streng werden wollte, mußte es am Ende wieder erweichen, denn es ist viel Rührendes darin, wie einem glücklichen Landgeistlichen die Menschen und die Dinge erscheinen. Die Wände der stillen Pfarrwohnung sind mit Kupferstichen behängt. Schlachtstücke und Schäfereyen, untergehende Schiffe und Häfen, Bildnisse von Böswichtern, Gelehrten, Narren und Helden, sie zeigen alle, von einförmigen Rahmen aus Nußbaumholze eingesperrt, die ruhige und farbenlose Fläche einer Zeichnung. Der Einbildungskraft wird zwar eine Perspective dargeboten, aber die Sinne können nichts ergreifen. So sind diese Lebensgemählde. Sie gleichen dem Wachsfigurenkabinette, das sich vor einigen Jahren in Prag zusammengebildet, wo lebende Menschen die Bewegung zurückhielten, und sich für Abbilder geltend machten. Der Styl geht wie ein reisender Handwerksgesell, ruhig und zufrieden seinen Weg, unbekümmert, ob er durch die Lüneburger Haide oder im südlichen Frankreich, auf dem Leinpfade der Spree oder an den reizenden Ufern des Rheins wandere; sie fechten sich durch und suchen die Herberge. Nur wenn es dunkel wird, und die Geschichte zum Ende neigt, verdoppeln beide ihre Schritte. Doch hat die Sprache zuweilen eine Naivität, die wohlgefällt, z. B. der 41jährige Ziethen, der in diesem Alter nur erst einige Scharmützel glücklich bestanden, wird der junge Held genannt — von einer Schlacht im siebenjährigen Kriege wird erzählt, das Kanonenfeuer dabey sey unerträglich gewesen — einige geschmackvolle Männer in den Alpenthälern hätten zur Zeit Geßners die deutsche Sprache vervollkommnet — von Maria, einem Romane der englischen Schriftstellerin Godwin heißt es: „die Gefühle, die darin herrschen, sind von der ächtesten und feinsten Art; alles ist darin mit jener Phantasie geschmückt, die zu der Fahne des Zartgefühls und ächter Empfindsamkeit geschworen hat" — von Lessing wird gesagt: „Ein großer Name im Felde der Wissenschaften."

In Anekdoten, diesen Henkeln der großen Seelen, wodurch sie faßlich werden für den Hausgebrauch, hat das Buch Ueberfluß, so daß zwanzig Leser der verschiedensten Fähigkeit die Helden zugleich an den Mund führen können. Doch haben die Klassen, worin der Inhalt die denkwürdigen Menschen zerfällt, manches Sonderbare. Nach den Generalen kommen die berühmten Satyriker — nach diesen die herrschsüchtigen Weiber — Schwärmer und Narren wohnen unter einem Dache. — Richardson und Geßner werden als gelehrte Buchhändler bezeichnet; aber wenn Buchhändler gelehrt sind, werden sie treffender als Gelehrte geschildert, die auch den Buchhandel betrieben — Mordsüchtige Rebellen, worunter Pugatschew der Kosack und der Kopfabhacker Jourdan gerechnet werden, ist doppelt falsch. Mordsucht ist kein Charakter, sondern eine Krankheit der Seele oder des Blutes; und Jourdan war kein Rebell, denn er hat seine Unmenschlichkeiten im Namen der damaligen Regierung ausgeübt.

Doch leset immer das Buch, und wäre es auch nur, um die höllische Hinrichtung des wahnsinnigen Damiens zu erfahren, und den gerechten Himmel lobpreisen zu lernen, der mit dem Blute der Revolution solche Flecken der Menschheit ausgewaschen hat. Und wen diese Geschichte noch nicht genug schaudern gemacht, der lese die des gelehrten Wunderkindes Heinrich Heinecken, aus Lübeck, das in seinem vierten Jahre von Sprachen, biblischer Weisheit, Historie, Jurisprudenz und Erdbeschreibung mehr wußte, als alle deutsche Studenten zusammengerechnet, und dabei sanft und fromm war.

Curiosa.

Im Morgenblatt No. 279 vom vorigen Jahre lobhudelt ein Wiener Theatercorrespondent die Hofschauspielerin, Mad. Schröder, welche die Sophie in Kaupachs Fürsten Chawansky gespielt hat, also: „Sollen wir aber doch Einiges besonders anführen; so ist es die Meisterschaft der Deklamation, mit der sie ihre Monologe nicht nur sprach, sondern gleichsam darstellte; jeder derselben wurde ein Seelengemälde, jedes in anderm Styl, und doch gleich würdig, als Meisterwerk aufgestellt zu werden." Ob so ein Correspondenzjünger sich nicht schämt, solch Zeug zu schreiben, welches seine absolute Unfähigkeit verlautbaret! Müssen denn nicht alle Monologe auf der Bühne dargestellt werden, nicht bloß gesprochen? Die elendeste Komödiantin weiß das, und eine Schröder will so ein Lohnsingerlin damit loben? Und jeder Monolog ein Gemälde in einem andern Styl? Das hieße ja: Mad. Schröder ist eine Stümperin, welche keinen Charakter zu halten versteht, oder es heißt: ich, der Briefsteller, bin ein Ignorant, der keinen Begriff davon hat, was in den schönen Künsten der Styl ist, und daß in einer Rolle der Styl sich durchweg gleich bleiben muß. Oder — wäre der Correspondent des Morg. Bl. wohl gar ein Schalk? und wollte der Mad. Schröder höflich sagen, was ihr ein anmaaßlicher Aristarch im Morg. Bl. bei Gelegen-

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 26. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 April.

Nachrichten aus Portugall und dessen Colonien.

Hr. W. C. v. Eschwege (Portugiesischer Obrist-Lieutenant und General-Director aller Goldbergwerke ꝛc) bereißte mehrere Districte Portugalls in mineralogischer und bergmännischer Hinsicht. Die Resultate dieser Reise erhält jetzt das Publikum in einem von dem Berg- und Hüttenrevisor Hr. Zincken (in Blankenburg am Harz) herausgegebenen, von v. E. verfaßten, durch Hr. Z. aber mit Zusätzen bereicherten Werke, das für Bergkundige und Mineralogen eine um so angenehmere Erscheinung seyn wird, da jene Länder, wie in so mancher, auch in dieser Hinsicht, noch vielfach Unbekanntes oder doch nicht gehörig Gekanntes, haben, dessen Erläuterung dem forschenden Geist noch ein reichhaltiges Feld eröffnet. Aber auch außer dem eigentlichen Grundthema dieses Werks finden sich in demselben Notizen, deren Mittheilung ein mehr allgemeines Interesse hat, und von denen wir hier einige ausheben.

Im Herbste 1806 machte H. v. E. eine mineralogisch-bergmännische Reise von Figueiro dos Vinhos nach den nördlichen Provinzen (Portugalls), bei welcher Gelegenheit eine, den traurigen Zustand jenes Landes characterisirende Bemerkung angeführt wird. „Will man, sagt H. v. E., allen Nachrichten von Minen Glauben beimessen, die einem hie und da zu Ohren kommen, so thut man manchen vergeblichen Schritt, für den nur andere, oft gering scheinende und doch wichtige Gegenstände, schadlos halten. So kam ich kürzlich nach Paramis. Das Erste was ich an solchen Orten thue, ist nach dem Juiz, oder dem Geistlichen zu fragen, weil man von andern als diesen Beiden, entweder falsch oder gar nicht beschieden wird. Den Juiz aber herbeizubringen, hat seine großen Schwierigkeiten; gewöhnlich versteckt er sich, entweder aus bösem Gewissen, (der Richter ein böses Gewissen? Ei! Ei!) oder um keine ungebetenen Gäste zu haben (die sind auch nicht angenehm) kömmt auch eher nicht zum Vorschein, bis er völlig von dem Zwecke der nach ihn Fragenden unterrichtet ist. Ein anderes Uebel, welches man an solchen Orten zu erdulden hat, wenn man keine Lebensmittel bei sich führt, ist der Hunger. Man mag bitten und flehen, die Menschen geben nichts her — bis man ihnen Geld in die Hand drückt, (Dieser Schlüssel schließt doch überall die Herzen auf; das ist der wahre Hauptschlüssel zu allen Thüren.) und sie dadurch überzeugt, daß man nichts umsonst haben will. Anfänglich konnte ich mir nicht erklären, woher dieß übertriebene Mistrauen komme, bis ich so manches Geschichtchen von den Beamten hörte, die, wenn sie in einen solchen Ort kommen, sich Essen und Trinken zuschleppen lassen, ohne das Geringste zu bezahlen. (Die Beamten? hm, hm; uns ist erinnerlich, kürzlich in irgend einem Werkchen gelesen zu haben, die Beamten wären die eigentlichen Repräsentanten des Volkes. Das kam uns damals etwas spanisch, d. h. seltsam vor; wir sehen aber jetzt, daß es portugiesisch war, denn in der That, hier scheinen die Beamten im Jahr 1806 schon das Volk repräsentirt zu haben, nämlich am Tische; ob auch sonst noch wo? wissen wir nicht.) Besonders sollen sich bei solcher Requisition der Lebensmittel, die hungrigen Unterbedienten, die Escrivaos (Schreiber) u. dgl. in dieser Art von Repräsentation auszeichnen.

Auf derselben Reise fand der Vf. bei Pinheiro ein mächtiges Lager Meerschaum und ein dergleichen Graphit, beide in Sionitporphyr. Dieses Meerschaum-Lager verfolgte der Reisende bis zwey Legaos (Stunden) weit, und bemerkt darüber, das es oft 1 Lachter Mächtigkeit und mehr habe, daß die Oberfläche desselben zwar sehr zerklüftet sey, in der Tiefe hingegen große Massen ausgehauen werden könnten. Dieser Meerschaum, fährt H. v. E. fort, welcher in den nördlichen Gegenden Europas zu Pfeifenköpfen verbraucht wird, ist hier so gut, wie er nur immer aus der Levante nach Deutschland kommen kann und könnte einen bedeutenden Handelsartikel abgeben, da man ihn so theuer daselbst (in der Levante) einkauft *).

Eine dritte mineralogische Streiferei nach Pam-

*) Diese Notiz kömmt zu spät. Ja vor 30 Jahren, da rauchte man noch, nicht des Tabacks wegen, sondern um einen großen Meerschaumkopf braun zu dampfen. — Das war eine große schöne Zeit, diese Meerschaumzeit! — Heut zu Tage in unserer kleinen Zeit, sind die Stimmstengel Mode.

Digitized by Google

und endigt das ganze Werkchen mit folgendem königlichem Windbeutel: „der Gebrauch des Tabackrauchens ist unangenehm für die Augen, ekelhaft für die Nase, schädlich für das Gehirn, gefährlich für die Lungen, und der dabey aufsteigende schwarze, stinkende Rauch gleicht ganz dem abscheulichen Qualm im bodenlosen höllischen Abgrund."

Ob nun dieser königliche Angriff einen Eindruck auf die Nation gemacht habe, kann ich nicht bestimmen. Aber so viel ist gewiß, daß in England, so wie in Frankreich, das Tabackrauchen schon seit undenkbaren Zeiten aus allen eigentlich guten Gesellschaften gänzlich verbannt, und bloß allein in die gemeinen Caffee- und Bierhäuser verwiesen ist.

Schwache Versuche. Herr Friedrich Raßmann führt uns in seine Gallerie der jetzt lebenden deutschen Dichter, Romanenschriftsteller, Erzähler, Uebersetzer aus neuern Sprachen, Anthologen und Herausgeber belletristischer Schriften; allein diese Gallerie, von der uns die erste Fortsetzung bloß vorliegt, ist so unvollkommen, daß wir der Verlags-Handlung wohl empfehlen möchten, dieser Unternehmung, die recht interessant werden könnte, einen in der schön wissenschaftlichen Literatur Bewanderten vorzusetzen. Ein bloßes Namensverzeichniß der Schriftsteller wird keinem genügen; und daher dürfte es unerläßlich seyn, die Werke derselben mit aufzuführen; bey denen, die nur einzelne Aufsätze oder Gedichte geliefert haben, würde es hinreichen, die Zeit-Schriften zu nennen, in denen sich letztere befinden. Die versprochenen biographischen Notizen sind höchst dürftig. Bey einer nur flüchtigen Durchsicht vermissen wir, Adalbert vom Thale, (der Major von Decker) Döring, den zweyten Grimm, Hell, Franz Horn, Friedrich Kuhn, Lindau, Manso, Reinbeck, der, wenn er auch viel Makulatur geschrieben hat, hier doch immer hätte aufgeführt werden sollen, von Stägemann, und mehrern andern. Von Wilibald scheint der Verfasser nicht zu wissen, daß unter diesem Namen der Kreis-Hauptmann v. Zeschau in Dresden gemeint ist; auch führt er mehrere Schriftsteller unter den Lebenden an, die längst verstorben sind; z. B. den Verfasser des Lustspiels „unser Verkehr." Daß der Professor Oken eigentlich Ochsenfuß heiße, ist wohl die wichtigste literarische Notiz im ganzen Werkchen; sie bedarf aber näheren Beweises.

Frommes Anerbieten. Do sicherem Vernehmen nach die neumodische Frömmigkeit in unsern Kirchen und neuern Erbauungsbüchern die geistige Befriedigung nicht findet, die sie sucht, vielmehr in besondern Erbauungsstunden dem heiligen Gemüthsdrange zu genügen sich bemüht; so muß ihnen der Mangel an zweckmäßigen frommen Gesängen besonders fühlbar seyn, do aus unsern neuern Gesangbüchern das Herzergreifende und Erhebende, was sie begehren, bekanntlich größtentheils ausgestoßen worden ist. Unterzeichneter glaubt doher einem wahren Bedürfniß abzuhelfen, wenn er die Gläubigen auf einen alten Liederdichter aufmerksam macht, und eine neue Ausgabe desselben darbietet, die gewis den frommen Gemüthern äußerst willkommen seyn wird. Es sind die Lieder von Joh. Menzer, der einmal, ich weiß nicht wo und wenn, lebte, aber auf alle Fälle zu den Hoch-Erleuchteten gehörte. Eine Probe aus einem seiner Lieder vom Leiden und Sterben Christi wird die heilige Andocht in diesen Tagen besonders ansprechen; sie lautet (aus dem Liede: Ach mein Jesu welche Wehen u. s. w) im 5. u. ff. Versen so:

5. War dein Rücken nicht durchrissen
Wie ein umgepflügtes Feld?
War nicht deine Brust zerschmissen
Und erschrecklich aufgeschwellt?
Deine Seite war zerstochen
Und das Herz für Angst zerbrochen,
Lung' und Leber schmolzen ein,
Wegen unumschränkter Pein.
6. Arm und Beine mußten sinken,
Zittern schwächte deine Knie:
Deine Lenden mußten hinken,
Denn die Marter lähmte sie.
Hand und Fuß war dir durchhammert,
Und am Kreuzblock angeklammert.
Du verlohrst mit Blut und Saft,
Endlich alle Lebenskraft.
7. Ach du ärmster Wurm, du Made,
Du erbärmlichs Jammerbild!
Wie entsetzlich ist dein Schade!
Doch ich weiß wohl, wem es gilt;
Mir verdammten Höllen-Brande
Sollt für meine Sünd' und Schande
Alle diese Schmerzens Pein
Das verdiente Trinkgeld seyn.
8. Denn in meiner Seele stecket
Nichts als lauter Schlangenbrut,
Die der Teufel selber hecket,
Drum ist auch kein Tröpfgen Blut
Durch den ganzen Leib zu finden
Das nicht mit viel tausend Sünden
Sich in allen Gliedern regt,
Und den bösen Saamen hegt.

Mistophilos.

Neue botanische Entdeckung. Vor einiger Zeit hatte der Gärtner in dem herrschaftlichen Garten zu Abtnaundorf, ungefähr zwey Stunden von Leipzig in der Leipziger politischen Zeitung angezeigt, daß bei ihm die Musa paradisiaca (gemeiner Pisang, Adamsfeige 1 Mos. 3, 7.) in der Blüthe zu sehen sey. Ein Vornehmer Leipziger, unbekannt mit dem Worte: „Musa" und durch den Klang desselben verführt, hat nichts Eiligeres zu thun, als hinauszufahren, um zuerst das Paradieß-Mus zu kosten, das seinen Gaumen schon durch den bloßen Nahmen angezogen hatte. Vielleicht hoffte er gar den fußen Apfel zu finden, der einst den armen Erzvater und seine Eva verführte, und fand nichts, als eine Blume, deren Frucht wenigstens noch sehr tief verborgen lag, und wahrscheinlich, wie die Frucht mancher Hoffnungsblüthe, nie zur Reife gedeihen wird.

In allen nur möglichen Versarten hat Herr Pfarrer Hengstenberg in Wetter, Deutschland geographisch zusammen gereimt, in seiner geographisch-poetischen Schilderung sämmtlicher deutschen Lande. In der Vorrede verspricht der Herr Verfasser nach und nach die ganze Welt ebenfalls zusammen zu reimen. Das Werkchen ist wohl mehr eine poetische Spielerey oder vielmehr Liebhaberey des Herrn Pastors; denn die Geographie, diese mit ihren Robmen, Produkten, Gewerben und Handel höchst ungereimte Sache in Reime schmieden zu wollen; nehmlich in gute Reime, ist eine unerhörte Idee. Ein ganz unglücklicher Dichter ist indeß der Verfasser nicht, mancher Vers

Digitized by Google

ist recht artig, manche knitteln ein wenig; ob diese Geographie aber nach dem Wunsche des Verfassers, sich zu Declamationsübungen in den Schulen eignen möchte, lassen wir unerörtert. Hier einige Proben:

Wer kennt nicht Wien, die Kaiserstadt
Im weiten Donaugrunde
Wo sich der Fleiß gesiedelt hat,
Die größt' im deutschen Bunde?
Wer wandert sie nicht gerne durch?
Wer schau't nicht Au und Prater?
Und in der hohen Kaiserburg
Den frommen Landesvater. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Wo die Spree den dürren Sand befeuchtet,
Liegt das große, prächtige Berlin,
Das vor Preußens Städten allen leuchtet,
Wo Gewerb und Wissenschaften blühn.
Und ein König, voll von Treu und Glauben,
Wohnt im schönen Schloß geliebt, geehrt,
Mocht' ein Feind den Siegeswagen rauben,
Im Triumph ist er nun heimgekehrt! — ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Noch backt Thorn berühmte Pfefferkuchen
Und Copernicus trat hier ans Licht!!! ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Reich brennet Nordhausen von Korne viel Wein,
Die blühendes Leben vernichtet;
Hier nährt sich von Träbern manch' herrliches Schwein,
Und zahlreich sind Mühlen errichtet ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Ueber die Mantschu-Sprache. Seitdem die Mantschu-Tartaren China erobert haben, ist ihre Sprache die dasige Hofsprache geworden. Die Kaiser aus dieser Dynastie haben vom ersten Anfang ihrer Regierungen gefürchtet, daß die weit allgemeiner verbreitete und gebildetere Chinesische Sprache diejenige, die sie aus ihren Steppen mitgebracht hatten, verdrängen möchten, und waren deshalb ernstlich darauf bedacht, diesem zuvorzukommen. Hierzu war es aber nicht genug, daß die letztere ausschließlich in ihren Pallästen gesprochen und daß alle öffentlichen Urkunden in derselben abgefaßt wurden; das eroberte Volk, das unendlich zahlreicher als seine Eroberer war, würde ohne Zweifel auch in diesem Punkte, so wie es mit seinen alten Sitten und Gebräuchen wirklich der Fall gewesen ist, den Sieg davon getragen haben. Wenn die Mantschu-Sprache nur einigermaßen die Concurrenz mit der Chinesischen sollte aushalten können, so muste sie bereichert und so weit vervollkommnet werden, daß diejenigen, die sie verstunden, die Chinesische Sprache, wo nicht zum täglichen Gebrauch, doch zum Unterricht und Studiren, ganz entbehren konnten. Hieran nun arbeiteten die Mantschu-Kaiser mit einem Eifer und einer Beharrlichkeit, die wahre Bewunderung verdienen. Der Genius der Mantschu-Sprache und die Charaktere, deren sie sich bedient, kamen ihnen dabei sehr zu statten, denn der ganze Bau derselben ist weit einfacher, und ihr Alphabet, oder vielmehr ihr Syllabarium, bestund aus nicht mehr als 1400 Gruppen, dahingegen das der Chinesischen Sprache über 80,000 in sich enthielt. Nach der Versicherung der Missionarien kann man die Mantschu-Sprache in ohngefähr acht Jahren ziemlich vollkommen lesen und schreiben lernen, dahingegen das ganze Leben eines Menschen kaum hinreicht, um es in dem Chinesischen eben so weit zu bringen.

Aeußerst wichtig muß daher diese Sprache für die Europäer seyn, die sie bisher fast ganz und gar nicht gekannt haben. Sie ist nicht nur unendlich leichter als die Chinesische Sprache, sondern sie ist auch die allgemeine Hofsprache zu Pecking; außerdem macht sie aber das Chinesische in Rücksicht der Wissenschaften entbehren, denn alle nur einigermaßen vorzügliche Werke in dieser letztern Sprache sind sämmtlich auf Befehl der Kaiser in die Mantschu-Sprache übersetzt worden. Wenn daher die Europäer diese Sprache erlernen, so haben sie den Schlüssel zu allen Wissenschaften und zu den Alterthümern der Chinesen. Die Missionarien haben deshalb schon vorlängst eine Grammatik und ein Lexicon von dieser Sprache verfertigt und nach Europa geschickt, aber 1400 Buchstaben-Gruppen erforderten immer noch ein ziemlich abschreckendes Studium. Nunmehr hat aber der bekannte Hr. Langle's zu Paris mit der angestrengtesten Mühe und unendlich vielem Fleiß dieses ganze Alphabet auf 28 einfache Buchstaben zurückgeführt, so daß richtig die Mantschu-Tartaren selbst, wenn sie die Chinesische Eitelkeit nicht davon zurück hält, ihre Sprache weit leichter erlernen können.

Sonderbarkeiten. 1. In einem Buche, das sich das ästhetische Christenthum nennt, wird unter andern behauptet, daß der jüdische Gottesdienst eine bloße Komödie gewesen sei, und der Tempel zu Jerusalem ein Komödienhaus. Als allgemeine Beförderungsmittel der Religion und Andacht schlägt der Verfasser (ein Preußischer Criminalrath) auch Schauspiele, Pantomimen und religiöse Tänze vor. Entweder denkt er über die Religion sehr antik oder — sehr lustig.

2. Ein anderer stellt in einer kleinen Schrift (Neustadt an der Orla bei Wagner) die Frage auf: Darf und wird sich je aus der jetzt bestehenden lutherischen Kirche eine neue aussondern? Er meint, man solle die viel besprochene Union nochmals in reifliche Ueberlegung ziehn, und er sucht zu zeigen, daß eine neue kirchliche Trennung zu erwarten und selbst zu wünschen sei, und damit man alsdann nicht weiter in Verlegenheit gerathe, so thut er auch gleich Vorschläge, wie man sich dabei zu benehmen habe. Es soll nämlich bei jeder Stadtkirche ein alt- und ein neugläubiger Prediger angestellt, und von beiden an jedem Sonntage zu verschiedenen Stunden gepredigt und Gottesdienst gehalten werden.

Mit der Kirche ist es jetzt, wie mit einem vornehmen Patienten, der recht viele Aerzte braucht, wovon immer einer dem andern widerspricht, oder wie mit einem langwierigen Kranken, der zuletzt abergläubisch wird und endlich zu den sonderbarsten Mitteln greift, bis ihm aus Ueberdruß wieder einfällt, lieber der Natur ihren Lauf zu lassen.

3. In Dresden hat jemand den Vorschlag gethan, unter der Aufsicht der Polizei auch kleine Fiakers für Kinder zu halten, womit Nachmittags arme Knaben ausstehen sollen, um die reichen Kinder aufs Land hinauszuziehen. Aber frage:

1) Welchen Eindruck müßte es auf die vornehmen Kinder machen, immer die armen vorgespannt, ja von der Polizei selbst ausgestellt zu sehen?

2) Welchen nachtheiligen Einfluß müßte es auf die armen Kinder machen — das Warten auf Fuhre, das Herumlungern, das Kärnergeschäft? — Als Witz würde man es für feine Satyre halten auf vornehme Erziehung oder wohl gar — auf noch etwas Schlimmeres.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 27. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 April.

Afrika.

Von diesem Lande der Sonnenglut, das noch so viele uns unbekannte Strecken enthält, und wo sich Natur und Menschen zu vereinigen scheinen, um Kultur und Veredlung der letztern aufzuhalten; von diesem Lande haben wir neuerdings wieder einen Reisebericht erhalten. Ein Herr Mollien, der die Reise auf Befehl der französischen Regierung im Jahr 1818 gemacht haben will, hat sie unter dem Titel: Voyage dans l'interieur de l'Afrique aux sources du Sénégal et de la Gambie, beschrieben. Der Vortrag ist prunklos, klar und gewinnt schon durch die Schilderungen im Einzelnen einen Grad von innerer Wahrscheinlichkeit, so wie diese Schilderungen selbst, weil sie nach der Natur aufgenommen sind, für den Liebhaber und Denker Interesse haben, ob sie gleich keine unglaublichen und seltsamen Abentheuer darstellen. Wir theilen einiges mit. Zuerst eine Schilderung von der trostlosen Seite. „Die Wüste Sahara, am Fuß des Atlas anfangend und bis an den Senegal sich erstreckend, bietet auf einem unermeßlichen Raum nichts als einen röthlichen Boden dar, der sich jeder Vegetation widersetzt, die weit auseinanderliegenden Stellen ausgenommen, wo sich um Brunnen oder Quellen dornigte Gesträuche zeigen, und in der Nähe des Senegal nach dem Meere zu, wo die drey großen Akazienwälder liegen, die das Gummi geben. An diesen Quellen und Brunnen verweilen die umherschweifenden Horden der Mauren mitunter. Der flüchtige Sand, der die Ebene überzieht, vermehrt die zahlreichen Gefahren, die den Menschen dort unaufhörlich bevorstehen. Der Wind treibt ihn auf, die Pfade verliehren sich, der Sand verstopft die Quellen, und seine Wirbel verschlingen ganze Karavanen. Oft hat der Horizont den Glanz eines brennenden Heerdes, die Luft, die man athmet, ist eine zehrende Flamme, das Trinkwasser scheint den ewigen Durst mehr zu reizen, als zu stillen, und ein schauerliches Stillschweigen, das durch die erschöpfte Natur herrscht, wird bloß durch das ziehende Brüllen schmachtender Viehheerden unterbrochen." — Wie geht es nun dem Mauren, dem Sohn der Wüste? „In einem Zelt verschlossen, besänftigt er das Feuer, das ihn aufreibt, nur dadurch, daß er in einer gänzlichen Unbeweglichkeit ausruht. Es ist nicht zu verwundern, wenn ein Volk grausam und treulos wird, das unaufhörlich dem Hunger oder feindlichen Ueberfällen preis gegeben ist. Ueberall, wo die Erde undankbar ist, wird der Mensch düster, roh und beutegierig. Die Opfer seiner Wuth sind die einzigen Erndten auf seinen nackten Feldern. Es gehört zum Leben in einer solchen scheußlichen Gegend eine andern Völkern überlegene Stärke des Temperaments. Sie ist den Mauren zu Theil worden; sie sind mittlerer Größe, aber von einer Behendigkeit ohne Gleichen. Ihre Züge sind regelmäßig und schön; aber in ihren Blicken mahlt sich die Treulosigkeit ꝛc. Schon im 10. Jahre zieht der Maure in den Krieg, kann reiten und mit der Flinte umgehen. Besonders zeichnen sich die Mohrenprinzen durch ihre Kühnheit aus. Einer derselben, Namens Alycoury, 9 Jahr alt, wurde einmal gefragt, wo er hin gehe? In mein Lager, antwortete er; meine Zinsmänner, (Tributpflichtigen) wollen Handgemein werden, meine Gegenwart soll sie zu ihrer Schuldigkeit zurückbringen; Zehn Jahre älter, merkt Herr Mollien an, eine europäische Erziehung, würde dies Kind nicht ein Held werden? — oder ein Napoleon? fragen wir. — Wo der Europäer sich ansiedelt, pflanzt er sich ein Gärtchen; wo der Maure seine Zelte aufschlägt, schafft er eine Wüste, zerstört alles rings umher, selbst da, wo die Natur für Kultur empfänglich ist. Der König eines solchen Volks zeichnet sich durch nichts aus, als durch die weiße Farbe seines Gewandes. Man sieht ihn aus der nämlichen Pfeife rauchen, wie seine Umgebung. Eigensinn, Laune schließt die Ehen und löst sie auf. Die Mohrinnen werden im 6ten Jahre verlobt, sind schon Mütter im 12ten; und häßlich und bejahrt im zwanzigsten. Von der Gastfreyheit ist der Christ ausgenommen, den diese Völker wie einen Verbannten behandeln. Fleisch und Milch machen des Mohren Nahrung aus; er kann bisweilen acht Tage mit Hunger und Durst kämpfen, und schnürt den Leibgürtel bey solchem gezwungenen Fasten jeden Tag enger. — Europa kann wohl die Ketten der Schwarzen zerbrechen; allein Afrika denkt nicht daran, das Sklavenjoch nur zu lindern, das es auf seine eignen Kinder ladet. Unter den Mauren befindet sich eine Klasse,

Digitized by Google

Zinsbare genannt, Ueberbleibsel überwundener Nationen, welche unter einer schrecklichen Knechtschaft seufzen. Heerde, Weiber, Kinder, sind ein Raub ihres Herrn, und auf den geringsten Widerstand folgt Todesstrafe. — „Nachher erzählt der Verf. auch von der Sklaverey unter den Negern. Oft fällt der Damel, d h. König, in seine eignen Dörfer ein, mishandelt und führt hinweg, was ihm ansteht. — Musik und Tanz in einer Mondnacht ist das gewöhnliche Fest des Afrikaners. Von dem Neger, seiner sanften Natur, seiner Gastfreiheit, macht der Vf. eine bessere Schilderung. Die Aermsten sind aber häufigen Anfeindungen der Mauren ausgesetzt und haben große Furcht vor ihnen. Sie bauen ihren Boden nothdürftig an; bey ihren Wohnplätzen sind Tamarinden, Gummibäume und andere Mimosen, die gewöhnlichsten Bäume. Der Boden trägt Hirse, Baumwolle und Indigo. Das merkwürdigste oder einzige Denkmal des Alterthums ist der Baum Baobab, der König der Bäume in Afrika, dem Adanson seinen Namen gab. Der Vf. maß einen, der 40 Fuß im Umfange hatte. Seine Blätter geben einen Gährungsstoff, aus seiner Rinde macht man unzerstörbare Seile, in die Höhlungen tragen die Bienen ihren Honig, und in den größern findet der Neger Schutz für Ungewittern. Die Mauren sind Mohamedaner, der Religion nach, und der größere Theil der Neger, mit Ausnahme der Fürsten, die Heiden sind, neigt sich auch zu dieser Religion, wozu die Marabouts (Priester) viel beytragen, die meistens die Schulmeister der Negerkinder sind, und in großem Ansehen stehen. Sie sind auch die einzigen Leibesärzte. Man muß der Mehrzahl ein exemplarisches Leben nachrühmen, und die Bekehrung der Neger zum Islamismus soll sehr vortheilhaft auf ihre Sittlichkeit wirken; sie üben alle strengen Vorschriften des Koran sehr gewissenhaft." — Das sind die allgemeinen Züge zu dem Bilde des Bodens und der Menschen, welche unser Reisende zuerst besuchte. Wir stellen sie zusammen, damit sie ein Licht auf das folgende werfen helfen. Unser Leser vergleiche nun dankbar damit, wie? und mit wem? wir leben; oder auch, was? noch weiter aus uns werden könnte, wenn wir wollten. Ein Bischen vom Neger, Dieß und Jenes vom Mohr, klebt auch uns an; ob aber das Bessere? — Sind nicht wenigstens die Marabauts am Senegal besser und achtbarer, als die frères ignorantins an der Seine, am Rheine, und überall? Jene civilisiren in Afrika; diese mystificiren und verirren die Menschen, in Europa und 1820! — Wir reisen jetzt mit Hn. Mollien zum Damel des Königreichs Cayor und kommen eben in das Dorf Gandiolle, als Se. schwarze Majestät allerhöchst Dero eigne Unterthanen wegen einer verweigerten Lieferung von 83 Sklaven exequirten. Der Reisende mußte sich durch eine Menge schwarze Reuter und Prinzen drängen. Diese hatten Staatssänger im Gefolge, welche ihr Lob hoch prießen, während fast alle Unterthanen aus Furcht und Schrecken entwichen waren. Hr. M. mußte mit seinem Dollmetscher und treuen Begleiter, einem Marabout, durch mehrere Hütten kriechen, worin Wachen waren. „Endlich," erzählt er, „kamen wir an die königl. Hütte. Sie ist von eyrunder Gestalt, und die Thüre so niedrig, daß man auf dem Bauch hineinkriechen muß. Mit dem Hute auf dem Kopf und der Flinte in der Hand, stellten wir uns dem Damel vor, der uns ein Zeichen seines Schutzes gab. Die zugegenen Personen waren lauter Hofleute; man errieth es leicht an dem beyfälligen Lächeln auf ihren Lippen, wenn der König sprach." (Beschreibung eines Negerkönigs.) „Der Damel ist ein Mann von 26 Jahren, ziemlich dick; seine Stimme ist sanft, aber sein Blick hat etwas starres und wildes. Seine Finger waren mit silbernen Ringen bestrickt; die Kleidung wie bey andern Negern; eine blaue Mütze bedeckte den Kopf; er saß die Beine kreuzweiß auf einer Matte. Ein Maure neben ihm hatte ein feines geistreiches Gesicht; überhaupt genießen die Mauren überall bey den Prinzen ein Zutrauen, das sie ihrem Geist verdanken, und noch mehr der Geschicklichkeit, womit sie diesen trägen Monarchen schmeicheln." Auf der Reise war die gewöhnliche Nahrung Milch, Kuskus, (Hirsenbrey) und Wasser, und eine Matte das Bette. Für einige Blätter Taback, ein paar Korallen und dergl. erzeigten sich die gastfreyen Wirthe höchst dankbar; aber die Damels mußten besser belohnt werden. Nachtmusik machten mitunter hungrige Löwen, die nach Raube brüllend um die Dörfer schlichen. Tiefer ins Land war ein Weißer und sein Anzug ein Gegenstand der Verwunderung; Viele riefen: „es lebe der Weiße!" aber die Mauren darunter murmelten: „Nieder mit dem Nazaräer!" Andere witzelten besonders über unsers Reisenden lange Nase, und Weiber und Kinder rissen vor ihm aus. Ein großes Lob wird dem Esel von Cayor, seiner unermüdlichen Geduld, Mäßigkeit und Brauchbarkeit ertheilt. (Wer kennt nicht Büffons Lobrede; oder den unverdienten Spott über jene h. z. Tage nur zu seltenen

Digitized by Google

Geschäftsmänner, die nicht vom Stuhle kommen, und die man Arbeits-Esel nannte?

Der Souverain von Cayor hat das Recht über Todt und Plünderung seiner Unterthanen, die sich untereinander die Sklaven des Damel nennen. Es herrscht übrigens die wohlthätige Feudal-Verfassung; daher sich mancher Mächtige den Befehlen widersetzt. Einer, der Vermuthung hatte, daß ihm der König an den Kopf wollte, erschien in Begleitung von 400 Mann, um seine Aufwartung zu machen, und so behielt er seinen Kopf. Zu den Vorurtheilen der Jolof-Neger gehört, daß sie eine tiefe Verachtung gegen die Schmiede, Weber, Schuster und Griots (eine Art Staatssänger) haben. Sollte man etwa an ihrer Wahrheitsliebe bey den Lobgesängen zweifeln? Kurz, die armen Kinder der Tonkunst genießen nicht einmal die Ehre des Begräbnisses. Man steckt ihre Leichname in hohle Bäume, und glaubt, wenn man einen Staatskapellisten einscharrte, so würde die Hirsen-Erndte umschlagen.

Die Erziehung der Kinder kann nicht anders als fehlerhaft seyn, da sie schlechte Exempel vor Augen haben. Unterdessen ist noch mehr Sittsamkeit unter den jungen Knaben, als unter den Mädchen, welches einen natürlichen Grund hat. Jene sind unter der Aufsicht der Väter, oder in den Schulen der Marabouts eingesperrt, während die letzten der Vorsorge ihrer leichtsinnigen Mütter überlassen bleiben. In dem Königreiche Cayor, so wie fast in ganz Nigritien, haben die Oheime die nämliche Zärtlichkeit für ihre Neffen, wie für ihre eigenen Kinder; in gewissen Monarchien gereicht es sogar den Letzten zur Hintansetzung. — Der Respekt der Kinder gegen ihre Eltern, besonders gegen die Väter, hat in diesen Gegenden keine Grenzen. Niemals dürfen sie beym Essen der Eltern zugegen seyn, und müssen sich mit dem begnügen, was diese übrig lassen. — Die Gastfreundschaft wird nicht wie eine Tugend, sondern wie eine Pflicht angesehen. Hat ein Fremder einmal in einer Hütte gegessen, so könnte er ganze Monate dableiben, und man würde ihm nicht merken lassen, daß er zur Last fiele. In den Unterhaltungen der Jolof-Neger herrscht gewöhnlich Sanftheit und Anstand. Wenn die Mohamedanischen jemanden, der zornig wird, tadeln wollen, so sagen sie: „das ist ein Heyde!“ —

Eine verschiedene Raçe scheinen die Laaubés zu seyn, die, wie bey uns die Zigeuner, nirgends feste Sitze haben, unter den Jolof-Negern herumziehen, hölzerne Gefäße, Mörser und dergl. verfertigen. Sie sind sehr häßlich, besonders die Weiber, aber mit Corallen und Ambrakörnern reichlich geputzt, und die Neger bewerben sich sehr um die Gunst dieser Scheusale, in der Meinung, daß ihnen das Glück bringe. — Bey den gewöhnlichen Nachtreisen in Afrika ist das Feuer eine unentbehrliche Sache. Es trocknet den häufigen Thau auf, und erhält die Transpiration, deren Unterdrückung so gefährlich wird. — Folgender kleine Zug ist wohl charakteristisch und des Bemerkens werth. Auf der Reise in das Land Fouladoro hatte sich eine Karavane zusammen gethan. Bey einem Ruhepunkte setzte sich eine arme Frau mit 3 kleinen Kindern zu Hn. Mollien. „Sie nahm Theil an meinem Frühstück,“ erzählt er, „und bot mir zur Bezahlung ein wenig Wasser aus ihrer Kürbisflasche an, das weniger verdorben war als das Meinige im Schlauche; auch trieb sie die Dankbarkeit dazu, weil ich eins ihrer Kinder, das nicht fort konnte, aufs Pferd genommen hatte.“ — Der Werth einiger Tropfen trinkbaren Wassers in diesen Wüsten, wie viel höher steht er, als der Perlen- und Diamantenschmuck einer Königin! Als der Verf. sein Wasser mit seinem lechzenden Pferde auf eigne Gefahr theilte, verfolgten ihn alle Pferde der Karavane, und er sah sich genöthigt, den Schlauch vollends auszugießen. In dem Dorfe Balm hatte man ihm seinen Dolch gestohlen; er vermißte ihn erst unterwegs, die Gefährten drangen auf Rückkehr ins Dorf, und da brachte ihn der kleine Sohn des Vorstehers wieder, nebst einem Geschenk von Milch, und versicherte, daß die Einwohner keine Schuld an dem Diebstahl hätten, und der Verbrecher, den ein Freund angegeben hatte, gezüchtigt werden solle. Der Reisende erwiederte diese Polizeyhülfe durch ein Geschenk von 3 Ladungen Schießpulver. — Die Gegend um Sedo, eine Stadt von Fouladoro, beschreibt der Verf. sehr reizend und fruchtbar. Ein angesehener Neger, Moutoupha, der mit bey der Karavane gewesen, nahm ihn auf und empfahl ihn seiner Familie mit großen Worten, sie sollten alle Achtung für ihn haben, die einem weißen Prinz gebühre. Während dem war der Verfasser beschäftigt, seine Schuhe auszubessern, aber in Afrika ist man ein Prinz, wenn man ein Pferd und eine Flinte hat. Viele Neger kamen, um dem Verf. gegen eins von beiden ihre Töchter zur Heirath anzubieten; viele Mädchen kamen selber. Als er von seinem guten Wirthe mit Bedauern schied, führte dieser des Verfassers Hand an seine Stirne, um seinen Schmerz auszudrücken. Die Jolof-Neger fand der Verf. überall herzlicher und edler als die Poulen. — Das Commerz wird unter

Digitized by Google

den Negervölkern selbst im Kriege geschont und befördert; man läßt die Karavanen ohne Vere paßiren, und man hat kein Exempel, daß Eine von den Armeen geplündert worden. „Die natürliche Weisheit, (ein mehr prächtiges als wahres Wort, man mag es in Afrika oder bey uns hören,) der Afrikaner," sagt Hr. M., „hat ihnen Einrichtungen gegeben, welche unsere Staatskunst, nach Jahrhunderten von Systemen und Versuchen, ihnen schwerlich erschaffen würde. (Wir wollen sie nicht beneiden, die weisen Neger. Unsere Weisheit läßt uns vielleicht schon in etlichen Monaten vollkommene und gemeinsame Handels-Einrichtungen für Deutschland hoffen. Herrlich! Herrlich!.) — Im Lande Futatoro herrscht eine sonderbare Gewohnheit, die sehr barbarisch ist. Wenn ein Sklave seinen Herrn wechseln will, so sucht er dem neuen Herrn mit Gewalt oder durch Ueberraschung ein Ohr abzuschneiden; von diesem Augenblick an gehört er ihm an, und der alte Herr kann ihn nicht zurückfordern. (Wie viel Herren ohne Ohren würden wir bey uns nicht haben, wo das Gesinde h. z. T. so gern wechselt?) Ein Neger, der durch die Güte gegen seine Sklaven berühmt war, hatte darüber beide Ohren und sein Gehör obenein eingebüßt; sind diese fort, dann gehts gewöhnlich über die Ohren der Pferde des Herrn her. Einer solchen Sitte Ursprung kann man sich schwerlich erklären. — Vom Almany (König) von Futatoro bekam der Reisende folgenden Paß: „Almany Mamadou und die vortrefflichen Personen, die seinen Rath ausmachen, Aldondu, Eliman, Sire, Sembaiene. Boumandouet, Eliman Rindiao, Ardosambadadé, Dembanaiel, wir haben geschrieben diesen Brief, damit ihn alle lesen sollen, die diesem Weißen begegnen werden, und damit sie erfahren, daß er uns besucht hat und daß wir ihn haben gehen lassen, der Fürst der Gläubigen und alle Großen in Fonta haben zu ihm gesagt: Geh deiner Wege. Alle Dörfer sollen ihm Gastfreundschaft erweisen, und ihn bis an die Grenze nicht aufhalten." (Gar nicht übel für einen Negerpaß. Nur unsere Gastwirthe würden sich nicht daran kehren.)

(Der Beschluß folgt.)

Letztes Wort in Betreff des Streites der Herren A. G. Eberhard in Halle und D. Witte d. á. in Berlin.

Mehrmal ist der Zwiespalt, welcher sich durch die Aeußerungen des H. D. W. in seinem Buche über die Erziehung seines Sohnes, gegen Hr. A. G. Eberhard, zwischen beiden Herren ergeben, in diesem Blatte schon gedacht worden. Daß derselbe noch nicht verglommen ist, zeigt eine zweite sogenannte Charakteristik des Hn. D. Witte d. á., welche Hr. Eberhard neuerdings als Beilage zur Abendzeitung bekannt gemacht hat.

Wir dürfen voraussetzen, daß der Inhalt derselben dem größten Theil unserer Leser bekannt ist, deswegen enthalten wir uns, sie hier näher zu berühren, glauben aber, da das Wochenblatt früher durch Beleuchtung von Hrn. Wittens Erziehungsschrift und nachheriger Erwähnung der Streitigkeiten zwischen beiden Herren, gewissermaßen mit dieser Sache in eine Art von Berührung gekommen ist, diejenigen, welche Hrn. Eberhards zweite Zurückweisung von H. Wittes Anschuldigungen noch nicht gelesen haben sollten, darauf aufmerksam machen zu müssen, indem selbige ganz geeignet ist, alle Zweifel, die etwa noch hie oder da über die Frage: auf wessen Seite ist das Recht in dieser Fehde? hätten statt finden können, zu lösen.

Karamsin's Geschichte des Russischen Reichs.

Könnte man ein Buch, das ganz aus Titelblättern bestünde, anders lesen, als mit Unwillen oder Ueberdruß? Aber Könige sind nur die Titelblätter der Geschichtsbücher ihrer Völker. Darum durchwandert man gleichgültig die dürren Heiden der neuern Europäischen Geschichten, wo weder Schatten, noch Obdach, noch labende Herberge, den müden Forscher stärkt. Sie sind nichts als Flurbücher, worin die Staaten mit dem Maasstabe der Besteuerung, nach Länge und Breite abgemessen, und Völker wie Grundstücke, nach jedem Kaufe, Tausche und Todesfalle, neu ab- und zugeschrieben werden. Wer flüchtete nicht froh in eine andere Weltgegend, wo nicht ein schwacher Stab als schlauer Hebel, der Stärke gebietet, sondern der schwächere Geist dem mächtigern gehorcht? Wer stiege nicht gern hinauf zu einer ältern Zeit, da noch die Menschengeschichte frisch aus der Quelle der Natur floß, da die Völkerströmungen sich ihr selbstgewähltes Bett gruben, und unbekümmert um Herkommen und Federsatzungen, ihren angetretenen Weg fortsetzten?.. Das Alles finden wir in der Russischen Geschichte.

Dieses und das Weitere, könnte in klaren verständlichen Worten dargethan werden; aber wir Sünder werden genöthigt uns die heilige Sprache

Digitized by Google

der Propheten anzumaßen, und wie Ezechiel in Bildern zu reden. Das Russische Reich, ein Mann, wenn man es mit seinen Gespielen vergleicht, aber, da die Dauer des Wachsthums die Dauer der Kindheit bestimmt, noch ein Kind — hat, wie Herkules, schon in der Wiege, die Europa umschnürende Riesenschlange zerdrückt. Was es auch noch werden möge, genug es ist im werden, und in Europa das einzige aufsteigende Licht. Wie man auch gesinnt sey, geneigt oder abgewendet, hoffend oder fürchtend, nur gleichgültig sollte man nicht seyn, man sollte stets, selbst mit Verluste des nöthigsten Schlafes die Augen offen halten, und sich nicht einlullen lassen von denen, die ungleich den Anwohnern des Vesuvs, ruhig sind, weil der Berg nicht raucht. Wenn die Pest im Lande wüthet, freut man sich des rettenden Winters, und bezahlt gern das Leben mit der Freundlichkeit des Lebens. Es hat der Menschheit nie an einem kehrenden Herkules gefehlt, so oft ihre Augiasställe überfüllt waren.

Schon das ist ein Zeichen von der Größe eines Volkes, wenn es in seiner Mitte einen großen Geschichtschreiber findet; denn jeder Künstler, auch wenn er verschönt, kann doch nur an einer schönen Wirklichkeit sich begeistern. Karamsin's Geschichte des Russischen Reichs ist ein Meisterwerk, das seines Gegenstandes würdig ist. Die Anordnung ist zweckmäßig, klar und verständlich. Die verwickelten Massen von Gebieten und Völkern, aus denen sich das ungeheuere Reich nach und nach zusammengebildet, sind mit vieler Kunst gesondert, und je nach ihrer Bedeutung, mehr oder minder beleuchtet. Der Styl ist edel, kräftig, und, wo es geschehen durfte, mahlerisch. An herrlichen Betrachtungen fehlt es nicht, aber sie folgen alle den Ereignissen wie freiwillig nach, und werden nicht von dem Verfasser als pomphafte Begleitung mitgegeben. Ohne Religion und Vaterlandsliebe, wo es die Wahrheit gilt, hat Karamsin die Verbrechen und Niederlagen seines Volkes, zwar minder froh, aber nicht minder aufrichtig erzählt, als dessen Siege und Tugenden. Angenehm überraschend ist die Offenheit, mit welcher er, warm und beifällig gewisse Grundsätze aussprach — und also aussprechen durfte — von deren Aufnahme ins Leben, Rußland noch so weit entfernt ist, weniger weil es der Regierung an Freisinnigkeit, als weil es dem Volke an Sinn für Freiheit mangelt. Es wird überall gezeigt, wie sich die Herrschaft der Sterblichen irrdisch gebildet habe, und nicht, wie man zu glauben befiehlt, als Unsterbliche von dem Himmel herabgestiegen sey. „Der Russischen Geschichte Beginn stellt uns ein bewunderungswürdiges, in den Annalen vielleicht beispielloses, Ereigniß dar. Die Slaven vernichten freiwillig ihre alte Volksregierung und verlangen Herren von den Warägern, ihren Feinden. Ueberall führte das Schwert der Starken oder die Verschlagenheit der Ehrgeizigen die Herrscher macht ein (denn die Völker wollten Gesetze, fürchteten aber den Verlust der Freiheit): in Rußland wurde diese mit der allgemeinen Zustimmung der Bürger gegründet...."

Von Karamsins Werke sind bis jetzt 9 Bände (und zwei Auflagen) erschienen, worin die Geschichte Rußlands bis zum Jahre 1560 geführt wird. Es erhielt gleich anfänglich großen Beifall. Von 3000 Exemplaren war nach 26 Tagen auch nicht ein einziges mehr zu haben. Käufer aus allen Ständen, Landleute und Soldaten nicht ausgeschlossen, hatten den, für viele unter ihnen nicht kleinen, Preis von funfzig Rubel an den Besitz des ihnen so wünschenswürdigen Werkes gewendet. Der Verfasser wurde dafür von seinem Kaiser mit 60000 Rubeln, und einer freien Wohnung in einem Pallaste belohnt. Die Uebersetzung liegt im ersten Bande vor uns. Sie ist vom Hrn. Collegienrathe von Hauenschild in Petersburg besorgt. Auch der Uebersetzer wurde von der Regierung bei seiner Arbeit mit 6000 Rubeln unterstützt. Wir wollen Einiges daraus mittheilen, und wenn auch dieser erste Band nicht weit über den Ursprung des Reiches hinausgeht, so werden doch die mannichfaltigen Anlagen und Kriegszüge der Vorfahren der heutigen Russen, bei allen solchen Lesern Theilnahme erregen, die des Nachdenkens und der Schlüsse fähig sind, und die es wissen, daß Söhne oft erreichen, was sich die Väter gewünscht, weil jeder Wunsch der Saame seiner Erfüllung ist.

Das erste Hauptstück handelt von den Völkern, die vor Alters Rußland bewohnten, worunter die Hunnen und die Slaven die merkwürdigsten sind. Von der Art und Sitte der Hunnen, die mit den uns wohlbekannten liebenswürdigen Kosaken viele Aehnlichkeit haben, wird folgende Schilderung gegeben: „Die Nation der Hunnen, deren in den älteren Geschichtsbüchern nur zuweilen gelegentlich Erwähnung geschieht, wohnt über den Mäotischen Sümpfen am Eismeer und ihre Wildheit geht über alle Beschreibung. Weil man den Kindern sogleich nach der Geburt tiefe Einschnitte in die Wangen macht, so wird in der Folge das keimende Barthaar durch runzlichte Narben im Wachsthume gehindert, und sie werden, Entmannten gleich, alt, ohne ei-

Digitized by Google

nen Bart, des Mannes Zierde, erhalten zu haben. Ein gedrungener und fester Gliederbau, und feiste Nacken sind bei ihnen allgemein: sie sind von sonderbarer Leibesgestalt und langgestreckt, daß man sie für stehende zweifüßige Thiere, oder für plump zugehauene Brückenpfähle halten könnte. Diese so unannehmlichen Menschengestalten sind dabei so wild und abgehärtet, daß sie weder das Bedürfniß des Feuers noch gewürzter Speisen kennen, vielmehr nur Wurzeln wildwachsender Pflanzen und halbrohes Fleisch jeder Art von Thieren essen, welches sie zwischen ihre Hüften und ihrer Pferde Rücken legen und nur mäßig warm werden lassen. Häuser haben sie nie gehabt, glauben sie vielmehr eben so sorgfältig wie Gräber, die auch nicht zum gemeinen Gebrauch dienen, vermeiden zu müssen... Als wahre Nomaden ziehen sie nur auf Bergen und in Wäldern umher, und gewöhnen sich von Jugend auf, Frost und Hitze, Hunger und Durst ertragen zu lernen. Auch im Auslande betreten sie nie ohne die dringendste Noth ein Haus, weil sie sich nicht sicher in demselben glauben. Ihre Kleidung besteht aus Leinwand oder zusammengenähten Marderfellen... Haben sie einmal den Hals durch die Kutte von verschossener Farbe gesteckt, dann wird sie nie wieder abgelegt oder gewechselt, bis sie durch die Länge der Zeit ganz abgenutzt zu einzelnen Lumpen hinschwindet. Den Kopf bedecken sie mit gebogenen Helmen, die haarichten Schienbeine mit Ziegenfellen... Immer findet man sie wie angeheftet auf ihren Pferden, die zwar dauerhaft, aber von schlechtem Ansehen sind: bisweilen sitzen sie auch bei ihren gewöhnlichen Geschäften nach Weibersitte auf denselben. Tag und Nacht kommen sie nicht von ihren Pferden, kaufen und verkaufen, essen und trinken reitend, legen sich sogar auf den schmalen Nacken ihrer Thiere um zu schlafen oder nach Herzenslust zu träumen: auch wenn sie eine Volksversammlung über ernsthafte Angelegenheiten halten, thun sie alles beritten ab." —

Der Hunnen Geschichte ist lehrreich. Sie warne uns vor dem einlullenden Wahne, als hätten gesittete Völker von barbarischen nichts zu fürchten. Attila schlug die ganze damalige artige Welt, trotz aller Künste, Wissenschaften und Diplomatik, in Fesseln. Er wird geschildert in der Lage, da ihn die Abgeordneten des griechischen Kaisers demüthig Geschenke brachten. „Die griechischen Gesandten trafen ihn im Feldlager. Attila, welcher sie sowohl als des Kaisers Geschenke mit großem Stolze empfangen hatte, befahl ihnen, hinter ihm nach einem kleinen Städtchen zu reiten, wo er gewöhnlich in Friedenszeiten wohnte. Dort kamen ihm junge Mädchen entgegen, die mit weißen langen Kleidern angethan waren, und in Scythischer Sprache Gesänge zu seinem Lobe sangen. Das Schloß umgab eine hölzerne Mauer, das gleichfalls von Holz auf einer Anhöhe erbaut war. Attila trat des Morgens aus dem Hause, setzte sich an die Thür und schlichtete die Beschwerden seines Volkes; den Tag über empfieng er Gesandte aus verschiedenen Weltgegenden, und Abends aß er in ihrer Gesellschaft. Alle speisten auf silbernen Schüsseln und tranken aus goldenen Bechern; nur Attila reichte man hölzerne Gefäße. Zu Ende des Abendmahls erschienen Hunnische Dichter, die des Königs Großthaten besangen. Seine Freunde und Gefährten, durch das Andenken an die Schlachten begeistert, zeigten ihr Entzücken, die vom Alter entwaffneten Greise weinten Thränen hoher Rührung. Attila, immer düster und in Gedanken versunken, schwieg und liebkosete mit der Hand seinen kleinen Sohn, welchem die hunnischen Wahrsager des Vaters Glück und Ruhm weissagten. Seiner Heerführer Gewänder, Schwerdter und Rosse glänzten von Gold und Edelsteinen, Attila aber verachtete allen äußern Schmuck. — Nicht nur die Hunnen, sondern auch die andern ihm botmäßigen Völker liebten diesen außerordentlichen Mann wegen seiner großen Eigenschaften und seiner Gerechtigkeit. Viele Griechen und Römer begaben sich freiwillig in seinen Dienst. Von diesen sagte einer zu Priscus: „ich liebe die Sitten der Scythen. Wir führen oft Krieg, aber dafür erfreuen wir uns auch im Frieden der vollkommensten Ruhe, und fürchten nicht, das geliebte Eigenthum zu verlieren. In meinem gewesenen Vaterlande, im römischen Reiche, herrschen Tyrannen, und die muthlosen Sklaven wagen es nicht sich entgegen zu stellen. Dort giebt es keine Gerechtigkeit, keine Gleichheit in den Staatsauflagen, und die Mächtigen unterdrücken die Schwachen."

Die Slavischen Völker, die mehr als Gothen und Hunnen dem Byzantinischen Reiche schrecklich waren, geben Stoff zu merkwürdigen und manchmal gefälligen Sittengemählden. Sie waren nicht alle wilder Art. So saßen gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts an den Küsten des Baltischen Meeres glückliche Slaven, die an den Einfällen ihrer verwandten Stämme ins griechische Reich keinen Theil nehmen wollten. Byzantinische Schriftsteller erzählen folgendes von ihnen: „Die Griechen hatten drei Fremdlinge gefangen genommen, die statt der Waffen Citharen oder liegende

Digitized by Google

Harfen trugen. Der Kaiser fragte, wer sie wären? Wir sind Slaven, antworteten die Fremdlinge, und wohnen an dem entfernten Ende des westlichen Oceans (am Baltischen Meere). Der Awaren-Chan schickte unsern Vorstehern Geschenke und verlangte Krieger, um gegen die Griechen zu kämpfen. Unsere Vorsteher nahmen die Geschenke, schickten uns aber mit der Entschuldigung zum Chan, daß sie wegen weiter Entfernung ihm nicht Hülfstruppen geben könnten. Wir selbst waren funfzehn Monate unter Wegs; der Chan, die Heiligkeit der gesandtschaftlichen Würde nicht achtend, verweigerte uns die Rückkehr in unser Vaterland. Da hörten wir von der Griechen Reichthum und Leutseligkeit und benutzten eine Gelegenheit, nach Thrazien zu entfliehen. Nicht mit Waffen umzugehen verstehen wir, nur die Cyther spielen wir. Eisen giebt es in unserem Lande nicht, und wir, des Krieges unkundig, lieben Musik und führen ein friedliches und ruhiges Leben. — Den Kaiser erstaunten die sanften Sitten, der große Wuchs und die Stärke dieser Leute; er bewirthete die Gesandten und gab ihnen Mittel, in ihr Vaterland zurückzukehren." Dieser friedliebende Charakter der Baldischen Slaven, in den Schreckenszeiten der Barbarei, stellt dem Gemüthe ein Bild des Glückes dar, wie wir es nur in den Gebilden der Phantasie zu finden gewohnt sind. Daß alle byzantische Schriftsteller in der Erzählung dieses Ereignisses übereinstimmen, scheint ein Beweis für dessen Glaubwürdigkeit zu seyn, welche durch die im Norden damals waltenden Umstände noch erhöht wird, denn, da die Germanischen Völker sich gegen Süden entfernt und der Hunnen Macht vernichtet war, konnten sich die Slaven friedlicher Ruhe erfreuen."

Einige sagen, daß die Slawen nur dreymal in ihrem ganzen Leben sich wuschen und gewaschen wurden, am Tage der Geburt, an dem der Trauung und am Todestage. Sie besaßen außer ihrer gewöhnlichen Tapferkeit eine besondere Geschicklichkeit, sich in Klüften und Schluchten zu vertheidigen, im Grase zu verbergen, und den Feind durch widerholte Angriffe zu verwirren. Sie verstanden überdieß in Flüssen unterzutauchen, wobey sie durch Schilfrohr, dessen Enden sie über dem Wasser hielten, Athem holten. Einstimmig wird ihre Gastfreundschaft gerühmt. Gleichsam heilig war ihnen jeder Reisende; freundlich gingen sie ihm entgegen, bewirtheten ihn mit Freuden, geleiteten ihn mit Segenswünschen, und übergaben ihn von Hand zu Hand. Der Wirth war für des Fremden Sicherheit dem Volke verantwortlich, und wer einen Gast vor einem Unfalle oder vor Unannehmlichkeiten nicht zu bewahren wußte, an dem rächten die Nachbarn diese Kränkung als eine selbst erlittene. Wann der Slawe das Haus verließ, schloß er die Thür nicht, und ließ für Fremde zubereitete Speise zurück. Kaufleute und Handwerker besuchten die Slawen gerne, bey welchen weder Räuber noch Diebe zu fürchten waren. (Glückliches Volk ohne Diebe und Polizey!) Einem Armen aber, dem die Mittel fehlten, den Fremden gut zu bewirthen, war es gestattet, alles dazu Nöthige bey einem reichen Nachbarn zu stehlen. Jede Mutter hatte das Recht, wenn die Familie bereits zu zahlreich war, die neugebohrne Tochter zu tödten, aber sie war verpflichtet, des Sohnes Leben zum Dienste des Vaterlandes zu erhalten. Die Slawen bauten ihre ärmlichen Hütten an wilden, einsamen Stellen, mitten unter Sümpfen, die nicht zu durchwaten waren, so daß der Fremdling in ihrem Lande nicht ohne Führer reisen konnte. Beständig der Feinde gewärtig, brauchten sie die Vorsicht an ihren Wohnungen, mehrere Ausgänge anzubringen, damit sie bey einem Ueberfall sich um so leichter durch die Flucht retten konnten. Sie liebten erbliche Herrschaft nicht, und aus Zwang mehr, als aus freyem Willen, gehorchten sie zuweilen dem Sohne einer ihrer verstorbenen Wojewoden oder Knjäsen. Die Wahl eines Herzogs, das heißt eines Wojewoden, war im Slawischen Kärnthen mit sehr sonderbaren Gebräuchen verbunden. Der Gewählte erschien in sehr dürftiger Kleidung in der Volksversammlung, in welcher ein Ackersmann auf einem Throne, oder auf einem großen unbehauenen Steine saß. Der neue Gewalthaber schwor, der Vertheidiger des Glaubens, der Wittwen und Waisen, und der Gerechtigkeit zu seyn: nun überließ ihm der Ackersmann den Stein, und alle Bürger leisteten den Eid der Treue. Unterdessen hatten zwey der vornehmsten Geschlechter das Recht, überall das Getraide abzumähen und die Dörfer anzustecken, zum Zeichen und zur Erinnerung, daß die alten Slawen den ersten Oberherrn zum Schutze gegen Gewaltthat und Räuberei erwählt hatten. —

(Der Beschluß folgt.)

Fortgesetzte Briefe an eine Dame über die neueste theologische Literatur.

Neunter Brief.

Ich erwartete den Einwurf, den Sie mir auf meinen letzten Brief über die Kirchenvereinigung gemacht haben; es sey zu viel gesagt, meinen Sie,

Digitized by Google

wenn ich den Vereinigungsversuch einen gescheiterten nenne, da doch die Vereinigung an mehrern Orten factisch vollzogen worden sey. Sie haben Recht, wenn Ihnen das eine Vereinigung heißt, daß hie und da lutherische und kalvinische Christen an einem Altar, und mit gleichen Gebräuchen das Abendmahl feierten: aber wenn Sie meinen sollten, daß der Confessionsunterschied dadurch, sey es auch nur an den genannten Orten, oder Landen aufgehoben worden sey, so hat Ihre Hoffnung Sie getäuscht; denn bei weitem nicht alle sind dieser Vereinigung, so lax sie ist, beigetreten, ja manche halten nun desto strenger an ihrer Geschiedenheit, so daß statt zwey Partheien, jetzt sogar drey bestehen, Lutheraner, Calvinisten, und Unirte. Wollen Sie aber den wahren Grund, warum man sich in Staat und Kirche ewig trennt, erfahren, so lesen Sie die Themis, wissenschaftliche Zeitung theologischen, juristischen und politischen Inhalts von D. Georg Heinrich von Deyn, die seit vorigem Jahre erscheint. Der über Alles und allein weise Verfasser zeigt dort, daß es uns an einer wahren Rechtsverfassung fehle, die er nur kenne, und gegen billige Vorausbezahlung gern bekannt machen wolle. Sie vernehmen dort auch, daß er, und kein anderer, der Stifter des heiligen Bundes sey, den er in einer früheren Friedensschrift in Antrag gebracht habe. Der arme Mann hat nur seine großen Anfechtungen von den fatalen Recensenten, was ihm denn Gelegenheit giebt, z. B. gegen die Hallische A. Lit. Ztg. zu erklären, daß er in der Theologie, Jurisprudenz, und Politik dem Redacteur Schütz, und allen seinen Recensenten (beiläufig siebenhundert achtungswerthe Männer) bei weiten überlegen ist; denn alle genannte gelehrte Leute, fährt er fort, sind nicht im Stande, Preußen die wahre Rechtsverfassung zu liefern; dagegen ich allein es vermag. Die hohe Unwissenheit aller unserer Theologen, Juristen und Staatsmänner wird dort auch im Einzelnen nicht nur wiederholt ausgesprochen, sondern so streng bewiesen, daß es für die Erleuchteten gewiß außer Zweifel gesetzt ist.

Für mich hat diese Schrift ein besonderes Interesse, ich lese sie Mittags nach Tische; wo sie, obgleich selbst unverdaulich, doch die Verdauung gar sehr befördert, und ich glaube der Versicherung gern, daß dreyhundert Exemplare dieser literärischen Rarität abgesetzt werden, da wahrscheinlich mehrere Leser sie als den jüngsten Antihypochondriakus betrachten. Eine unangenehme Störung sind dabei die mitunter laufenden vernünftigen Gedanken, welche der glücklichen Täuschung, daß hier eine Fortsetzung der blauen Bibliothek vorliege, einen unwillkommenen Eintrag thun.

Gut, daß unser Kotzebue diese Schrift nicht mehr lesen kann, sie würde seinen schriftstellerischen Stolz gewaltig demüthigen, wenn er seine Aeußerung in Nr. 39. 3. B. des Lit. W. Bl. mit folgender Anmerkung begleitet fände: „So bin ich denn der Einzige, vor welchem August von Kotzebue die Segel gestrichen hat. Sich vorstellend, an mir leicht zum Ritter werden zu können, erklärte er mich für einen wahnsinnigen Gott-Vater; nachmals für einen verrückten König; u. s. w. Die Themis soll aber die Leser auf weit gründlicheres Wissen leiten, als das literarische Wochenblatt zu thun vermag." (Was es, beiläufig gesagt, auch nie gewollt hat, indem es nur zu unterhalten sucht.)

Hat Kotzebue vor dem Gewaltigen die Segel gestrichen, so legt sein Fortsetzer sehr gern die bescheidenere Feder solch einem Heros zu Füßen!

Notiz.

Das Eidesprivilegium der Quaker, mit der Klausel. Es ist bekannt, daß die Sekte der Quaker in England nicht verbunden ist, einen Schwur zu leisten, und daß ihre bloße Aussage vor Gericht Glauben findet. — Sie haben dieses Privilezium unter Karl II. erhalten. Der Kanzler Cowper wollte sie anhalten, gleich andern Bürgern zu schwören, da sprach der Anführer der Erschienenen ganz ernsthaft: „Freund Kanzler! Du sollst wissen, daß der „Herr Jesus Christus, unser Erlöser uns verboten hat, „anders zu versichern als mit Ja, ja; nein, nein. Er hat „ausdrücklich gesagt: Ich verbiete euch zu schwören, weder „bey dem Himmel, weil er der Thron Gottes ist; noch „bey der Erde, die sein Fußschemel ist, noch bey Jerusalem, weil sie ist die Stadt des großen Königs; noch bey „dem Haupte, weil du nicht ein einzig Haar weiß oder „schwarz machen kannst. Dieses ist ausgemacht, Freund, „und wir werden Gott nicht ungehorsam werden, um dir „und deinem Parlement zu gefallen."

Der Kanzler setzte dieser christlichen Rede eine heidnische Replik entgegen, indem er sagte: „Gut gesprochen! Aber „ihr sollt wissen, daß Jupiter eines Tages allen Lastthieren „den Befehl gab sich beschlagen zu lassen. Die Pferde, die „Maulthiere, auch die Kameele gehorchten sogleich; nur die „Esel widersetzten sich. Sie brachten so viele Gründe zum „Vorschein, sie bahten so lange, daß Jupiter, welcher gut „war, endlich zu ihnen sagte: Meine Herren Esel, ich gebe „Ihrer Bitte nach; sie sollen nicht beschlagen werden: aber „beim ersten Fehltritt, den sie machen werden, wird es „hundert Stockprügel setzen." Man muß gestehen, sagt der Referent, (Voltaire) daß die Quaker bis jetzt keinen Fehltritt gethan haben.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 28. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 März.

Karamsin's Geschichte des Russischen Reichs.

(Beschluß)

Die Priester weissagten mittelst Pferden. Im Tempel zu Arkon wurde ein weißes Roß unterhalten, und Abergläubige meinten, Swjátowit reite es jede Nacht. Bei wichtigen Entschlüssen führten sie dieses Pferd Lanzen vorüber, die mit der Spitze in die Erde gesteckt waren; wenn es nun an diesen nicht mit dem linken, sondern mit dem rechten Fuße vorbei schritt, so erwartete das Volk Ruhm und Reichthümer. In Stettin war dieses einem der vier Priester des Haupttempels anvertraute Pferd ein Rapp, und weissagte Glück, wenn es mit den Hufen die (liegenden?) Lanzen nicht berührte. In Rhetra saßen die Wahrsager auf der Erde, murmelten einige Wörter, wühlten in derselben, und weissagten die Zukunft nach den in der Erde gefundenen Dingen. Ueberdieß warfen die Priester in Arkon und Stettin drei kleine Bretchen auf die Erde, deren eine Seite schwarz, die andere weiß war; lagen nun die weißen Flächen oben, erschien dies als eine gute Vorbedeutung, so wie das Entgegengesetzte Drangsale verkündigte. Selbst die Frauen auf der Insel Rügen waren als Wahrsagerinnen berühmt, bei einem auseinandergebreiteten Feuer sitzend, zogen sie viele Striche in die Asche, deren gleiche Zahl von guter Vorbedeutung war.

Unter den übrigen Völkern, die das heutige Rußland bewohnten, sind besonders die Chasaren merkwürdig, ein türkischer Volksstamm an der westlichen Seite des kaspischen Meeres. Europa lernte sie im vierten Jahrhunderte mit den Hunnen zugleich kennen. Götzendiener früher, nahmen sie im achten Jahrhunderte den jüdischen und im Jahr 858 den christlichen Glauben an. Ihr Herrscher, der Chagen muß immer aus Kaiserlichem Geschlechte seyn. Nur in den wichtigsten Angelegenheiten kann man zu ihm Zutritt haben. Die Eintretenden fallen auf das Antlitz und warten, daß er ihnen befehle aufzusteben, sich zu nähern und zu sprechen. Niemand darf es wagen, vor dem Grabhügel des Chagens vorbeizureiten, man muß vom Pferde absitzen, sich vor dem Grabe verneigen, dann zu Fuße weiter gehen und nur dann zu Pferde steigen, wenn das Grabmahl nicht mehr sichtbar ist. Wenn der Chagen zu einem bedeutenden Beamten spricht: geh, stirb, so geht dieser sogleich nach Hause und tödtet sich. Zuweilen gelangen ganz arme Leute vom Geschlechte der Chagenen, wenn sie die Reihe trifft, zum Throne. Ich habe gehört, (sagt ein alter Historienschreiber) daß ein junger Mensch in der Bude saß und mit kleinem Kram handelte, und das Volk sagte von ihm: nach dem Tode des jetzigen Chagens setzt er sich auf den Thron! Aber dieser Mensch war ein Muselmann und der Chagen muß immer vom jüdischen Glauben seyn. Mit dem Könige sitzen neun Beamte zu Gerichte, welche Muselmänner, Hebräer, Christen und Götzendiener seyn können. Der kleinste Theil der Bewohner ist jüdischer, der größere aber mahomedanischer und christlicher Religion. Die Stadt Atel ist auf siebenzig Werste mit fruchttragenden Feldern umgeben. Die vorzüglichste Nahrung der Einwohner besteht in Fischen und in Reiß; Honig und Wachs wird ihnen aus Rußland zugeführt. Die bedeutendsten Bürger in Atel sind Muselmänner und Kaufleute, ihre Sprache ist die Türkische... Im Lande der Chasaren ist die Stadt Asmid, die sehr reich an Gärten ist. Der Weg von Derbend nach Sevir ist ganz von Gärten umgeben: es wachsen da auch Weintrauben.

Außer ihrem Könige hatten die Chasaren noch einen besonderen Chakan, der in dem Pallaste bey dem ersteren wohnte, sehr geachtet wurde, sich aber in gar keine Regierungsangelegenheit mischte, und niemals öffentlich erschien. Er war der Sündenbock des Königs. Bey öffentlichen Drangsalen nehmlich, begab sich das Volk zum Könige und sagte: „Dieser Chakan und sein Leben bringt uns Unglück, wir sehen ihn als ein böses Zeichen an; tödte ihn also, oder liefere ihn uns aus, damit wir ihn tödten!" Der König tödtete dann den Chakan. Nach Erwählung des Chakans, legen ihm die Großen eine seidene Schlinge um den Hals, würgen ihn und fragen: wie viel Jahre er herrschen wolle? Der Chakan bestimmt die Jahre, darauf nehmen sie die Schlinge ab; wenn er aber die von ihm bestimmte Frist überlebt, so wird er getödtet.

Aus der alten Sprache der Slawen, entstanden im Verlaufe der Zeit verschiedene Mundarten derselben, von welchen folgende die vorzüglichsten

Digitized by Google

sind: 1. „die Russische, ausgebildeter als alle übrigen. Des Staates Siege, Eroberungen und Größe erhoben der Russen National-Geist und zeigten eine glückliche Einwirkung selbst auf die Sprache, die, gehandhabt von einem mit Geschmack und Talent begabten Schriftsteller, an Kraft und Schönheit den edelsten Sprachen des Alterthums eben sowohl als unserer Zeit sich unbedingt gleich stellen darf. (Ist dieses wahr, und ist Sprache die Münze des Geistes, so müssen die Russen sehr reich an Bildung seyn). Ihr ferneres Schicksal hängt von dem Geschicke des Reiches ab.... (Diese Punkte, zugleich Wegweiser und Wegverbote den wandernden Gedanken, hat der Verfasser selbst gesetzt.)

Die Gründung der Russischen Monarchie fällt in das Jahr 864. Die Slawen, innerer Zwistigkeiten müde, und, wie es die Völker oft gethan, im Wechsel des Uebels, Trost suchten, verlangten Herrn von ihren Feinden den Warägern (Normänern). Sie ließen ihnen durch eine Gesandtschaft sagen: Unser Land ist groß und gesegnet, nur Ordnung mangelt darin: kommt denn, seyd unsere Fürsten und herrscht über uns. Drei Brüder, Sineus, Truwor und Rurik, willigten darein, die Herrschaft über Leute anzunehmen, welche wohl für die Freiheit zu kämpfen bereit waren, aber sie nicht zu gebrauchen wußten. Sie theilten sich das Reich, aber im genannten Jahre brachte Rurik, nachdem seine Brüder gestorben waren, sämmtliche Staaten unter seine alleinige Herrschaft. Nach Rurik's Tode, und während der Minderjährigkeit seines Sohns, führte Oleg die Herrschaft. Seine Regierung war reich an Eroberungen und Heldenthaten. Er belagerte Konstantinopel. Von seinem Tode pflanzte sich folgende Sage fort: „Die Seher weissagten ihm, sein Lieblingspferd werde ihm den Tod bringen. Von dieser Zeit beschloß Oleg, es nicht mehr zu reiten. Vier Jahre vergiengen; im Herbste des fünften erinnerte sich Oleg an die Weissagung, und als er hörte, das Pferd sey lange todt, lachte er über die Wahrsager; er wollte dessen Gebeine sehen, setzte auf den Schädel den Fuß und sprach: diesen sollte ich fürchten? Aber im Schädel war eine Schlange verborgen; sie stach den Fürsten und der Held starb davon."

Auch Igor, Ruriks Sohn, machte einen Kriegszug nach dem Byzantinischen Reiche, aber seine Flotte ward vom griechischen Feuer zerstört. (Bei dieser Gelegenheit wird erwähnt: Baron Aretin in München habe in der dortigen Bibliothek, in einer lateinischen Handschrift aus dem dreyzehnten Jahrhunderte, eine Abhandlung über das griechische Feuer gefunden, die das verlohren geglaubte Geheimniß von dessen Bereitung enthält.)

Olga, Igors Wittwe, herrschte während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Swätoslav. Igor war von den Drewiern, die er durch Brandschatzungen zur Verzweiflung gebracht, ermordet worden. Wie Olga diesen Mord schrecklich und listig gerächt, erzählt Nestor folgender Maßen.

„Auf den verübten Mord stolz wie auf einen Sieg und Swätoslav's Jugend verachtend, dachten die Drewier, sich die Herrschaft über Kiev zu verschaffen, und wollten, ihr Fürst Mal solle Igors Wittwe heirathen: denn obwohl sie den Herrschern von Kiev Tribut zahlten, hatten sie doch ihre eigenen Fürsten. Zwanzig angesehene Gesandten der Drewier schifften in einem Boote nach Kiev, und sagten zu Olga: Wir haben deinen Mann wegen seiner Habsucht und Raubgier erschlagen; doch die Drewischen Fürsten sind gut und großmüthig, ihr Land blühet und gedeihet. So werde du denn unseres Fürsten Mal Gattin. Olga antwortete ihnen freundlich: Eure Rede ist mir angenehm. Meinen Gatten kann ich nun nicht mehr auferwecken! Morgen will ich Euch alle schuldige Ehre erzeugen. Jetzt kehrt in Euer Boot zurück, und wann meine Leute um Euch kommen, so befehlet ihnen, Euch auf den Händen zu tragen. . . Unterdessen befahl Olga, auf dem Hofe ihres Schlosses eine tiefe Grube auszugraben, und den nächsten Tag die Gesandten einzuladen. Diese, ihren Befehl vollziehend, sagten: weder gehen noch reiten wollen wir, traget uns im Boote! Die Kiever antworteten: was thun! wir sind Knechte; Igor ist nicht mehr, und unsere Fürstin will die Gattin eures Fürsten seyn — und trugen sie. Olga saß auf ihrem Terem (Erker?) und sah, wie die Drewier stolzierten und sich aufblieſen, ihren Untergang nicht ahnend: denn Olga's Leute warfen sie zusammt dem Boote in die Grube. Die rachsüchtige Fürstin fragte sie: behagt euch diese Ehre? Die Unglücklichen thaten seufzend ihre Reue ob Igors Ermordnung kund, doch zu spät. Olga befahl sie lebendig mit Erde zu verschütten, und benachrichtigte durch einen Eilboten die Drewier, daß sie noch mehr angesehene Männer nach ihr schicken sollten; denn das Volk von Kiev ließ sie, ohne eine feierliche und zahlreiche Gesandschaft von ihnen, nicht fortziehen. Die Leichtgläubigen fertigten alsbald die angesehensten Männer, welche ihr Land verwalteten, ab. Dort wurde, nach alter Slawischer Sitte, für die Gäste ein Bad bereitet und in demsel-

Digitized by Google

den verbrannte man sie. Dann ließ Olga den Drewiern sagen, sie sollten in Korosten Meth brauen; sie komme schon zu ihnen, und wünsche vor der zweiten Hochzeit eine Leichenfeier (Trisna) auf des ersten Gatten Grabhügel zu begehen. Wirklich kam Olga zu der Stadt Korosten, benetzte Igars Asche mit Thränen und ließ auf seinem Grabe einen großen Hügel errichten" — der auch jetzt noch, wie man versichert, in der Nähe von jenem Orte vorhanden ist — „und beging ihm zu Ehren eine Leichenfeier. Nun begann eine lustige Gasterei. Die Knaben der Fürstin bedienten die angesehensten Drewier, denen es zuletzt beifiel, sich um ihre Gesandten zu erkundigen, sich aber mit der Antwort, daß sie zugleich mit Igors Leibwache eintreffen würden, begnügten. — Vom starken Methe wurden die Köpfe der Unvorsichtigen bald benebelt; Olga, die ihren Kriegern ein Zeichen gegeben hatte, entfernte sich — und 5000 von ihnen getödtete Drewier lagen um Igors Grabhügel."

„Nach Kiev zurückgekehrt, sammelte Olga ein zahlreiches Heer und zog mit demselben gegen die, durch List zwar bestraften, aber noch nicht durch Waffenmacht unterjochten Drewier. Sie traf auf dieselben, und der junge Swätoslav begann selbst die Schlacht. Der gegen den Feind von des Knaben schwacher Hand geschleuderte Spieß fiel zu seines Pferdes Füßen; doch die Anführer Swjeneld und Asmud, ermuthigten die Krieger durch das Beispiel des jungen Helden, und mit dem Ausruf: Freunde, dem Fürsten nach! warfen sie sich in die Schlacht. Die Drewier flohen vom Felde und schlossen sich in ihre Städte ein. Die Bewohner von Korosten, die sich mehr als alle andere schuldig fühlten, vertheidigten sich den ganzen Sommer mit dem Muthe der Verzweiflung. Da nahm Olga zu einer neuen List ihre Zuflucht. Wozu widersetzt ihr euch? ließ sie den Drewiern sagen: alle eure andern Städte haben sich mir ergeben, und die Einwohner bearbeiten im Frieden ihre Felder, ihr aber wollt lieber Hungers sterben! Fürchtet die Rache nicht, sie ward ja zu Kiev und auf dem Grabhügel meines Gatten hinlänglich befriedigt. Die Drewier trugen ihr Honig und Pelzwerk als Tribut an; aber die Fürstin lehnte, unter dem Scheine der Großmuth, diesen Tribut ab, und wünschte von jedem Hofe nur allein drei Sperlinge und drei Tauben! Mit Freuden erfüllten die Drewier ihr Geheiß und harrten voll Ungeduld auf die Entfernung des Kievschen Heeres. Aber plötzlich bei einbrechender Nacht umprasselten Flammen alle ihre Häuser. Die listige Olga hatte befohlen, den von ihr genommenen Vögeln brennenden Schwamm und Schwefel anzubinden und sie dann fliegen zu lassen; mit dem Feuer kehrten sie in ihre Nester zurück und steckten die ganze Stadt in Brand. Die erschreckten Bewohner wollten sich durch die Flucht retten, und fielen Olga's Kriegern in die Hände. Die Großfürstin verurtheilte einige der ältesten der Stadt zum Tode, andere übergab sie ihren Truppen zu Sklaven die übrigen belegte sie mit einer schweren Steuer."

Unter dem Großfürsten Wladimir, (980—1014) ward im Russischen Reiche die christliche Religion, die dort schon seit einem Jahrhunderte mehr und mehr Wurzel geschlagen hatte, allgemein eingeführt. Man wird nicht ohne Theilnahme die Erzählung dieses Ereignisses lesen.

„Unser alter Annalist erzählt, daß nicht nur Christliche Prediger nach Kiev kamen, sondern auch Mahomedaner, und daß die in Chasarien oder Taurien wohnenden Juden weise Gesetzausleger dahin sendeten, um Wladimir zur Annahme ihres Glaubens zu bewegen, und daß der Großfürst ihre Lehren mit Vergnügen anhörte. Dies scheint wohl glaublich: die benachbarten Völker mochten wünschen, daß ein in Europa und Asien durch Siege berühmter Herrscher einen Gott mit ihnen bekenne, und Wladimir konnte seinerseits — nachdem er endlich, gleich seiner großen Ahnfrau, den Irrthum des Heidenthums erkannt hatte — Wahrheit in verschiedenen Religionen suchen.

„Die ersten Gesandten waren von den Wolga- oder Kama-Bulgaren. An den östlichen und südlichen Küsten des Kaspischen Meeres herrschte schon lange der mahomedanische Glaube, der daselbst durch glückliche Waffenthaten der Araber begründet war: die Bulgaren hatten ihn angenommen, und wollten auch Wladimir zu demselben bekehren. Die Schilderung des Paradieses der Moslems und der blühenden Hurys, bemächtigte sich der Einbildungskraft des genußliebenden Fürsten; aber die Beschneidung dünkte ihm ein abscheulicher Gebrauch und der Verbot des Weins ein unvernünftiges Gesetz. Wein, sagte er, ist der Russen Lust; wir können ohne ihn nicht seyn. — Die Gesandten der deutschen Katholiken sprachen ihm von der Größe des unsichtbaren Weltlenkers, und der Nichtigkeit der Götzen. Der Fürst antwortete ihnen: ziehet heim, unsere Voreltern nahmen nicht vom Pabste den Glauben an. Als er die Juden angehört hatte, fragte er, wo ihr Vaterland sey? „In Jerusalem," antworteten die Glaubenslehrer, „doch Gott hat uns in seinem Zorn in fremde

Digitized by Google

Länder zerstreut: „Und ihr von Gott Verworfenen wagt es andere zu lehren? sagte Wladimir: wir wollen nicht so wie ihr unser Vaterland verlieren. Ein ungenannter von den Griechen gesendeter Philosoph, der mit wenig Worten die andern Religionen widerlegte, setzte endlich den ganzen Inhalt der Bibel, das Alte und Neue Testament, Wladimiren auseinander: die Geschichte von der Erschaffung der Welt, dem Paradiese, dem Sündenfalle der ersten Menschen, der Sündfluth, dem auserwählten Volke, der Erlösung, dem Christenthume, den sieben Kirchenversammlungen, und zuletzt zeigte er ihm auf einem Bilde das jüngste Gericht, worauf die Gerechten ins Paradies eingingen, und die Sünder zu ewiger Pein verurtheilt wurden. Von solchem Anblicke ergriffen, erseufzte Wladimir und sagte: „Wohl den Gerechten und wehe den Bösen! So laß dich taufen, antwortete der Philosoph, und du wirst mit den ersteren dereinst im Paradiese seyn.

„Nachdem Wladimir den Philosophen mit Geschenken und großen Ehrenbezeugungen entlassen hatte, versammelte er die Bojaren und die Stadthäupter, verkündigte ihnen die Vorschläge der Mahomedaner, Juden, Katholiken und Griechen, und verlangte ihren Rath: „Herr!" sagten die Bojaren und die Aeltesten: „ein jeder Mensch preiset seinen Glauben: willst du das beste erwählen, so sende verständige Leute in verschiedene Länder, um zu erkunden, welches Volk am würdigsten die Gottheit verehrt" — und der Großfürst sandte zehn verständige Männer zu dieser Untersuchung. Die Gesandten sahen im Lande der Bulgaren ärmliche Tempel, einen traurigen Gottesdienst, grämliche Gesichter; im Lande der deutschen Katholiken, den Gottesdienst von Feierlichkeiten begleitet, doch, nach des Annalisten Worten, ohne Erhabenheit und Schönheit; zuletzt gelangten sie nach Konstantinopel. Sie mögen unseres Gottes Herrlichkeit schauen! sagte der Kaiser, und da er wußte, daß der rohe Sinn mehr von äußerem Glanze ergriffen wird, als von übersinnlichen Wahrheiten, befahl er die Gesandten in die Sophienkirche zu führen, wo der Patriarch selbst, mit dem bischöfflichen Gewande angethan, die Liturgie feierte. Des Tempels Pracht, die Anwesenheit der gesammten hohen griechischen Geistlichkeit, die reichen Kleider der Ministranten, der Altarschmuck, die schönen Gemälde, der Wohlgeruch des Weihrauches, die anmuthigen Gesänge des Clerus, die Stille des Volkes, die heilige Wichtigkeit und das geheimnißvolle der kirchlichen Feierlichkeiten, setzten die Russen in Erstaunen; ihnen schien es, daß der Allerhöchste selbst diesen Tempel bewohne, und mit den Menschen unmittelbar in Verbindung stehe.... Nach Kiev zurückgekehrt, sprachen die Gesandten dem Fürsten mit Verachtung von dem Gottesdienst der Mahomedaner, mit Nichtachtung vom Katholischen und mit Entzücken vom Byzantischen, mit diesen Worten ihre Rede beschließend: „Ein jeder Mensch, wenn er etwas süßes kostet, hat hernach Widerwillen gegen das Bittere, so verlangt auch uns, nachdem wir der Griechen Glauben kennen gelernt, nach keinem andern." Wladimir wollte auch die Meinung der Bojaren und Aeltesten vernehmen. „Wenn das griechische Gesetz sagten sie — nicht besser denn alle andere wäre, so hätte deine Ahnfrau Olga, die weiseste unter allen Menschen, gewiß sich nicht entschlossen, es anzunehmen." Der Großfürst beschloß sich zum Christenthum zu bekennen."

Wladimir führte viele und glückliche Kriege. Aus dem mit der Petschenegen wird folgendes erzählt:

„Das Heer der Petschenegen stand jenseits des Flusses; ihr Fürst ließ Wladimir ans Ufer rufen, und schlug ihm vor, den Krieg durch einen Zweikampf zwischen zwei aus jedem Heere zu erwählenden Rittern zu entscheiden. Wenn der Russe den Petschenegen erschlägt, so verpflichten wir uns, drei Jahre mit euch nicht zu kriegen; wenn aber der Unsre siegt, so stehe es uns frei, drei Jahre hindurch dein Land zu verwüsten. Wladimir willigte ein, und befahl den Herolden, im Lager die Liebhaber zum Zweikampf aufzurufen; auch nicht ein einziger meldete sich, worüber der Russische Fürst in große Betrübniß verfiel. Da kam ein Greis zu ihm und sprach: ich bin mit vier Söhnen ins Feld gezogen, und der jüngste blieb daheim. Schon in der Kindheit konnte ihn niemand bezwingen. Einst riß er, im Zorne über mich, eine dicke Ochsenhaut entzwei. Herr laß ihn mit dem Petschenegen kämpfen. Wladimir schickte unverzüglich nach dem Jüngling, der, um seine Stärke zu erproben, einen wilden Stier forderte; und als das Thier, durch die Berührung mit einem heißen Eisen ergrimmt, vor dem Jünglinge vorbeirannte, riß ihm dieser Kämpe mit einer Hand ein Stück Fleisch aus der Seite. Am andern Tage erschien der Petschenege, ein fürchterlicher Riese, und als er seinen kleinen Gegner sah, so lachte er. Man wählte einen Platz und die Kämpfer griffen einander an. Der Russe drückte mit seinen starken Fäusten den Petschenegen und warf ihn

todt auf die Erde. Alsbald rief die fürstliche Leibwache den Sieg aus, und warf sich auf der Petschenegen erschrockenes Heer, welches sich kaum durch die Flucht retten konnte."

Mit der Regierung Wladimirs endigt der erste Band von Karamsins Geschichte. Sehr lehrreich und unterhaltend ist der Abschnitt, der von dem Zustande des alten Rußlands, seiner Regierung, Kriegskunst, Gesetzgebung, seinem Handel, dem Gelde und den Sitten spricht, welcher aber zu viel wichtiges enthält, als daß man einen Auszug davon machen könnte.

Afrika.

(Beschluß von Molliens Reise.)

In dem Dorfe Landieni machte Mollien eine Erfahrung, die er bey uns hätte näher haben können, wenn er viele von unsern Operfreunden und Operfreundinnen beobachten will. Nämlich die Neger hörten mit warmen Entzücken den sanften Tönen einer Art von Geige zu, benahmen sich aber sehr kalt und falsch gegen den Reisenden. Als er bald einem Zwecke seiner Reise, den Quellen des Gambiaflusses nahe war, hielt man ihn an, bis Almany von Timbo die Fortreise erlaubt haben würde. Die Frau des Iman in Niebel, die zugleich die Schwester des Almany war, kam ihn zu sehen. „Diese Prinzessin war nicht mehr jung. Sie hatte ein blaues Tuch um sich geschlagen, und Schnuren von gelben Ambra in den Haaren. Sie kauete unaufhörlich Tabak, und die Frechheit war auf ihre Stirn gemalt. Aus dem gebieterischen Wesen, womit sie in die Hütte trat, konnte man den Auftritt merken, welcher sich ereignen sollte. Einem Hammel, der ihr nachlief, gab sie ohne Umstande das Wasser zu trinken, das mir den Morgen zu holen so sauer worden war; sie ließ ihm die Hirse fressen, die mein Mittagsbrod werden sollte. Da sie sahe wie geduldig ich mich darein ergab, so verlangte sie mein Schnupftuch, um ihren Kopf zu bedecken, und meine Decke, um darauf auszuruhen. Eine Prinzessin kann in keinem Lande eine abschlägliche Antwort vertragen; also gehorchte ich und schätzte mich noch glücklich, wenn sie sich an den kleinen Räubereyen begnügen ließ. Zu meinem Dollmetscher sprachen Ihro Hoheit folgendes: „Die Frauen in Fouta Diallon leiten die Geschäfte ihrer Manner, (gut für die Männer, aber nicht für die Geschäfte,) führen sie Krieg oder machen sie Friede, so geschieht es nach ihrem Sinn. Sage deinem Weißen, daß ich machen kann, daß er sicher nach Timbo reise." Das war ein Fingerzeig, daß ich mit Hülfe von Geschenken alle Hindernisse überwinden könne. „Aber unsere Prinzessin war nicht mit wenigem zufrieden. Sie forderte immer mehr; der Gemahl machte es noch schlimmer. — Er kam nun gegen Süden über hohe, steile Granit-Gebirge, ein Ziegenankauf hielt ihn einen ganzen Tag in Mali, einem großen Dorfe, auf. In Niegritien, sagt er, geht ein Ziegenkauf nicht geschwinder von statten, als wenn man um einen Sklaven handelt. Und so gehts überhaupt, daher denn die Geduld bey den Negern für die größte Eigenschaft gilt. Lebhaftigkeit ist in ihren Augen nur ein Laster, das sie uns Europäern immer vorwerfen. Uebereile dich nicht, ist ihr tägliches Sprichwort, das wäre ein Trost für ihren Reichstag, wenn sie einen hätten. Die Armuth und dürftige Nahrung der Bergbewohner kann M. nicht arg genug schildern, gleichwohl wetteiferten sie, um ihren knappen, elenden Vorrath mit dem ermatteten Reisenden zu theilen, als hätten auch sie das Gebot der Schrift vernommen: brich dem Hungrigen dein Brod. „M. kaufte später etwas Salz für ein Ambrakorn, und weil er es lange entbehrt hatte, verzehrte er es mit einem Vergnügen, als wenn es Zucker wäre. Auch ist es in einigen Gegenden so selten, daß man es in kleine Stückchen Tuch wie Gold bewahrt. M. kam endlich nicht ohne Gefahr von den argwöhnischen Inwohnern zu den Quellen des Gambia, (in Poulischer Sprache, Diman,) und des Riogrande (Comba) welche von zwey Gebüschen umgeben sind und von uralten Bäumen, weil kein Neger eine Art anzulegen wagt, in der Meinung, daß diese Wälder von Geistern bewohnt sind. — Im weitern Verfolge der Reise traf M. auch lachende und fruchtbare Gegenden an, Dörfer von dem Dufte blühender Orangenbäume erfüllt und reich an andern Geschenken der Natur, die aber durch die Portugiesen in das Reich von Fouta-Diallon gekommen sind. Leider waren in diesen Gegenden die Menschen mit venerischen Uebeln, mit Gicht und Kröpfen, und unser Reisende mit der Zumuthung, sie zu heilen, daß geplagt. — M. besuchte sodann die Quelle des Falemé, der zuletzt in den Dentilia fließt. Weiter gegen Timbo hin gab es nur Landhäuser der Reichen in Youkou; auch merkte man die Nähe der Hauptstadt, weil sich ein Schwarzer, Namens Alpha einfand, der sich, wider die gewöhnliche Schüchternheit der Neger, ungebeten mit zum Essen setzte. Vor Timbo sahe M. einen einzigen Baum von der Art der Teli. Mutter Natur scheint ihn zum Sonnenschirm des heißen Landes bestimmt zu haben; er ist nicht sehr hoch, aber seine Zweige breiten sich auf 120 Fuße vom Stamme aus. Timbo ist eine Stadt von ohngefähr

Digitized by Google

4000 Seelen, wovon aber die meisten männlichen Einwohner mit Almany in den Krieg gezogen waren; sie haben häufigen Verkehr mit den Niederlassungen von Rio Runez und Sierra Leone. — Auch die Quellen des Senegal hat Hr. M. aufgesucht, (dessen Identität mit dem Ba-Fing Mungo-Park gezeigt hat,) und man weiß nun, daß der Riogrande und Gambia auf der andern Seite der Gebirge entspringen, und der Lauf der Gambia wird nun auf den neuen Charten um Einen Grad nördlicher zu zeichnen seyn, so wie auf Moliens Charte die Krümmungen angegeben sind, die auf der des Mungo-Park noch nicht zu finden sind. Die Neger nennen die Gambia nur Bá-Dima, das heißt: der Fluß der immer Fluß (niemals trocken) ist. Auch die Verbindung dieses Flußes mit dem Senegal durch den Neries ist eine neue Angabe auf der Charte Moliens. — Der Senegal heißt auch Baléo (schwarzer Fluß) im Pouliſchen, Bafing in der Mandingosprache. Er läuft anfangs von Norden nach Süden, nahe bey Timbo südlich vorbey, und dann nach Westen zu. Ein paar Charakterzüge der Neger verdienen angemerkt zu werden. In Courbari verlangte der Wirth von M. zur Belohnung seiner Bewirthung, ihm einen Grisgris, das heißt, einen Zaubertalismann zu bereiten, durch dessen Hülfe er große Reichthümer bekäme, ohne arbeiten zu dürfen. Den Aberglauben, weiß man, hülft kein zurechtweisen. Unser Reisender zeichnete also ein Papier voll Kreuze, Driangel ꝛc., die dem Wirth so mächtig schienen, daß er dem Verf. 2 Gemäße Reiß schenkte. Die Umstehenden aber sagten laut: „der Weiße kann lesen und schreiben, aber er kann nicht beten," (weil sie ihm die mahomedaniſche Betezeiten nicht beobachten sahen.) — Der andere Zug. In Salia beherbergte ein Greis den M. und sagte zu ihm: „du mußt einem brennenden Verdruß zur Beute geworden seyn, daß du dein Vaterland so im Stich gelassen hast. Denn nachdem was du mir erzählt hast, haben die Weißen alles was sie sich wünschen können: Tische mit ausgesuchten Gerichten voll besetzt, wenn sie Hunger haben; köstliche Getränke, wenn sie dürsten; Kleider um 6 Menschen zu kleiden, wenn sie frieren. Der Haß deines Königs oder die Untreue deiner Geliebten allein können dich in unsere dürren Länder getrieben haben." —

Auf der Rückreise stand M... erstaunliches Ungemach aus; die Regenzeit trat ein, wo das Wasser in Strömen vom Himmel stürzte. Zuweilen mußte er etliche Tage hungern oder eckelhafter Nahrungsmittel sich bedienen, z. B. eine Art Hirsenbrei mit einer Art Fliegen, Betti genannt, durchknetet. Näſſe, Dunst, Speisen brachten ihm Fieber, Koliken, Erschöpfungen aller Kräfte zuwege, er mußte hie und da liegen bleiben, und war etlichemal in Lebensgefahr, indem einige raubgierige Neger seinen Tod befördern wollten, um sich selbst zu seinen Erben zu machen, und M... wäre als Opfer seiner seltenen Beharrlichkeit und Wißbegierde gefallen. Desto glänzender tritt die treue Anhänglichkeit und Vorsorge seines Wegweisers Boukari hervor, mit dessen Hülfe er endlich nach Jahresfrist glücklich nach Saint-Louis, und von da nach Frankreich zurück gekommen ist, nachdem er auf ein paar Niederlassungen der Portugiesen in Geba und Bissao die großmüthigste Aufnahme und menschliche Theilnahme gefunden hatte. Es ist dem Gemüth wohlthuend, solche Züge der Menschlichkeit niederzuschreiben. In einem Dorfe, wo ein habsüchtiger und gefürchteter Neger alle durch Drohungen abgeschreckt hatte, dem krank darniederliegenden beyzuspringen, hatte eine sehr alte Negerin, Namens Comba, allein den Muth, jenem den Gehorsam zu versagen, und der Drohung zum Trotz ihr spärliches Mahl täglich mit M... zu theilen. In einem andern Dorfe nährte ihn der Aberglaube. Mehrere Frauen brachten ihm Milch, und schnitten ihm dafür eine Parthie Haare ab, um sich Talismanne daraus zu machen. Ausgezeichnet durch Handel und Industrie sind die Serracohet-Neger (aus dem Lande Galam), einem der fruchtbarsten in Afrika. Sie sind auch ausnehmend gastfrei. Sobald man bei einem einkehrt, spricht er: „Weißer, mein Haus, meine Frau, meine Kinder gehören dir." — Der Einwohner von Fouta Diallon ist der arbeitsamste Neger, ein Theil das Landes erfodert Anstrengung, um ihm etwas abzugewinnen. Daher ist er erstaunend mäßig. Die Armen würden ihren König verachten, wenn er Butter und Reiß mit Milch essen wollte, die Nahrung wäre zu säftig. Der jetzige Fürst lebt nur von wilden Früchten und Hirsenbrei. (Das ist doch zu übertrieben! wo kommen da der Hofmarschall und die Officen hin?) — Die Rumbd'es sind Anstalten, die der afrikaniſchen Humanität Ehre machen. Jedes Dorf versammelt seine Sklaven, läßt ihnen Hütten nebeneinander bauen und ein Oberhaupt wählen. Seine Kinder, wenn sie es würdig sind, treten nach seinem Tod an dessen Stelle. Diese Sklaven sind es nur dem Namen nach, sie bearbeiten der Herren Feld, und tragen ihnen das Gepäck auf Reisen nach. — Einen Kontrast machen die Neger von Maniana, Menschenfresser, die die Kranken tödten und ihr Fleisch gegen Geld verkaufen, das dort sehr häufig seyn soll. Auch die Cadaver verkauft man zur

Digitized by Google

Speise. — Die Städte Sege und Dambouctou sollen nach dem von M... eingezogenen Nachrichten, die Zwischenplätze für den Handel der Nordafrikanischen Völker mit den reichsten Ländern des Innern, Kankau und Ouasselon, seyn. Die Geographie bereichert M... mit der Nachricht von einem noch unbekannten kleinen Lande, Tenda Maie, das von einem Winkel eingeschlossen ist, den der Riogrande bildet; es soll sehr fruchtbar aber nicht sehr bevölkert seyn; es regnet dort nur 5 Monate, während in den andern Cantons der Regen 6 Monate anhält. — Doch wir müssen abbrechen. Es war den 15. Jan. 1819, als Mollien wieder in Saint-Louis ankam. Seine Freunde hatten ihn schon verlohren gegeben. Eine Reiseroute mit Anzeige der Ortsentfernungen und ein nützliches kleines Wörterbuch in der Jolof-Poule- und Severe-Sprache, nebst einigen mineralogischen und geographischen Bemerkungen sind angehängt.

Arzneykunde.

Im November-Stück 1819 des Journals der pract. Heilkunde fährt der würdige Herausgeber Dr. Hufeland — wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin dem Publicum, besonders dem ärztlichen, so wie denen vielen Freunden und Verehrern dieses großen Arztes — die erfreuliche Anzeige zu machen, daß so eben Hufelands Portrait von dem seel. Jagemann gezeichnet und von dem fleißigen C. Müller in Kupfer gestochen — fertig worden ist. Es gehört nach der Versicherung vieler zu den ähnlichsten gelungensten, die wir von Hufeland haben, und keiner seiner zahllosen Schüler und Verehrer sollte es in seinem Studierzimmer vermißen) —, fort, einige merkw. Thatsachen über die Behandlung einer der furchtbarsten Krankheits-Erscheinungen — die Wasserscheu als Folge des Bisses eines wüthenden Thieres — zu liefern. — Ohne die einzelnen Fälle hier aufstellen zu wollen, sey es uns erlaubt nur einen mitzutheilen, welcher durch die ganz unbemerkte und kaum für möglich gehaltene Mittheilungsart dieses schrecklichen Giftes alle Aufmerksamkeit und auch hier als Warnungstafel aufgestellt zu werden verdient: Eine Frau von 45 Jahren hatte ein kleines Hündchen, was, da sie kinderlos war, ihr Liebling und Stubengenosse war. Im December 1818 bemerkte sie, daß dasselbe schon einige Tage lang keine Nahrung genommen, und daß es nach andern Menschen biß, und wurde deshalb besorgt wegen seiner Krankheit. Sie trug es daher am 9ten December auf ihrem Arm nach der Thierarznei-schule. Unterweges wird das Thier durch das Anbellen eines andern Hundes aufgereizt, schnappt nach diesem und faßt bei dieser Gelegenheit den Mittelfinger der ihn tragenden Frau. Der Finger war mit einem ledernen Handschuh bedeckt. Dieser sowohl als die Epidermis blieben unverletzt. Es zeigte sich nichts als eine kleine blaue Stelle, da wo der Biß geschehen war, Folge einer leichten Quetschung. Deshalb wurde auch diese Verletzung für völlig gefahrlos erklärt und keine vorbauende Cur unternommen, obgleich auf der Thierarzneischule der Hund für toll erkannt und getödtet worden war. Nach 3 Monaten brachen bei dieser Unglücklichen alle Zeichen der Wasserscheu aus, an welcher sie, der zweckmäßigsten Mittel ohnerachtet, wenige Tage darauf verschied. Es war lange gar nicht zu erklären, wie hier die Ansteckung hatte geschehen können, bis der Mann der Verstorbenen das Räthsel dadurch lösete, daß er erzählte, sein Frau habe die Gewohnheit gehabt, sich in kalter Luft öfters mit den Fingern die Nase zu wischen. — So hatte sie sich also bei dem Tragen des Hundes den mit dem Geifer desselben besudelten Handschuh mehrmals an die Nase auch wohl Lippen gerieben, und dadurch das Gift an Theile gebracht, die allerdings auch ohne Verletzung infizirbar sind! —

In demselben Stück dieses Journals erhalten wir die erfreuliche Nachricht, daß der verdienstvolle Trommsdorff in Erfurt die Mineralwasser des Franzensbrunnens in Böhmen einer genauen chemischen Zerlegung unterworfen hat. Es ist in der That zu verwundern, daß so manche der besuchtesten Heilquellen Deutschlands und des benachbarten Böhmens noch so wenig in ihren innern Bestandtheilen untersucht worden sind. Selbst die jetzt so beliebten Quellen und Bäder in Ems kennen wir in dieser Hinsicht noch viel zu wenig, obgleich dem Vernehmen nach, der Prof. Döbereiner auf Befehl des Fürsten Hardenberg die Mineral-Quellen der Rheingegend bereiset und bei dieser Gelegenheit auch das Emser Wasser untersucht hat. Warum werden uns die Resultate davon noch vorenthalten? — Nicht weit von Franzensbrunnen erhebt jetzt eine jugendliche Nymphe in Marienbad ihr schilfumkränztes Haupt, die, wenn uns nicht alles täuscht, vielleicht bald ihren Nachbarinnen den Rang ablaufen möchte, was man auch zu Gunsten der ältern Schwestern anführt. Wir zeigen bei dieser Gelegenheit ein darüber erschienenes Schriftchen von Sartori Taschenbuch für Mariensbads Curgäste, an, (Prag, Wien und Carlsbad in der Haas'schen Buchhandlung 1819), mit einer geschmackvollen Titel-Vignette, das Säulengetragene offene Gebäude vorstel-

Digitized by Google

lend, worinnen sich der Kreuzbrunnen befindet. — Mit großem — hier und da wohl übertriebenen Enthusiasmus — beschreibt der Verf., welcher K. K. Oester. Reg. Secr. und Vorsteher des Central-Bücher-Revisions-Amtes in Wien ist — die Anlagen und übrigen Einrichtungen des Mariembades.

Im letzten Heft des Hufelandschen Journals vom Jahr 1819 befindet sich ein lesenswerther Aufsatz über den gegenwärtigen Zustand der Medizin in den Häfen der Levante, der bei dem immer mehr wachsenden Verkehr dieser Länder für Europa nicht anders als belehrend — besonders für Aerzte — seyn kann. Wir theilen folgendes daraus mit: Die Aerzte dieses Landes, von dem einst auch über die Heilkunst sich das Licht der Aufklärung verbreitete, folgen hier — indem sie ihre Kunst nur durch Tradition und ohne Beyhülfe irgend eines Buches erlernen, blos einer blinden Routine. Keine Zergliederung zeigt ihnen den innern Bau des menschl. Körpers, dessen Mechanismus und Verrichtungen bleiben ihm durchaus unbekannt. Fremd sind ihm die Theile, die das Instrument durchdringen muß, um Heil zu bringen, fremd die Stellen die es vermeiden soll, um nicht schädlich und gefährlich zu werden. Kann man wohl mit Recht Menschen mit dem Nahmen eines Arztes beehren, deren ganzes Treiben in der kecken Anwendung einiger Recepte, Amulete und Pflaster besteht? (Sollten sich nicht auch in manchen Gegenden unsers aufgeklärten Vaterlandes jezt noch solche türkische Heilkünstler auffinden lassen?) — Vorzüglich sind es aber manche Gebräuche und Vorurtheile, die sich der Vervollkommnung der Wissenschaften entgegensetzen. Dahin gehört vorzüglich das leichte Fortkommen, daß die medicinischen Glücksritter in der Ausübung ihrer Kunst finden, welches ihre Anzahl immer sehr vermehrt. Man verlangt z. B. von ihnen keine Prüfung. Sehr oft glaubt derjenige, der einem europäischen Arzte einige Monate hindurch als Dolmetscher folgte, nun selbst das Recht zu haben zu practiziren. Die unsinnigsten Verordnungen werden von ihnen gemacht, wovon der Verf. einige Beispiele anführt. Vertraut mit der Denkweise der oriental. Nation, kennt ein solcher Arzt auch alle ihre Vorurtheile, er schmeichelt diesen, unterwirft sich ihnen ohne Bedenken, und so weiß er bei aller Unwissenheit doch rasch zum zeitlichen Glück zu kommen. Europäische Aerzte haben daher immer gegen die Ignoranz und den Neid der eingebohrnen Aerzte zu kämpfen. Wird in gewissen Städten der Levante ein ausländischer Arzt zu einer türkischen Frau gerufen, so steht ihm höchstens frei den Puls zu untersuchen. Das Gesicht — der treue Abdruck so mancher Krankheit — ist mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt. In Constantinopel nehmen die kranken Türken, Griechen, Juden und armenischen Renegaten nur dann ihre Zuflucht zu einem fremden Arzt, wenn die Krankheit bedeutend ist, und fast immer nur unter der Form einer Consultation. Dieser sieht dann den Kranken, verordnet, was seinem Zustand gemäß ist und entfernt sich. Nun kömmt der Barbier, und dieser setzt die Behandlung oft auf die entgegengesetzteste Weise fort. Die Krankheit steigt, der Arzt wird von neuem gerufen — und findet mehrentheils schon alle Vorboten des Todes. — So wenig der Orientale die ärztl. Verordnungen befolgt — so sehr werden doch die Aerzte geachtet. Dieß liegt zum Theil in ihren Glaubensartikeln des Fatalismus. — Es ist genug sich als Arzt anzukündigen, um in alle Häuser eingeführt zu werden, und selbst in diejenigen, deren Zutritt jedem Europäer versagt ist. Sie denken, alle Bemühungen eines Arztes seyen außer Stande, die Grenzen des Lebens weiter hinaus zu rücken, wohl aber halten sie ihn für fähig aus der einzigen Untersuchung des Pulses zu erkennen, ob sie Gesundheit und ein längeres Leben zu hoffen, oder aber Krankheit zu befürchten haben. Mit Erstaunen sieht man es zum erstenmale, wie ein Türke oder Grieche von ganz gesundem Aussehen den Arzt den Puls fühlen läßt, und für Ungedult das zu fällende Urtheil erwartet. Vor dieser Untersuchung hat er dieselbe Ehrfurcht wie der Chinese. — Ist der ärztl. Ausspruch günstig, der Puls als gesundheitsgemäß verkündigt, so wird sein Auge belebt und unter gemüthlichen Streichen seines Bartes — wiederholt er immerfort die Aussprüche des Arztes. — Derjenige gilt besonders als ein großer Arzt, der den Zeitpunct der Genesung zu bestimmen weiß. Irrt sich aber der Arzt in seiner Prognose, so fällt er sehr in seinem Werthe. — Abergläubisch im höchsten Grade tragen die Orientalen ihre Amulete immerwährend bei sich, um sich vor Uebeln zu bewahren. Privathäuser, öffentliche Gebäude, Schiffe ic. sind gleichmäßig damit ausstaffirt. Bei dieser Lage der Dinge leuchtet es ein, daß man, um bei diesen Völkern die Heilkunde mit Erfolg auszuüben — sich in gewisser Hinsicht ihrem Aberglauben hingeben muß. Die Mehrzahl der Kranken, besonders unter den Griechen, die mit Convulsionen oder Dilirien behaftet sind, werden als vom Teufel besessen angegeben. — Bei diesen Vorurtheilen haben sich auch der Verbreitung der Vaccine die größten Hindernisse entgegengesetzt, worüber sich der Verf. noch mit mehrern höchst interessanten Bemerkungen weiter verbreitet.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 29. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 Avril.

Literarischer Kriegs-Courier. No. 4.

Es weht jetzt eine so kriegerische Luft in der literarischen Welt, daß die Schüsse über den Ocean hinweg von Welttheil zu Welttheil fliegen. Ein Neu-Yorker Journal, der deutsche Freund genannt, und in deutscher Sprache geschrieben, befehdet das deutsche Buch: Der Deutsche in Nordamerika. „Wie dankbar sollten wir Amerikaner seyn, daß wir doch noch keine Maulwürfe sind. Tröstlich muß es uns Armen auch seyn, daß man in Deutschland auch echte Schilderungen des Amerikanischen Charakters hat. Dort weiß man sehr wohl, daß hier der Adelstand vermißt wird; (vermißt! wohl zu merken) dort häufen sich aber auch die Beweise, daß man in diesem Lande Begriff und Ahnung eines höheren und feineren Lebens hat." (Freilich muß Amerika lachen, wenn Deutschland ihm das sagt.) „Ja fährt das Neu-Yorker Journal spöttisch fort) wir haben auch manches hier, was auf dieser Amerikanischen Erde das Leben verschönern und veredlen kann. In Amerika ist man edel ohne das Wörtlein Von!" Der uns unbekannte Verf. des genannten Buches, in welchem der mystificirende Neu-Yorker (er heißt Schäfer) einen deutschen Baron vermuthet, kann auf die letzte Nordamerikanische Bemerkung allenfalls replicirt? Recht gut; wenn man dort nur auch leben könnte, ohne sich vor den Advokaten zu demüthigen! Die sollen dort die Baronen, Grafen u. s. w. seyn.

Die Fehde des Hofrath Voß gegen Stolberg's Manen, Reliken und Alliirte, hat ein Schriftchen: Briefwechsel zwischen Asmus und seinem Vetter, an das Licht gebracht (in Essen b. Bädeker) und darüber ist wieder im Opp. Bl. No. 61 ein beifälliges Kritikchen — beifällig nämlich für Voß, gedruckt worden. Aber alles das, und überhaupt alles, was für Voß gesagt worden ist, will eine Erklärung der Herren Grafen Ferdinand, und Christian Friedrich zu Stolberg-Wernigerode (in der Berliner, Spener. Zeitung No. 31.) mit einem Streiche niederschlagen. Die Erklärer, resp Schwiegersohn und Vetter des Verstorbenen, erklären darinnen — ja, das ist nicht ganz leicht zu referiren, was sie eigentlich erklären! Der Schwiegersohn erklärt: „daß er, obwohl der Augsburg. Confession zugethan, es für eine große Gnade Gottes halte, seinem seel Schwiegervater (dem verst. Fritz Stolberg) durch die zartesten innigsten Bande angehört zu haben;" und der Herr Vetter erklärt öffentlich: „wie tief er durch den Verlust seines lieben seeligen Vetters und Bruders (?) betrübt worden, und wie groß seine Liebe und Hochachtung für ihn gewesen ist." Diese Erklärungen, als Todesanzeigen betrachtet, wären recht gut; aber was sie in Bezug auf den, im langen Eingange erwähnten Voßisch.-Stolbergischen Wortkampf (Wortstreit zum Theil) bedeuten sollen, will uns nicht einleuchten. Nach Voßens Aufsatze im Sophronizon (der auch im Tübing. Lit. Bl. No. 13. beleuchtet ist, und zwar aus einem anderen Gesichtspunkte, als im Lit. WBl. No. 6.) hat auch er es für eine Gnade Gottes gehalten, mit Fritz Stolberg in der innigsten Verbindung (der Freundschaft nämlich, nicht der Familie) gestanden zu haben; er ist, gleichwie der Herr Vetter und Bruder über den leiblichen Tod des Verewigten Anverwandten betrübt ist, über dessen Abfall von der Religion seiner Väter betrübt, und hat, wie mit dem Verf. des obgedachten Büchleins gar Viele meinen, seine Abhandlung im Sophronizon nicht geschrieben, um dem vormaligen Freunde wehe zu thun, sondern um über manche Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft der Welt ein Licht anzuzünden, welches er unter den jetzigen ihm aristokratisch vorgekommenen Umständen für nöthig gehalten. Das alles kann mit der Liebe des Herrn Schwiegersohnes und Vetters in Ruh' und Frieden bestehen.

Der Herr Prof. Kestner, fortwährend mit Herrn Dr. de Wette im Gefecht engagirt, läßt im Opp. Bl Beilage No. 22. achtzehn Stück verfängliche Fragen, die größten Theils Herrn de Wette's Gesinnung und den sittlichen Werth seines Verfahrens gegen die christliche Liebe (Agape) betreffen, gegen den Feind en ordre de bataille aufmarschiren. Wir heben hier die erste aus: „Ob es einem Gelehrten gezieme, einem Andern, der nie sein Schüler gewesen ist, und es nie werden mag, mit öffentlicher Züchtigung zu drohen, und sich, gleich dem

Digitized by Google

Orbilius (Plagosus, bei Hor. Ep. II. 1. 70.) darüber zu freuen, daß er die Zuchtruthe geführt und Streiche versetzt habe." — Ja, warum soll sich denn das nicht ziemen? Hat denn Herr P. Kestner unsern Kriegs-Courier nicht gelesen? Nicht die schönen Verse, worinnen Herr Prof. Krug (dem doch wohl der Teufel es lassen muß, daß er ein Gelehrter ist) zu Apollo dem Leukopeträer mit der innigsten Seelenwonne sagt:

Und wie beträchtlich Du weinst ob der critischen Ruthe, gewißlich
Traf sie den rechten Fleck; weil du so jämmerlich schreist.

So freut sich ein tüchtiger Dorfschulmeister, wenn er an dem ungelehrigen Bauerjungen den rechten Fleck (man weiß schon, wo er sitzt, der rechte Fleck für die Ruthe!) getroffen hat; und so ist es auch Sitte unter den Gelehrten, dazu ist die Kritik in der Welt, sie ist eine Ruthe, und ein tüchtiger kritischer Gelehrter betrachtet billig das Selbstgefühl eines Autors als die posteriora seiner geistigen Person. Das ist nun einmahl so! Je hochmüthiger der Recensent spricht, deste eher glaubt ihm das Publikum; läßt er gar boshafte Schadenfreude aus seinen Ausdrücken hervorblicken, so gewinnt er seinen Einsatz (an Achtung) doppelt, und nur, wenn er hitzig und grob wird, verliert er das Spiel: welches aber auch nichts schadet, weil ihm niemand wehren kann, vor aller Welt zu thun, als hätt' er's gewonnen. Schließlich will Herr Kestner seinem Gegner, weil er den Gelehrten-Anstand verletzt habe (den oben beschriebenen hat Herr d. W. gar nicht verletzt, er ist noch weit hinter dessen vollem Gebrauche zurück geblieben), das letzte Wort mit Vergnügen lassen. Male! Das macht Galle, die oft das ganze literarische Leben ansteckt. Lieber heraus damit! Wir glauben, daß eben dieses Zurückhalten das Uebel ist, welches die literarische Welt zu einer Art von Hölle macht, so daß Kotzebue mit Recht aus dem Tartarus herauf den Ausdruck brauchte: „Ich will verdammt seyn, noch einmahl auf die Erde zurückzukehren, und noch einmal 40 Jahre lang unter neidischen und giftigen Literatoren zu leben." (Lit. W. Bl. No. 17. S. 131) Viel besser, die Herren expectoriren sich gehörig, und wer zuerst fertig wird, bietet edelmüthig den Frieden, wie wir die löblichen Exempel haben.

Unsere Vermuthung im 1sten Kriegs-Courier (No. 19.), daß des Herrn v. d. Malsburg Angriff auf einen ungenannten Kritiker eine Separat-Attaque der berühmten großen Armee sey, hat sich bestätiget. Der Leukopeträer hat in seinem Literaturblatte No. 13. f. sich zu den morgenblättlichen Beurtheilungen des Hessischen Calderon bekannt, und den Fehdehandschuh aufgehoben. Er ficht aber mit einer weitläuftigen Uebersetzungs-Theorie, und das ist uns zu langweilig.

Sonst haben wir von der großen Armee nichts Neues vernommen, außer einer neuen Proklamation des Obergenerals in der Spen. Berl. Zeitung Beil. zu No. 31., in welcher die obenangezogenen Krugischen Verse (von der kritischen Ruhe und dem rechten Flecke) sammt der in gerichtl. Untersuchung befangenen Injurie (daß der Leukopeträer zum Pöbel gehöre) wiederholt werden. Ueber den Proceß sagt der Obergeneral: Unsere Obrigkeit scheint unsere Rechtfertigung deshalb gebilligt zu haben, wenigstens ist uns bis heute (den 29. Febr) kein Auftrag geworden, die Wißbegierde des Herrn M. zu befriedigen" — (nehmlich den anonymen Injurianten zu nennen) Auftrag? Der Obergeneral schreibt wunderlich! Sieht er seine Obrigkeit für eine Buchhandlung an, mit welcher er Geschäfte macht, und von welcher er Aufträge erwartet? Der Auftrag wird, nach erfolgtem Urthel, in einer Strafauflage, (erst Geld- dann Gefängnißstrafe u. s. f.) bestehen, wie es die Rechtsordnung mit sich bringt. Herr B. muß nur Geduld haben, so geschwind geht das nicht. S. die Anzeige des Herrn D. Seyffarth in No. 24. unsres W. Bl. Ja, ja, der Styl! Das ist des Obergenerals starke Seite nicht, und leider: le style est l'homme hat Büffon gesagt. Uebrigens will er die Müllneriana zu einem stehenden Artikel seines Buchladens (sic) machen, und mit Pasquinischen Bildern fortsetzen, welches sehr zu loben ist, damit die Welt doch mit Augen sieht, was zu ihm ist. Sehr richtig sagt er auch, „daß die Welt den Yngurd, die Albaneserin und die Späße des Verfassers langweilig, geschraubt und gezimmert gefunden." Aber warum hat denn der Obergeneral das nicht eher gewerkt? Es kann ja im Nothfall gerichtlich dokumentirt werden, daß Herr B. im Sommer vor. Jahres sich bey Müllner brieflich um den Verlag der Albaneserin gemeldet hat *). Er mag Gott danken, daß er das geschraubte und gezimmerte Ding nicht bekommen hat, und daß nun Göschen oder Cotta oder sonst irgend so ein gutwilliger Buchhändler damit über das Ohr gehauen wird. Desertion scheint die große Armee, außer was Herrn Krug betrifft, (s. die Friedensbotschaft) nicht zu haben. Im Gegentheil scheint

*) Siehe die Bekanntmachung Johann Meier's am Ende dieser Nummer.

Digitized by Google

der Mitredacteur (oder Oberredacteur) der Abendzeitung (F. Kind) geneigt, sich mit den Brockhausischen Truppen zu verbinden. Wir müßten uns sehr irren, wenn die Antikritik und Vertretung der Taschenbücher in No. 47., nicht hauptsächlich gegen das Leukopetraisch-Tübingische Lit. Bl. gerichtet wäre. Sie fängt mit den erbaulichen Versen an:

Ein Rezensent — er war noch etwas simpel,
Las einst sein Machwerk seinem Gimpel.

In No. 58. aber folgt ihr ein Aufsatz gegen „literarische Masken," der sich direct gegen eine Erklärung Müllner's im ged. Lit. Bl No. 14. richtet, das Princip der Anonymität bey Kritiken bekämpft, von „geheimen Anklägern" spricht u. dergl. mehr. Das sind ganz die Brockhäuslich-Krugischen Ansichten, und hier könnte der Obergeneral einen neuen Offizier anwerben, welches nichts schaden kann, da er ohnehin einen in seinen Ranglisten führt, der nicht activ zu seyn scheint, wir meinen: Blümner. Nur muß er klug seyn: denn Kind ist ein Poet, ein wirklicher, und man glaubt nicht, was dergleichen Personnagen die Nase hoch tragen, sie wollen unter niemand dienen, und gleichwohl von wem leben sie? Von den Buchhändlern.

Noch ist uns in der Proklamation des Obergenerals (eigentlicher wohl des Oberkriegsverpflegungs-Intendanten) die Behauptung aufgefallen, daß Apollo der Leukopeträer in allen (sic) deutschen Zeitschriften freie Entrée habe, weil er von allen Mitarbeiter sey Nicht möglich! Da wär er ja ein Hexenmeister! Nein, für alle d. Zeitschr. zu schreiben, das soll er uns wohl bleiben lassen! Da stellt Herr B. ihn zu hoch in Rechnung. Dagegen hat er am Ende eine dunkle Ahndung davon, daß er mit der angekündigten Fortsetzung seiner Müllner-Gallerie dem Apollo zu Leukop. einen Dienst thue. „Es hat jüngst Jemand zu uns gesagt (sagen die Herren Brockhäuser): Der Müllner ist ein anderer Herostrat, der sich nur freut, wenn von ihm die Rede ist; das Wie ist ihm am Ende gleichgültig dabei." Der Jemand, der Herrn B. das gesagt hat, scheint uns nach dieser Aeußerung gescheidter, als Herr B. selbst, dem das erst hat gesagt werden müssen, und der doch nicht einmal darnach thut.

Viehischer Magnetismus.

Jede neue Religion hat ihre Verbreitung mehr den Ungläubigen als den Gläubigen zu verdanken; denn das Märtyrerthum ist das ächte Siegel unter der Rechtsurkunde einer bestrittenen Lehre. Darum muß es den Magnetisten willkommen seyn, wenn man sie auslacht. Dieses thut lange nicht so wehe, als der Tod auf dem Scheiterhaufen, den sie, einige Jahrhunderte früher, für ihre Zaubereien hätten erleiden müssen. Unsere Leser haben sich an den periodischen Tollheiten der magnetischen Zeitschriften immer erlustigt; wir wollen ihnen daher mittheilen, was das neueste Heft des von Eschenmayer herausgegebenen Archivs an wunderbaren Geschichten enthält. — Ein 18jähriges Bauermädchen hatte von einem Knechte mehrere Fußtritte auf die Magengegend erhalten, und war seitdem den heftigsten Zufällen unterworfen. Ihr Arzt behandelte sie, auf die gemeine herkömmliche apothekarische Weise, anderthalb Jahre lang, aber ohne Erfolg. Da führte sie ihr gutes Gestirn zum Hrn. Dr. Dapping in Frankenthal, und dieser, nachdem auch er mit der Vernunft nichts ausrichten konnte, heilte die Kranke durch die Wunder des Magnetismus. Es konnte nicht fehlen:

Es ist ihr ewig Weh und Ach
So tausendfach
Aus einem Punkte zu kuriren.

hat schon Mephiphofeles gesagt. Zum Feldzuge gegen die revolutionären Krämpfe wurde ein nichtmagnetisirtes Baquet zugerüstet. Dieses bestand in einem mit Hammerschlag, Eisenschlacken und Wasser angefüllten 3/4 Ohm haltenden Fäßchen, welches man, nachdem es oben zugeschlagen wurde, und durch eingebohrte Löcher eine Perpendicular- und mehrere Horizontalstangen aufgenommen hatte, an das Bett der Kranken zur Rechten stellen ließ. Darauf wurde dem Mädchen eine der Stangen auf den Magen gelegt, und ihr eingeschärft, daran zu streichen. Dieses ging so einige Zeit fort, und die Kranke bekam ihre Stange lieb, besonders wenn der Arzt ihr selbst die Hand daran auf- und ab-strich. Endlich trat das magnetische Thauwetter ein, der Frühling der Liebe und Sehnsucht ersproß — die Zärtlichkeit begann. Sie sagte mit feiner Stimme: „Mein lieb Doktorchen . . . Du mußt mir die Schmerzen nehmen . . . ich will mein lieb Doktorchen haben" u. s. w. Auf die Frage, ob sie etwas trinken wolle, verwarf sie alle übelschmeckende Arzneyen, aber den warmen Wein mit Zucker, den man ihr anbot, lehnte sie nicht ab. — So oft sie in der Folge das Schnattern bekam, ließ sie sich den süßen Wein reichen, und fiel darauf in Schweiß. (Auch Gesunden schmeckt der Trank, und man kann die Bescheidenheit der armen Bauermädchens wahrhaftig nicht genug bewundern, daß sie nicht länger krank geblieben.) Wenn der Arzt die Kranke strich,

Digitized by Google

ging es gewöhnlich folgendermaßen her: „Sie fing mit den Worten an: „ich will fort!" Auf die Frage, zu wem? „zu meinem Doktorchen." Zu welchem? „Zu dem, der mir die Schmerzen nimmt!" (Das ist einmal vernünftig geantwortet.) Fährt nun der Arzt fort, ihre Hand an dem Eisen hin und her zu streichen, so klagt sie „aus pianissimo zum stärksten forte": „mein lieb Doktorchen." Frägt dieses Doktorchen weiter, ob sie es nicht sähe, erkennt sie es nach einiger Zeit, schlägt ihren Arm um seinen Hals, und liebkost es. Darauf tritt Frost ein, sie fordert den Zuckerwein, trinkt denselben, reibt sich die Augen, öffnet sie, und sagt gewöhnlich „guck, da ist ja mein lieb Doktorchen." — Später ward das Baquet weggelassen und der Arzt magnetisirte sie unmittelbar. Darauf trat auch die Hellseherei, die bei den Somnambülen und ihren Magnetiseurs stets in umgekehrten Größenverhältnisse steht, leuchtend hervor. Das Delphische Bauermädchen sagte hastig bei geschlossenen Augen: „sie sey im Himmelchen gewesen, und zwei Engelchen bei ihr; die hätten ihr gesagt, sie würde bald gesund werden. Ihr Doktorchen, das ihr die Schmerzen wegnähme, sey zwar böse auf sie; das thäte aber nichts, es sey doch ihr goldig Doktorchen." Einen Tag darauf sagte sie: „sie sey wieder bei ihren Engelchen gewesen, und diese hätten das liebe Herr Christuschen geschickt, um sie gesund zu machen. Diese hätten ihr gesagt, sie müsse ein schönes, weißes Strohhütchen aufsetzen, mit grünen Schlüppchen und grünen Bänderchen um ihr Hälschen. (Das waren noch billige Engelchen! bei einer Somnambüle von Stande lassen sie sich theurer bezahlen; die Krämpfe der Letztern weichen nicht eher, als bis ein türkischer Shawl der hundert Ducaten kostet, um das Hälschen gelegt wird.) Dann müsse sie sich bis an die Knie ins Wasserchen setzen, und dann würde sie gesund werden. Nach dem Badchen wolle sie sich setzen und ihr Fleischchen essen, weil sie starken Hunger haben würde. Ihr Doctor Gräserchen (der apothekarische) würde sie nicht geheilt haben, weil der so kein Maschinchen hätte, und ohne das Streichen hätte sie sterben müssen." Herr Dr. Dapping eilte, den Befehl des Himmels zu vollziehen. Dem Mädchen wurde im Bade der bestellte Hut aufgesetzt. Da aber die Bänder den Hals nicht berührten, rief die Kranke verdrüßlich aus, das wäre ihr recht Hütchen nicht, da wären ja keine Bänderchen daran. Diese wurden ihr um den Hals gelegt, und in demselben Augenblicke öffnete sie die Augen völlig, sah sich ganz erstaunt um, und war voller Freude, daß sie nun ihre Guckelchen wieder aufmachen könne. Einen Tag nachher sagte sie: „die Engelchen waren wieder bei mir; um 12 Uhr sind sie gekommen; ich muß heute ein Badchen mit einem Kräutchen haben" Mit welchem? „Mit, mit — wart' noch ein Bißchen, ich will die Engel noch einmal fragen . . . mit dem wilden Quendelchen; — ja, und so muß ich fünf Bäderchen haben, und dann schickt mir das Herr Jesuschen ein Arzneichen zum Einnehmen, und dann bin ich gesund und kann herumlaufen." Wo ist das Kraut zu bekommen? „In der Apotheke." (Sie weiß wahrhaftig alles, auch das verborgenste!) Deutlicher sprach sie über ihre Genesung in folgenden Orakelsprüchen: „Um 8 Uhr muß ich in's Bad; darin müssen drei Dütchen Quendel; — das ist eben so gut, als wenn ich noch vier Bäderchen mit einem Dütchen bekäme; denn ich bekomme keine Schmerzen mehr und bin ganz gesund; nach dem Badchen bekomm' ich ein Ohnmachtchen, die Engelchen werden mir aber schnell davon helfen, und dann kann ich allein herumgehen. Wenn es 12 schlägt in der Nacht, müssen die Fenster behangen seyn, und dann trink' ich Weihwasser mit einer Hostie in dem Becher aus der Kirche; ein Licht wird mir auf's Herz gestellt, ein anderes bekomme ich in die rechte Hand mit einem ungebrauchten feinen Tuch, und das Kerzchen halt' ich an meine Guckelchen Morgen geh' ich um 10 Uhr in die Kirche ganz allein und bete." (Hier entsinkt uns doch der Muth zum Scherze! Wie mag doch ein Arzt sich zum Opferpriester jenes Götzen erniedrigen, dessen — warum spröde seyn im Dienste der Wahrheit? — dessen Altar im kleinsten Tempel aufgerichtet ist! Wie mag er die nichtswürdige Religion der Vagina mit Andacht verkündigen wollen!) Um ihr Hellsehen auf die Probe zu stellen, fragte sie der Arzt: wo er um 8 Uhr Abends am nothwendigsten wäre, bei ihr oder einer andern Kranken? Sie antwortete ihm nach kurzem Besinnen sehr barsch: „Ach! meine Engelchen bekümmern sich um mich und nicht um andere Kranken." (Sehr verständig.) Auch äußerte sie magnetische Eifersucht, als das „Doktorchen" wegen einer andern Patientin seinen gewöhnlichen Besuch etwas verzögert hatte. Der Arzt, welcher die Kranke wie eine Delinquentin auf die Folter spannte, um Geständnisse über Dinge zu erhalten, von denen sie nichts wußte, erhielt die Antwort: (Unsere Leser mögen sie beachten) „Die Engelchen wollen mich gesund machen, und Du quälst mich so, daß ich wieder krank werden muß."

Digitized by Google

Auf weiteres Ausforschen, ob sie gesund bleiben würde nach ihrer Genesung, antwortete sie: „sie sterbe im 25sten Jahre, Nachts 12 Uhr am ersten Osterfeiertage würden die Engel sie holen. Zwei Tage vorher bekäme sie einen Fluß an die Beine, der zöge in den Kopf, und daran müsse sie sterben." (Schade, daß man in 7 Jahren die Kranke steht im 18ten — wohl größere Wunder anzustaunen haben, und sich dieser Prophezeiung wohl nicht mehr erinnern wird.) „Das Herr Jesuschen" sagte auch dem Mädchen, es solle von nun an bei ihrem Doktorchen wohnen; der Magnetiseur aber bekümmerte sich nicht um die Vorschriften der Religion, und verbat sich die häusliche Gemeinschaft. Endlich besserte sich die Kranke, die Krämpfe hörten auf, und mit ihnen endete alle Frömmigkeit und Zärtlichkeit. Sie sagte: „Herr Doktor" und „Sie". Ihr eigentlicher früherer Charakter entwickelte sich, nämlich Dummheit im hohen Grade (im höchsten wohl nicht, das sieht man aus der ganzen Geschichte) Tücke, Boshaftigkeit, Eigensinn, Unwahrheit u. dergl. (Männer böser Weiber wissen jetzt, was sie zu thun haben.) —

Eine sympathetische Kur durch Gestirne, von der berühmten Wunderthäterin zu Itzehoe verrichtet, wird von Hrn. Professor Grohmann in Hamburg erzählt. Die Kranke hatte tausend Beängstigungen, und der thierische Magnetismus war ohne Erfolg an ihr versucht worden. Da suchte sie Hülfe bei der Königin der Nacht, und kehrte nach 3 Wochen geheilt zurück. Die Sympathie wird gemacht des Abends oder Nachts unter sternenhellem Himmel. Fünf Sterne nebst dem Monde sollen die magnetischen Leiter seyn. Sie werden gewählt, je nachdem die zu heilende Krankheit ist. Die Kranken kommen, jeder einzeln, in einen dazu bestimmten Garten oder freien Raum, entblößen sich bis zu dem leidenden Theil. Die Helferin macht nun nach den Gestirnen oder von dem gewählten Sterne nach dem leidenden Theile des Kranken magnetische Striche. Die Kranken sollen dabei wie die einstimmige Sage gehet, Wärme und eine eigene Art des Lebensgefühls durch ihren Körper strömen fühlen. Die Helferin soll gleich bei der ersten Anwendung der Sympathie durch das Abstoßen oder Anziehen ihrer Hände oder durch irgend ein anderes sideriſches Zeichen bestimmen können, ob der Kranke genesen wird oder nicht, ob die Sympathie wirken oder nicht wirken wird. Und so gehet dann die sympathetische Kur, ohne daß irgend ein anderes ärztliches Mittel dazu gebraucht werden darf, vielmehr alle Medicamente bei Seite gelegt werden müssen, in drei Zwischenräumen vor sich. Jede Sympathie befaßt nemlich drei unmittelbar auf einander folgende Abende, und je nach dem Zwischenraum von 9 Tagen zwischen jeder Sympathie wird die zweite und dritte Anwendung in eben solchen drei Abenden wiederholt. Gebete und heilige Worte werden von der Frau still dabei gesprochen. Jede Sympathie dauert nur einige Minuten. Die Frau ist hochbejahrt — 87 Jahr, aber gesund, lebhaft, kräftig, anspruchlos, einfach und fromm. Sie läßt sich für jede Kur nur wenig bezahlen. Dies ist es, worüber öffentliche Nachrichten Kunde geben. Viele Kranke aller Art, wenn nicht das Uebel angebohren, oder es Schwäche des Alters ist, welches die Frau sogleich als Bedingung einer unmöglichen Kur angeben soll, sind diesen öffentlichen, von vielen namhaften Männern verbürgten Nachrichten zufolge, gesund worden. — Hr. Prof. Grohmann läßt der Geschichtserzählung mehrere Betrachtungen folgen. Unter andern sagt er, der verstorbene Villers habe an die Wirksamkeit des Magnetismus so sehr geglaubt, daß er geäußert habe: „er sey fest überzeugt, daß es nach 50 Jahren dahin kommen werde, daß, wenn z. B. eine Mutter nur ernstlich wolle, daß ihr Kind gesund werde, so müsse es auch gesund werden." (Warum erst nach 50 Jahren, da doch der feste Wille der Mütter — worauf es nach Villers beim Magnetisiren ankömmt — alsdann nicht größer werden kann, als er es jetzt schon ist, ihre kranken Kinder gesund zu wünschen? Aber, wenn diese Vorhersagung eintrifft, wehe dann uns Erwachsenen! Bis jetzt starben von 100 gebornen Menschen 57 vor dem 15ten Jahre. Nehmen wir nun dieses Jahr als die Grenze der wunderthätigen Mutterliebe an, so muß die Anzahl der Kinder sich verdoppeln; die Aeltern aber, denen, wenn sie krank sind, kein Wunder beisteht, werden nach dem gewöhnlichen Verhältnisse sterben. Die Welt wird alsdann von Kindern wimmeln und vielleicht von ihnen beherrscht werden. Wo giebt es dann Broderwerb genug, die unsterblichen Kinder zu ernähren, Schulmeister genug sie zu unterrichten, Ruthen genug, sie in Zucht zu halten? Pharaonische Polizei müßte einschreiten) —

(Der Beschluß folgt.)

Freie Mittheilungen eines Literaturfreundes

Von der Hagen hat gegen Schuberts Ansicht von den Nibelungen geschrieben, nach welcher sie nichts weniger als national und unchristlich wären. Ich muß gestehen, Hagen hat mich überzeugt, daß bei allem Gräßlichen der Vorgänge doch die Karaktere großartig sind und das haben,

Digitized by Google

was eben den Homerischen Helden fehlt, die erhabene Gesinnung, die er sogar in dem grimmen Hagen sehr gut nachweist.

Daß Göthe noch immerfort so fleißig ist, freut mich. Seinem Divan verdanke ich herrliche Stunden. Man wird bald damit vertraut, wenn man nur seinen Rath befolgt:

Wer das Dichten will verstehn,
Muß in's Land der Dichtung gehn.
Wer den Dichter will verstehn,
Muß in Dichters Lande gehn.

Es sind köstliche Sachen darin; und eben so anziehend sind die vielen angehängten Betrachtungen und Bemerkungen, die mehr als die Hälfte des Buchs einnehmen. Man muß die ewige Jugend des Dichters, seine Heiterkeit, seine Empfänglichkeit für alles bewundern. Vorzüglich gefallen mir die launigen Gedichte und die Liebeslieder, die gewiß nur selten ein Greis so gesungen hat. — Von dem Buche Ruth und dem hohen Liede macht er viel; auch er zieht die christliche Religion jeder andern vor. — Merkwürdig ist, daß die Perser keine dramatische Literatur haben.

Gerhardt, ein Weimaraner, hat die Sakontala für die Bühne bearbeitet, und ist dazu von Göthe mit ermuntert worden. Noch kenne ich sie nicht. Man könnte den Deutschen auch im geistigen Sinne einen Vielesser nennen, da er seinen Geist mit den Produkten aller Länder und aller Zeiten speist. Wie? wenn wir nun auch etwas Indisches auf dem Theater zu sehen bekämen! Auch jeder, der nur von indianischen Vogelnestern gehört hat, müßte darauf begierig seyn. — Dabei fällt mir ein, daß auch der Konsistorialvogel, der Puter, bei den Wienern Indian genannt wird.

Kürzlich hat mich Peuckers Uebersetzung der Alcire des Voltaire beschäftigt. Ich finde sie sehr gut, und ich bewundere die Gewandtheit, womit er Vers um Vers wiedergiebt. Nur zuweilen merkt man das Knappe. Wieland und Göthe haben sie durchgesehn; ich habe aber doch noch manche schwache Stelle gefunden. Das Stück muß sich auf der Bühne gut machen.

Asmus Briefwechsel mit seinem Vetter ist recht hübsch geschrieben in dem launigen Tone des Asmus. Auch hier wird Stolbergs Uebertritt getadelt, aber seiner Gesinnung nichts Böses, sondern alles Gute nachgesagt. Stolberg war ja auch so allgemein als ein edler Mensch bekannt und geachtet, daß man ihm einen solchen Fehltritt wohl zu Gute halten konnte; was er that, war ihm unabwendliches Bedürfniß. (Wie verschieden doch bei den vielseitigen und vielfarbigen Deutschen die Urtheile sind! Ueber diesen nämlichen Briefwechsel sagt das allgemeine Repertorium: „In einer widerlichen, den Wandsbecker Boten-Styl nachäffenden Sprache geschriebenes, unbedeutendes und nichts gehörig ausführendes Pamphlet, dessen Verf. wohl gethan, daß er sich nicht genannt hat.")

Gewundert habe ich mich sehr über die große Verschiedenheit der beiden Uebersetzungen von Walter Scots Fräulein vom See. Die von Henriette Schubert ist gänzlich verfehlt, herzlich matt und verzierlicht. Stanzen passen für dieses Gedicht gar nicht, das durchaus den Balladenton hat. Diesen hat dagegen die andere Uebersetzung von Storck, Professor in Bremen, gut getroffen, die sich gegen jene wie Feuer zu Wasser verhält. Hier zur Probe das, was bei der Schubert die zweite Stanze ist, und dann die andere Uebersetzung. Welche grobe Fehler in dieser einen Stanze!

Gleichwie der Feldherr bei des Wächters Rede: (!)
Zu Waffen, auf! der Feind erstürmt die Wälle!
So hebt sich der geweihte Fürst der Oede
Mit Eil' empor von weicher Lagerstelle.
Doch eh' er noch die Flucht beginnen thäte; (!!!)
Streift er sich ab die Tropfen Thau so helle,
Hebt stolz und hoch, gleichwie behelmt zu Kriegen,
Sein zackig Haupt, es in der Luft zu wiegen.

Storck.

Wie der Burgherr sich reißt vom Lager empor,
Wenn die Wache ruft: der Feind stürmt das Thor! —
So rauscht rasch auch beim ersten Laut
Des Waldes Monarch aus dem Heidekraut;
Doch eh' er setzt über die braune Heide,
Schüttelt den Thau er von seiner Seite,
Wie den Helm ein Rittersmann, stolz und frei
Hebt er zum Himmel das äst'ge Geweih.

(Nach dieser Probe läßt aber auch die Uebersetzung von Storck noch Manches zu wünschen übrig, besonders, was die Anwendung und Vertheilung der Dactylen betrifft.)

Ich weiß nicht, wer der Verf. von dem Aufsehn machenden Romane: Wahl und Führung seyn mag; seine Bilder aus dem innern Leben habe ich durchgesehen, doch darin nur eine Erzählung recht gut gefunden, und in Absicht des Inhalts neu, indem sie die innere Unzufriedenheit eines jungen Geistlichen mit sich selber schildert, weil seinem Eifer im Predigen bloße Eigenliebe und Neigung zum Schein, nicht wahre Frömmigkeit zum Grunde liegt. Dieses ist recht anschaulich dargestellt, wie es wohl

Digitized by Google

nur ein Geistlicher selbst vermag. Die Erzählung ist jedoch hin und wieder zu weitschweifig, zu umständlich, und der Styl hat etwas Geschmücktes. Die übrigen Erzählungen scheinen mir mittelmäßig, die erste, die viel Anspruch macht, schlecht.

Der muthige Bischoff in Cadiz, der die rebellischen Soldaten zu beruhigen versuchte, führt einen merkwürdigen Namen; er heißt Cienfuegos, d. i. hundert Feuer, was man auf seine Unerschrockenheit beziehen und womit man ihn hundert Feuergewehren gleich stellen kann.

Folgende Stelle von Göthe wird viele interessiren: der Humor ist eins der Elemente des Genies, aber sobald er vorwaltet, nur ein Surrogat (?) desselben; er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt. (Vielleicht spricht hier Göthe nur von der bildenden Kunst; sonst möchten die Humoristen und Freunde des Humors mit dem Ausspruche schwerlich zufrieden seyn.)

Fortgesetzte Briefe an eine Dame über die neueste theologische Literatur.

Zehnter Brief.

Nicht wahr, ich habe Ihre Geduld auf eine harte Probe gestellt, indem ich Sie, meine gnädige Frau, durch die unfruchtbaren Steppen der theologischen Streitigkeiten durchführte? — Freuen Sie sich nun auch mit mir der üppigen Vegetation, und der herrlichen Umgebungen, die uns den Pfad auf dem neuen Gefilde bekränzen, das eben zur Beschauung vorliegt; ich meine die glänzenden Eroberungen, die das Christenthum mit jedem Tage durch die Missionsanstalten macht. Die treffliche Darstellung gegenwärtiger Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball von Heinrich Zschokke muß jedem Menschenfreunde den herrlichsten Genuß gewähren. Eilen Sie, Verehrte, geschwind über das hinweg was der Anfang jener Abhandlung über die Dürftigkeit des tiefen Nordens von Europa, über den demoralisirten Zustand des größern Theils von Asien sagt, betrüben Sie sich nicht über die Finsterniß, die noch vier Fünftheile der Erde bedecken mag, sondern freuen sich vielmehr der immer weiter leuchtenden Fackel des Christenthums, die besonders der Hochsinn Brittanniens in allen Welttheilen angezündet hat.

Unserer Zeit, und der evangelischen Kirche gebührt der unvergängliche Ruhm, in Süd- und Ostindien, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, in der Sierra Leona, in Canada, den Nord- und Südamerikanischen Freistaaten, und den zahllosen Eilanden der neuen und neuesten Welt, das Christenthum weit und fest begründet zu haben.

Zwar war auch die Vorzeit, und die päbstliche Kirche nicht träge in Betreibung der Missionsgeschäfte; ein eignes Collegium in Rom, unterstützt von bedeutenden Hülfsmitteln, und thätige Mönchsorden förderten die Ausbreitung des Christenthums so, daß die Dominikaner und mehr noch die Jesuiten gar viel zu erzählen hatten von den Grosthaten, die sie verrichtet, und der Menge, die sie für den Glauben gewonnen hatten: Aber untersuchte man genauer, so ergab sich, daß die Neubekehrten theils nur auf dem geduldigen Papiere zu finden waren, theils nur kurze Zeit sich zum Christenthume gehalten hatten, theils auch bei bleibender Anhänglichkeit von dem Geiste des Christenthums wenig oder nichts wußten. Auch bedeutende Verfolgungen in China, Japan, Abyssinien u. a. Ländern hatten ihre Wirksamkeit gehindert oder vernichtet, so wie die Wilden in Amerika eine unbesiegliche Abneigung gegen das römische Christenthum zeigten.

Warum die Erfolge so ungünstig waren, mag besonders in folgenden drey Ursachen liegen: 1) weil die römischen Missionare überall nicht das Reich Gottes, sondern nur das Reich des Pabstes zu erweitern suchten, 2) weil die Mönchsorden einander selbst auf eine gehässige Weise entgegenarbeiteten. 3) Weil die Unsittlichkeit der Missionäre jeder Lehre, die sie vortrugen, den Werth benahm, und ihr Christenthum augenscheinlich blos ein unfruchtbarer Ceremoniendienst war, welcher dem gesunden Verstande der Wilden lächerlich und verächtlich seyn mußte. Um nur von den letztern Ihnen einige sprechende Züge herauszuheben, so bestanden bey Friedensunterhandlungen im Jahre 1682 die Irokesen in Canada ausdrücklich darauf, daß keine Jesuiten mehr zu ihnen kämen, denn, sagten sie, „diese großjackigen schwarzen Männer kämen gewiß nicht zu uns, wenn wir keine Weiber und keine Biber hätten.“ „Hat dir dein Gott, wie du sagst, weit hinter dem Meere ein schöneres Land als dieses gegeben, (rief ein Indianischer Priester einem Spanischen zu) warum genügt es dir nicht? — Einer der Missionarien machte selbst die Bemerkung: „Die weise Vorsehung hat den wilden Völkern Goldgruben gegeben, den gefitteten — Golddurst.“ „Warum kommst du zu uns, Väterchen, (fragte einst ein Abipone einen Spanischen Priester) warum machst Du nicht erst deine Spanischen Brüder zu Christen? Ein anderer: Du verbietest

Digitized by Google

uns, als Christen, mehrere Weiber zu haben, sind die Spanier nicht auch Christen? Sie thun viel ärger als wir, sie fallen unverschämt alle Weibsleute an, die ihnen begegnen, u. s. w. Der letztere Vorwurf traf besonders die Priester selbst, die trotz ihrer Ehelosigkeit doch eben keine Weiberhasser gewesen zu seyn scheinen. In dem Jesuitenstaate in Paraguay mußte jedes Mädchen, welches Ehelustig war, sich bei dem Beichtvater darüber erklären, der ihr dann den gewünschten Bräutigam, welcher dabei keine Stimme hatte, unfehlbar verschaffte. Auf den Spanischen Antillen wurde jedes kirchliche Vergehen, das der Beichtvater vermittelst der Ohrenbeichte, haarklein erfuhr, durch Geißelungen gerügt, welchen beide Geschlechter im Priesterhause sich unterwerfen mußten. Es ist wohl zu glauben, daß diese Büßungen zu mancherlei geführt haben mögen, und die entblößte Weiblichkeit, besonders wenn sie jung und hübsch war, den frommen Eifer des strengen Sittenrichters oft sehr gemildert haben wird.

Wir bezweifeln, warum ein solches Christenthum nicht gefallen konnte. Fast eben so wenig leisteten die Holländer, als diese den Welthandel hatten, die ihr kaufmännisches Interesse allein verfolgend, in Japan sogar versicherten, daß sie keine Christen, sondern nur Holländer wären, was wohl richtig seyn mochte. Grosbrittannien gebührt der Preiß. Uneigennützig, mit ungeheuern Aufopferungen, und Anstrengungen haben sie in ihren Colonien das Christenthum gepflanzt; Deutschland und Dännemark haben hiezu viele fromme Glaubensboten geliefert, die größtentheils verheirathet namentlich jetzt im Innern von Amerika mächtige Fortschritte machen. Ohne militärische Begleitung, in welcher sonst die römischen Missionare giengen, nur mit sich und ihrem Glauben gehen sie hin, und erringen einen Sieg nach dem andern nicht für irdische Zwecke, sondern für Wahrheit und Gott. Die Herrnhuther und Quäcker haben sich hierin besonders ausgezeichnet. Ihr fester Glaube, und reine Sittlichkeit ist unüberwindlich; ihre Uneigennützigkeit und Wohlthätigkeit unwiderstehlich.

Was die evangelischen Sendungen aber namentlich förderte, das liegt in der Ueberzeugung, daß ein Volk nur in dem Grade kultivirt werden könne, als es der Boden ist, den es bewohnt. Daher brachten schon die Jesuiten in Paraguay, mehr noch unsere Sendpriester den Ackerbau zu den Wilden, und machten die unstäten Jäger zu fleißigen Feldarbeitern. Die Bibel in der einen, und den Ackerpflug in der andern Hand bringend, so traten sie in die Wüsten Canada's, und zu den Schwarzen in Californien — und Gottes sichtbarer Segen begleitete sie. Wie Deutschland vor einem Jahrtausende, so wird jetzt die neue Welt durch das Christenthum cultivirt, und die weise Gesetzgebung des Nordamerikanischen Freistaats macht jeder neuen Ansiedelung zur Pflicht, ein bedeutendes Grundeigenthum in der Mitte der Colonie für Kirche und Schule frei zu lassen. So gründet sich die Kirche auf dem festesten Grunde! und gewiß ist nach wenigen Jahrhunderten Christus allen Völkern heilig! — und aller Boden durch das Christenthum bebaut! —

Nachricht.

Es hat sich unlängst der Fall ereignet, daß mehrere Erzählungen von H. Clauren, nahmentlich sein Grünmantel von Venedig, und der Kirchhof in Schwyz, von dramatischen Schriftstellern für die Bühne bearbeitet worden sind; um Collisionen zu vermeiden, dient hierdurch zur vorläufigen Nachricht, daß die, im Vergißmeinnicht, für das Jahr 1820, unter dem Titel: die Kartoffeln in der Schaale, befindliche Erzählung von H. Clauren selbst dramatisirt, in Kurzem, in der Form eines Lustspiels, erscheinen wird.

Nachricht.

In Bezug auf die in der Beylage zu No. 51. der Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten-Sachen befindliche Brockhausische Aeußerung über die Albaneserin hab' ich von dem Herrn Hofrath H. Müllner, bey welchem ich als Schreiber in Diensten bin, den Auftrag erhalten, aus einem, an denselben gerichteten Briefe des Herrn Brockhaus vom 29. Mai 1819. folgende Stelle abzuschreiben und zum Druck zu befördern:

„Wird denn die Albaneserin bald auf die Bühne gebracht werden? — Und — haben Sie darüber schon mit einem Verleger contrahirt? — Ohne dem Ehrenmanne Goschen nahe treten zu wollen, will ich mich doch Ew. Wohlgeb. zur Erinnerung empfehlen, wenn jener vielleicht, wie das oft bey uns der Fall ist, gerade nicht darauf eingehen könnte."

Für die diplomatische Genauigkeit dieser Abschrift stehe ich, und bin vom Herrn Hofrath Müllner in den Stand gesetzt, den von Herrn Brockhaus eigenhändig ge- und unterschriebenen Brief demselben auf geziemendes Verlangen vor Gericht zu produciren.

Weißenfells am 15. März. 1820.

Johann Meyer.

Ich versichere hiermit der Redaction, daß obiger Name nicht erdichtet, sondern der genannte Schreiber wirklich in meinen Diensten ist. Müllner.

Von Charles Pougens berühmten Werke: „Les quatres Ages," erscheint in wenig Wochen bei mir eine Uebersetzung von Hn. D. F. Gleich. Dieß zur Vermeidung von Collisionen. Leipzig im März 1820.

C. H. Reclam.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 30. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 April.

Viehischer Magnetismus. (Beschluß)

Hr. Dr. de Valenti in Sulza, theilt die Geschichte einer magnetischen Heilung mit, die aber lange nicht so wunderbar als er selbst ist. Man wird erstaunen über dessen Ansichten und Bekenntnisse. Die Delquentin (man kann die armen Geplagten nicht anders nennen) war eine 18jährige Viehmagd, die mit epileptischen Zufällen behaftet war. Anfänglich wurden, wie bei den Vorstellungen der englischen Reuter, nur kleinere Kunststücke producirt, damit die Bewunderung wachse. Nachher kamen die Halsbrechenden Sachen. Erst wurde gestrichen mit Eisen und Fleisch. Der Arzt konnte sie nach Belieben einschläfern und aufwecken. Sobald er sie mit dem Daumen an irgend einem Theile ihres Körpers berührte, bekam sie Zuckungen. Magnetisirte Blumen schläferten sie ein, magnetisirte Baumwolle in die Ohren gestopft, weckte sie auf; (man kann wohl Jeden aufwecken, wenn man ihn auf diese Weise in die Ohren kizelt); die nämliche Baumwolle vor die Nase gehalten, warf sie in den Schlummer zurück. Auch der Blick in den Spiegel, den man ihr vorhielt, schläferte sie augenblicklich ein. Einst begegnete ihr der Herr Doktor, der über Feld ritt; er rief sie heran und sprach vom Pferde herab mit ihr. Darauf ward sie, die vorher mit Aehrenlesen emsig beschäftigt und sehr munter war, auf der Stelle schläfrig. (Eine nicht seltene Folge der Unterhaltung.) Er gab ihr ein Stück gestrichenen Kuchen; aber kaum hatte sie davon zu essen angefangen, so waren ihr mitten im Kauen die Augen zugefallen. (Wer dieses liest, und gerade mit Essen beschäftigt ist, dem wird gewiß vor Erstaunen der Bissen im Munde stecken bleiben.) Nach Verlauf einiger Zeit ward die Viehmagd somnambul, und die Rethorischen Uebungen nahmen ihren Anfang. Der Herr Doktor fragte die Schlafende (wozu?) „Schläfst Du?" Keine Antwort auf mehrmaliges Wiederholen. Es säuselte nur etwas über ihre Lippen. Da die Natur sich ungefällig bezeigte, so wandte sich der Magnetiseur an den Schöpfer selbst. Wir wollen seine eignen Worte anführen: „Ich war gerade mit ihr allein. — Von himmlischer Liebe ergriffen, bewunderte ich beide die Tiefe und den Reichthum der Erkenntniß Gottes, sank vor ihrem Bette auf meine Knie und betete: O du, der du schaffest und wirkest alles in allem, gieb, daß ich diese deine Kraft anwende dir zum Preis, zu deiner Ehre und nicht zu der meinigen. (Dieser Theil des Gebets ist erhört worden,) — daß dein Reich dadurch, o Christe, du Sohn Gottes, in mir, und durch mich und außer mir vermehrt werde, daß ich mich freue im Geist und nicht im Fleisch, nicht daß mir diese Geister unterthan sind, sondern daß mein Name im Himmel geschrieben stehet. Das Gebet wirkte, aber nicht viel; nur Ja, Nein und wenige andere Wörter kamen mühsam hervor. Als sie gefragt wurde: was schadet es dir, wenn ich dich noch mehr frage? antwortete sie lakonisch: Schlaf. „Eine sehr sonderbare Antwort," bemerkt der Herr Doktor. (Wir finden sie sehr natürlich.) Uebrigens ist es schon bekannt, daß selbst Hinterpommersche Bauerweiber im magnetischen Schlafe schön Meißnerisch sprechen, was auch hier geschah. Auf die Frage des Magnetiseurs: „Weißt du, was ich jetzt in der Hand habe?".. „Ja, die Feder." Es war aber ein Weinglas. Als die Viehmagd im Verlauf der Behandlung gelehriger geworden war, und die gewöhnliche Eitelkeit alles zu wissen, eintrat, erlaubte sie sich mehrere Lügen und Schelmereien, die ihr Magnetiseur auch entdeckte. „Wir sehen nun, daß ein Somnambul eben so gut ein Spitzbube seyn könne, wie ein Wachender," ruft der Hr. Doktor didaktisch aus. (Es wäre schlimm, wenn es anders wäre, denn dann würden ja die Ehrlichen Leute von den Spitzbuben eingeschläfert werden.) „Es ist daher klar, (fährt der Herr Doktor fort) daß es nur einem heiligen und frommen Ernst gelingen könne, dieses magische Zauberland fahrlos und sicher zu durchwandeln. Einen Ernst, welcher seinen Morgenstern Christus im Auge behaltend nicht zur Rechten, nicht zur Linken geht, der den Weg der Wahrheit und des Lebens kennt, der nicht nach wunderbaren Erscheinungen jagt und von der Natur über die Natur keinen Aufschluß verlangt, der den Schlüssel zur Natur nicht in derselben selbst sucht, sondern in dem Schöpfer derselben, in Gott. — Allein, wer kann zum Vater gelangen, ohne durch den Sohn?" — In diesem Tone wird noch lange fortgesprochen. Es schwindelt uns, wir müssen eilen,

Digitized by Google

wegzukommen. „Ach! (ruft der Hr. Doktor wehmüthig aus) daß doch unsere kluge Zeit endlich einmal so klug würde zu wagen, dumm zu seyn um Christi willen." (Dieses Wagstück wird doch von Manchem unternommen, und es gelingt auch.) „Wer übrigens diese Zeilen liest, (heißt es weiter) der wird bald einsehen, daß es mir nicht darum zu thun sey, das Reich des Magnetismus etwa verbreiten zu helfen. — Nein, es ist mir darum zu thun, das Reich Christi fördern zu helfen, und der Magnetismus, so wie mein ganzer ärztlicher Beruf ist bloß das Mittel dazu. (Ein Arzt, der sich blos damit beschäftigt, das Himmelreich zu befördern, kömmt leicht dahin, in's Himmelreich zu befördern, womit wohl seinen Kranken nicht gedient seyn wird.) — Möchte doch aus diesem Journal für den thierischen Magnetismus bald ein Journal für lebendiges und wahres Christenthum werden. — Wir kehren nun zu unserer Kranken zurück. Wir aber sind müde und begleiten ihn nicht. Nur das wollen wir am Schlusse erzählen, daß er es mit seiner Kranken so weit gebracht hatte, daß sie einschlief, so oft er ihr sein Schnupftuch zuwarf, und wenn sie aus einem solchen Schlafe erwachte, immer schamhaft lächelnd die Augen rieb. (Herr Dr. de Valenti zeigt nicht blos, daß er ein Feind der Vernunft sey, sondern er bekennt dieses auch in bestimmten Ausdrücken. Die Vernunft, sagt er, sey ein Talglicht, ein Fettklumpen, und so ungebührlich als wir in unserer Muttersprache ein Talglicht schon ein Licht nennen, ob es zwar erst durch Anzünden zu Einem wird, eben so uneigentlich werde die Vernunft ein Licht genannt, bevor sie angesteckt ist.) —

Herr Wesermann, Regier. Assessor und Ober-Wegeinspector in Düsseldorf, theilt Versuche willkührlicher Traumbildung mit, welche um so wunderbarer sind, da der Traumbildhauer ein Amt hat, das mit vieler körperlicher Bewegung verbunden ist, und man daher nicht annehmen kann, daß seine Träumereien in Unterleibsbeschwerden ihren Grund haben. Er hatte nehmlich so seine eigne Theorie vom Universum und seinen unsichtbaren Kräften, und darauf gründete er den Schluß, daß das seine magnetische Feuer fähig seyn müsse, seine Gedankenbilder einem entfernt schlafenden Freunde durch die Nerven zuzuführen, worüber er folgende Versuche angestellt und bewährt gefunden hat. (Nicht im Gelingen in der Anstellung des Versuches liegt das Wunderbare. Wer ein Wunder zu thun unternimmt, hat es schon halb gethan.) Hören wir! Erster Versuch in einer Entfernung von 5 Meilen. Meinem Freunde, dem Hofkammerrath G., den ich in 13 Jahren weder gesehen, geschrieben, noch gesprochen hatte, suchte ich meinen Besuch dadurch bekannt zu machen, daß ich ihm durch die Kraft des Willens mein Bild im nächtlichen Schlafe vorstellte, und als ich den folgenden Abend unvermuthet bei ihm ankam, bezeugte er seine Verwunderung darüber, daß er mich in vergangener Nacht im Traume gesehen habe. — Zweiter Versuch in einer Entfernung von 3 Meilen. Madame W. sollte im nächtlichen Traume eine Unterredung von mir, mit zwei andern Personen, über ein gewisses Geheimniß vernehmen, und als ich am dritten Tage bei der erstern kam, sagte sie mir alles, was gesprochen war, und bezeugte ihre Verwunderung über den gehabten merkwürdigen Traum. — Dritter Versuch in einer Entfernung von 1 Meile. Eine bejahrte Person in G. sollte den Leichenzug meines verstorbenen Freundes S. im Traume sehen, und als ich am folgenden Tage bei ihr ankam, waren ihre ersten Worte, daß sie im Schlafe einen Leichenzug gesehen, wovon sie auf Befragen erfahren habe, daß ich die Leiche gewesen sey. Also ein kleiner Irrthum. (Thut nichts! Es kömmt uns so genau nicht darauf an.) — Vierter Versuch in einer Entfernung von 1/8 Meile. Herr D. V. verlangte einen Versuch zu seiner Ueberzeugung, worauf ich ihm eine vorgefallene nächtliche Schlägerei auf der Straße vorstellte, die er zu seiner großen Verwunderung im Traum auch gesehen hatte. — Fünfter Versuch in einer Entfernung von 9 Meilen. Dem Lieut. N. sollte des Nachts um 11 Uhr eine vor 5 Jahren verstorbene Dame im Traume erscheinen, und ihn zu einer guten Handlung bewegen, Herr N. hatte aber gegen Vermuthen um 11 Uhr noch nicht geschlafen, sondern sich mit seinem Freunde S. über den französischen Feldzug unterhalten; plötzlich öffnet sich die Thüre des Zimmers, die Dame tritt im weißen Kleide, schwarzem Tuche und entblößtem Haupte herein, grüßt S. mit der Hand dreimal freundlich, wendet sich sodann gegen N., winkt demselben, und kehrt darauf durch die Thüre zurück. Beide folgen schnell, rufen die Wache im Vorhause, alles war verschwunden und nicht wieder zu finden. Herr S. gab mir nach einigen Monaten noch die schriftliche Nachricht, daß die Stubenthür beim Oeffnen jedesmal gekracht, aber nicht als die Dame sie geöffnet habe, woraus sich wohl der richtige Schluß machen läßt, daß das Oeffnen der Thüre, so wie die ganze Erscheinung nur ein Traumbild gewesen ist. (Herr Wesermann, dem als Weginspektor die englischen

Digitized by Google

Eisenbahnen bekannt seyn mußten, wollte wahrscheinlich noch eine schnellere Communication erfinden. Durch seine Traumpost wird die tarische und telegraphische überflüssig gemacht. Welche unübersehbare Vortheile werden daraus für die Menschheit entspringen! Blöde Liebende schicken sich ihre Geständnisse durch den Traum. Aufmerksame Patrioten denunziren dem Polizeiminister auf diesem Wege eine Verschwörung, die sie entdeckt, und augenblicklich träumt der Minister von der Gefahr, in welcher der Staat schwebt. Regierungen können ihre Unterthanen auf die wohlfeilste Art glücklich machen. Sie lassen durch die Staats-Traumgeber, dem Kaufmann Handelsfreiheit, dem Gelehrten Preßfreiheit, dem Bürger Gewerbsfreiheit, den Hofleuten Orden, Würden und Stellen, den Beamten Beförderungen, dem Adel Privilegien, dem Bürgerstande Gleichheit vorträumen; und da man die Hälfte des Lebens schläft, braucht man ja die Tageszeiten nur umzukehren und den Tag für die Nacht anzusehen, um sich glücklich zu fühlen. Alles Uebrige, was uns dann am Tage begegnet, werden wir für einen bösen Traum halten, und wenn wir aus dem Wachen erwachen und zu Bette gehen, uns die Stirne reiben und nicht weiter daran denken. Aber ... werden es die Leser nicht schon gemerkt haben, daß der Hr. Ober-Weginspektor ein Schalk ist wie Einer, und daß er die Magnetisten hat persifliren wollen?)

Ueber den Zeitgeist.

An Schriften über den sogenannten Zeitgeist im Allgemeinen haben wir eher Ueberfluß als Mangel; ja man kann sagen, es habe schwerlich irgend eine Zeit gegeben, die sich selber so viel Gutes und zugleich so viel Böses nachgesagt hat als die unsrige, und zum Theil ist dieß in jener überschwänklichen Manier geschehen, welche sich aus der Naturphilosophie und von den hyperpoetischen Romantiken herschreibt. Die meisten Schriften dieser Art sind wenig ganz erbaulich gewesen, und mehr ergötzlich und unterhaltend als wahrhaft lehrreich und fördernd. Ergötzlich besonders, in sofern sie, von einem bestimmten Systeme ausgehend, alle Erscheinungen der Zeit unter das Schema dieses Systemes zusammen zwängten mit einem meistens sehr lächerlichen Pathos, hinter welches sich nicht eben geschickt eine Sophistik versteckt, welche die Einseitigkeit der aufgestellten Ansichten nur noch sichtbarer macht, statt sie zu verbergen. An Schilderungen der eigenthümlichen Stimmung der Völker in Europa und an einer Geschichte, welche diese besondre Stimmung in ihren Ursachen und in ihrer allmähligen Entwickelung bis zu der jetzigen Beschaffenheit nachweist, in solchen weit wichtigern, aber auch weit schwierigern Darstellungen dagegen ist bis jetzt kein Ueberfluß, vielmehr Mangel zu verspüren gewesen. Um so erfreulicher mußte mir daher ein Werk seyn, daß in Bezug auf uns Deutsche einem solchen Mangel endlich abhilft. Der Titel dieses Werkes ist: Vom Geist des deutschen Volks im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts; von Heinrich Zschokke. Hier ist die Geschichte des deutschen Volksgeistes seit dem Anfange der französischen Umwälzung bis auf unsre Tage in sehr geistreichen Umrissen dargestellt, und in erschöpfender Ausführlichkeit und dabei doch bündig sind die höchst verschiedenen Ansichten und Meinungen der Partheien aufgestellt, meistens ganz in den Worten und Aeußerungsarten, welche jeder von den mancherlei einander gegenüberstehenden Partheien eigen sind. Wie höchst lehrreich eine solche Zusammenstellung alles dessen ist, was unsre Zeit von und nach so verschiedenen Richtungen bewegt, muß Jedem einleuchten; ein solcher umfassender Ueberblick ist vielleicht das einzige und sicherste Mittel, diejenigen, welche in einer von den Partheien befangen und daher eines wahren Urtheils unfähig sind, zur Klarheit über ihr Streben und zur Besonnenheit zu bringen. Man kann daher diesem trefflichen Buche, das in einem klaren, lebendigen, eindringlichen Style geschrieben ist und den sichern Blick eines im wirklichen Leben thätigen, durch unmittelbare Erfahrung und reife Beobachtung bereicherten Geistes bekundet — man kann diesem höchst schätzbaren Buche nicht Leser genug wünschen. Ich kann nicht umhin, ein Paar der wichtigsten Bemerkungen auszuheben. „Der schwierigste Stein des Anstoßes blieb in jedem Verfassungsversuche immerdar die Aussöhnung wirklich schon bestandener und darum heiliger Rechte einzelner Theile des Volkes mit dem natürlichen, darum ewigen und ebenfalls heiligen Rechte der Volksgesammtheit. Wer an Möglichkeit der Versöhnung durchaus verzweifelte, dem blieb kein Mittel, als die einander widerstrebenden Theile, geschieden in Doppelkammern, und mit Befugnissen aufzustellen, in denen sie einander gleiche Stärke entgegentrugen. In solchem Falle aber verewigte man die Nebenbuhlerei der Kinder einer Familie um den fürstlichen Vater-Thron, wodurch früher oder später dem Gemeinwesen Nachtheil erwachsen konnte. Wollte man diese Möglichkeit austilgen, so blieb kein Weg als der des Vergleichs unter den Partheien selbst übrig; eines Vergleichs nämlich, in welchem einer-

Digitized by Google

seits die Genossen des positiven Rechts das natürliche des Volks beachteten, und das Volk hingegen diejenigen entschädigte, welche zum Wohl des Ganzen aufopfern. So, mit heiliger Scheu vor jedes Einzelnen anerkanntem Rechte, bildeten einst die schweizerischen Eidgenossen ihre freien Staatsverfassungen aus; darum bestanden sie. Frankreichs Partheien hingegen hatten vor Jahrzehnten das sogenannte Recht des Stärkern versucht; darum hatten sie eben eine Staatsumwälzung mit dem Gefolge aller daran haftenden Gräuel, und konnten sich dennoch keine dauerhafte Verfassung bauen. Sie giengen nur von schrecklicher Gesetzlosigkeit (Volksdespotismus) zur furchtbaren Willkür eines Einzigen (Throndespotismus) im Kreise herum." — — — „Die ungeheure Masse einer Nation ist, wie dies die Geschichte aller Länder bezeugt, nie selbstständige Parthei, und kann es nicht seyn, weil sie durch die natürliche Liebe der Ruhe, der Gewohnheit, der Eigenthumssicherheit, durch Scheu vor heftigen Neuerungen und durch millionfach getrennte Ansichten schwerfällig und gebunden ist. Aber aus dem Schooße der Nation, aus ihrem einander widersprechenden Treiben, gehen die Partheien an das Tageslicht. Diese sind nicht immer Wortführer dessen, was die Gesammtheit oder Mehrheit denkt, sondern oft nur dessen, was von dem Leidenschaftlichsten gedacht wird. Eben der Ungestüm der Leidenschaftlichkeit oder Begeisterung reizt sie zum Hervortreten, und verursacht, daß man von den Wünschen der bewegten Nation gewöhnlich nur die überspanntesten erfährt. Daher kommt, — wir sehen es in Frankreich — daß Partheien selten, oder doch nie lange ihr Ziel erreichten und behaupteten, weil sich die Volksmenge am Ende von deren übertriebenen Forderungen lossagte; daher kommt, daß nie zuletzt erfolgte, was die entgegengesetzten Parteien ertrotzen wollten, sondern ein Mittelzustand zwischen Beider unmäßigen Wünschen, innerhalb welchen der eigentliche Wunsch und das wahrhafte Bedürfen der Nation selbst lag." — — „Ueber Kotzebue's Ermordung läßt der Verfasser das Volk unter andern so sich äußern: „Ist die Weisheit des Heidenthums herrlicher geworden denn die Weisheit des Christenthums, und Cato's Lehre hochsinniger als das Wort des göttlichen Sohnes? Lasset die Heiden ihren Brutus preißen, der einen Cäsar tödtete, um einen schlechtern August an dessen Statt zu erhalten; Christus wollte selbst gegen einen solchen Augustus sein aufruhrlustiges Volk nicht empören. Lasset ein verwildertes Zeitalter den Pfeil von Wilhelm Tells Rache rühmen; das gereinigte Gefühl der bessern Menschheit verwirft die That. Auch nicht das Blut in der hohlen Gasse bei Küßnacht, sondern der Schwur gerechter und redlicher Männer im Grütli und Billigkeit selbst gegen ihre Todfeinde hat die Freiheit des eidgenössischen Hirtenvolkes gegründet." — Ich muß bekennen, daß auch mir die That des Wilhelm Tell, selbst in der Verklärung, worin sie durch Schillers Darstellung sich zeigt, immer zurückstoßend gewesen ist. Das Heimtückische, das mit jedem Meuchelmorde unzertrennlich verbunden ist; läßt sich nimmermehr mit dem Biedersinn eines freiheitliebenden Mannes in wahren Einklang bringen. —

Literarische Notizen.

Des Lord Byron's dramatisches Gedicht Manfred hat mich immer angezogen, aber auch wiederum abgestoßen durch sein gespenstisches, düsteres, selbstquälerisches Wesen, das sich gleichsam an der Pein der Verzweiflung erlabt; auch war mir manches ganz räthselhaft und gar nicht zu entziffern. Sehr angenehm mußte mir daher der Aufschluß seyn, welchen Göthe über dieses seltsame Werk in dem neuesten Hefte über Kunst und Alterthum giebt. Auch er gesteht bei aller Bewunderung des Dichters, daß ihm die düstre Gluth einer grenzenlosen, reichen Verzweiflung am Ende lästig werde. „Eine wunderbare, mich nahe berührende Erscheinung, sagt er, war mir dieses Trauerspiel. Dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen, und, hypochondrisch, die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigne Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deshalb kann ich seinen Geist nicht genug bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber, und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchst interessante Vorlesungen halten könnte. — Wir finden in dieser Tragödie ganz eigentlich die Quintessenz der Gesinnungen und Leidenschaften des wunderbarsten, zu eigner Qual gebornen Talents. Die Lebens- und Dichtungsweise des Lord Byron erlaubt kaum gerechte und billige Beurtheilung. Er hat oft genug bekennt, was ihn quält, er hat es wiederhohlt dargestellt, und kaum hat irgend Jemand Mitleid mit seinem unerträglichen Schmerz, mit dem er sich, widerkäuend, immer herumarbeitet. — Eigentlich sind es zwei Frauen, deren Gespenster ihn unablässig verfolgen, die auch in diesem Stücke große Rollen spielen, die eine unter dem Namen Astarte,

Digitized by Google

die andre ohne Gestalt und Gegenwart, bloß eine Stimme. — Von dem gräßlichen Abentheuer, das er mit der ersten erlebt, erzählt man folgendes:

„Als ein junger, kühner, höchst anziehender Mann gewinnt er die Neigung einer florentinischen Dame, der Gemal entdeckt es und ermordet seine Frau. Aber auch der Mörder wird in derselben Nacht auf der Straße todt gefunden, ohne daß jedoch der Verdacht auf irgend Jemand könnte geworfen werden. Lord Byron entfernt sich von Florenz und schleppt solche Gespenster sein ganzes Leben hinter sich drein." —

Sehr interessant ist auch, was in demselben Hefte über ein zu Straßburg 1816 erschienenes und in straßburger Mundart geschriebenes Lustspiel in fünf Aufzügen und Alexandrinern gesagt wird, das den Titel führt: der Pfingstmontag. Es wird ein lebendiges Idiotikon genannt, indem es die straßburger Mundart aus zwölf Personen des Mittelstandes von Straßburg dramatisch sprechen läßt. Sehr genau wird der Inhalt des verdienstvollen und eigenthümlichen Werkes angegeben, das nun wohl auch in Niederdeutschland so bekannt werden wird, als es in den Gegenden des Oberrheins bereits seyn mag.

In dem sehr schätzbaren Lehrbuche der italischen Sprache von Adolph Wagner findet sich in der Einleitung, von dem Worte Wange folgende Ableitung, welche wir als ein auffallendes Beispiel, zu wie höchst abentheuerlichen Behauptungen die Lust an etymologischen Forschungen verleiten kann, merkwürdig gewesen ist. „Die Verwandtschaft des italischen guancia und des deutschen Wange ergiebt sich auf den ersten Blick. Beiden ist die einfache Silbe an als Stammsilbe gemeinschaftlich. Diese Stammsilbe führt auf ano oder mit andern Vocalen, die immer in den Stammsilben wechseln, auf eno, ino. Daß dem so sey, ergiebt sich aus dem griechischen Worte geno oder gino, lateinisch gigno, ich zeuge. Bei diesem geno erinnert man sich leicht an das lateinische genu, das auch in italischen Dichtern noch für Wange gebräuchlich, ja dasselbe Wort ist. Daß nun aber die Ideen von Wange und Zeugen zusammenkommen, wie fremd und unzusammenhängend sie anfangs scheinen, beruhet auf einer amerikanischen religiosen Sage, nach welcher das erste Weib von einem Bäcker aus einer von ihm bespienen, geschwollnen und aufgeschnittnen Wange erzeugt wurde." Wer nun weiß, daß in den Sprachen S. vor allerlei Consonanten steht, der erinnert sich wohl an unser schwanger, und die Verwandtschaft befremdet ihn eben so wenig (!!) als wenn er das griechische ginae, das Weib, das englische queen, die Königin, das lateinische cunnus, wovon das französische con, das deutsche Kind und mehrere andre, sich an einander reihen sieht." — Mir deuchts im Gegentheil, daß diese letztere Berichtigung eben so höchst befremdlich ist als die erstere, und daß, wenn ein Spötter, der die phantastische Willkührlichkeit in solchen etymologischen Zusammenstellungen lächerlich machen wollte, nichts erfinden könnte, das willkührlicher und aberwitziger wäre als eben jene für ganz natürlich ausgegebene Ableitung. —

Der Stoff der so beliebten französischen Operette Johann von Paris, ist mir immer etwas mährchenhaft vorgekommen, und er ist's auch wirklich, wie ich vor kurzem in: die deutschen Volksbücher von Görres, fand, aus einem alten französischen Volksbuche entlehnt, das den Titel führt: Histoire de Jean de Paris, Roi de France, Troyes. Dieser kleine Roman ist wiederum aus einer Erzählung der Gesta Romanorum genommen, und, wie Görres sagt, mit unsäglich gutmüthiger Schwatzhaftigkeit ausgesponnen, und aufgeblasen mit einer köstlichen Windbeutelei, einer gar naiven Nationalhoffart, und erscheint in seiner prahlenden Großthuerei als die reinste Gasconade, die irgend ein Volk besitzt. Görres giebt den Inhalt dieses Volksbuches, das sehr ergötzlich seyn muß, näher in einer Note S. 143. an.

Militärische Miscellen.

Im Militär-Wochenblatt wird ein Werk von einem Hrn. Art. Lieut. Leisnig angezeigt, (Systematische Darstellung zu einer neuen Kriegslehre ꝛc.) der ein sehr genialer Mann seyn muß. Man kann das schon daraus beurtheilen, daß er rücksichtlich des Generalstabs, und des höhern Officier-Corps überhaupt, die Prätension aufstellt, daß beide nur aus Genies bestehen sollen! Die Aspiranten werden von einer Commission geprüft, die er abermals nur aus lauter Genies zusammengesetzt sein läßt. Wer vor dieser Commission Gnade findet, soll durch schnelles Versetzen recht rasch avanciren. (Wer aber die Commissarien prüft, ist nicht gemeldet.) Die vor Friedrich d. G. üblich gewesenen Parallel-Schlachten nennt der Vf. eine Lieblingsstellung der Römer und Türennes. Napoleon habe gewöhnlich in der converen, wie bei Marengo, Wagram und Eilau, Hannibal an der

Digitized by Google

Trebia und Moreau bei Hohenlinden hätten in der concaven, — Epaminondas bei Leuctra und Mantinea, Alexander bei Issus und Arbela, und Friedrich d. G. bei Leuthen in der obliquen Stellung geschlagen. — Der Vf. hat bei Eilau zwei Kanonen commandirt, die über die Schlacht entschieden haben sollen, und schlägt nun seinerseits auch. Nach seinem System dürfte fernerhin eine Schlacht kaum halb so lange dauern als eine fünfactige Tragödie. Er läßt zum Angriff bei jedem Corps 5 Angriffscolonnen formiren, wovon jede aus 2 Bataillons in Compagniefront besteht, die Compagnie in 2 Gliedern, mithin die Colonne 16 Mann hoch gestellt. Alle 5 Colonnen bilden einen umgekehrten Keil, dergestalt, daß 3 Colonnen in der ersten, 2 in der zweiten, und 1 in der dritten Linie zu stehen kommen. Geschütz und Tirailleurfeuer gehen dem Angriff voraus, der von Cavallerie begleitet sein muß. Rückt sich der Feind nicht, so soll die leichte Fußartillerie, sobald die Teten der Angriffscolonnen die Batterien vorbeipassiren wollen, eine lose Kartetschbüchse auf den Kugelschuß setzen, damit die feindlichen Truppen in einer Generalsalve niederschmettern und durch Dampf die Colonnen verhüllen, damit sie nicht stutzen, und darauf: Marsch! Marsch! und ein wildes Geschrey auf den Feind! Die zwei vordersten Glieder fällen dabei das Bajonet, geben auf 20 Schritt mit dem Gewehr an der Hüfte eine Salve, (wobei sie einander selbst tüchtig verbrennen!) und wenn der Feind nicht weicht, so stürzt sich die Cavallerie mit Furie auf ihn ein! — Was aber überhaupt der Feind unterdessen macht, wie dessen Widerstand und Handlungsweise den Gang dieses in der Darstellung auf dem Papier sich recht gut ausnehmenden Angriffs modificirt, wie auf beiden Seiten Vortheile erfochten werden, der Zufall so häufig sein Spiel treibt, und wie das Gefecht ein oder mehreremale einer Crisis entgegen geht, welche von einem Theile entweder mit frischen Massen, oder mit mehr Glück und Geschick zur endlichen Entscheidung benutzt wird, — dies und vieles andere hat der Vf. in der Hitze ganz unberührt gelassen. — Ueber die wichtige, vielbesprochene und rücksichtlich ihrer Resultate für bürgerliche Wohlfahrt auch dem nicht militärischen Publicum leider nur allzuinteressante Aufgabe: welches Verpflegungssystem das beste sey, das Magazin- oder das Requisitionssystem? äussert sich das Mil. W. Bl. vergleichend folgendermaaßen: Beide Systeme — sagt es — haben ihre Vortheile und Nachtheile, woraus schon folgt, daß das eine allein immer nachtheilig ist. Das Magazinsystem ist der Ungebundenheit der Operationen und der Beweglichkeit der Heere unstreitig hinderlich, verursacht dem Staat einen großen Kostenaufwand und die Anlage von Magazinen verräth die Richtung der Operationen. Wenn sie endlich nicht in feste Orte gelegt werden können, so gehen sie leicht verlohren, oder erfordern starke Abtheilungen zu ihrer Deckung, wodurch die Armee geschwächt wird. Dagegen gewährt das Magazinsystem Sicherheit gegen gänzlichen Mangel, und die Möglichkeit, in ganz erschöpften Gegenden zu leben. Es bewirkt eine gleichmäßigere Vertheilung der Lasten, benimmt dem Soldaten die Gelegenheit (?) zum Plündern, befördert mithin die Handhabung von Ordnung und Disciplin und erlaubt es endlich, sich längere Zeit in einer und derselben Gegend aufzuhalten, als dies beim Requisitionssystem möglich ist. Die Vortheile des letztern sind nun zwar das Gegentheil von den Nachtheilen des Magazinsystems, also vom größten Nutzen. Doch läßt es nur eine unregelmäßige Verpflegung zu, es lastet ungleich auf das Land, indem einzelne Strecken fast ganz zu Grunde gerichtet werden, während andere gar nichts leiden, und demoralisirt die Truppen, wenn die Herbeischaffung der Lebensmittel in deren Willkühr gestellt wird. (Sehr wahr und beherzigungswerth!) Dabei wird zugleich immer mehr verdorben und verschleudert als eigentlich verbraucht, und dadurch die künftige Subsistenz der Armee selbst beeinträchtigt. Bleibt man besonders lange an einem Orte stehen, so werden die Truppen öfters dem Mangel ausgesetzt seyn. Bei Austerlitz 1805, Guttstadt 1807, und Leipzig 1813, hatten die Franzosen einige Tage von todtgeschossenen Pferden leben müssen, und wohin die vernachläßigte Sorge für die Subsistenz der Truppen den Exkaiser Napoleon 1812 in Rußland geführt hat, ist weltbekannt! — Das Requisitionssystem allein reicht also nicht überall und unter allen Umständen aus, und man wird häufig genöthigt werden, seine Zuflucht zum Magazinsystem zu nehmen. Wenn daher die aus der offensiven Kriegführung Napoleons einseitig hergeleiteten Verpflegungsgrundsätze, (denen auch Hr. Leisnig huldigt, dabei aber doch verlangt, der Magen des Soldaten solle immer tüchtig gefüllt werden, weil dieser sonst nichts leisten könne,) schon in den Feldzügen von 1812 in Rußland und 1814 in Frankreich ihre Berichtigung gefunden haben, so dürften sie in künftigen, vorzüglich Volkskriegen, wo man nicht auf gefällige feindliche Einwohner zu rechnen hat, mehrere Einschränkungen erleiden müssen. Es wird deshalb immer gut sein, beide Systeme mit einander zu ver-

Digitized by Google

binden, um die Vortheile beider nach Umständen zu benutzen und ihre Nachtheile zu vermeiden.

Curiosa.

Zwei kuriose Anzeigen treffen im Intelligenz-Blatte No. 2. (vom 12. Febr.) der Zeitung für die elegante Welt zusammen. Die Generaldirection der Königl. Schauspiele zu Dresden wundert sich „das die dramatischen Dichter ihre neuen Werke viel seltner, als sonst, im Manuscripte an dieselben einsenden," und fordert unter dem Versprechen möglichst entsprechender oder doch beschleunigter Entschließungen dazu auf. Der Regisseur der Königl. Schauspiele in Berlin (Herr Wolff) hingegen klagt über die „häufigen Einsendungen neuer Schauspiele, wie über die vielen Mahnbriefe deshalb," und verweiset das alles an die Generalintendantur. Die Dresdener Aufforderung ist einzig in ihrer Art, und man begreift nicht, woher von Seiten der Dichter eine Vernachlässigung dieser Bühne kommen kann, die nach der Abendzeitung zu urtheilen die vorzüglichste in Deutschland seyn muß. Sollten sie etwa das Streichen in den Stücken oder gar das Lärm machende Verbieten derselben auf nichtige oder geringfüge Veranlassungen scheuen?

Das wäre möglich. Die Schuld wurde dort, nachdem sie mehrere Jahre mit Erfolg war gegeben worden, auf einmal verboten, ohne daß man eigentlich erfahren hat, weswegen. Diesem Stücke gerade konnte das freilich nicht schaden, sein Ruf (verdient oder nicht, gilt hier gleich) war gemacht, selbst bei fremden Nationen, und das öffentlich bekannt gewordene Gesuch des Verfassers, daß man in Dresden auch seine übrigen Dichtungen nicht weiter aufführen möchte, war — eine etwas anmaaßende Dichtercaprize. Aber wie wenn ein willkührliches Verbot ein Mspt. trift, das seinen Ruf erst zu machen hat? Es ist angenommen, bezahlt, gegeben, hat gefallen; und nun wird es verboten, und das Verbot (natürlich!) von den Neidern und Rivalen ausposaunt. Das setzt den Dichter gleich bei andern Bühnen und Censurbehörden zurück, und das Werk kommt vielleicht gar nicht auf. Wer will das, vielleicht für 1—2 Dutzend Dukaten, wagen? Wir bemerken das aus guter Absicht. Mißfällt ein Stück Einzelnen von Wichtigkeit und Einfluß, so das eine Direction die einzelne Stimme respectiren muß; so kann nicht Discretion genug angewendet werden, damit diese einzelne Stimme dem Werke nicht überhaupt schade, was sie denn auch gewöhnlich gar nicht will. Viele Directionen denken in dergleichen Fällen immer nur an sich, und sehen ihre Stadt für die Welt an; doch das eine applicatione.

Notizen.

Die Herren Winkelmann und Wagner geben (in Magdeburg bey Rubach) Jugend-Erholungen heraus, welche wir als sehr unterhaltend und belehrend empfehlen können. Aus einem Aufsatz: Fürst Blücher, glorreich für immer! heben wir folgendes aus:

„Man sagt" — warum sagt man nur; existirt denn niemand, der dieses: „Man sagt" in eine schöne, herrliche Wahrheit verwandeln könnte? Muß denn das Gute, Edle und Schöne, was man von hohen Häuptern erzählt, öfters ein „Man sagt" seyn? Wahrlich mit allen Preußen wünschen wir herzlich, daß dieses „Man sagt" wahr wäre, also — „Man sagt, Marschall Blücher sey nach der Schlacht im Geleit des Königs und der Prinzen (von Preußen) durch la Rothiere geritten, wo die Gassen voll Todter und Verwundeter, über welche das Geschütz dahin gerollt, gelegen hätten. Bey diesem entsetzlichen Anblick, habe er sich an den Sohn seines Königs (den Kronprinzen?) gewandt und die Worte gesprochen: „„Königliche Hoheit sehen Sie „„dieses hier einmal an. Das ist der Krieg! — „„Bey einem gerechten Kriege läßt der Anblick sich noch „„ertragen; aber bey einem ungerechten — da brennt's „„auf die Seele."" — Der König aber habe sich darauf gnädig gegen Blücher geneigt und gesprochen: „„Der „„Vater dankt Ihnen!"" — (Wahrlich eine herrliche Lehre für einen Königssohn, von dem Vater desselben freundlich aufgenommen und mit Dank erwiedert, nur das — „Man sagt" ist ärgerlich. Wir fordern den Herrn General-Major von Rostitz, der sicherlich dabei gewesen ist, hiermit förmlich auf, die Wahrheit dieses Gegenstandes zu beurkunden, welche ein helles Licht des Sinnes für Menschenwerth und Menschenliebe auf den edeln König und auf den Fürsten Blücher werfen würde. — Wie anders benahm sich Napoleon! Je gräßlicher, blutiger und zerfleischter ein Schlachtfeld aussahe, je zufriedener war er. So sagte er z. E. nach der Schlacht von Lützen zu seiner Umgebung: C'est un beau champ de bataille: Welch' ein schönes Schlachtfeld! Wer ein Schlachtfeld schön finden kann, muß doch wahrlich kein menschliches Gefühl mehr in sich haben.)

In Hildburghausen erscheint seit vorigem Jahre eine Dorfzeitung, welche in der Gegend des Thüringer Waldes stark gelesen wird und jährlich nur 1 thlr. 8 gr. kostet. (Wöchentlich nur eine Nummer). Diese Zeitung verdiente in Deutschland bekannter zu werden; denn die Art und Weise, wie ihr Verfasser die Zeitungsnachrichten den Bauern vorzutragen versteht, ist so einfach, klar, verständlich und spaßhaft, wie wir solche in keinem andern politischen Blatte finden. Zur Probe extrahiren wir aus dem neuesten (7ten) Stücke folgendes:

„Bey der würtembergischen Ständeversammlung hat man „gleich mit der Hauptsache angefangen. Die landständi„schen Versammlungen sind noch nicht gar lange in der „Mode, nehmlich in der neuesten Mode, aber der groß„günstige Leser ist doch schon dahinter, was das Haupt„geschäft und der Hauptknoten bey denselben ist, der hie „und da noch zu thun macht; nehmlich die Fragen über „den Staatsbeutel, warum derselbe leer sey; ob er

Digitized by Google

„Löcher habe; wer diese gemacht, ob die Mäuse oder „die Katzen; ob Lappen auf das Loch zu flicken oder ob „nicht einige Löcher vortheilhaft und nöthig seyen; wer „ein Recht habe in den Beutel zu greifen und wie lang „die Finger seyn dürfen, die Einer hineinstecken dürfe; „endlich auch noch die kleine Frage, wer den Beutel zu „füllen habe und wie viel dazu nöthig sey. — ꝛc.

Note, die Petrarcha, als er die Nachricht von dem Tode seiner Laura erfuhr, vor ein ihm zugehöriges Manuscript des Virgils, das gegenwärtig in der Bibliothek des heiligen Ambrosius zu Mailand aufbewahrt wird, mit eigener Hand eingeschrieben hat. Aus dem European Mag.

Laura, die durch ihre Tugend berühmt geworden, und die eine lange Reihe von Jahren hindurch der Gegenstand meiner Verse gewesen ist, erschien zum ersten Mal vor meinen Augen am 6. April 1327 zu Avignon in der Kirche der heiligen Clara.

In der nämlichen Kirche, an dem nämlichen Tage, in der nämlichen Stunde im Jahr 1348 erlosch dieses Licht wieder, verließ diese Sonne die Welt, die sie mit ihrem Glanze erleuchtet hatte. Ich befand mich damals zu Verona, und ahnete mein Unglück nicht; erst am 19. des nachfolgenden Monats erhielt ich einen Brief von meinem Freunde Ludwig, worin er mir diese Schreckensnachricht mittheilte. Sogleich an dem Tage ihres Todes wurde ihr so schöner, so reiner Körper nach der Vesper in der Franziskanerkirche beigesetzt. Ich zweifle nicht, daß ihre Seele, um mit Seneka zu reden, wieder in den Himmel zurückgekehrt ist, von dem sie herabgestiegen war.

Damit das Andenken an sie und an meinen durch ihren Tod erlittenen schmerzhaften Verlust immer aufs neue in mir erweckt werde, so habe ich diese Nachricht in ein Buch geschrieben, das ich beständig lese, ich habe mir dadurch für die Zukunft ein mit bitterm Kummer vermischtes Vergnügen bereitet. Dieser immer neue, meinem Gedächtniß immer gegenwärtige Verlust, wird mich stets erinnern, daß mir hienieden kein Glück mehr beschieden ist, und daß es Zeit ist, der Welt zu entsagen, weil das theuerste Band, das mich an sie fest hielt, zerrissen ist. Diese Entsagung soll mir auch hoffentlich, mit dem Beistand des Himmels, nicht schwer werden. Wenn mein Geist prüfend mein zurückgelegtes Leben durchdenket, so wird er finden, daß all sein Streben eitel und nichtig war, daß die Hoffnungen, womit er sich nährte, ihn täuschten, daß alle seine entworfenen Plane scheiterten und zu Jammer und Unglück ausschlugen.

Berichtigung.

Herr Buchhändler Brockhaus allhier nöthigt mich abermals zu einer Berichtigung, indem er in den Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen, Beilage zum 31. Stück Sp. 2. S. 1. in Betreff des Prozesses, den ich in Auftrag des Königl. Preuß. Hofraths Herrn D. Müllners wegen der a. a. O. wiederholten Injurie gegen ihn führe, öffentlich bekannt gemacht hat: „daß seine Obrigkeit seine Rechtfertigung deshalb gebilligt zu haben scheine." Die Wahrheit ist vielmehr, daß die Obrigkeit seine schriftliche Weigerung, mir den Verfasser des in Frage befangenen anonymen Briefes zu nennen, zwar angenommen, aber seinem darin ausgesprochenen Gesuche, mich mit meinem Anbringen abzuweisen, keineswegs gewillfahret, sondern den 27sten dieses als Termin zur Einholung eines rechtlichen Erkenntnisses anberaumt hat. Ich kann daher kaum absehen, warum Herr Brockhaus die Oeffentlichkeit dazu mißbraucht, über diese Sache Nachrichten zu verbreiten, welche bey jedem, dem das hier geltende Recht nicht fremd ist, ein solches obrigkeitliches Verfahren in ein falsches Licht stellen müssen.

Leipzig, den 17. März 1820.

Dr. Woldemar Seyffarth.

Bei W. Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen,

Kritisches Gesammtregister

über alle

in den deutschen Literatur-Zeitungen enthaltenen Recensionen, mit Andeutung ihres Inhalts.

Herausgegeben

von

Fr. Raßmann und J. C. A. Rese.

1r Jahrgang (d. J. 1818.)

gr. 8. Preiß 1 thlr. 12. gr.

Man findet hier alle in den deutschen Literaturzeitungen und einigen Zeitschriften während des Jahrs 1818 beurtheilte Schriften, sowohl die deutschen, als die ausländischen, nach den wissenschaftlichen Fächern aufgeführt, und das Resultat der Beurtheilung kurz angegeben. Das Ganze gewährt eine, jedem Literator gewiß höchst willkommene Uebersicht, und wird sich sicher als eines der brauchbarsten und verhältnißmäßig wohlfeilsten Hülfsmittel zur Kenntniß der neuesten Literatur bewähren. Die Fortsetzung, das Jahr 1819 enthaltend, wird bald folgen.

Bei Friedrich Mauke in Jena ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Bourgoing, des Ritters von, neue Reisen durch Spanien vom Jahr 1782 bis 1793; oder vollständige Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes dieser Monarchie in allen ihren verschiedenen Zweigen. Aus dem Französischen von Prof. Tychsen und Prof. C. A. Fischer. Mit illum. Charten, Planen und Kupfern. 4 Theile. gr. 8. 1790. 1801. u. 1803. 5 thlr.

Bey dem großen Interesse, welches Spanien jetzt wieder erregt, giebt dieses Werk einen sichern Wegweiser durch diejenigen Gegenden, auf welche ganz Europa seine Augen neugierig richtet. Man muß gewissermaßen dieses Buch jetzt neben den Zeitungen liegen haben.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 31. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 April.

Literarischer Kriegs-Courier. No. 5. (Eingesandt.)

P. P. Der anonyme Verfasser des lit. Kriegscouriers hat die Leser häufig von meiner Fehde mit dem Herrn Prof. Krug unterhalten, auch zuletzt über dessen Friedensbothschaft (am Schlusse der satyrischen Schrift, Apollo d. Leukopeträer) Betrachtungen angestellt, und dieselben in No. 26 mit den Worten geschlossen: „Auf alle Fälle hoffen wir, im nächsten Courier berichten zu können, was der Leukopeträer auf den Friedensantrag zu vernehmen gegeben hat. So etwas Edles, wenn es nur hübschen Eclat macht, scheint uns ganz seine Sache zu seyn." Den hier unterstrichenen Einfall, der wohl nur den Schein eines Ausfalles an sich trägt, will ich unbeleuchtet lassen, und bloß den Herrn Courier ersuchen, zu berichten, daß in dieser unfruchtbaren Zwistigkeit mir keine Gelegenheit zu Theil geworden ist, etwas „Edles" zu vollbringen, weder mit, noch ohne éclat. Die einzige, die es dabei gab, ich meine das Verdienst, zuerst an den Frieden zu mahnen, hat mir der Gegner zu rauben gewußt, und ich habe es, da er nicht allein stand, leider geschehen lassen müssen. Der Herr Prof. Krug hat nicht bloß in jener öffentlichen Friedensbothschaft (deren Ernst sich allerdings hätte bezweifeln lassen können), sondern auch im Privatleben den ersten Schritt zur Aufhebung des Kriegszustandes gethan. Mehr bedarf es in solchen Fällen nicht, um dasjenige herbeizuführen, was man im Gebiete der Literatur Frieden nennt: achtungsvolle Schonung der Person bei völliger Freiheit der Meinung über die Sache. W. d 26. März 1820. Müllner.

Wir danken ergebenst für die officielle Nachricht und wollen uns der Neugier nach den geheimen Artikeln des Friedenstractats gern entschlagen. Divide et impera! Der Obergeneral wenigstens spinnt keine Seide bei der Sache, denn er verliert seinen honnetteſten und rüstigſten Officier, den einzigen, der sich nannte, weil er einen Namen hatte. Wird der Obergeneral nun etwa den „bewährten Freund, dessen Name in ganz Deutschland mit Achtung genannt wird," den er aber nicht nennen will, damit er nicht wegen des Briefes No. VIII. in den Müllnerianis als Injuriant bestraft werde, nunmehro nennen, und in die vacante Stelle einrangiren? Man sollt' es erwarten, aber — es geht ein dunkles Gerücht unter den Leuten, dieser bewährte Freund sey wegen einer kleinen Zweideutigkeit im Privatleben ausgetreten, und werde eben mit — Steckbriefen verfolgt. Das macht freilich seine Anstellung bedenklich, er wird nur anonym operiren können. Dergleichen obrigkeitliche Druckbriefe, obwohl sie in der Regel keine Injurien sind, haben einen so scharfen Spiritus in sich, daß sie den wirklichen Namen desjenigen, gegen welchen sie gerichtet sind, gleichsam aus der ganzen honetten Welt wegbeizen. Der Obergeneral muß künftig die injuriösen Briefe bei sicheren Leuten bestellen. Das Lit. W. Bl. hat als den Vers. der animosen, hermetischen Recension den seel. Wetzel, also einen physisch Todten genannt, und der Hermes hat wenigstens nicht widersprochen. Spashaft wär' es, wenn der Obergeneral, am Ende des Processes, als den Verfasser des injuriösen Briefes einen civiliter mortuum nennte. Der Herr Artillerie-Capitán hätten alsdann im Grunde doch nur — leer Stroh gedroschen, literarisch und juristisch! — hätten vel quasi Ihr gutes Pulver nach ein Paar Leichnamen verschossen, die ihm der listige Feind in Generals-Uniformen auf den Wall der Festung gestellt. Je nun, man kann sich irren, auch die Sterngucker, lat. Astronomi, sehen nicht immer richtig.

Schöne Literatur.

Der beliebte, phantastische Humorist Hoffmann in Berlin hat seine Erzählungen und Mährchen gesammelt, und an einen Faden gereiht, das heißt zu Vorlesungen im Kreise kunstschöpferischer Freunde verbunden. Daher der Titel: Die Serapionsbrüder. Sie haben Geist, die Brüder, und Beobachtungsgabe. Als der Eine den Vorschlag macht zu den wöchentlichen ästhetischen Versammlungen, findet ihn ein Zweiter Philistermäßig, und ein Dritter ergegnet also:

„Wie ist es nur möglich, Lothar, daß Du bei Ottmars harmlosem und dabei höchst vernünftigem Vorschlag sogleich an Clubbs und Ressourcen denkst, und an alle Philisterei, die damit nothwendig verknüpft ist. Aber dabei ist mir ein gar ergötzliches Bild aus unserm frühern Leben aufgegangen.

Erinnerst Du Dich wohl noch der Zeit, als wir

Digitized by Google

das Erstemal die Residenz verließen, und nach dem kleinen Städtchen P*** zogen? — Anstand und Sitte verlangten es, wir mußten uns sofort in den Clubb aufnehmen lassen, den die sogenannten Honoratioren der Stadt bildeten. Wir erhielten in einem feierlichen im strengsten Geschäftsstyl abgefaßten Schreiben die Nachricht, daß wir nach geschehener Stimmensammlung wirklich als Mitglieder des Clubbs aufgenommen worden, und dabei lag ein wohl funfzehn bis zwanzig Bogen starkes sauber gebundenes Buch, welches die Gesetze des Clubbs enthielt. Diese Gesetze hatte ein alter Rath verfaßt, ganz in der Form des preußischen Landrechts, mit der Eintheilung in Titel und Paragraphen. Etwas ergötzlicheres konnte man gar nicht lesen. So war ein Titel überschrieben: Von Weibern und Kindern, und deren Befugnissen und Rechten, worin dann nichts geringeres sanktionirt wurde, als daß die Frauen der Mitglieder jeden Donnerstag und Sontag des Abends in dem Lokal des Clubbs Thee trinken, zur Winterszeit aber sogar vier- oder sechsmal tanzen durften. Wegen der Kinder waren die Bestimmungen schwieriger und kritischer, da der Jurist die Materie mit ungemeinem Scharfsinn behandelt und unmündige, mündige, minderjährige und unter väterlicher Gewalt stehende Personen sorglich unterschieden hatte. Die unmündigen wurden gar hübsch ihrer moralischen Qualität nach in artige und unartige Kinder eingetheilt, und letzteren der Zutritt in den Clubb unbedingt untersagt, als dem Fundamental-Gesetz entgegen; der Clubb sollte durchaus nur ein artiger seyn. Hierauf folgte unmittelbar der merkwürdige Titel von Hunden, Katzen und andern unvernünftigen Creaturen. Niemand solle, hieß es, irgend ein schädliches wildes Thier in den Clubb mitbringen. Hatte also ein Clubbist sich etwa einen Löwen, Tieger oder Pander als Schoßhund zugelegt, so blieb alles Mühen vergebens, die Bestie in den Clubb einzuführen, selbst mit verschnittenen Haaren und Nägeln verwehrten unbedingt die Vorsteher dem thierischen Schismatiker den Eintritt. Waren doch selbst gescheute Pudel und gebildete Möpse für nicht clubbfähig erklärt, und durften nur ausnahmsweise zur Sommerzeit, wenn der Clubb im Freien speiste, auf den Grund der nach Berathung des Ausschusses ertheilten Erlaubnißkarte mitgebracht werden. Wir — ich und Lothar, erfanden die herrlichsten Zusätze und Deklarationen zu diesem tiefsinnigen Codex, die wir in der nächsten Sitzung mit dem feierlichsten Ernst vortrugen, und zu unserer höchsten Lust es dahin brachten, daß das unsinnigste Zeug mit großer Wichtigkeit debattirt wurde. Endlich merkte dieser und jener den heillosen Spaß, man traute uns nicht mehr, doch geschah nicht, was wir wollten. Wir glaubten nemlich, daß der förmliche Bann über uns ausgesprochen werden würde. — Ich erinnere mich der lustigen Zeit gar wohl, sprach Lothar, und bemerke zu meinem nicht geringen Verdruß, daß dergleichen Mystificationen mir jetzt schlecht gerathen würden. Viel zu schwerfällig bin ich geworden, und sehr geneigt darüber mich zu ärgern, was mich sonst zum Lachen reizte."

„Das glaub' ich nun und nimmermehr, fiel Ottmar ein, überzeugt bin ich vielmehr, Lothar, daß nur der Nachhall irgend eines feindlichen Ereignisses gerade heute in Deiner Seele stärker nachtönt als sonst. — Aber ein neues Leben wird bald wie Frühlingshauch Dein Innres durchwehen, in ihm verklingt der Mißton, und Du bist wieder ganz der alte gemüthliche Lothar, der Du sonst warst vor zwölf Jahren! — Euer Clubb in P*** hat mich übrigens an einen andern erinnert, dessen Stifter von dem herrlichsten Humor beseelt gewesen seyn muß, und der in der That nicht wenig an den prächtigen Narrenorden erinnerte. Denkt euch eine Gesellschaft, die durchaus organisirt ist wie ein Staat! — Ein König, Minister, Staatsräthe ꝛc. Die einzige Tendenz, der ganze Zweck dieser Gesellschaft war — gut zu essen und noch besser zu trinken. Deshalb geschahen die Versammlungen in dem Hotel der Stadt, wo die beste Küche und der beste Keller anzutreffen. Hier wurde nun ernst und feierlich verhandelt über das Wohl und Wehe des Staats, das in nichts anderm bestand, als eben in guten Schüsseln und auserlesenem Wein. — So berichtet der Minister der auswärtigen Angelegenheiten: daß in einer entfernteren Handlung der Stadt vorzüglicher Rheinwein angekommen. Sogleich wird eine Sendung dorthin beschlossen! — Männer von vorzüglichem Talent, d.h. mit auserlesener Weinzunge werden gewählt, sie erhalten weitläuftige Instructionen, und der Minister der Finanzen weiset einen außerordentlichen Fond an, die Kosten der Gesandtschaft und des Ankaufs bewährt gefundener Waare zu bestreiten. — So geräth alles in Bestürzung, weil ein Ragout mißrathen, — es werden Memoires gewechselt, — harte Reden über das bedrohliche Ungewitter, das über den Staat heraufgezogen. — So tritt der Staatsrath zusammen um zu beschließen ob und von welchen Weinen heute der kalte Punsch zu bereiten. In tiefes Nachdenken versunken hört der König den Vortrag im Kabinet an; er nickt: das Gesetz vom kalten Punsch wird gegeben, und die Ausführung dem Minister des Innern übertragen. Der Minister

Digitized by Google

des Innern kann aber schwagen Magens halber nicht Citronensäure vertragen, er schält daher Pomeranzen in das Getränk, und durch ein neues Gesetz wird der kalte Punsch dahin deklarirt, daß er Cardinal sey. — So werden Künste, und Wissenschaften beschützt, indem der Dichter, der ein neues Trinklied gedichtet, so wie der Sänger, der es komponirt und abgesungen, vom Könige das Ehrenzeichen der rothen Hahnenfeder erhält, und beiden die Erlaubniß ertheilt wird, eine Flasche Wein mehr zu trinken als gewöhnlich, d.h. auf ihre Kosten! — Uebrigens trug der König, repräsentirte er seine Würde, eine ungeheure Krone aus goldnem Pappendeckel geschnitten, so wie Szepter und Reichsapfel; die Großen des Reichs schmückten sich dagegen mit seltsam geformten Mützen. Das Symbol der Gesellschaft bestand in einer silbernen Büchse, auf der ein stattlicher Hahn, die Flügel ausgebreitet, krähend sich mühte, Eier zu legen. — Rechnet zu dem allen, daß wenigstens zu der Zeit, als mich der Zufall in diese höchst herrliche Gesellschaft brachte, es gar nicht an geistreichen der Rede mächtigen Mitgliedern fehlte, die von der tiefen Ironie des Ganzen ergriffen, ihre Rollen wacker durchführten, so werdet ihr mirs glauben, daß nicht so leicht mich ein Scherz so angeregt, ja so begeistert hat als dieser."

„Ich gebe, sprach Lothar, der Sache meinen vollsten Beifall, nur begreife ich doch nicht wie es auf die Länge damit gehen konnte. Der beste Spaß stumpft sich ab, vollends wenn er so dauernd und dabei doch wieder so systematisch getrieben wird, wie es in Deiner Gesellschaft, in Deiner Loge zum Eierlegenden Hahn wirklich geschah. — Ihr habt beide, Theodor und Ottmar, nun erzählt von großen breiten Clubbs mit Gesetzen und fortwuchernden Mystifikationen, laßt mich des einfachsten Clubbs erwähnen, der wohl auf der Welt existirt haben mag. — In einem kleinen polnischen Grenzstädtchen, das ehemals von den Preußen in Besitz genommen, waren die einzigen deutschen Offizianten ein alter invalider Hauptmann, als Posthalter angestellt, und der Accise-Einnehmer. Beide kamen jeden Abend auf den Schlag fünf Uhr in der einzigen Kneipe, die es an dem Orte gab, und zwar in einem Kämmerchen zusammen, das sonst niemand betreten durfte. Gewöhnlich saß der Accise-Einnehmer schon vor seinem Kruge Bier, die dampfende Pfeife im Munde, wenn der Hauptmann eintrat. Der setzte sich mit den Worten: Wie gehts, Herr Gevatter? dem Einnehmer gegenüber an den Tisch, zündete die schon gestopfte Pfeife an, zog die Zeitungen aus der Tasche, fing an emsig zu lesen, und schob die gelesenen Blätter dem Einnehmer hin, der eben so emsig las. In tiefem Schweigen bliesen sich beide den dicken Tabaksdampf ins Gesicht, bis auf den Glockenschlag acht Uhr der Einnehmer aufstand, die Pfeife ausklopfte, und mit den Worten: ja so gehts, Herr Gevatter! die Kneipe verließ. Das nannten denn beide sehr ernsthaft: Unsere Ressource."

Alles aus dem Leben gegriffen, und doch idealisirt, und mit Seitenblicken auf die Futilitäten höherer Ordnung gewürzt. Aber was den Civil- und Pönal-Codex der Ressource in P.*** anbetrifft; so können wir ein Beispiel anführen, woraus erhellet, daß dergleichen possenhafte Spiel-Codices doch auch bisweilen von gutem Erfolge für das Geschäftsleben, selbst für das kaufmännische sind; und daß ein Creditor bisweilen durch ein Clubb-Gesetz schneller zu seinem Gelde kommt, als durch ein Staatsgesetz. Ein Papierhändler hatte Banqueroute gemacht, Accord geschlossen, und mangelhaft bezahlt. Durch einen Handel mit gedrucktem Papier, worinnen ihm eine Spekulation durch die Vormundschaft des Himmels über die Dummen gelang, kam er zu Geld, that dick, bezahlte aber seine alten Gläubiger nicht; vielmehr fuhr er an den ehrlichen Leuten mit hoher Nase vorüber, und sie mußten ihn fahren lassen, weil die Advokaten ihnen zu viel Geld gekostet hätten, und weil die Processe im Lande 1,1/2 Menschenalter zu dauern pflegten. Es gab aber im Orte einen Clubb für Ball, Concert und dergl., der sich den großen Ball nannte, aus dem Hub der Einwohner bestand, und strenge Gesetze hatte. Nach diesen durfte niemand aufgenommen werden, der einmal fallirt hatte, und der Papierhändler hätte gleichwohl einen Finger drum gegeben, von diesem großen Clubb Mitglied zu seyn. Er erschlich endlich eine Aufnahme durch Ausschußglieder, die er durch kleine Vortheilchen zu gewinnen gewußt hatte; aber umsonst! Die Aufnahme war nicht legal, wurde bestritten, und er stand in Gefahr, durch einen éclat wieder exkludirt zu werden, als vormaliger Banqueroutier. Aengstlich stöberten nun seine Protectoren in den Gesetzen, die zu verschiedenen Zeiten emanirt waren. Endlich fanden sie eine Modification des gedachten Proscriptionsgesetzes gegen die Banqueroutiers, und zwar des Inhalts: daß ein Kaufmann, wenn er Banqueroute gemacht, zwar ausgeschlossen, jedoch in dem Falle wieder aufnehmbar sey, wenn er wieder zu Vermögen kommen, und alle seine vormaligen, auf dem Platze gemachten Schulden bezahlt haben würde. Das hinterbrachten sie denn ihrem Protégé, und — nicht 8 Tage gien-

Digitized by Google

gen in's Land, so waren die Gläubiger auf dem Platze, die ihr Geld längst verloren gegeben hatten, von Heller zu Pfennig bezahlt, ohne Advokaten und ohne Urthel! Sollte man da nicht wünschen, daß die legislative Macht der Clubbs und Ressourcen sich immer weiter ausbilde? Hätte der erwähnte Coder nicht bloß von den Gläubigern auf dem Platze (Handelsplatze) gesprochen; so hätte der gedruckte Papierhändler vielleicht auch seine auswärts angebundenen Bären losgebunden, um nur dem großen Clubb anzugehören.

Die beste Erzählung im Clubb der Serapionsbrüder dünkt uns übrigens: Nußknacker und Mausekönig, ein Ausflug der Phantasie in das Reich der Puppen und der Nürnbergischen Spielsachen, voll treffender Seitenhiebe (die Serapionsbrüder nennen dergleichen Ausfälle ein wenig pretiös: tiefe Ironie) auf das Puppenreich der großen und größten Menschenkinder. Also kommet und leset! (B. Reimer 1819.)

Skizzen einer Reise nach Holstein.

„Und wenn man eine Reise thut, so kann man was erzählen," sang vor Jahrzehnden schon Claudius und so heißt's noch, um so mehr, da jetzt Jeder gern was erzählt, sey's was es sey und wenn auch das Erzählte schon mehrmal erzählt worden wär. Die Lust am Erzählen ist so groß, daß diese Betrachtung nicht davon abhalten kann. Dieß beweißt auch Herr Taillefas, ein Russe von Geburt, der im Sommer 1817 einen Flug durch Holstein machte und nun diesen Flug selbstverlegend in Hamburg im verwichenen Jahre drucken ließ. Zwar fiel ihm laut Vorrede ein, daß über dieses Land in neuern Reisebeschreibungen schon Vieles und Treffliches gesagt worden sei, daß es fast anmaßend aussähe, hinter einem Matthison, Baggesen, Meier u. a. noch etwas Neues sagen zu wollen, (wir glauben übrigens, daß hinter den Genannten sich noch recht viel Neues und Gutes sagen läßt) dennoch aber konnte er dem Drange nicht widerstehen, die Schriftsteller-Feder zu ergreifen und der Welt zu berichten, was er im Sommer 1817, der bekanntlich kein schöner war, in jenem Lande sah, daß einen Voß zu seiner Luise begeisterte, einen Klopstock (an dessen Grabe der Vf. Thränen der Verehrung weinte) mit Entzücken erfüllte, und das ihm „als Stammland seines geliebten Monarchen schon in jugendlichen Träumen (versteht sich, ehe er's sah) vorschwebte." (Herr T. nehme es uns nicht übel, das ist gleich von vorne herein ein bischen arg bombastisirt. Das Land zu sehen, wo der Stamm eines guten und liebenswürdigen Herrschers erblühte, mag immer für den treuen Unterthan interessant seyn, die Redensart aber: es habe schon in jugendlichen Träumen ihm vorgeschwebt, ist nichts als eine Uebertreibung und als solche, wie immer, Bombast und leer, zum mindesten, wo nicht eine verwerfliche Liebedienerei, die Niemanden gefällt, gewiß am wenigsten dem, dem sie vielleicht besonders gefallen soll. Die Zeiten, wo dergleichen unterthänige Complimente bei jeder Gelegenheit geschnitten wurden, sind vorbei, so wie die, wo sie Anerkennung fanden, und das ist recht gut, und es heißt heut zu Tage einem Herrscher ein schlechtes Compliment machen, wenn man glaubt, durch dergleichen Phrasen, wie Hr. T. mehrere in der Vorrede und in dem Zueignungswort (an den Russischen Geschäftsträger bei den Hanseestädten Hrn. v. Struve) angebracht hat, ihn zu ehren oder ihm zu gefallen. Nur unterthänige Knechte an Körper oder Gemüth, kein edler freigesinnter Mann wird dergleichen thun; wessen Huldigungen aber einen Fürsten mehr ehren, bedarf wohl keiner Frage.

Das Werk selbst beginnt mit einem Abstecher von Kopenhagen nach Helsingör. Gleich von Anfang schienen die Meeresgötter Hrn. T. zu zürnen. Sturm, Blitz, Donner und Regen tobten, bis zur Ankunft in dieser Stadt, verhinderten indeß den Reisenden doch nicht, die anmuthigen Gebüsche, Waldungen und Landhäuser der Küste ins Auge zu fassen, woraus sich denn schließen läßt, daß das Unwetter so arg nicht muß gewesen seyn. Das Wahrzeichen Helsingörs sollen zwei vor derselben auf einem Berge liegende Windmühlen seyn, deren Flügel sich in entgegengesetzter Richtung bewegen. (Sehr merkwürdig, besonders für wandernde Handwerker, deren Reisebemerkungen, wie bekannt, größtentheils in einer Nomenklatur der verschiedenen Wahrzeichen bestehen, nach denen sie bei jedem neuen Orte sich eifrigst erkundigen.) Von hier ging der Vfr. zu Lande wieder nach Kopenhagen zurück, über welches nur auf einigen Seiten nicht sonderlich viel neues gesprochen wird, hatte aber bei dieser Rückreise den Verdruß, die Idyllenartige Gegend nicht recht con amore betrachten zu können, weil — die Post-Chaise zu schnell fuhr. (Wir hoffen, daß wenn Hr. T. einmal Deutschland, d. h. so das rechte eigentliche deutsche Deutschland, nicht das Dänische; z. B Sachsen, die Brandenburger Marken, u. s. w. bereiset, er nicht mehr klagen wird, daß ihm das schnelle Fahren der Posten den Genuß der Naturschönheiten entzieht. Da sind die Postillone so sinnig, daß sie dem Reisenden Muse vollauf lassen, Betrachtungen an-

Digitized by Google

zustellen.) Von Kopenhagen schiffte sich Hr. T. neuerdings nach Kiel ein. Er scheint aber einmal kein Glück mit den Seereisen zu haben; ungünstige Winde trieben das Schiff wieder auf die Rhede von Kopenhagen zurück, wo sie mehrere Tage lagen, ehe sie von neuem in See stechen konnten. Ehe dieß geschah, hatte Hr. T. jedoch noch die Freude, die Russische Orlogs-Flotte vorüberziehen zu sehen, die den Rest der Russischen Truppen aus Frankreich geholt hatte, und wobei das Admiralschiff „in einer ihm eigenthümlichen Würde segelte." In Kiel angekommen, machte Hr. T. sogleich eine Excursion mit Hr. H... (einem Kaufmann aus Hamburg) nach Düsternbrock, wo er mit gedachtem Hrn. H. Arm in Arm sich erging, was sehr merkwürdig ist, und der Leser außer der prosaischen Beschreibung dieses Kieler Spazierortes vom Vf. auch noch mit einer poetischen, wenigstens gereimten, von einem Freunde des Hrn. T. beschenkt wird. Kiel, dessen Universität, öffentliche Anstalten, Lebensart der Einwohner, Umschlag, Gegend u. s. w. wird ziemlich weitläuftig beschrieben, seines Wahrzeichens aber nicht gedacht. Von der Höhe Viburg aus, soll der Hafen und dessen Umgebungen Aehnlichkeit mit dem Golf von Neapel haben.

Hierauf besucht Hr. T. wohlgemuth den holsteinschen Kanal, der ihm selbst gefällt; den andern Tag aber bemächtigt sich seiner eine so wehmüthige Stimmung, daß ihm alles in einem trüben Lichte erscheint. Jedoch darf sich der Leser nicht bange seyn lassen, diese wehmüthige ahnungsreiche Stimmung ist dießmal nicht der Vorbote eines nahenden grausigen Geschicks, wie das jetzt so eigentlich Styli ist, und wir kommen mit einem Sonnet vom Hn. Julius A., dem schon oben erwähnten dichterischen Freunde des Hn. T. durch, daß uns die Art und Weise, das Sehnen und Ahnen des Hr. T. klingelnd erklärt. Um sich indeß zu zerstreuen, wandelt der Hr. Vf. ins Theater, wo damals die Breythersche Gesellschaft ihr Wesen trieb. Correggio wurde gegeben. (Es scheint, daß der nun in Gott ruhende Hr. Director Breyther, der ehedem, ehe er die Musen zerzauste, ein Haarkünstler war, sich besonders auf Oehlenschlägers Correggio piquirt hatte. Schon Aug. Klingemann in seiner Reisebeschreibung hatte das Misvergnügen, dasselbe Stück von Hrn. Breyther in Altona verballhornen zu sehen, und daß es damit in Kiel nicht besser ging, berichtet Hr. T., denn auch er konnte es nicht aushalten, wie A. K. in Altona, und lief wie dieser davon.) Mit der Aufheiterung war's also hier nichts, die erfolgte erst den andern Tag, wo, zu Ehren der Schlacht bei belle alliance, ein Ball gegeben wurde, dem Hr. T. beiwohnte, und nachher im Mondenscheine zu Hause fuhr.

Nun reisete Hr. T. in die Probstey Preetz, wo er in Schönberg, im Kreise der Familie W... ein Asyl fand, 4 Monathe blieb, und die Stürme seines früheren Geschicks (die der Leser indeß nicht erfährt) wo nicht vergaß, doch verschmerzte. Diese Stürme müssen jedoch sehr arg gewesen seyn, da Hr. T. sich berechtigt hält, zu sagen: die Ruhe und Freude, welche er in Schönberg genoß, ei eine gerechte Belohnung vom Schicksal für das früher Erduldete gewesen. Die Beschreibungen der Häuser des Hrn. Klostervoigts W. und des Hauptpastors, werden Theils mit eigenen, Theils mit Dichtungen des Hrn. A... verziert, wie dann überhaupt der prosaischen Poesie, und der poetischen Prosa, sich hinreichend in dem Werke findet. Naiv sagt der Vf. unter andern: „Und so möge man, nachdem man in dem vorigen Gedichte die Sehnsucht nach Schönberg gern gelesen hat, mein Sonnett freundlich aufnehmen." (Woher weiß denn Hr. T, daß man die Dichtung gern gelesen habe? Dichtungen wie diese ließt man nicht gern, weil es dergleichen heut zu Tage, Gott sey's geklagt! gar zu viele giebt. Uebrigens ist eine Sehnsucht, nach einem Ort, in welchem man lebt, etwas lächerlich; man ist ja da, wozu das Sehnen? Der Gedanke, sie nach Göthes, „Kennst du das Land?" u. s. w, nachzubilden, war überhaupt kein glücklicher des Hrn. A.)

Die nun folgenden allgemeinen Bemerkungen über die frühere Geschichte der Probstey Preetz sind das Interessanteste des ganzen Buches, obschon sie nur leicht und oberflächlich zusammengereiht sind, und auf historische Gründlichkeit keinen großen Anspruch machen können Nach einer Beschreibung der sämmtlichen Dorfschaften der Probstey, giebt Hr. T. dann die der Sitten, Lebensart, Gebräuche, Tracht ꝛc. ihrer Bewohner, die sich recht gut lesen läßt. Auch in diesem kleinen Bezirk ist die Sitte herrschend, daß die jungen Bauerbursche ihre Liebchens des Nachts besuchen. „Na'n Deerens gahn," wie's hier in platter Mundart heißt; doch soll im Ganzen hier weniger Unfug in sittlicher Hinsicht dabei getrieben werden, als an manchen andern Orten, wo dieß auch Gebrauch ist. Oft verbinden sich hier — erzählt der Vf. — ganze Schwärme junger Bursche zu einem nächtlichen Besuche bei Einem oder mehreren Mädchen, manchmal auf entlegenen Dörfern. Sie nehmen dann, ohne zu fragen, dem ersten besten Bauer seine Pferde aus dem stets offenen Stalle, reiten zu dem Feinliebchen hin und gehen ganz ungenirt in

Digitized by Google

das gleichfalls offene Gemach, wo es schläft. Manchmal muß das Mädchen aufstehen, Licht anschlagen und Getränk bringen; dann kriecht sie wieder in ihr Bett, die Herren Besucher setzen sich umher, trinken und singen Volkslieder. Wer ernsthaftere Absichten hat, wandelt indeß allein, wird gleichfalls bewirthet, beschenkt, und das Mädchen nimmt dann weiter keine Besuche an, sondern ruft denen, die etwa außer dem Erkohrenen kommen, zu: „Jungens, ich heef en Frier," worauf sie dann wieder abziehen. Wer zu einem Mädchen kommt, die er noch nicht kennt, zieht sein Feuerzeug hervor, und schlägt mehrmals über dem Gesicht der Schönen Feuer an, um bei dem Aufblitzen der Funken sehen zu können, ob das gute Kind auch wohl hübsch genug zur Courtoisie ist. (Das ist, wenn auch nicht galant, doch vorsichtig.) Manchmal wird indeß auch neckender Unfug bei diesen nächtlichen verliebten Promenaden getrieben, und besonders müssen diejenigen Landleute leiden, die ihre Ställe und Häuser verschließen, um ihre Mädchen und Pferde nicht beunruhigen zu lassen. So fand einmal ein solcher Misgünstiger am andern Morgen seinen Wagen auf dem Dache seiner Scheune, ganz mit Dünger beladen. — Man muß gestehen, die verliebten Wanderer hatten es sich mit ihrer Rache sauer werden lassen. Wie sehr übrigens überall, wo diese Sitte herrscht, gewissermaaßen cum privilegio sein Schätzchen, bevor der Priester den Seegen ertheilt hat, nächtlich besuchen zu dürfen, vom Volk festgehalten wird, beweißt die Anekdote mit jenem Greis in der Schweiz, der, als die Obrigkeit die Kiltgänge aufheben wollte, vortrat und sprach: „Mein Großvater hat gefügt, mein Vater hat gefügt, ich habe gefügt, und also will ich, daß meine Nachkommen auch fügen sollen." Nun, so fügt in Gottes Namen zu, ihr ehrlichen Landleute, die ihr die Freuden des Lebens mit saurer Arbeit erkaufen müßt, und leidet nur nie, daß euch ein faullenzender Zierbengel, Junker, oder dergleichen das Beste wegschnappen und das saubere Recht de primae noctu, bei Euren Bräuten wieder geltend mache, wie es im hochgelobten, edelherzigen und frommen Mittelalter war, dieser Zeit der Sehnsucht für unsere poetischen und nichtpoetischen Herren Ritter. Von den Nationaltänzen der Probsteier sagt der Vf.: sie zeichneten sich besonders durch Schwingungen der Tänzerinnen aus, die sich in Wirbeln drehten, welches oft, besonders bei den kurzen Röcken einer Periode an Unanständigkeit grenzte: auch stampften die Männer zuweilen mit den Füßen. (Dieß beides kann man überall auf jeder Bauernhochzeit und Kirmse sehen.) In einem gewissen Tanze, der deswegen Dütjendans hieß, gab die Musik ein Zeichen, auf welches jeder Tänzer seine Tänzerin küssen — „Dütgen" — muß. (Wenn die Tänzerin hübsch ist, ist das so übel nicht, übrigens findet sich dieser Gebrauch auch anderwärts). Die sonst sehr schroffe Absonderung, in welcher die Probsteier mit ihren Nachbaren lebten, hat sich seit mehreren Jahren sehr verloren, daher denn auch ihre Sitten, Gebräuche und Tracht, nicht mehr so abgezeichnet sind, wie ehedem.

Napoleons Correspondenz.

Die siebente und neueste Lieferung *) der Correspondance de Napoléon Bonaparte enthält den Brief- und Schriftwechsel zum Theil noch aus Egypten, dann aus Italien und Deutschland; den letztern sehr unvollständig aus den Jahren 1806. 1808. 10. 12. 13.

Aus Egypten wollen wir Folgendes mittheilen.

Nach dem glücklichen Treffen bey Aboukir erhielt Bonaparte aus Cairo folgende Nachrichten: 1) von Pussielgue: „Ich hätte Ihnen viel über die Stimmung der Gemüther in Cairo zu melden gehabt, allein die Nachricht von dem Siege läßt mir nichts zu sagen übrig. Die kleine Zahl unserer Freunde freut sich; was unsere Feinde betrifft, so machen sie ein langes Gesicht und verstecken sich. Ihre Komplotte und ihre Hoffnungen sind zugleich gescheitert." General Dugua schrieb: „Ich habe gestern durch drey verschiedene Expressen die glückliche Neuigkeit von der Schlacht bey Aboukir erhalten. Ich habe sie im Augenblick dem Divan und dem Volke durch Ausruf und Artillerie-Salven bekannt machen lassen. Diese Begebenheit, die erstaunlichste und glücklichste im ganzen Kriege, konnte nicht gelegener kommen." Man fürchtete sich nämlich: Ibrahim Bey werde unterdessen Cairo überfallen. Inzwischen kostete nachher die Eroberung des Forts Abukir viel Ungemach und Mannschaft. General Junot meldete etwas von dem bekannten Obergeneral Abdallah-Menou folgendes: „Der Angriff auf Aboukir wird ernsthafter, als man es sich Anfangs gedacht hatte. — Am gestrigen Tage hat der Feind gewaltige

*) Aus der 5ten und 6ten Lieferung werden wir mehrere Briefe nach und nach als Lückenbüßer geben.

Digitized by Google

Fortschritte gemacht; heute hat er das ganze Dorf genommen, so daß uns nur das letzte Haus bleibt. (Menou schreibt: einen Theil der Häuser!) Die Artillerie arbeitet nicht eifrig; mit einem Worte, mein General, es scheint, Einige haben vergessen, was sie von der Kriegskunst wissen, und die Andern scheinen ihren Muth verlohren zu haben. — Man hat uns Kanonen geschickt, aber nichts um sie auszuladen. Ich glaube, Ihnen so schreiben zu müssen, damit Sie die Wahrheit erfahren; nicht jeder sagt sie Ihnen, aber es ist dringend, daß Sie sie kennen lernen." — Aboukir ging endlich am 2. August 1799 über. Den 3. schrieb General Dugua aus Cairo: „Die Stadt ist ruhig, der bösen Absichten einiger Türken, und der Ungeschicklichkeit einiger Christen ungeachtet, welche aus Furcht alle mögliche Dummheiten begangen haben. Türken haben aufrührerische Reden gehalten, heute wird man ihnen die Köpfe abschneiden; Christen haben sehr beunruhigende Aeußerungen gethan, man hat mir sie nicht nennen können oder wollen, ich würde sie durch eine derbe Bastonnade beruhigt haben." (Gewiß die besten Widerlegungsgründe; man erspart sich obendrein die Untersuchungskosten.) — „Ich schreibe heute an den Divan, und befehle ihm, die Schuldner des Miri (Schatzes) und der öffentlichen Pachtungen zu benachrichtigen, daß sie ihre Rückstände bey Vermeidung einer angemessenen Geldstrafe in die Casse des Obercassirer zahlen sollen; ich hoffe durch dieses Mittel Baarschaft für Ihre Ankunft beyzuschaffen." Einen Beweis von der gerühmten Anhänglichkeit an die guten Franzosen liefert General Regnier. Er schrieb: „Ich finde die Provinz Scharkieh in dem ernstlichen Vorhaben sich zu empören. Mehrere Dörfer haben es während meiner Abwesenheit merken lassen. Sie schweigen bey Anwesenheit der Truppen, aber sie glauben nicht an den Sieg bey Aboukir. Das Dorf Deramtour habe ich angreifen müssen, man hat einhundert Menschen getödtet und es vollständig geplündert. (Daß die Franzosen nichts halb thun, weiß man wohl —.) Ich werde wahrscheinlich genöthiget seyn, mehrere Dörfer der Provinz zu züchtigen. — „Um so viel Geld als möglich einzutreiben, werde ich die Truppen in 2 Corps theilen. (Steuereinnehmer mit Bajonetten! —) Wie gings weiter in Cairo? Pussielgue meldet vom 6. Aug. 1799: „Ich hoffte der Sieg von Aboukir würde viel Sensation machen; wenigstens würden die Türken aus Politik einiges Vergnügen zeigen. (Wir Deutsche waren freylich viel politischer, sogar mehr als nöthig! die guten, gefälligen deutschen Frauen und Mädchen tanzten recht gern, aus Politik, auf den französischen Siegesbällen!) — Es ging aber anders. Der Divan hat die Nachricht ordentlich kalt aufgenommen, und sie recht laulich bekannt gemacht. Er nimmt sich (man denke!) jedes Türken an, der auf einem Fehler ertappt, oder wegen unserer Sicherheit verdächtig wird. (Es muß noch Regel werden, alle Verdächtigen gleich schuldig zu finden und sich keines Unglücklichen anzunehmen.) Den 15. war einige Bewegung in der Stadt, ein Mensch schrie laut in den Gassen: „Zu den Waffen, Muselmänner, der Augenblick ist da, uns der Hunde von Franzosen zu entledigen; wir haben Verstärkung von Aboukir und aus Syrien." Der Divan ließ den Aga rufen, und warf ihm vor, er sey den Franzosen verkauft, weil er bei dem kleinsten Vergehen einen Türken arretirt habe. Der Aga, um sich zu rechtfertigen, hat alle Christen aufgezählt, denen er den Kopf abgeschnitten hätte; der Divan war nicht beruhigt, und der Aga ging fort, ließ dem Schreier den Kopf abschneiden, und setzte dem Divan zu gefallen, die übrigen Arrestanten in Freiheit, worauf er sich bei mir über den Verdruß beklagte. Auf der andern Seite mischt sich der Divan in alles, nimmt sich der Vorsteher (Scheiks) der Dörfer in allen Provinzen mit Wärme an, wenn sie nicht bezahlen wollen oder Minderung suchen u. s. w. — Ich zweifle nicht, daß alle diese Menschen sich heimlich wider uns verschwören, und ich traue denen am wenigsten, die sich am ergebensten stellen. — Was mich am meisten quält, ist, daß ich keine Geldhülfe für die Armee erblicke; niemand zahlt. — Der Mufti ist ein Ehrgeiziger, der es auf Popularität und Ruf anlegt; und der alle Franzosen aufopfern würde, ehe er ein Quentchen von seinem Kredit verlöhre. Uebrigens besucht er uns fleißig." — Dieser Brief allein entdeckt wie ohnmöglich es war, sich ohne ansehnliche Verstärkungen der Armee, in Egypten auf die Dauer festzusetzen.

Larrey meldet den Verlust an Mannschaft von der Schlacht bey Aboukir also: 730 Verwundete, davon 20 tödlich, ohngefähr 100 Krüppel sind; die Oberofficier und Generale in der Stadt ungerechnet. —

Dugua meldet den 18. August aus Cairo, daß die Commission der Gelehrten keine Lust habe, Oberegypten zu besuchen, besonders seit es verlautet, daß Bonaparte nach Frankreich zurück kehren, und Mongé, Berthollet und andere mit sich nehmen wolle. — Hier schließt die Correspon-

Digitized by Google

denz aus Egypten. Bonaparte hatte sich fortgemacht.

Es folgt nun die Correspondenz, die sich auf den Friedenstractat von Campo Formio (vom 17. October 1797) bezieht, und eigentlich den Schluß der Correspondenz über die Italienischen Händel von 1796 und 1797 ausmacht. Wir wissen, daß dieser Friede Oesterreich Belgien und seine schönsten italischen Provinzen entriß, und vom deutschen Reiche in geheimen Artikeln das linke Rheinufer Preiß gab. Auch als Vorbereitung zum Untergang der Republik Venedig bleibt er merkwürdig. Die Correspondenz begreift den Zeitraum vom 14. May bis 23. December 1797 und enthält nachdenkliche Stücke. Wir ziehen folgendes aus. Der Minister de la Croix schreibt an die zur Friedensconferenz ernannten Generale Bonaparte und Clarke aus Paris den 26 May: „Ich habe die Ehre, Bürgergenerale, Ihnen Auszüge aus der Correspondenz mitzutheilen, die bei der wichtigen Unterhandlung Interesse für Sie haben können. Sie ersehen daraus, daß fast alle großen Häuser von Deutschland wünschen, es mögen der Republik anständige Einrichtungen bey der Rheingrenze getroffen werden; daß die Abtretung des linken Ufers keinen ernstlichen Widerstand von ihrer Seite erfahren werde, sobald man sie nur auf dem andern Ufer durch zureichende Säcularisationen entschädige. Was P... betrifft, so scheint es ein wenig beschämt über die Rolle, die es gespielt hat, indem es die Integrität des deutschen Reichs in Anspruch nahm, während es doch mit uns durch eine geheime Uebereinkunft im Bunde steht, in welcher die Abtretung der ganzen linken Seite an die Republik, gegen eine Entschädigung für P... und für den Stadthalter auch auf der rechten Rheinseite im Voraus angenommen wird. Sie, Bürgergenerale, werden aus diesen Mittheilungen Schlüsse zu ziehen, und zum Vortheile der Republik zu brauchen wissen." —

Wie Carnot über die Emigranten, auch Ultra's genannt, dachte, ergiebt ein Brief vom 10. Junius; er wünscht, daß das Condéische Corps nicht aufgelößt werde, weil sie sonst alle nach Frankreich zurückkommen würden; vielmehr möge man den österreichischen Kaiser zu bewegen suchen, ihnen ein günstiges Unterkommen fern von der französischen Grenze zu schaffen. „Die Großmuth, die der französischen Nation anklebt, (schreibt er,) giebt einen scheinbaren Vorwand ab, um dies Zartgefühl des Kaisers für diese Classe von Leuten zu gewinnen, die allen Reichen lästig sind." —

Am 2. Jul. schreibt de la Croix, daß die batavische Republik von Preußen anerkannt sey; und es sey gewisser als je, daß alle deutsche Fürsten, die einen Profit beym Säculariſiren machen könnten, geneigt wären, den Franzosen zur Rheingränze zu helfen. (Welche Verläumdung!) Aus mehreren Briefen sieht man, daß der Minister v. Thugut in Wien gegen den Frieden gearbeitet haben soll, und zwar aus Gefälligkeit für England. Es ist merkwürdig zu lesen, wie sich die Unterhandlungen in die Länge ziehn, wie sich beide Theile die Schuld geben, und den Bruch der Präliminar-Artikel von Loeben vorwerfen. — Dem Directorium, das mit der Unzufriedenheit des Innern zu kämpfen hatte, scheint es Ernst um den Frieden gewesen zu seyn. Wichtig ist die Instruction von Talleyrand vom 19. August. „Ein Hauptgegenstand (heißt es) ist, den Kaiser von Italien zu entfernen, und darauf zu bestehen, daß er sich in Deutschland ausbreite. Dadurch schwächen wir seine Seemacht, und bringen ihn mit dem alten Rival dem König von Preußen in Berührung ꝛc. Als Oberhaupt des deutschen Reichs soll der Kaiser in die Abtretung des ganzen Territoriums auf dem linken Rheinufer willigen." Die erste förmliche Versammlung zur Friedensunterhandlung war den 31. Aug. 1797. Am 25. Sept. war Bonaparte ein Liebhaber der Freiheit, er wünscht dem zum Mitglied des Directoriums ernannten Bürger Merlin Glück, und schreibt: „Man hätte keinen Mann wählen können, der der Freiheit mehr standhafte Dienste geleistet hätte; ich, für meinen Theil wünsche mir Glück dazu.

(Beschluß folgt.)

Antwort auf eine anonyme Zuschrift.

Herrn X. Y. Z.

Ihren Brief, datirt B — — d. 4. März 1820. haben wir richtig empfangen. Sie geben uns in demselben einen Herrn C — in H — als Verfasser des bey Brockhaus erschienenen „Leben Kotzebues" an und wünschen, daß wir des Herrn C. in H. in diesem Wochenblatte so erwähnen möchten, wie er es verdiene. Erlauben Sie, dieses können wir nicht, denn Ihre Unterschrift X. Y. Z. ist keine Bürgschaft für die Wahrheit. Ist Herr C. in H. indessen würklich der Verfasser, ey nun, so treten Sie mit Ihrem ehrlichen Namen hübsch heraus an Luft und Sonne, damit man Ihrem Wunsche entsprechen könne. Wozu die Maske? Im Tempel der Wahrheit werden keine Maskeraden gehalten.

Die Redaction.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 32. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 April.

Zur Fundamental-Literatur.

Es giebt zwei Plätze in jedem Palast und in jedem stolzen Hause, die sie mit der Hütte des Armen gemein haben, und welche noch unentbehrlicher sind als die Prunksäle und Besuchszimmer. Von diesen wollen wir nur den Ersten nennen, ohne welchen es keinen zweiten gäbe, nämlich die Küche. Geht nicht alles Regiment von der Küche aus, die der Premierminister des Universal-Monarchen und Gebieters, unsers Magens, ist? das gesalbte Haupt muß essen, wenn es regieren will! das Genie muß essen, wenn es dichten will; was wäre die Liebe und ihre schönen Gefühle ohne Küche! — Kurz alle müssen essen, wenn sie leben wollen. Das erste also wofür ein civilisirtes Volk zu sorgen hat, dessen Vorfahren wild und steuerfrei waren, weil sie ohne Küche lebten, ist die Küche selber; und daher verdienen die Kochbücher ohnstreitig den ersten Platz in der Literatur, weil sie die andern Bücher schreiben helfen, und die Tafeln füllen, an denen oft die Menschheit ihre Richtung bekömmt, wenn auch nicht immer ihr Gedeihen. Die Kochbücher haben daher den größten Einfluß auf das Leben, auf den Humor und die Gesundheit der Menschen; bei jeder deliberirenden Versammlung, bey jedem Feste, ist das Kochbuch die Hauptsache, und ein Mann der sich verheyrathet, empfängt in seiner Frau gewissermaßen ein lebendiges Kochbuch. Wir haben uns, bei der Sucht nach neuen weiblichen Vornahmen, öfters gewundert, daß man das Wort Culina (die Küche) nicht mit aufgenommen hat. Mancher Neuverheurathete nennt — wenigstens so lange die Flitterwochen dauern — sein Weibchen: Liebes Linchen; warum denn nicht: liebes Culinchen? — Culina wäre gewiß ein recht artiger Nahme, welcher dem Mädchen recht klar und verständlich sagte, was ihre künftige Bestimmung sey. In welthistorischer Hinsicht geben die Kochbücher sehr merkwürdige Resultate. Ohne uns bey der alten Geschichte, bey den schwelgenden Mahlen eines Sardanapals, oder des Römers Lucullus zu verweilen, wollen wir dieses aus den neuesten, ja aus der Geschichte unserer Zeit beweisen. In allen Städten und Ländern, welche gute Kochbücher haben, wie glücklich und ruhig lebt man da. Wie glücklich leben z. B. Wien, Regensburg, Stuttgardt, Braunschweig, Magdeburg, Gotha und Hamburg bei ihren vortrefflichen Kochbüchern; wie glücklich Leipzig bei zwölf Kochbüchern! wie zufrieden Weimar bei dem eleganten Theetisch und dem Neujahrsgeschenk für Leckermäuler? Woher kömmt wohl diese Ruhe? Weil die Einwohner dieser Städte wissen, was sie kochen sollen. In der Weltgeschichte finden wir, daß viele Empörungen nur dadurch entstanden sind, daß die Menschen nicht wußten, was sie kochen sollten. So wurde z. B. Frankreich erst dann ruhig, als der Kaiserlich französische Koch des Herrn Viard, vermuthlich auf Befehl Napoleons herauskam, der auf jeden Fall der größte politische Koch gewesen ist, aber leider der Welt Gerichte aufgetischt hat, an welchen sie noch immer zu verdauen haben. Die Almanachs des gourmands, welche nachher jährlich in Paris herauskamen, machten Frankreich von Jahr zu Jahr ruhiger. Die Empörungen in England, oder die Radical Reformers, unter welchen viele tausende auch nicht zu wissen scheinen, was sie kochen sollen, hätte man sicher durch eine: Art of Cooking for the radical reformers schnell beruhiget — so wie man die spanische Nation jetzt durch ein großes Landeskochbuch zufrieden gestellt hat — ꝛc. Darum wollen wir die Kochbücher keineswegs für opera odiosa ansehen, wie z. E. die Philosophen, welche nicht bedenken, daß man ohne Küche nicht füglich philosophiren kann, und daher einen wegwerfenden Blick auf Kochbücher fallen lassen, die mehr nützen, als die ganze Philosophie bis jetzt genützt hat. Das Einzige, was die Philosophie erinnern darf, möchte eine Warnung gegen den gefährlichen Mißbrauch der trefflichen Koch-Literatur seyn; und die Censur sollte lieber kein schwer verdauliches Gericht den Druck passiren lassen, weil es uns, wie weiland die Cretenser, zu faulen Bäuchen macht. Wir wissen ja, wie doppelt grausam Richelieu, (den die Königin Anna den cul pourri nannte,) gewesen, wenn sein intestinum rectum verstopft war. Sonach könnten ganze Länder an der Indigestion Einzelner zu leiden haben. Ein Umstand, der in vielen allzu raffinirten Kochbüchern von den Recensenten übersehen wird. Von welchem Nutzen sind daher nicht Kochbücher, und

Digitized by Google

wie viel Nutzen hat nicht zum Beyspiel das Wiener Kochbuch, von Ignaz Gartler verbessert, von Barbara Hickmann gestiftet, von welchem eben die ein und dreißigste Auflage vor uns liegt? Wer lange in Wien lebte, wird dieses Buch mit Vergnügen lesen, und die Benennungen der Wiener und Oestreichischen Speisen, werden fröliche Erinnerungen in ihm wecken. Es enthält in 1619 Nummern wohl alles mögliche, was gekocht oder gebraten auf den Tisch oder in den Magen gehört.

Unter andern Gerichten ist uns vorzüglich Eyerspeiße auf Lutherische Art merkwürdig gewesen. Hätte man diese am Reformationsfeste gekannt, so hätte gewiß die ganze protestantische Christenheit an diesem Tage welche gegessen. Schwabe, Hempel, Melos, Spieker, alle Geschichtsschreiber der Reformation, erwähnen des Umstandes nicht, daß Luther besonders Eyer gern gegessen haben mag; also — in Kochbüchern forsche man!

Die Krebse figuriren sehr in diesem Kochbuche, z. E. Eyerwürstchen von Krebsen, Krebsknödel, Krebsnockerln, Krebsnudeln, Schlickrapfen von Krebsen, Krebsschmarren mit Mandeln und Milch, Krebsstrudel, Krebswandeln, Krebskrapfen, Krebspflanzel, Kohl mit Krebsen gefüllt, Spargel mit Krebsen gefüllt, Krebswürste, Krebstorte, gefüllte Krebse, Krebskarbonadel, Krebsragout. Krebseiter, Krebsbecher, Krebspastete ꝛc. — Wir konnten die Bosheit nicht unterdrücken, den Krebsessern zur Pein alle diese Krebsgerichte herzusetzen, nehmlich jetzt, wo es noch keine Krebse giebt. Unter den 130 Mehlspeisen, lernt man auch Ducaten-Nudeln bereiten; eben so Ducaten-Wandeln. (Das Wandeln der Ducaten braucht man gewöhnlich nicht zu lernen, denn das Wandeln ist den Ducaten gewissermaßen wie angeboren oder eingeprägt.)

Das ordinari Backwerk besteht aus 36 Nummern, alles lecker und schmackhaft, wenn Manches auch nicht so scheint, wie z. E. Brügelkrapfen, Wespennester ꝛc.

Das Capitel von den Suppen, hat uns viel Nachdenken verursacht. Wir stießen da auf einen Gegenstand, den wir erst zerlegen mußten, nehmlich: Hühnerlebereiter in der Fleischsuppe. Hühnerle-Bereiter oder Hühner-Lebereiter oder Hühnerleber-Eiter? Zuletzt fanden wir die letzte Benennung die Richtige — so gehts, wenn man drey Substantiva zusammen kochen will! —

Gebratene Biber und Hecht mit Sardellen gespickt, lassen wir nicht vorbeigehen; allein Hecht mit Schnecken? — wir danken. Die Fischgerichte haben 168 Nummern und ihre Bereitung läßt nichts zu wünschen übrig.

Hetschepetschpfeffer über Rückbratel, steht mit unter den Brühen und Soßen (saucen) wir haben aber nicht herausbringen können, ob es eine Brühe oder eine Soße ist, etwas flüßiges muß aber der Hetschepetschpfeffer seyn, denn Barbara Hickmann sagt: gieße den Pfeffer darüber ꝛc.

Gemsenschlegel und Minutenfleisch zu bereiten lernt das Capitel von den Nebenspeißen, eben so Zungen am Spieße gebraten (gepfeffert und gesalzen hatte man sie sonst lieber.)

Die Anweisung Backwerk und feine Zuckerbäckereien zu verfertigen, findet man in keinem andern Kochbuche so ausführlich und so mannichfaltig; man lernt unter andern backen: Goldene Torte, grüne Torte, Melonentorte, Wursttorte, Muskatierbrod und spanischen Wind. (Warum denn nun gerade spanischen? die Spanier sind doch nichts weniger als Windmacher).

Am überflüßigsten im ganzen Buche ist wohl die Nummer 1608: Caffe zu machen. Obwohl in Europa ein Mädchen oder eine Frau existiren mag, die dieses nicht wüßte?

Lesenswerthe Regeln der Reinlichkeit und Ordnung in der Küche, der Sparsamkeit, der Zierlichkeit im Anrichten der Speisen, Anordnung der Tafeln, so wie Speisezettel auf jeden Monat und jeden Wochentag und ein Register beschließen dieses wirklich sehr schätzbare Kochbuch, das wir allen angehenden Hausfrauen um so eher empfehlen können, da unsere eigene Hausehre dasselbe preißt und lobt, und nichts mehr bedauert, als daß es bey uns keine Biber und Gemsenschlegel giebt.

Bedauern muß man, daß nicht auch ein kleines Wörterbuch angehängt ist, welches die Wiener Ausdrücke und Benennungen erklärt, die man in vielen Gegenden Deutschlands nicht verstehen möchte. Könnte man es denenjenigen, die nicht wissen, daß Truthühner Puder, Kalekuten, (Pipphäne wie sie in Nürnberg genannt werden) gemeint sind, wohl verargen, wenn sie z. B bei der No. 1028: Indian zu braten auf den Gedanken geriethen, daß die Wiener Menschenfresser wären? Manches Kochrecept ist durch die Wiener Benennungen für andere Gegenden so unverständlich, daß es sich nicht bereiten lassen möchte, z. E.

1143. Wandelpastete:

„Mache einen Butterteig, oder einen mürben (Teig) und walke dünne Blattel daraus (.) ist der mürbe Teig gut, so schmiere die Wandel ein, aber nicht von Butterteig; drücke die Fleckel in das

Digitized by Google

Wandel, du kannst Kackel einfüllen, oder andere Sachen, wie in die Krebspastete eingefüllt wird, (.) die Köchel kannst (du) auch ansäuerlich machen (,) von Limoniesaft und Kapern (,) oder auch ein süßes Köchel von Zirbisnüsse, Weinbeere, und was du noch Süßes dazu nehmen willst; (.) das saure Köchel mache also: dünste das Schitzel in einem Reindel — ꝛc."

Außer Oesterreich möchte man wohl in keiner Küche anderer Länder diese Wandelpastete backen können, weil man die Worte: Wandel, Kackel, Köchel, Schitzel und Reindel nicht versteht. Der Verleger Herr Gerold in Wien, der ein menschenfreundlicher, sehr artiger Mann ist, wird unsern Fingerzeig gewiß benutzen und bei einer neuen Auflage eine Erklärung der Wiener Ausdrücke für andere Länder beyfügen; auch dieses Kochbuch in Rücksicht des Styls und der Interpunktion neu bearbeiten und Ausdrücke wie oben: „schmiere die Wandel ein" — verbessern lassen; unsere neuern Sprachforscher haben das Wort: streichen, überall angenommen, es klingt erhabener, wenn es auch das schmieren nicht ganz ersetzt.

Der Königlich Preußische Küchenmeister, Herr Sametzky, hat ein Lehrbuch der Kochkunst oder neuestes praktisches Berliner Kochbuch, für junge Köche und für Frauen und Fräulein des gebildeten Standes (Köche stehen am Heerde und wir wissen nicht, in wie fern sie da einen gebildeten Stand haben?) in 2 Theilen herausgegeben (Berlin bei Schlesinger), welches eine sehr hohe Tendenz hat, weil es größtentheils Speisen enthält, die wohl nur für Königliche Tafeln passen, und weil selbst gewöhnliche bürgerliche Gerichte sich in demselben unter französische Namen verstecken. Herr Sametzky kocht keine sächsische Mehlspeise und siedet keine Karpfen mit pohlnischer Brühe, sondern: Mehlspeise a la Saxonne und Karpfen à la Polonoise. Er kocht viel à la Russe, Française, Portugaise, à l'Italienne, à la Hollandaise, Tartare, à l'Espagnole, à la Piemontaise, à l'Anglaise, à la Bavaroise, Savoye, Suisse, Sicilienne etc. Daher können wir den Deutschen sein Kochbuch nicht empfehlen, weil er es vermuthlich nur für Ausländer geschrieben hat. Preußisch kocht er auch nicht, sondern nur einige Gerichte à la Prussienne; wir können daher unmöglich glauben, daß er wirklicher Königl. Preußischer Küchenmeister sey.

Kaisermehl, Kaisertorte, Kaiserkuchen, Kaiserfleisch ꝛc. fanden wir in dem Wiener Kochbuche; der Patriotismus und die Liebe der Wiener zu ihrem Kaiser steht selbst auf vielen Seiten desselben. In Herrn Sametzky's Kochbuche findet man fast gar nichts von Patriotismus; blos der alte Blücher hat die Ehre, den Namen zu einem Gerichte hergegeben zu haben, nämlich: Krebse à la Vorwärts! (warum nicht à la Blückähr? — Wir möchten wohl wissen, welches Wort der herrliche, deutsche Blücher hinter das: à la würde gesetzt haben, wenn er von dieser ihm wiederfahrnen Ehre Kenntniß gehabt hätte!)

Hoffentlich wird kein Käufer dieses Kochbuchs Marterkrebse essen wollen; denn den Krebsen lebendig die Nasen abzuschneiden, ist abscheulich!

Da dieses Kochbuch des Herrn Sametzky, in einer Buchhandlung herausgekommen ist, deren Eigenthümer sich zur jüdischen Religion bekennt; so bedauern wir recht sehr, daß derselbe Manches nicht essen darf, was in demselben steht. Ist es denn aber nicht nach den jüdischen Gesetzen vielleicht eine subtile Sünde, Kochrezepte zu drucken, in welchen von Schweinefleisch die Rede ist? — dies mag der Verleger bei seinem Rabbiner verantworten.

Napoleons Correspondenz. (Beschluß.)

Am 29. Sept. erhielt Bonaparte von Talleyrand das französische Ultimatum, und dieser schloß damit: „Wenn der Kaiser unsere Bedingungen abweißt, so wird der neue Krieg die größten Begebenheiten hervorbringen. Bedienen Sie sich ihres mächtigsten Bundesgenossen, der Grundsätze der Freiheit und aller andern Mittel, die Ihnen ihre Klugheit eingeben wird, wenn sie nur zu dem Resultate führen, die Provinzen unabhängig zu machen, und dem Hause Oesterreich zu entziehen. Das ist die wirksamste Art der Feindseligkeit." Am 10. October schrieb Bonaparte an Talleyrand, der Friede werde diese Nacht geschlossen, oder die Unterhandlungen abgebrochen werden. Herzbrechend ist der Schluß seines Briefs: „Sollte ich mich in diesen Berechnungen geirrt haben, so ist mein Herz doch rein, meine Absichten sind rechtlich; ich habe das Interesse meines Ruhms meiner Eitelkeit, meines Ehrgeizes schweigen lassen; ich hatte nur das Vaterland und die Regierung im Auge. (Aber nun meint er doch.) Ich habe durch meine Dienste den Beyall der Regierung und der Nation verdient; ich habe wiederholte Beweise ihrer Achtung erhalten. Es bleibt mir nichts übrig, als mich wieder unter

Digitized by Google

die Menge zu mischen, den Pflug des Cincinnatus wieder zu ergreifen, und das Beispiel der Ehrfurcht gegen die Behörden, und der Abneigung gegen eine Militärregierung zu geben, (O du Comödiant im Fuchspelze!) die so viele Freistaaten zertrümmert, und mehrere Staaten ins Verderben geführt hat. (Unter andern auch Bonapartes Kaiserthum, ein Dutzend Jahre später!) Glauben Sie an meine Ergebenheit und an meine Begierde, alles für die Freiheit des Vaterlandes zu thun." (Jetzt ist die Zeit des Glaubens an glatte Worte vorbei. That will die Welt, That wollen die Völker) Merkwürdig ist unter den geheimen Friedens-Artikeln der 9te, wo sich De. und Frankreich versprechen, daß Pr. nur seine Besitzungen am linken Rheinufer, aber keinen neuen Erwerb haben soll. — Nun folgt ein Nachtrag zur allgemeinen Correspondenz. Man sieht, daß B. schon während der Friedensunterhandlungen mit Oesterreich, Egypten und Malta im Auge hatte, in welcher Insel er sich rühmt Verhältnisse zu haben. Er ersucht das Direktorium um Vollmacht, Malta im ersten günstigen Augenblicke zu nehmen. Garnison einzulegen, und dem Appetit der Engländer zuvorzukommen.

An das Oberhaupt der drey grauen Bünde schrieb B. den 23. Oct. 1797 unter andern: Er habe die Vermittelung wegen der Capitulationen der Bünde mit den Völkern in Valtelin, Chiavenna und Bormio mit Widerwillen angenommen, „denn es gehöre zu den französischen Grundsätzen sich so wenig als möglich in die Händel anderer Völker zu mischen." (Die vorherige und nachherige stete Einmischung, ist also wahrscheinlich aus bloßem Versehen entstanden?) Er schreibt weiter: „Valtelin, Chiavenna und Bormio sind nun unwiderruflich mit der cisalpinischen Republik vereinigt. Das wird aber die gute Freundschaft und den Schutz auf keine Weise stören, den sie Euch in allen Fällen bewilligen wird, wenn Ihr Euch gegen sie mit der Achtung betragt, die dem mächtigsten Volke der Welt gebührt." (Auf deutsch: Wir haben Euch zwar eine Hand abgeschnitten, aber die andere sollt Ihr behalten, wenn Ihr Euch stets vor unserer Willkühr gehörig demüthigt, weil wir die Stärkern sind.)

Den Beschluß des Bandes macht ein Bruchstück der Correspondenz aus den spätern Zeiten des Consulats und Kaiserthums. Die Erzänzung wird einer spätern Zeit wahrscheinlich vorbehalten seyn; denn das Mitgetheilte läßt viel Wichtiges zur Aufklärung der Ereignisse vermissen. Es folgen einige Auszüge. — „Als die Frage von Bonapartes lebenslänglichen Consulat war, gab Lafayette seine verneinende Stimme in folgenden Ausdrücken ab: Ich kann für eine solche Obrigkeit (Magistrature) nicht stimmen, bis die öffentliche Freiheit ausreichend garantirt ist; alsdann gebe ich meine Stimme Napoleon Bonaparte." — Er schrieb darüber einen artigen Brief an B., die Antwort fehlt. Aus Lafayettes Brief nur folgende Zeilen: Es ist unmöglich daß Sie, als General, (der erste in der Reihe der Männer, die, um durch Vergleichung ihre Stelle einzunehmen, alle Jahrhunderte überblicken), wollen könnten, daß eine solche Revolution und, so viel Siege und Blut, so viel Schmerz und Wunderthaten für die Welt kein anderes Resultat haben sollten, als eine Regierung der Willkühr." — Aber daß Freund Bonaparte keinen andern Willen anerkannte als den Seinigen; daß er — vielleicht er nicht allein — glaubte, seinen Willen unter dem Vorwand des Wohls der Völker unbedingt durchzusetzen, sieht man recht deutlich aus seinem gleich folgenden Briefe an den Präsidenten des gesetzgebenden Körpers des Königreichs Italien vom 11. August 1815. Er schreibt: „Es gehört zu meinen Grundsätzen, mich der Einsichten aller Mittelbehörden, selbst der Collegien zu bedienen, (aber freylich blos) wenn sie mit mir einerley Richtung halten." Er giebt nun mit sehr kräftigen Worten zu verstehen, und will es auch seinen Nachkommen hinterlassen, daß allen der Teufel auf den Kopf fahren soll, die das Wohl und Glück der Völker auf andern Wegen zu finden glauben, als S. Kais. Maj. Mit solchen Leuten ist S. Maj. gleich fertig; sie heißen unruhige Köpfe und Partheien. — Recht so! —

Merkwürdig ist Napoleons Note an Talleyrand vom 21. April 1806. Sie fängt sich an: „Im Norden von Deutschland einen neuen Staat zu bilden, der im Interesse Frankreichs sey; der Holland und Flandern gegen Preußen, und Europa gegen Rußland bewahre." Berg, Cleve, Darmstadt, allenfalls Hannover wird dazu gerechnet, und in der Perspective Hamburg, Bremen, Lübeck. Dann soll das übrige Deutschland noch 3 neue Staaten als französische Anhänger haben, Baiern, Baden, Würtemberg. Die andern vier wären Oesterreich, Preußen, Hessen-Cassel, Sachsen. — Die kleinern Souveränetäten zu theilen; aber erst statistisch auszurechnen, ob die vier Staaten im französischen Interesse dabei gewinnen oder verlieren. — (Napoleon scheint vergessen zu haben, was er nach Graubün-

Digitized by Google

ten oben schrieb, daß sich Frankreich nicht in anderer Völker Einrichtungen mische.)

Den Historiker weisen wir auf ein für unsern Raum zu weitläuftiges diplomatisches Stück, nämlich: eine Note, oder Bemerkungen des Generals Savary, Sr. Maj. dem Kaiser von Rußland den 18. Nov. 1807 übergeben. Die Antwort des Kaisers ist daneben gedruckt. — Man findet weiter die Einladungsschreiben Napoleons an die Fürsten des Rheinbundes, sich gegen Oesterreich zu rüsten, worauf der Grosherzog von Baden mit edlem Freimuth die Erschöpfung seines Landes vorstellt. (Was freilich bei Napoleon in den Wind reden hies.) Die Depesche des Westphäl. Ministers am Hofe zu Berlin, Baron von Linden, vom Jahr 1809 ist auch sehr merkwürdig, durch Schilderung der dortigen Stimmung und Conflict der Meinungen; das deutsche Papier verträgt aber nicht gut einen Auszug. Ist die Note ächt, so wird sie der künftige Historiker nicht in unserm Blatt zu suchen nöthig haben. — Wie herrisch Napoleon gegen seine Bundesgenossen schrieb, zeige folgender Erlaß: „An meinen bevollmächtigten Minister bei Sr. Maj. dem König von Sachsen in Dresden: „Mein Herr Bourgoing, ich erofne den Brief, den Sie an Herrn von Champagny schreiben. Der Minister von Oesterreich in Dresden muß ohne Aufschub fortgejagt werden. (war fortschicken nicht genug?) der Minister von Sachsen von Wien zurückgerufen, und der Krieg muß erklärt werden. Der König muß, wie Ich meine, Dresden verlassen, um sich dem Rhein zu nähern, (Um eine Königliche Geißel zu haben, nicht wahr?) Ich habe nicht nöthig zu sagen, daß alle meine Paläste in Frankreich ihm zu Gebot stehen. (Solche Gefängnisse sind artig und bequem genug, aber immer Gefängnisse). Ehe 7 bis 8 Tage um sind, werden Ereignisse vorgehen, die den Stolz und Undankbarkeit (!) Oestreichs beschämen sollen" Auch die Verhandlungen zwischen Wien und Berlin im Jahr 1809 erhalten in einigen Briefen Aufklärung; man vergleiche den Inhalt dieser Briefe im Original mit der zuvor erwähnten Note des Baron von Linden.

Folgende Stellen sind aus einem Briefe, den der gewesene König von Holland Louis Bonaparte, am 11. Juli 1810 aus Töplitz an den franz. Minister Bourgoing in Dresden geschrieben hat: — „Mein Bruder, wenn er recht unterrichtet ist, muß überzeugt seyn, daß ich allein den Ausbruch der Unzufriedenheit, ja der Verzweiflung der Holländer, vorgebeugt habe, eines Volks, das täglich arger behandelt und geplagt wurde, auf eine Weise, die eben so unpolitisch als ungerecht und zweckwidrig war. — Ich durfte Holland nicht die Frucht meiner vielen Sorgen verliehren lassen, und ich werde stets überzeugt seyn, daß mir keine andere Wahl blieb als die Abdankung. Dadurch bekömmt es die Regierung ganz in ihre Gewalt, im Namen meines Sohnes den Willen des Kaisers und seiner Minister zu vollstrecken, was ich nur in so viel zu thun vermochte, als es nicht wider die Ueberzeugung von meiner Pflicht lief. — Einst wird das Plündern der Zöllner und Corsaren aufgehört haben; mein Bruder wird gewahr werden, daß er mich mit Unrecht beschuldigt hat, daß ich ihm über Holland nur die Wahrheit gesagt habe, und mein Sohn wird glücklicher und ruhiger seyn, als sein armer Vater." ꝛc. (Dieser brüderliche Brief ist keine Ehrensäule für den Kaiser auf Helena!) Dem Kriege Frankreichs mit Rußland vom Jahr 1812 ging auch mancherlei Correspondenz vorher, wovon einzelne Schreiben mit abgedruckt sind. Aber, wie gesagt, je näher wir unsern Tagen kommen, je weniger wollen die Lettern auf deutschem Papier Stich oder Strich halten. Wir dürfen aber unter andern auf einen Brief des Duc de Bassano an den französischen Gesandten Otto in Wien vom 3. Dec. 1812 aufmerksam machen, weil es vergnüglich zu sehen ist, wie fein die Unfälle in Rußland bemäntelt werden. Von Dresden aus schreibt seine Maj selbst an des Kaisers von Oesterreich Maj. am 14. Dec. und recht höflich: Man befinde sich trotz aller Strapatzen, recht wohl; man habe nach der Schlacht an der Beresina die große! Armee unter Befehl des Königs von Neapel gelassen — es sey unter den Umständen wichtig, daß Oesterreich seine Streitkräfte auf die Höhe von 60000 Mann bringe — ꝛc. Folgende Worte kommen recht aus dem Herzen Napoleons: „Das Bündniß, das wir geschlossen haben, bildet ein dauerndes System, von dem unsere Völker solche große Vortheile ziehen sollen, (Schade! daß die armen Völker diese Vortheile nicht erlebt haben; es geschah alles ihrentwegen,) daß ich denke, Ew. Majestät werde Alles thun, was Sie mir in Dresden zu thun versprochen hat, um den Triumph der gemeinschaftlichen (?) Sache zu sichern, und uns geschwind zu einem anständigen Frieden zu führen." — —

Ein vertraulicher Brief des franz. Gesandten Marsan in Berlin an den Duc de Bassano, vom 12. Jan. 1813 will noch die Möglichkeit einer Familienverbindung zwischen Napoleon und dem Königlichen Hause hoffen lassen. Seltsam! — und nach einem zweyten Briefe habe Herr v. H... noch am 15. Febr. 1813 zwanzigmal geschworen, daß das Preußische System gegen Frankreich sich nicht verändert habe.? — (Man

Digitized by Google

stelle in Gedanken gegen über, die höchstwürdige Capitulation des Generals von York vom 18/30. December 1812, das Signal zum Ermannen des deutschen Volks.) Noch am 18. Febr. rühmt Graf Marsan die Achtung, welche die Regierung gegen Frankreich und seine Truppen zeige. Er tadelt aber die schlechte Policey, weil die Professoren den jungen Leuten angedeutet: „Die Franzosen, das wären die Feinde, auf die man losgehen müsse." (Damals haben doch die Professoren nicht unrecht gehabt? haben sie mehr gethan als große Männer des Alterthums, wenn sie den Patriotismus und das Nationalgefühl in Zeiten der höchsten Crise rege machten, um Thron und Unabhängigkeit zu schützen?) Die Erbitterung des Preuß. Volks ist dem Herrn Gesandten nicht entgangen. Sie scheint aber in Paris nicht eher Eindruck gemacht zu haben, als bis die preuß. Adler in Paris einzogen. Sie mußten ja sogar noch einmal wieder kommen. — War etwa die erste Lektion zu gelinde gewesen? —

Alte Geschichte.

In einem Werk, betitelt: „Geschichten hellenischer Stämme und Städte" hat der Prof. Doctor Müller in Göttingen, einen sehr schätzbaren Beitrag zu der Kunde der frühsten hellenischen Vorzeit gegeben. Der erste, vor uns liegende Band beschäftigt sich mit den ältesten Geschichten, Sagen, Volksstämmen und ganzem Zustand von Böotien, Orchomenos Herrschaft in diesem Theile Griechenlands, und den Ursprung und den Niederlassungen der Minyer.

Böotien, heißt es in der Schilderung dieses Landes, ist wie Palästina, ein Land der Hölen und Grotten; voll mühsamer Bergschluchten, verschlossener Sumpfgegenden, unterirdisch fortrinnender Quellen, war es bestimmt, aus der geheimnißvollen Tiefe des durchbrochenen Grundes Orakel heraufzusenden. Es ist das vielstimmige Land der Götterspräche, der älteste Sitz der Mantik, ja, durch die Versammlung der verschiedensten Religionskulte, das Vaterland einer hellenischen Theogonie. In der That tritt (scheint) hier die Natur unmittelbarer denn irgendwo, als weissagend hervor (zu treten). Zukunft verkündend war der heilige Brunnen von Hysiä; auch die Nymphen der Sphragidischen Grotte am Kithäron wahrsagten, der Tanägräische Flecken Feleon hatte seine Bakis, und wie dieß überhaupt einen Nymphen begeisterten Seher bedeutet, so sollten diesen insbesondere die Göttinnen der Korykischen Tropfgrotte in der Wahrsagung unterwiesen haben. Noch zur Zeit der Perserkriege gab es eine Familie heleonischer Orakeldeuter (wie Herodot berichtet). Am mehrsten war des Amphiarons Dienst und Traum-Orakel verbreitet, desgleichen das des Trophonios.

Ueber Orchomenos Herrschaft sagt der Verf. „Niemals erfundene Gedanken der Urvölker haben sich in den ältesten Mythen, oft nach geheimnißvollen Gesetzen verkörpert und gestaltet; an Priesterschaften, an heilige Gebräuche, an Volksstämme festgebunden, haben sie mit diesen fortgelebt und sich ausgebildet. Aus diesem Keim ist der Baum der Sage aufgeschossen. — — Denn die Sage ist von der Geschichte wesentlich und durchaus schon dadurch verschieden, daß allein diese durch unmittelbare schriftliche Aufzeichnung einzelne Facten tradirt, während jene nie etwas anders, als das gesammte Denken vieler Jahrhunderte über ein Seiendes oder Geschehenes zu überliefern vermag, und dadurch die Geschichte aller dieser Jahrhunderte mit involvirt. Die Sage von Erginos und Orchomenos Uebergewicht ist aber diese: „Klymenos, der ruhmvolle König der Minyer, wurde bei einem Feste des Onchestischen Poseidon, von einigen Thebanern erschlagen, da sich über etwas Geringfügiges ein Streit erhob. Sein ältester Sohn, Erginos, übernahm nach dieser Unglücksthat, mit dem Amt des Vaters, dessen Blutrache, und zog, sammt seinen Brüdern, vor Theben. Er siegte und Theben wurde dienstbar, oder Zinspflichtig. Von dieser Zinspflichtigkeit soll aber später Herakles — wie eine Sage der Thebaner berichtet — die Stadt wieder befreit haben, indem er, an der Spitze Thebäischer Jünglinge, den Zinsfordernden entgegengezogen, die Minyer geschlagen, den Abgeordneten die Nasen abgeschnitten und sie so beschimpft heimgeschickt haben. (Man muß gestehen, daß ist eine feine Art sich von den Verbindlichkeiten, die man schuldig ist, loszumachen. Heut zu Tage hat sich indeß die Mode in etwas geändert. Man schneidet denen nicht mehr die Nasen ab, die da kommen zu holen, sondern man dreht ihnen statt dessen lieber eine darzu und läßt sie mit langen Nasen abziehen. Uebrigens erfahren wir hiermit zugleich, daß auch schon damals nicht immer die vom adlichsten Geschlechte auch die edelsten in Hinsicht eigener Aufopferung fürs allgemeine Beste waren. Denn als Herakles jenen Zug unternahm, um den Minyern das Tributhohlen zu verleiden, verkündete

Digitized by Google

das Orakel, sie würden siegen, wenn der angesehendste der Einwohner Thebens sich selbst freiwillig als Opfer brächte. Da nun Antipónos, von Geschlecht der Adlichste sich dessen weigerte und keinen Beruf fühlte fürs Volk zu sterben, so war dieses so erzürnt darüber, daß es seine beiden Töchter dem Opfertode überlieferte, die also für den Unpatriotismus ihres Erzeugers büßen mußten. (Uns dünkt, in dieser Ueberlieferung ruht ein tiefer, beherzigenswerther Sinn, für viele Herren Antipónosse unserer Zeit; denn es ist schon oft geschehen, wie recht leserlich im Buche der Geschichte steht, daß die Kinder dafür haben schwer büßen müssen, wenn die Väter gar nichts für das allgemeine Beste opfern wollten, und hartnäckig darauf beharrten, daß nur immer Andere sich für sie und ihre Prärogative hingeben sollten.)

Höchst interessant sind die beiden Kapitel 12 und 13., wo der geistreiche Verfasser sich darzuthun bemüht, daß die Argonauten Minyer waren, und die geschichtliche Bedeutung der berühmten Seefahrt unter Jason zeigt. Nachdem er die verschiedenen Ansichten und Meinungen über diese Fahrt, ihrem eigentlichen Zweck und Ziele, Medeens Geburtsland ꝛc. geprüft hat, sagt er: hiernach kann es scheinen, als wäre die Bedeutung der Argofahrt eine blos ideale, und als wäre alles Einzelne nur aus der religiösen Bedeutung des Jason, der Medea, des Athamantischen Fluchtlandes zu entwickeln: das Geographische aber und die wirklich Historische erst nach und nach hinzugefabelt worden. Allein dieß hieße die Natur des Mythos gänzlich verkennen, der nie ist ohne Einbildung eines Idealen, innerlich Erzeugten, in ein Reales, äußerlich gegebenes. Mag Jason, der versöhnende Gott, die das Vließ des Opferwidders zurückbringende Argo in keinem andern Sinne führen, als Apollon die Dorer und Kreter, mag das Land am Kaukasus der Fahrt erst lange nach Homer und Hesiod zum Ziele gesetzt worden seyn; so bleibt dennoch die Schifffahrt selbst ein wesentliches Element des Mythus, und welches seine erste lokale Ausbildung nur unter den Seekundigen Minyern erhalten konnte. So sahen auch viele Alte in der Argofahrt die ersten Anfänge der Seefahrt. Jason war der erste Schiffer auf einem langen Kahne, nach Philostephanos, nach Kleidemos, der Einzige, der um der Seeräuberey zu steuern, das Meer auf einem langen Schiffe durchsegeln durfte: so kämpfte er nach Possis Erzählung, mit den Tyrrhenischen Pelasgern. Auch mochte sich wirklich ein Streben nach Handelsgewinn und Erwerb zeitig in der anfänglich blos religiösen Sage abdrücken; wie z. B. in dem Raube der Königstochter, dem Grunde des Widderfelles. (Daß zu der Sage vom goldnen Vließ die vermuthete Aufhebung des aus dem Sand der Flüsse gewaschenen Goldes in Widderfellen den Stoff gegeben, wird vom Vf. a. a. O. verneint.) — — Ein Beispiel, wie ursprünglich rein mythische und dichterische Namen erst später eine geographische Existenz erhalten haben, ist das Eiland Areia oder Aretias, wo die stymphalischen Vögel horsteten. Aretias, von Ares abgeleitet, heißt auch die Quelle, wo der von Kadmos erlegte Drache haußte, und so — fährt der Vf. fort — erinnert auch dieß an die durchgehende Parallele von Kadmos und Jason.

(Der Beschluß folgt.)

Extrabeilage zum literarischen Kriegs-Courier No. 5.

Erklärung.

(Eingesandt.) Im Allg. Repertorium der Literatur (No. 4.) ist meine Schrift: Apollo der Leukopeträer, namentlich auf Herrn Hofrath Müllner in Weißenfels gedeutet worden, ungeachtet ich in der Vorrede ausdrücklich erklärt habe, daß dieser Apollo nur eine literarische Maske, d. h. ein Geschöpf der Einbildungskraft sey, weshalb ich auch die ganze Schrift ein Fastnachtsspiel nannte. Ueber den Werth oder Unwerth dieses Spiels kann jeder beliebig urtheilen; aber jene namentliche Deutung liegt außer den Grenzen der literarischen Kritik. Ich protestire also dagegen um so mehr, da wir (Hr. M. und ich) uns durch Privatmittheilungen auf eine Art verständigt haben, daß keine Fehde mehr zwischen uns besteht. Was demnach hierüber in Druckschriften ferner gesagt werden möchte, ist und bleibt mir völlig fremd. Leipzig, den 26 März 1820.

Krug.

Also wirklich Friede! Nicht bloß eine Kapitulation, sondern Friede, von beiden hohen Häuptern publizirt und mithin nicht mehr zu bezweifeln. Wir wollen hiermit unsere Böller gelößt haben; denn der Krieg hat so viel Lärm in den Journalen gemacht, daß sogar die politischen Zeitungen anfangen, seiner unter den vermischten Nachrichten zu gedenken. Wenn wir nicht irren, stand jüngst in der Berl. Spen. Zeit. die bewaffnete (Censurbewaffnete) Neutralität angezeigt, welche die sächsischen Blätter auf höhern Befehl in den Krugisch-Brockhausischen Händeln mit Müllner beobachten; welche Neutralität jedoch nicht so gar streng seyn mag, da eines Theils der Herausgeber des Allg. Repert. der Lit., Herr Hofrath Beck, die Krugische Streitsatyre hat auslegen und auf M.

Digitized by Google

beziehen dürfen, andern Theils aber die Leipziger Blätter kein Hinderniß zu finden scheinen, die Brockhausischen Schmähschriften anzukündigen. Das zusammengesetzte Adjectiv: krugisch-brockhausisch, wird nunmehro einfach werden müssen; aus dem Ueberbleibsel wird, da mit dem ersten Bestandtheile der literarische Respect wegfällt, Brockhäuslich werden, und der Himmel mag wissen, was die heutige Liebe für die Assonanzen noch alles mit der ersten Sylbe dieses Ueberrestes vornimmt. Das sind so die gewöhnlichen Folgen der Coalitionen!

Wir haben bei dieser Gelegenheit übrigens auch den König Yngurd wieder einmal durchgelesen, ob wir auch so eine Salzquelle darin fänden, wie die so berühmt gewordene Thränenparenthese. Da stießen wir denn S. 347. auf den Rath des Verfassers an die Bühnen: den schwergewappneten Krieger ruhig seines Weges ziehn, und ihn seine Sache allein mit den Lesern ausfechten zu lassen. Man muß es ihm lassen, diesem Bauerssohne, daß er im Fechten was gethan hat, und daß es wohl gut gewesen wäre, den Rath des Verfassers zu befolgen. Hätte man ihn nicht auf die Bühne gebracht; so hätte der seel. Wetzel, dessen Jeanne d'Arc bis jetzt nicht hat hinauf kommen können, obschon es ihr Verf. nicht abgerathen hatte, ihn nicht für den Psychopompos recensirt, und der ganze Krieg hätte nicht statt gefunden. Doch wer weiß, wozu es gut ist, sagt Kotzebue's Steffen. König Yngurd kommt uns vor, wie eine — literarische Maske, daher hätte denn wohl billig auch die literarische Maske, Herr Johann Meyer (der den großen Sieg als Herausgeber der Wiener Modenzeitung für Bediente über den damaligen Redacteur der wirklichen Modenzeitung erfocht) jetzt gegen den geschwächten Obergeneral — wenn auch nur, um aufgewärmten Kohl zu vermeiden — als Yngurds Leibdiener, John Marduff, auftreten sollen. *)

*) Die Redact. des Lit. WBl. würde die Bekanntmachung des Herrn J. M., da sie eine briefliche Aeußerung des Herrn Brockhaus enthielt, nicht aufgenommen haben, wenn sie von einem ganz Unbekannten hergerührt hätte. Der Herr Hofr. Müllner hat uns urkundlich versichert, daß J. Meyer keineswegs eine erdichtete Person, sondern wirklich sein Schreiber ist, und wir durften also, da der bekannt gemachte Brief bloß einen ganz gewöhnlichen Verlagsantrag des Herrn Brockhaus wegen der Albaneserin enthielt, voraussetzen, daß der H. H. Müllner dieses förmliche Zeugniß nicht ausgestellt haben würde, wenn die Wahrheit nicht juridisch erweislich wäre.

Eine bestimmte Nachricht, die nicht wahr ist.

In dem Berliner Gesellschafter, redigirt von dem Herrn Professor Gubitz, heißt es: „Kotzebues Mutter (eine kenntnißreiche und liebe Frau, der Gott ein hohes Alter schenkte, von dem sie wohl gern ein paar Jahre zum Opfer gebracht hätte) schreibt jetzt ein Werkchen, über die frühere Lebensperiode ihres Sohnes, weil viele Unrichtigkeiten darüber verbreitet sind. Es sey ihr Kraft verliehen zu dem schmerzvollen Geschäfte!"

Beauftragt von der hochachtbaren, ehrwürdigen Frau, erklären wir diese Nachricht für eine Erdichtung. Gott hat ihr Kraft gegeben, einige Lebensbeschreibungen ihres seel. Sohnes zu lesen; sie hat eine Menge Unrichtigkeiten und Schmähungen in denselben gefunden, die ihr mütterliches, frommes Herz theils empört, theils mit bitterm Schmerz erfüllt haben; aber, dagegen oder darüber zu schreiben, ist ihr nie in den Sinn gekommen. Still und ruhig beweint sie den geliebten Sohn, der sie bis in den Tod liebte und verehrte, und ergötzt sich an den vergangenen schönen Bildern häuslicher Familienfreude, die der Seelige mit seinem menschenfreundlichen, wohlwollenden und kindlichen Herzen täglich neu schuf und in allen Räumen des Mutterherzens aufgehängt hat. Das Gefühl, einen guten, dankbaren Sohn gehabt zu haben, der viel Gutes im Stillen würkte, wird ihr kein Mensch rauben, selbst nicht diejenigen literarischen Geyer, welche die achtbaren Eigenschaften seines Herzens und Gemüths jetzt so unedel zu zerfleischen und herabzuziehen sich bemühen.

Diese Nachricht gilt auch dem geehrten Einsender eines Aufsatzes in der allgemeinen Zeitung vom 9. März, in welchem gesagt wird: „Wahrscheinlich erfahren wir auch hier (im literarischen Wochenblatte) zuerst, wenn die Widerlegungsschrift, die Kotzebue's 80jährige Mutter in Weimar gegen das Leben von Kotzebue (Leipzig. Brockhaus.) unter der Feder hat." Die Redaction.

Notiz.

In No. 1. dieses 5ten Bandes, erwähnten wir des deutschen Wochenblattes, welches in London erscheint und von einem Deutschen, dem Herren Carl Rakenius redigirt wird. Bis jetzt sind davon 8 Nummern erschienen, vermuthlich wird es aber aus Mangel an Absatz aufhören müssen. Aus Deutschland und Frankreich waren nur 26 Bestellungen eingegangen.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar, Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 33. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 April.

Kaiser Napoleons Wiedergeburt.

Lassen Sie uns dabey einmal ein wenig ernsthaft seyn, verehrte Leser! das zweite Kaiserthum von Bonaparte war freilich nur ein abentheuerlicher Traum von hundert Tagen. Aber was giebt es nicht zu denken? Man beantworte sich nur die drey Fragen recht aufrichtig: Wie wurde Napoleons eben so rasche als unblutige Wiedereroberung des Throns möglich? Wie möchte es jetzt in Europa stehen, wenn er bey Waterloo gesiegt hätte, was bey den beiderseitigen Anstalten leicht möglich war? Was könnten wir aus seiner Wiederkehr gelernt haben, wenn wir wollen? Gottlob! daß wenigstens diese Krise vorüber ist, und daß wir einen ruhigen und belehrenden Rückblick auf das große Ereigniß und den wunderbaren Mann an der Spitze werfen können. Um dem Leser also die Beantwortung dieser Fragen zu erleichtern, wollen wir ihn mit einer interessanten Schrift bekannt machen, die diesen Gegenstand betrifft. Es sind die in London erschienenen, prächtig gedruckten „Memoires pour servir à l'histoire de la vie privée, du retour et du regne de Napoleon en 1815." mit dem Motto: „Ingrata patria, ne ossa quidem habes. Scipion." Es sind 2 Theile und ihr Verf. nennt sich Fleury de Chaboulon, Exsecretair de L'Empereur et de son cabinet etc. *) Fragt man weniger nach der Quelle als nach dem innern Gehalte dieser Memoiren, so giebt ihnen der gemäßigte Ton einen Werth und die genaue Anführung vieler Einzelheiten einen Anstrich von Zuverläßigkeit, die uns bewegen müssen, Einiges für den oben erwähnten Zweck in das Wochenblatt aufnehmen. —

Was geschahe denn also, um erst die Idee und nachher den Wunsch nach Napoleons Rückkehr in Frankreich lebendig zu machen? Das Gegentheil von dem, was hätte geschehen müssen. Man hatte N... Regierung Willkühr und Gewaltsamkeit vorgeworfen, der unterscheidende Charakter der folgenden Regierung hätte also Gesetzmäßigkeit, Gerechtigkeit und Mäßigung seyn müssen. Der gute königl. Monarch, dessen Gesinnungen selbst der Verf. huldigt, ward aber von denen verrathen, die es gut mit ihm zu meinen vorgaben. Die Charte wurde vielfältig untergraben, der neue Adel vom Hofe verspottet, das Militair beleidigt; und Priester, Minister, Emigranten und ihre Beschützer wetteiferten in Misgriffen, um der Rückkehr Napoleons einen leichten Weg zu bahnen. Die Folgen, die einem Schüler nicht entgehen konnten, merkte man nicht oder verheelte sie dem verehrungswerthen Könige, dem auf seinem Punkte nur durch die Augen seiner Umgebung zu sehen möglich war. Als es offenbar zu spät war, da erst beschwor man wieder die hundertfach verletzte Charte. Als es zu spät war, da paradirten in allen Reden und Proclamationen die Worte: Vaterland, Freiheit, Constitution; Als es zu spät war, da versprach man Frankreich vergeblich die Garantie, die der öffentliche Wunsch verlangt hatte und die Freiheit der Presse, da erst bot man vergeblich der Ehrenlegion den Glanz und die Vorzüge wieder an, deren man sie beraubt hatte; da erst überhäufte man vergeblich die Armee mit hohem Lobe und glänzendem Versprechen. Das Ministerium hatte den König um das Vertrauen gebracht, welches doch die erste Triebfeder des Gewichts der Fürsten bey den Völkern ist.

Mit Napoleons Annäherung und Neys Abfall trat gänzliche Verwirrung ein; es war alles verlohren. Das Volk, das der Adel gedemüthigt, geplagt oder durch harte Zumuthung erschreckt hatte; die Käufer der Nationalgüter, die man aus dem Besitz setzen wollen; die Protestanten, die man aufgeopfert hatte; die Obrigkeiten, die man aus den Stellen gejagt hatte; die Unterbeamten, die im Elend schmachteten; die Soldaten, Offiziere und Generale, die man verächtlich behandelt hatte; die Revolutionärs die man unaufhörlich durch Drohungen gereizt hatte; die Freunde der Gerechtigkeit, der Freiheit, die man geäfft hatte; mit einem Worte, alle Franzosen, denen die Handelsweise des Gouvernements den Wunsch nach einer andern Ordnung der Dinge, gleichsam wider Willen, abgenöthigt hatte, ergriffen die Sache Napoleons mit Eifer: denn wer Ohren hat zu hören, der höre! — Durch diese Fehler war Napoleons Sache, Sache der Nation geworden. (Welchen Spiegel hält nicht diese Geschichte den menschl. Leidenschaften vor.

*) Sie kosten 2 Carolin, sind also nicht Jedermanns Kauf; um so lieber wird man einen Auszug lesen.

Diese verblendeten die Klugen so sehr, daß sie wieder zwei alte und so nahe liegende Grundsätze verstießen, indem sie nämlich 1) durch Beleidigung Aller oder der Mehrheit, diese gegen sich vereinigten, statt das alte divide et imperabis zu beachten; und 2) die bessern Köpfe, die Optimaten, die Führer der öffentlichen Meinung, von sich abgewendet hatten. Doch, hat man es neuerlich in Sp... besser gemacht?) Warlich! da braucht es keiner Verschwörung, keiner heimlichen Intriguen Napoleons, um den Erfolg zu erklären, den, ohne die allgemeine Stimmung, auch keine Intrigue hätte hervorbringen können. Revolutionen ruhen auf einer breitern Basis, als der eines Complots; und hier zeichnet sich die vor uns liegende Schrift von andern Nachrichten dadurch aus, daß sie die Veranlassung Napoleons zu so schneller Wiederkehr blos in die Reise eines einzigen Menschen setzt. Dieser, ein ehemal. Officier, blos mit dem Buchstaben Z. bezeichnet, hat, dem Angeben nach, dem Verfasser der Memoiren die Beschreibung seiner Reise zu Napoleon auf Elba mitgetheilt. Dieser maaßt sich auch den Ruhm an, den Exkaiser durch eine umständliche Darstellung der Lage und der Stimmung Frankreichs zum raschen Entschluß veranlaßt zu haben: er soll nachher auf dem Schlachtfelde bey Mont lean geblieben seyn. Die sehr ins Detail gehende Erzählung von der ziemlich gefahrvollen Reise und der Unterhaltung mit N.. enthält nichts an sich Unwahrscheinliches. Bey der Audienz war N.. sehr unzufrieden mit dem Frieden vom 23 April. (Das waren die Deutschen damals auch.) Er meinte „das sey eine Infamie von Talleyrand, dem man Geld gegeben haben werde." — Er behauptete: „man hat mir Italien als Preis der „Abdankung angetragen, ich habe es ausgeschlagen; „wenn man über Frankreich regiert hat, muß man „nirgend anders wo regieren wollen." — „Die In„sel Elba war mir gelegen, ich konnte auf Frank„reich und die Bourbons ein wachsames Auge haben. „Für Frankreich habe ich alles gethan; Frankreichs, „nicht meinetwegen, habe ich es zur ersten Nation „der Welt machen wollen. Mein Ruhm ist fertig. „Mein Name wird so lange leben, als der Name Got„tes (Hu!) hätte ich blos an meine Person zu denken „gehabt, so hätte ich ins gemeine Leben zurücktreten wol„len. Aber ich mußte den Kaisertitel für meine Familie „und meinen Sohn behalten. Mein Sohn ist nach „Frankreich das liebste was ich auf der Welt habe." — N.. behauptete bey diesem Gespräche, daß ihm die Emigranten nach dem Leben trachteten, und einen bekannten Banditen gegen ihn ausgesandt hätten. (Als er auf dem Anmarsch nach Paris war, erfolgten solche Aufrufe öffentlich. Ist das wohl gut? Kehrt sich nicht ein gemietheter Dolch unter andern Umständen auch gegen uns selbst? —) Auf Marmont, Talleyrand und Augereau war Napoleon sehr übel zu sprechen. Aus der Lage Frankreichs versprach er sich den besten Erfolg für seine Rückkehr, und sagte: „Die Revolution hat das Volk gewöhnt sich im Staate mitzurechnen; eine Regierung, die für die Priester, die Adlichen und die alten Comtessen gut ist, taugt für die gegenwärtige Generation nicht; sie wird nimmermehr einwilligen in ihr altes Nichts zurückzusinken, und der Patient des Adels und der Kirche zu werden." — Was N.. über den Congres in Wien, über die verschiedenen Monarchen und Fürsten gesagt haben soll, muß in dem Buch nachgelesen werden. — Er entließ den Reisenden mit der Versicherung, den ersten April von Elba abzugehen. und war eher in Paris als Jener, der durch Italien Umwege hatte machen müssen. Es fielen noch manche merkwürdige Aeußerungen, die wenn sie N.. nicht gesprochen haben sollte, doch in seinem Charakter gesprochen sind. — Die Erzählung von N... Rückkehr und Einzug in Paris enthält nichts besonderes Neues. Der Verf. dieser Memoiren befand sich zu Lyon, als N.. dort einzog, und indem er seine Unterredung mit dem Kaiser erzählt, merkt er an: daß N..s Secretäre und Officiere seines Hauses Anweisung gehabt hätten, ein Notizenbuch über alles was er auf Reisen gesagt und gethan, zu halten; und aus solchen Notizen habe er großentheils diese Memoiren verfasset. In den Tuillerien müsse man eine Menge solcher Noten gefunden haben. — Als N.. sich nach dem öffentlichen Geist erkundigte, antwortete Chabonlon: „Sire, der ist sehr verändert, vormals dachten wir nur an den Ruhm, jetzt denken wir nur an die Freiheit." N.. erwiederte unter andern: „ich werde den Raum, den die liberalen Ideen gewonnen haben, nicht wiedernehmen; man muß niemals gegen eine Nation kämpfen; das heißt der irdene Topf gegen den Topf von Eisen. Die Franzosen werden mit mir zufrieden seyn. Ich fühle, daß es ein Vergnügen ist, ein großes Volk frey und glücklich zu machen. Ich werde Frankreich Garantien dafür geben u. s. w." Als man ihm auf Verlangen eine Münze zeigte, welche jetzt statt der Umschrift: Dieu protège la france, die: Domine, salvum fac Regem, führte, sagte er: „so sind sie — die Ultra's — immer gewesen; alles für sich, nichts für Frankreich." — Für unsere Zeit, die in die Wahrheit ordentlich verliebt ist, merken wir von dem Zuge Napoleons nach Paris noch an, daß er sich doch

Digitized by Google

nicht ohne Lüge behalf. Seine Proclamationen versicherten, daß Oesterreich auf seiner Seite, daß Murat mit 80000 Mann hinter ihm sey, und dergleichen Blendwerk mehr. In Paris vergalt man Gleiches mit Gleichem und versicherte hingegen, während er schon Lyon gewonnen hatte, er sey geschlagen und irre flüchtig umher. Daß Ney einen Oberbefehl bekommen hatte, war N.. sehr lieb, nicht als ob ein geheimes Verständniß unter beiden gewesen wäre, sondern weil er dessen biegsamen und schwachen Charakter kannte. Er ließ ihm durch Bertrand schreiben: „Schmeicheln Sie ihm, sagte der Kaiser, aber hätscheln Sie ihn nicht zu sehr; er würde glauben ich fürchtete mich, und würde sich bitten lassen." Auch in Briefen an andere Generale sprach N.. nicht wie ein Bittender, sondern schon als Herr. Der Verf. hält aber zugleich, indem er dessen zärtlichen Abschied an die Einwohner von Lyon anführt, dem Herzen N..s eine Lobrede, und meint, wenn er sich einer Gemüthsbewegung überlassen habe, so hätten seine Ausdrücke einen verführerischen und unnachahmlichen Reiz gehabt. —

In Macon wurde er von einem Adjunct des Maire haranguirt; und als N.. fragte, ob man sehr erstaunt über seine Landung gewesen sey? fuhr der Schwätzer heraus: „Ei, Potztausend! ja, als ich es erfuhr, sagte ich zu Jedermann, der Mann muß toll seyn; er wird nicht davon kommen." N.. lächelte. Er wollte eine Beschreibung der Ereignisse in Grenoble und Lyon in die Departements-Zeitung eingerückt wissen. Der Unterpräfect ließ den Artikel durch den Drucker ausfertigen, und dadurch entstand ein sehr naiser Eingang. Man fieng mit dem Lobe der Güte Ludwigs XVIII. an und beschloß damit, „daß ein so guter König nicht gemacht sey, um über die Franzosen zu regieren, daß sie einen Souverän wie N... brauchten u. s. w." — Ch und der Verf. kamen mit einem Verweise davon. — Unser Verf. kann übrigens die Freudensbezeugungen, den Taumel nicht genug beschreiben, womit der Kaiser auf seinem Zuge überall bewillkommt worden sey. In Avalon übernachteten sogar 3 Damen im Vorsaal des Kaisers, und als sein Gefolge, das vor Ermattung eingeschlafen war, erwachte, stand die eine als Schildwache vor dessen Gemach. — (Der Verfasser sagt nicht, wo die andern beyden Damen indessen gewesen wären! —) Auf dem ganzen Zuge war N.. sehr aufgeräumt und scherzhaft. Vom Hofe sagte er: „es ist der Hof des Königs Dagobert, man sieht nur Antiquitäten, häßliche Vogelscheuchen von Frauen und dergl. Man hat mir Stolz vorgeworfen; ich war es aber nur gegen Fremde. Man wird niemals gesehen haben, daß mein Kanzlar hat ein Knie beugen müssen, um meine Befehle zu empfangen, oder daß meine Präfecten und Maires die Hofleute und alten Wittwen bey Tafel hätten bedienen müssen." — „In Lyon habe ich den Pergament-Adel abgeschafft, aber dem Adel Werth gegeben, indem ich ihn meinen Generalen ertheilte. Die wahre Auszeichnung ist die der Talente und der Verdienste um den Staat." Als Marschall Ney in Auxerre zu N... kam, sagte er unter andern: „Ich liebe Sie, Sire, aber das Vaterland vor allem." Das Wort ist charakteristisch; es repräsentirt die öffentliche Meinung, die sich von der Person zur Idee gewendet hatte, dieser verkannten Macht, durch die der königl. Hof fiel und durch die N.. den Thron wieder einnahm, aber nicht ohne Schranken zu finden, von denen er früher wohl keinen Begriff hatte. — Ney sprach auch seine Empfindlichkeit über die Demüthigung aus, daß er, ein Marschall von Frankreich, ein alter Krieger, sich hätte vor dem D de B.. auf die Knie niederlassen müssen, um — das Ludwigkreuz zu empfangen. — (Der unvergeßliche Kaiser Joseph II. hat gesagt: „knien muß der Mensch nur vor Gott!") — Ney wollte auch behaupten, daß, selbst wenn N.. nicht gekommen wäre, eine Revolution unvermeidlich gewesen sey. Der Verfasser mußte die aufgefangenen Depeschen durchgehen, und versichert, abscheuliche geheime Instructionen darunter gefunden zu haben. Er begnügte sich mit großen Buchstaben Vû darunter zu setzen, was manchen edlen Empfänger versteinert haben wird. — Man wußte durch Correspondenz und aus einem Ultrajournale, daß Vendeer als Meuchelmörder ausgesandt worden; nichts destoweniger wagte sich N.. überall unter das Gedränge. Er gab den Generalen hingegen Befehl kein Blut zu vergießen, keine Flinte loszubrennen; er war Fatalist und glaubte an glückliche und unglückliche Tage. — Die Minister hatten ihren braven König so lange hintergangen, daß er kaum noch Zeit hatte, aus Paris zu fliehen. Sogar die Bonapartisten, die den wohlgesinnten Monarchen sehr wohl von den andern zu unterscheiden wußten, und seiner Absicht Gerechtigkeit wiederfahren ließen, wünschten aufrichtig, daß seine Flucht gefahrlos seyn möge. Der 20. März, der Tag der Ankunft in Paris war der Geburtstag des jungen Napoleon. Nie, sagt der Verf, sahe ich den Kaiser so ausgelassen vor Freude und so verschwenderisch mit Ohrfeigen; (die Lieblings-Caresse des Kaisers; je gewogener er Jemanden war, je derber schlug er zu, sagt Herr Chaboulon. Ey nun,

Digitized by Google

die Caressen sind verschieden!) Es folgt nun eine interessante Schilderung der Minister, die N.. anstellte. Die Wahl Carnots macht besonders N..s Selbstverleugnung Ehre; so wie die Geradheit und Freimüthigkeit, womit der Duc de Vicenza dem Kaiser die Wahrheit sagte, und ihn von der Kriegslust abmahnte, diesem Duc zur Ehre gereicht. N... begieng einen Fehler, indem er einige wieder in den Staatsrath aufnahm, denen man früher knechtische und böse Rathschläge schuld gegeben; er verstieß gegen die öffentliche Meinung, die eine entstehende Regierung am wenigsten verletzen darf. — Bey seiner Art zu belohnen hatte N.. zwey Zwecke, gerecht und großmüthig zu erscheinen und Nacheiferung zu wecken. Oft erfuhr aber der Belohnte am nämlichen Tage Härten und Hintansetzung, damit er nicht glauben solle, der Kaiser setze zu viel Wichtigkeit in den geleisteten Dienst, und habe sich Verbindlichkeiten aufgeladen. — Merkwürdig ist, was der Verf. von der Sucht N..s erzählt, sich wieder mit dem Hofe der Cammerherren, Ceremonienmeister u. s. w. zu umgeben: „Er hatte die allen Prinzen gemeine Schwachheit, meint Ch...., seine niedrigstdenkenden Höflinge für seine ergebensten Unterthanen zu halten." Es ist wirklich sonderbar, daß sich selbst so ein Mann nicht in die Ansicht und Denkart der Zeit versetzen kann. — Die kleinen Diener Ludwigs XVIII. und der Prinzen mußten für die Großen bezahlen, sie wurden fortgeschickt. N.. war auch in der Ausdauer der Arbeitsamkeit und Ordnung ausgezeichnet. Letztere beobachtete er fast immer, ob er gleich von Natur so heftig und ungeduldig war. Begegnete es ihm, daß ihn sein ungestümes Naturel verhindert hatte, die Worte und Ausdrücke seiner Ordern und Briefe zu wägen, so legten sie ihm die Secretäre erst des andern Tages wieder vor, und er mäßigte sie dann fast immer. So war er auch in seinen Plänen nicht immer unbeugsam. Oft entdeckte sein Scharfblick Irrthümer in den vorsichtigsten Arbeiten seiner Minister; er arbeitete sie ganz um, und das Werk von 14 Tagen kostete seinem Genie wenige Minuten! (Stunden?) Er schrieb wenig mit eigener Hand, die langen Worte verstümmelte er, weil sie ihn langweilten, daher war seine Handschrift sehr unleserlich. In der Befreiung der Presse durch das Decret vom 24. März gab Napoleon den größten Beweiß der Achtung für die öffentliche Meinung. Die Beschlagnahme des Censeur geschah ohne sein Wissen durch Fouché und N... ließ die Exemplare gleich wieder frey geben. Der Verf. behauptet, unter Glückswünschen bey N..s neuer Regierung, sey auch ein Gedicht von der Comtesse de G. (enlis?) und ein Brief einer noch berühmtern Frau, der Baronin von S. (taël) gewesen. Was der Verf. von des Kaisers ersten Schritten und Handlungen erzählt, beweißt so viel Klugheit und selbst Schonung der Ultras, daß er, ohne die Bataille von Waterloo, schwerlich befürchten durfte, von der Nation verlassen zu werden. Nur seine Gefährten von Elba vergaß er in dem Andrange der Dinge vorzüglich genügend zu belohnen, oder er glaubte keinen Unterschied auf Kosten aller andern Franzosen machen zu dürfen. — Noch war die Stimmung des Auslandes nicht bekannt, N.. schmeichelte sich Frieden zu behalten, und um die Höfe zu entzweien, theilte er der Russischen Gesandtschaft einen geheimen Tractat mit, der sich in des Ministers Jaucourt zurückgelassener Brieftasche fand, und vermöge welches sich England, Oesterreich und Frankreich verbunden hatten, sich Preußen und Rußland wegen der Theilung Sachsens zu widersetzen. — Da erschien die Achtserklärung des Wiener Congresses; in Frankreich war sie der Entfernung des Königs vorhergegangen. Die Geschichte muß es einstens aufklären, was von den Beschwerden über den Bruch des Abdankungsvertrags gegründet sey, wodurch N.. sich zur Wiedereinnahme des Throns berechtigt glaubte; einstweilen muß sie N..s kluge Mäßigung gegen mehrere hohe Personen der königl. Familie anmerken, die er in seiner Gewalt hatte oder bekommen konnte, und aus Frankreich ziehen ließ. — Der hitzige Mürat brach in Italien los, ohne N..s Antwort auf seinen Brief abzuwarten, der ihm noch an sich zu halten rieth. Italien traute dem nicht, der 1814 seinen Schwager und Wohlthäter, und 1815 (einzelne Ausnahmen abgerechnet,) an Oesterreich die patriotische Vereinigung von Mailand verrathen hatte. Richtig und schön bemerkt der Verf.: „Um die Völker zu bändigen, muß man ihre Vernunft und ihre Herzen überzeugen; aber das Herz und die Vernunft begreifen keine andere als die Sprache der Rechtschaffenheit und der Wahrheit." — N... verließ sich nicht auf Mürats Hülfe. Mit einer ans Wunder gränzenden Thätigkeit stellte er Armee, Festungen und Nationalgarde her. Der Verf. will sogar behaupten, daß sich die Franzosen in Uebermaaß zu den Reserven gedrängt hätten; er führt auch das Beyspiel an, das, als Graf Artois am 15. März in Person eine Elitenlegion in Paris aus den 12 Legionen der Nationalgarde habe bilden wollen, nur 150 Mann herausgetreten seyen: Auf N..s Aufruf aus dem Kabinet hätten 150,000 Mann zu den Waffen gegriffen. Er will damit beweisen, daß

Digitized by Google

die Revolution des 20. März nicht das Werk einer Handvoll Verschwörer gewesen sey. Das wird aber auch außerdem kein Vernünftiger glauben.

(Fortsetzung folgt.)

Fortgesetzte Briefe an eine Dame über die neueste theologische Literatur.

Eilfter Brief.

Die Mittheilungen über die Ausbreitung des Christenthums die ich Ihnen, verehrte Frau, in meinem letzten Schreiben zusendete, haben Ihnen Freude gemacht. Ich hoffte das, denn schon die Aufforderung, daß ich Sie mit meinen theologischen und kirchlichen Nachrichten langweilen soll, zeugt von dem hohen Interesse, das Sie für Alles empfinden, was auf das Höchste, was der Mensch hat, auf seine Religion sich bezieht. Aber um so mehr beklage ich, daß ich Ihnen diese Freude nicht rein und ungetrübt lassen kann. Ist doch nichts Vollkommenes auf Erden! — Das Herrliche, was Christus uns gab, das aus reicher Quelle von den Südsee-Inseln bis nach Grönland, vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis über den Ohio und Missisippi hin aus den Armen Licht und Leben giebt, wird dem Europäer, der es seit Jahrtausenden besitzt, durch zwei Feinde verkümmert, die, so entgegengesetzt sie an sich sind, doch darinne zusammenwirken, daß sie den eigentlichen Lebensquell, wenn sie es vermöchten, versiegen lassen. Diese Feinde sind — Aberglaube und Unglaube. Das Zeitalter Friedrichs und Josephs, mit Recht das goldene genannt, hatte eine zweite Reformation im Wissen und Glauben herbeigeführt, eine lichtere Religionsphilosophie, ein gründliches Bibelstudium, eine kritische Aufhellung der Kirchengeschichte hoben die Theologie als Wissenschaft, und gaben dem Religionsunterrichte eine Fruchtbarkeit, die bisher ungekannt war. Auf diesem Wege wäre das goldne Vließ zu erobern gewesen, aber französische Freigeisterei verdarb das sehr ernste Spiel. Eine Gleichgültigkeit gegen alles Heilige, ein frivoles Verwerfen alles dessen, was dem gemeinen (ach, oft allzu gemeinem!) Menschenverstande nicht beim ersten Blicke einleuchtete, ein unseeliges Bespötteln geschichtlich begründeter Einrichtungen, eine kalte Selbstgenügsamkeit, die nichts über sich dulden wollte — das waren die Früchte einer modernen Erziehung, das waren die Resultate einer feilen Nachahmung großer Männer, deren Schattenseite man begierig abcontrefeyte, da man die Lichtseite nicht zu erreichen vermochte. Daher verödeten die Kirchen, und es galt für guten Ton, sich den Religionsgebräuchen zu entziehen; offenbare Gottesleugnung durfte in Schrift und Sprache gepredigt werden, oder die Gottheit, die man verkündigte, war doch nicht eins mit dem Gotte des Christenthums; sie war nicht der Schöpfer Himmels und der Erden, sondern nur Geschöpf einer übermüthigen Vernunft. Dieß Unwesen culminirte in der Fichte'schen Wissenschaftslehre, wo der Satz: „Alles im Ich" zwar nicht auf Gottesleugnung, wie man ihn beschuldigte, aber doch auf Unchristenthum führte, denn der Gott, der im Ich ist, (ein Geschöpf des Ich's ist) ist nicht der, durch den wir leben, weben und sind; vielmehr lebt und webt er nur durch uns. Aktenstücke in dieser Streitsache sind vorzüglich ein „Sendschreiben über Fichte's und Forberg's Atheismus v. G." und „Fichte's Apologie gegen die Anklage des Atheismus." Bald nach dieser allzuverständigen Zeit kam die Periode des eisernen Kreuzes, wo der Mensch, dem die Ruhe von Außen entflohen war, sich gern wieder um seine Heiligthümer sammelte, um vielleicht sein Inneres zu stärken, und zu beruhigen. Aber, ach! die Heiligthümer waren ihres Schmuckes entkleidet, die gnadenreichen Gebräuche thaten keine Wunder; denn nur dem, der ein frommes Gemüth mitbringt, vermögen sie wohlzuthun, dem Verächter schließt sich der Segensborn.

Jetzt fühlte man, wie unseelig man geirrt habe; man wollte umkehren, und fiel, wie das so oft geschieht, auf das andere Extrem, die Gottesleugner wurden Schwärmer, die Ungläubigen nahmen alle Thorheiten in ihre Ueberzeugung auf. Ihnen genügte nun nicht mehr das klare Wort der Schrift, nicht die laute Predigt in der Natur, nein, eine eigne höhere, innere Erleuchtung begehrten, und — da man das begehrte Licht empfängt — empfingen sie, und die, welche den Altar des Herrn verschmähten, die Kerze des Glaubens mit Füßen traten, sitzen jetzt im Winkel der Elendshütte bei der Oehllampe einer vermeintlichen Herzenserleuchtung. Eine neue Zeitphilosophie hat hiezu mitgewirkt. Der früher von Spinoza gelehrte Pantheismus wurde durch die Schellingische Naturphilosophie erneuert, nach welchen Gott und Welt nur zwei Namen des einen Wesens sind, welches nur zwei Eigenschaften, unendliche Denkkraft, und unendliche Ausdehnung hat. Diese allerdings scharfsinnige Lehre, die jedoch zu unseeligen Resultaten führt, verband besonders Daub in Heidelberg, u. a. mit dem Christenthume, und eine gewisse kirchliche Parthei, die ihren Vortheil in der Versinsterung findet,

Digitized by Google

mag dazu mitgewirkt haben, daß in Genf, Straßburg, Kiel, und selbst in Sachsen jetzt wieder ein Aberglaube spukt, der einen Teufel, der Wunder, übernatürliche Offenbarungen glaubt, sich mit Unsinn erbaut, mit thörigten Reimgeklingel spielt, und die edle Vernunft, der Luther und Zwingel kaum zu Ehren half, in den Abgrund verdammt, woher sie gekommen seyn soll; denn, (so sagen sie mit dürren Worten) die Vernunft ist ein Geschenk des Teufels! —

So steht es nun jetzt um unsere Religiosität. Manche sind offenbare Gottesleugner; wenn sie es auch nicht mit Worten aussprechen, so predigen es ihre Thaten. Andere sind Gleichgültige, (Indifferentisten.) Vor gänzlicher Gottesleugnung bewahrt sie das bessere Gemüth, aber das Christenthum gilt ihnen für eine Fabel, und Religionsübung, meinen sie, sey nur für den Pöbel. Noch andere schwanken in zweifelnder Ungewißheit, und fragen mit Pilatus: „Was ist Wahrheit?" Und endlich noch andere sind versunken in den Sümpfen des Aberglaubens, und tanzen um die Idole ihrer Irrlichter. Nur wenige gehören zu dem auserlesenen Häuflein, die Licht im Verstande, Güte im Herzen dem Heile auf rechten Wege nachjagen. Christen nennen sie sich bis jetzt noch alle, und viele sind allerdings berufen, aber wenige nur auserwählt! —

Schließlich bitte ich noch um Verzeihung, daß ich Sie heute so ernst unterhalten habe. Die Zeit ist ernst, in der wir leben, es ist ein neuer Kampf des Lichtes mit der Finsterniß. Lassen Sie uns Gott bitten, daß er unserm Volke ein Licht erhalte, das es so theuer errungen hat, ein Licht, welches leuchtet, aber — nicht blendet! — ein Licht von derselben Klarheit und Reinheit, empfänglich für das Hohe, Schöne, Wahre und Wohlthätige der Religion, welches in Ihrem Innern, gnädige Frau, so herrlich glänzt und das sowohl Ihnen, als auch Ihrer ganzen achtbaren Familie diejenige Ruhe des Gemüths und Herzens giebt, welche nur wahre und innige Bekenner der Religion empfinden. Mit ꝛc.

Alte Geschichte. (Beschluß.)

Die Behauptung, daß Homer nie eigentliche Hellenen (Achäer, Archaier. u. s. f.) sondern stets nur Barbaren oder wenigstens Halbbarbaren, (Phäaken, Kreter, Tyrrhener u. a.) als Kaufleute aufgeführt habe, wird dadurch von unserm Vf. zu entkräften gesucht, daß er die Bewohner von Lemnos (Stalimene) Minyschen Stammes herleitet, die nach dem Sänger der Ilias bekanntlich Handel trieben. So wie auf Lemnos sieht Hr. M. aber, den Sagen und Mythen weiter nachforschend, auch in Lakonien Minyer und Kadmeer, desgleichen auf der Insel Thera. Diese Insel, eines der Sporadischen Eilande, im Aegäischen Meere, von deren Höhen man die Kreidefelsen Kandias erblickt, hat durch die fürchterlichen Umwälzungen seines vulkanischen Bodens, die Aufmerksamkeit vieler Reisenden auf sich gelenkt. Was später gesondert Thera und Theresia hieß (jetzt Asproniſi) bildete ehemals zusammen eine länglich runde Insel; alles Land, was beide verband, ist durch unterirdisches Feuer in den Abgrund hineingerissen. Hier ermißt kein Senkbley die Tiefe des Meeres. Dreyhundert Fuß über den Wasserspiegel ragen die Felsen der Küste schwarz, kalcinirt, von geschmolzenem und verglastem Granit, mit Lava und Bimstein durchbrochen. Im 4. Jahr der 135. Olympiade erhielt die Insel durch Naturgewalt ihre neue Gestalt. Vierzig Jahre später, zur Zeit der Schlacht von Kynoskephalä, stieg aus dem Meere, zwischen beiden Inseln, nach viertägigem Sieden und Wallen der Gewässer, Hiera hervor, die große Kamene. Kühne Rhodier seegelten an das jugendliche Eiland und bauten daselbst dem festigenden Poseidon (Ἀσφάλιος) einen Tempel. Im 46. Jahr unserer Zeitrechnung, da Klaudius zu Rom herrschte, erhob sich noch ein Inselland, Theie, das sich später mit Hiera vereinte. Fast durch alle Jahrhunderte hindurch dauerten dort die vulkanischen Erschütterungen fort. Der letzte große Ausbruch währte ein Jahr, (vom 23. Mai 1707. bis dahin 1708.) das neue Eiland wuchs unterdessen fortwährend, lange noch war es ein Vulkan, noch ist es mit Schwefelströmen umgeben und wirft Bimsstein aus. Der Meeresboden verändert sich beständig. Es ist merkwürdig, fährt Hr M. fort, daß, wie Lemnos jetzt ohne Spuren unterirdischen Feuers ist, wie ferner der Brand der Pflegräischen Gefilde, die vulkanischen Ereignisse am Bosphorus Alles in die entfernteste Urzeit fällt, so dagegen die Begebenheiten in Thera, fast ganz den neueren Zeiten angehören und daß, darnach zu schließen, Hophästos Feuereſſe aus dem Norden des Archipels, sich in den Süden versetzt zu haben scheint. So ist Melos, die Nachbarinsel von Thera, nichts als ein poröser Felsen, dessen Hölen voll Schwefel, Alaun und andern vulkanischen Erzeugnissen, dessen Luft und Wein schwefelig, dessen aus Bimssteinen erbaute Häuser die Wohnsitze eines unglückseeligen, stets kränkelnden Geschlechtes sind. Die Erderschütterungen von Melos und Kimolos werden oft bis Kreta hin verspürt.

Digitized by Google

Von diesem allen wußte man hier in Griechenlands blühenden Zeiten nichts. (Scheint es doch fast, als wenn die Natur selbst sich mit dem Geschick verbunden hätte, den unglücklichen Griechen in jeder Hinsicht den Unterschied zwischen Sonst und Jetzt, recht fühlbar zu machen.) Melos war ehedem ein gesegnetes Eiland. Hippokrates kannte ihre Mineralwasser, und Theophrast rühmt ihre Fruchtbarkeit. Aber dieß waren auch die einzigen Zeichen einer innerlich fortbrennenden Gluth. Plinius nennt sie die kreisrundeste der Inseln; jetzt hat sie die Gestalt eines Kreissegments, und ungeheure Umwälzungen müssen sie so verwandelt haben. Thera hieß ehemals Kalliste (das schöne Eiland) jetzt hat es keine Quellen mehr und nur wenige Thäler, auf der minder ausgebrannten Ostseite, bezeugen noch die Wahrheit ihres alten Namens.

Das letzte Kapitel dieses Bandes beschäftigt sich mit einer Untersuchung des Böotischen Volksstammes, seiner Sitten, Gesetze, Einrichtungen, Verfassungen, u. s. w. Hier sagt der Vf. die rauhe Heftigkeit, der unbeugsame Trotz des Böotischen Nationalsinnes, vermochte aber nicht selbst durch die weiseste Gesetzgebung (z. B. die des Philolaos) hinweggeschafft zu werden. Diese Sinnesart war diesem Stamme von Ursprung eingepflanzt; die Fruchtbarkeit des Landes, dessen sie sich als Eroberer bemächtigt hatten, nährte und begünstigte ihn. Damit hängt die Gleichgültigkeit und Beschränktheit zusammen, die Scheu vor Umgang und Rede, die einseitige und abgeschlossene Geisteseinrichtung, aus welcher Ephoros die geringe Bedeutung des Böotischen Staates herleitet. Zwei Ursachen wirkten außerdem noch (nach Platon) besonders einer regelmäßig fortschreitenden Staatsausbildung entgegen, und gaben zu beständigen Unruhen Anlaß; die Leibesübungen nämlich und die Gemeinmale. (Kann zur Beherzigung der ertasirten Turnfreunde dienen.) Daß das Böotische Volk den Leibesübungen unmäßig ergeben gewesen sey, daß es Gymnastik, als einen nothwendigen Theil einer liberalen Erziehung, von Athletik nicht genugsam unterschieden, daß die besseren Feldherren, wie Epaminondas, diesem einseitigen Hange beständig zu steuern suchten, indem gute Ringer und Faustkämpfer noch keineswegs gute und tapfere Krieger wären, ist allbekannt. Indem sich aber wilde und unbändige Heftigkeit mit dieser Leidenschaft vereinigte, so geschah es oft, daß aus unvorsätzlichen Beleidigungen in den Gymnasien Rechtsstreite entstanden, die sich viele Jahre hinzogen, oft den einen Theil, um den Dolchen seiner Gegner zu entgehen, zwangen, Stadt und Land zu meiden. Auch von den Böotischen Prassern und Schlemmern ist hie und da die Rede, und bekannt, daß selbst heilige Institute bei ihnen nicht ohne Schmausereien bestehen konnten. Polybius giebt darüber eine treffende Schilderung, und zeigt, wie auch diese unmäßige Verschwendungssucht, die den Wohlstand der Familien untergrub, daß ihre dazu beitrug, ihr Staatssystem zu erschüttern; denn, indem ihre Vornehmen sich bürgerlich ruinirt hatten, suchten sie oft durch Anzettelungen von Staatsumwälzungen ihre zerrütteten Umstände wieder aufzuhelfen.

Indische Literatur.

Herr Gerhard hat in seiner Sakontala, einem indischen Drama, eine Uebersetzung geliefert, denn er hat Forsters Uebersetzung der englischen Uebersetzung von W. Jones metrisch bearbeitet, und macht sich weiß, daß er das Drama bühnengerecht eingerichtet habe; so Gott will, wird sich aber keine Schauspiel-Direction verleiten lassen, dasselbe in die Scene zu setzen. Der Herr Ueberübersetzer ist der Meinung, daß ein Gedicht ein Räthsel sey; um Räthsel zu lösen, geht indessen, unsers Wissens, niemand in das Theater, und noch weniger, um ein so höchst uninteressantes Wesen kennen zu lernen, als die Mamsell Sakontala ist.

Aus der Vorrede lernen wir, daß Hr. G. aus Weih-Weimar gebürtig, daß er in England gewesen, daß er von des Herrn v. Göthe Excellenz, zu vorliegender Ueberübersetzung begeistert worden, und daß es ihm nach seiner Rückkunft die süßeste Erholung gewesen ist, im Schooße ländlicher Natur, also wahrscheinlich im Rosenthale, auf der Funkenburg oder in der Gegend des Kuhthurmes, zu tändeln, mit den lieblichen Blumen des indischen Himmels. Das Tändeln im Schooße kann man keinem Menschen verwehren, aber das Kind dieser Tändelei, das vorliegende Drama, auf die Bühne bringen zu wollen, ist eine Zumuthung, die von einem mit dem Theaterwesen so vertrauten Dichter doch ein wenig zu stark ist.

Wenn des Herrn von Göthe Excellenz in dem Dystichon, was dem Buche als Empfehlungsbrief voran steht, sagen:

Willt du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willt du was reizt und erquickt, willt du was sättigt und nährt,

Digitized by Google

Willt du den Himmel, die Erde, mit einem Worte begreifen:
Nenn' ich Sakontala dich, und so ist alles gesagt.

so haben Sr. Excellenz auf jeden Fall eine andere Sakontala gemeint als die Gerhardsche.

Diese erscheint uns als ein junges unbeholfenes Ding, aus dessen Munde auch nicht ein gescheutes Wort zu vernehmen ist. Es wäre denn, daß man den rührenden Abschied ausnähme, wo sie aus der väterlichen Heimath an den Hof ihres Geliebten, des Königs Duschmanta, geht, und sagt:

Vater! wenn jene Antelopenkuh,
Die jetzt so matt und langsam sich bewegt,
Der Bürd' entledigt ist: dann sende schnell
Mir eine güt'ge Botschaft mit der Nachricht
Von ihrem Wohlsein; o vergiß es nicht!

Der Bearbeiter hat seine Sakontala sich reitzend, anziehend gedacht, aber sie so uns nicht im Geringsten dargestellt; sie erscheint in einem Mantel von gewebter Rinde (Seite 11.) — die schlechteste Drapperie! — ihre zarten Füße, die der König Duschmanta sich in den Schooß legen zu dürfen wünscht, sind, nach Sr. indischen Majestät eigenem Ausdruck, roth wie Wasserlilien (S. 63.) und S. 87 hören wir, daß dieser Fußputz aus Lakschapflanzensaft bereitet wird; sie hat Ziegenaugen (S. 70.) wonnezitternde Lippen, (S. 71.) die röther sind, als Bimbafrucht (S. 123) und ein Herz wie eine Sirische Blume (S. 66.) — Was soll der Zuschauer bei solch einer kauderwelschen Beschreibung von der vielbelobten Sakontala sich vor eine Vorstellung machen? Ueberhaupt sind die Bilder recht ächt indisch, und müssen auf dem Theater ihre Wirkung nicht verfehlen; so sagt z. B. der liebende König Duschmanta, als Sakontala von ihm geht und er sie wieder umkehren und zurückkommen sieht,

Der Vogel Tschatak, dessen Kehle lechzte,
Erflehte von den Göttern einen Tropfen,
Und aus der Milde einer frischen Wolke
Floß schnell ein kühler Strom in seinen Schnabel.

Die frische Wolke ist Sakontala, der kühle Strom ihre Rückkehr; und sein Schnabel? — Sakontala bekommt, vor lauter Liebe, Seitenschmerzen (S. 28.) und als sie bei Hofe erscheint, Zucken im rechten Auge (S. 118.) Aus purem hellem Liebesgram, magert sie in aller Geschwindigkeit so ab, daß ihr Ringe und Armspangen vom Leibe herabfallen, und das alles soll uns auf der Bühne dargestellt werden? Mit dem Könige kaum zwanzig Worte gesprochen, setzt sie sich hin und dictirt folgendes, von der Tiefe ihres Gehalts und von der gepriesenen Liebenswürdigkeit just auch nicht besonders zeugendes Billet doux an ihn:

Ob dein Herz sich liebend härmet,
Ist mir nicht bewußt:
Aber Liebe, Liebe wärmet
Leider mir die Brust.
Unter nie empfundnen Schmerzen
Hab ich Tag und Nacht
Tief in meinem treuen Herzen
Nur an Dich gedacht.

Die Schicksalsfabel des Stückes selbst nennt Hr. Gerhard so anmuthig, als eine der älteren und neueren Zeit. Wir können das im Mindesten nicht finden.

Ein König auf der Jagd gewahrt Sakontala, die Pflegetochter eines Einsiedlers; wie Herr Gerhard im Schooße der Natur, mit den indischen Blumen, so tändelt der Herr König mit der indischen Schönen, und ruft sie dann an seinen Hof; dort ist ihm, als die Rothfüßige in guter Hoffnung angestiegen kömmt, die ganze Geschichte rein verwischt, er schwört, von einem bösen Zauberer behext, Stein und Bein, das Mädchen in seinem Leben nie gesehen zu haben; den Ring, den es von ihm bekommen, hat Faselsakontala im Wasser verlohren, sie kann sich daher, als seine Begünstigte, mit nichts ausweisen, und wird von ihm mit schnöden Vorwürfen überhäuft; die Götter erbarmen sich indessen ihrer, und nehmen sie in ihre Wohnungen auf; während der Zeit finden Fischer, in einem großen Rohita, den sie fangen, den ominösen Ring. Policeydiener wittern den Fund aus, und überreichen ihn dem Könige Duschmanta. Dieser will sich nun die Haare ausraufen, daß er seine Sakontala so miserabel hat verstoßen können. In dem Paradiese, das auf der Bühne durch einen Gazevorhang dargestellt werden soll, und in das der Herr König jetzt auffliegt, findet sich alles wieder. Sakontala ist unterdessen glücklich entbunden und Seine Hoheit, der junge Prinz Duschmanta, die sich übrigens dem Publikum recht lümmelhaft präsentiren, spielen, als Papa ankömmt, schon mit Löwen, wie unsereins mit jungen Kätzchen. Reue und Versöhnung folgen natürlich, und das nennt Herr Gerhard ein anmuthiges Schicksalsstück!

Auf dem Umschlage hat ein ungenannter Zeichner versucht, uns diese Sakontala bildlich darzustellen. Die Schauspielerinnen Deutschlands werden den Höchsten im Stillen preisen, daß Herr Gerhard nicht ihr Director geworden ist: denn eben so gut, als er dies Drama für aufführbar hält, würde er, wenn er jenes wäre, die Anlegung dieses Umschlags-Kostüms bestimmen, das er altindisch und — geschmackvoll nennt. Wir nennen es abscheulich.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 34. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 April.

August von Kotzebue an den Herausgeber.

No. 4. Tenare am 31. März 1820.

Jean Paul hat irgendwo gesagt: „Wir haben keine Zeit, darum Zeitschriften." Für euch Erdbewohner ist der Satz nicht wahr; im Gegentheil, ihr habt Zeitschriften, weil ihr zuviel Zeit habt, und sie daher tödten müßt, wie die Chinesen ihren Ueberschuß an Kindern. Mit mir ist das jetzt anders. Nachdem ich die Zeitlichkeit verlassen habe, lese ich zwar noch Zeitschriften; aber nicht zum Zeitvertreib, da es offenbarer Unsinn wäre, wenn man in der Ewigkeit sich die Zeit vertreiben wollte. Nein, ich lese sie blos ihres Inhalts wegen, und da an Zeitvertreib mir gar nichts gelegen ist; so les' ich auch die langweiligen sehr gern. Gerade diese sind aus obgedachtem Grunde recht eigentlich für die Ewigkeit geschrieben, und es ist unfehlbar der Wunsch, für die Ewigkeit zu arbeiten, welcher so viele irdische Journalisten bestimmt, langweilige Zeitschriften herauszugeben.

Eine Zeitschrift für die Ewigkeit, und zwar eine der besten, ist der Hesperus. Es freut mich, daß mein guter Freund, der Professor Oken, schon im J. 1818. (Isis, Heft 6. S. 973.) sie gelobt, und sogar in gewissem Betracht seiner eigenen, über Isis, vorgezogen hat. Ich find es auch sehr zweckmäßig, daß der Hesperus selbst, 1819. Heft 6. S. 253. auf diesen Lobspruch sich beruft, und selbst sagt, „er dürfe sich nicht scheuen, dieses verdiente Lob eines auswärtigen Gelehrten von anerkannter Autorität, mitgetheilt von einem unpartheiischen Freunde alles Guten, Wahren und Schönen aufzunehmen." Bei dieser Gelegenheit erzählt der Hesperus auch, daß seine Mitarbeiter auf gar kein Honorar Anspruch machen, sondern den edlen Zweck des Herrn Herausgebers ohne alle Eigennützigkeit unterstützen. „Dies ist" heißt es a. a. O. „im Auslande selten oder nirgends der Fall, und dürfte daher dieser von allem Geldgewinne entfernte literarische Eifer der österreichischen Gelehrten wohl diese Bekanntmachung durch und um den Hesperus verdienen."

Was sagen Sie dazu, mein lieber Hoffmann? Wollen Sie dieses Beispiel den Mitarbeitern an meinem WBl. nicht zur Nachahmung empfehlen? Es ist freilich auch außer Oesterreich nicht ganz neu, denn die Isis, wenn mir recht ist, zahlt auch kein Honorar, *) aber der Redacteur bekommt doch welches, und da er selbst viel Aufsätze liefert, so hat er es noch nicht dahin bringen können, ein echtes Journal für die Ewigkeit, d. h. ein durchaus langweiliges daraus zu machen. Da Sie aber ein Redacteur sind, der in der Regel nicht selbst schreibt, so wird es Ihnen gewiß gelingen, sobald Sie den Mitarbeitern kein Honorar mehr zahlen. Warum machen Sie das nicht so? Besorgen Sie, das WBl. würde dadurch an Absatz verlieren? Dieser Gefahr können Sie leicht ausweichen, Sie dürfen nur das Beispiel, welches die Mitarbeiter geben, indem sie umsonst arbeiten, Ihrerseits nachahmen, und das Blatt umsonst verkaufen, d. h. verschenken, das wird den Absatz sogar vermehren.

Eine neue Zeitschrift für die Ewigkeit hab' ich zu Gesicht bekommen, sie heißt Askania. Bis zum 3ten Hefte fast pure Altdeutschheit. Der Herausgeber nennt sich Wilhelm Müller. Wenn es der nemliche ist, der nach öffentlichen Blättern im Jahr 1817 nach Egypten reiste, so freu' ich mich, daß er glücklich wieder von dort zurück, oder gar nicht hingekommen ist. Sein Januar und Februar (die Askania ist eine Monatsschrift) ließen es mir zweifelhaft, ob er für die Ewigkeit etwas Tüchtiges liefern würde: denn es waren da Aufsätze von Büsching und Grimm, Gedichte von Isidorus Orientalis und Gebauer, und überhaupt solche Dinge darinnen, die wirklich die Zeit vertreiben, und zum Theil noch obendrein nützlich. Aber das 3te Stück, der März, liefert ein Gedicht nach dem Altdeutschen, welches „die Klagen der Jungfrau Maria" heißt, und „der stillen Freitagswoche gewidmet" ist, daher ich es denn auch eben heute, am 31. März, gelesen habe. Es reicht von S. 189 bis S. 223. und ist durchweg eben so schön, wie der Anfang:

Ich saß alleine an einem Tage
Und gedachte an die große Klage,
An die Qualen und an das Leid,
Und an die schwere Bitterkeit

*) Wenn mir recht ist, so hält ein Solches der allgemeine Anzeiger der Deutschen in Gotha auch für rathsam.

Digitized by Google

ganten, Eins auf die Haube giebt. Er spricht S. 275 von dem unausstehlichen literarischen Geklatsch und Gebell in den Unterhaltungsblättern, vergleicht es mit dem Schimpfen des betrunkenen Pöbels aus den Kellerhälsen heraus auf den ruhig vorübergehenden Bürger, und lobt es an der Leipziger Censur, daß sie den Conditurier (denn den meint er doch unter dem „gefürchteten Kritiker") aus der Eleganten vertrieben hat, wenn es nur, meint er, nicht um kollegialischer Verhältnisse willen geschehen wäre. Gleichviel! genug er ist fort, und Herr Wilhelm Müller hat nicht mehr zu besorgen, daß er gegen ihn frevle, wie er in dem 7ten Aufsatze der Lesefrüchte gethan hat, wo er unter der Etikette Wasser das eingemachte Räthsel auftischte:

Müllerlieder? Das heißt doch unfehlbar: Lieder für Müller,
Und das wiederum heißt: Wasser aufs Mühlrad: Journal.
Nenne mir, bist du belesen, geselliger Leser, das Mühlrad,
Welches jetzt solches Gefäll oberschlächtig bewegt.

Die elegante Welt konnte gar nicht verfehlen, sogleich auf den Berliner Gesellschafter zu rathen, auf dieses Journal für die Ewigkeit, in welchem damals (1817 oder 1818) Lieder eines Müllerburschen von Herrn W. Müller gedruckt waren Es freut mich, daß Herr W. M dieses Epigramm nicht vergessen hat: denn wofür hab' ich in meinem Drama, das Epigramm, den schönen, christlich-moralischen Gedanken ausgeführt, daß man alles in der Welt eher verzeihen kann, als ein kritisches Epigramm? Er (der Conditurier) hat auch auf mich einige gemacht, wie bekannt, und allerdings hab' ich ihm diese vergeben, ja nicht einmal übel genommen; aber das war ein Unterschied! Alle Welt wußte, daß ich sie erwiedern konnte. Kann Herr W. M. das auch, so thut er daran viel besser, als an dem Schimpfen und Schelten, welches selten ersprießliche Wirkung thut. Kann er es nicht, so thut er nicht wohl zu polemisiren, man hat im Kriege kein Recht, dem Feinde vorzuschreiben, wie spitzig oder scharf sein Degen seyn soll. Man hat immer unrecht, wenn man über gehässige Persönlichkeit schreit, wo nichts von uns, als unsere Verse, angefochten werden, wie in obigem Epigramm. Der Mensch ist ja kein Vers!

Damit genug für heute. Nächstens vielleicht von einigen Büchern für die Ewigkeit.

Kotzebue.

Antwort des Redacteurs.

Weimar 1. April 1820.

Verklärter Freund!

Sie haben mir durch Ihre geehrten Zuschriften aus Tenare schon ein paarmal Gelegenheit gegeben, Ihnen zu antworten. Ich habe es auch wirklich schon zweimal gethan; allein beide male kamen die Briefe mit der Nachricht zurück, daß nach Tenare noch kein Postcours eingerichtet sey, weil es dem diesseitigen Postmeister noch nicht gelungen wäre, jenseits belehnt zu werden. Das Thurn- und Taxische Postamt nennt sich nämlich im Texte gewöhnlich: ein diesseitiges Postamt. Ich wußte vorher immer nicht, was dieser Beisatz zu sagen habe, und man war auch nicht so gütig, mich darüber zu belehren. Seit diesem Vorfalle weiß ich es nun auf einmal, nämlich es hat zu sagen: daß man noch nicht jenseits belehnt sey. — Da nun auf solche Weise die Privatcorrespondenz mit Ihnen vor der Hand noch nicht practicabel ist, so erlauben Sie, daß ich es hiermit öffentlich thue, und um so mehr, da ich sehe, daß das Lit. Wochenbl. regelmäßig in Tenare ankömmt. Durch welche unbegreifliche Gelegenheit; etwa durch so eine Art von Tauben- oder Eulenpost?

In vorstehenden Ihrem Geehrten von gestern erzählen Sie mir von der Zeitschrift Hesperus, daß seine Mitarbeiter auf gar kein Honorar Anspruch machen, sondern den edlen Zweck des Herrn Herausgebers ohne alle Eigennützigkeit unterstützen — und setzen hinzu: was sagen Sie dazu, mein lieber Hoffmann? Wollen Sie dieses Beispiel den Mitarbeitern an meinem Wochenblatte nicht zur Nachahmung empfehlen?

Was soll ich dazu sagen! Sie kennen doch das Sprichwort: umsonst ist der Tod. Wüßte ich nicht schon, daß Sie tod wären, so würde ich's aus diesem Vorschlage schließen; denn bei Lebzeiten hätten Sie mir ihn schwerlich gemacht. Es ist wohl ganz natürlich, daß Sie jetzt auf solche Gedanken kommen; Sie haben keinen Magensaft mehr, welcher Sie angreift und keine irdische Hülle, welche Kleidung verlangt. Dem Sinne des Sprichworts zuwider zu denken, hieße daher wohl eigentlich ächt geistig denken und schiene den Schriftstellern ganz und gar angemessen zu seyn, allein es scheint doch, als wenn das materielle Lebensprincip dabei zu überwiegend sey. Ob das Sprichwort gäng und gebe sey, hängt wohl am meisten von der Zeit und ihren Verhältnissen ab. Bis zu den Jahren 1770 und mitunter auch später schrieben die Autoren noch honoris causa oder höchstens wie manz B. vor diesem von denen nürnbergern sagt, um ein Tabacksgeld Dem ersten Herausgeber der Actorum historico-ecclesiasticorum genügte es, daß ihm mein Großvater zur Messe für Alles weg ein Geschenk an Zucker und Caffee mitbrachte; es ist mir erzählt worden, daß selbst Wieland für seine erstern Werke für den Bogen nur einen Laubthaler Ehrensold erhielt. Daß

Digitized by Google

dieses jetzt anders ist, nämlich daß es die Autoren, vorzüglich die guten, jetzt mit obigem Sprichworte halten, liegt an der gestiegenen Cultur, an unserer geld- und genußreicheren Zeitperiode u. dergl. — O die Gelehrten jetziger Zeit! — verstehen gar prächtig, ihre Werke und uns zu taxiren. — Sollen wir jene hohen uneigennützigen Mitarbeiter am Hesperus und dergl. beneiden, daß sie mit ihrer Handlungsweise in die Jahre 1770 noch zurück sind? und sollen wir dadurch, daß Sie sagen, sie schrieben für die Ewigkeit, berechtigt seyn zu glauben, daß sie auch in der Cultur zurückgeblieben seyen?

Also, verewigter Freund! ich kann mich ohnmöglich verleiten lassen, Ihren überirrdischen Vorschlag anzunehmen, oder auch nur einen Versuch damit zu machen. Sie werden mir zutrauen, daß ich bei Fortsetzung des von Ihnen gegründeten literarischen Wochenblatts nur auf gute Mitarbeiter bedacht gewesen bin. Wollte ich diesen das Beispiel vom Hesperus zur Nachahmung empfehlen, so könnte ich mich gefaßt machen, eine abschlägige Antwort zu bekommen, oder wohl — gar keine.

Ob Mitarbeiter der zweiten und dritten Ordnung willfährig wären, ganz ohne allen Ehrensold Beiträge zu liefern — auch dieses will ich nicht bejahen. Der Hesperus weiß deswegen wirklich diesen Vorzug, welchen er genießt, gut zu schätzen, wenn er sagt, daß dieses im Auslande selten oder nirgends der Fall sey. Was bliebe mir also übrig? etwa den Hesperus zu bitten, daß er mir welche von seinen uneigennützigen Mitarbeitern abließe? — doch jetzt merke ich erst, daß Sie mich haben auf die Probe stellen wollen. Mein Herr v. Kotzebue! ich will Ihnen nicht den Spaß machen, daß Sie mich hinterher auslachen und sagen: ich gäbe ein Wochenblatt für die Ewigkeit heraus, welches vielleicht nicht werth wäre, daß man es umsonst kaufe. Fast will mir auch scheinen, als bereueten Sie das in Ihrem ersten Sendschreiben gethane Versprechen: ohne Honorar für Ihr Wochenblatt zu arbeiten. Sie werden sagen, zwey Monate sind ja keine Ewigkeit — und doch sind sie mir eine geworden; woraus Sie sehen, daß ich Sie in dem besten Andenken habe, und oft und gern etwas von Ihnen erhalte. W. H.

Kaiser Napoleons Wiedergeburt. (Fortsetzung.)

Den Ultra's hat N.. den Triumph des 20. März zu danken, nicht seinen Anhängern. Im Gegentheil waren die Anarchisten, und die für die Freiheit Eingenommenen im Grunde wider ihn; letztere hielten ihn, mit einer Ultra-Regierung verglichen, vielleicht nur für das kleinere Uebel. N.. begieng aber (zum Besten der Verbündeten,) den Fehler, die Volksbewegungen zu unterdrücken, die sich in vielen Departements zu zeigen anfiengen; statt sie zu einer Exaltirung der Nation zu benutzen, welche die großen Erfolge der Schlacht bey Waterloo gebrochen haben dürfte. Denn die Nation würde sich dann klärer vorgestellt haben, daß sie nicht blos N.. persönliche Sache, sondern die der National-Unabhängigkeit führe. Uebrigens suchte sich N.. recht populär zu machen; er besuchte alle öffentliche Anstalten; er nahm die Bittschriften der Geringsten an, ließ durch den Verf. Auszüge machen, die er jeden Morgen durchging und eigenhändig mit kurzen Entscheidungen versehen, den Ministern zusandte. Er wußte, daß die Priester und der Adel gegen ihn conspirirten, sagte aber blos: „diese Leute spielen großes Spiel: wollte ich das Volk auf sie los lassen, sie würden in einem Augenblick verschlungen seyn." — Am schlechtesten scheint N.. bey seinen Sicherheitsmaasregeln von dem zweydeutigen Fouché bedient worden zu seyn; der sich für alle Schicksalsfälle eine Parthei unter den Königlichen aufsparen wollte. — Sehr merkwürdig ist, was der Verf. von der Idee N..s anführt, eine halb officielle Note über die grausame Handlung der Tödtung des Duc d'Enghien drucken lassen zu wollen. Die Data zur Rechtfertigung sind S. 395 fg. angeführt. Die Kaiserin, die Prinzeß Hortensia sollen sich N.. zu Füßen geworfen haben, um für das Leben des Duc zu bitten; er soll gewankt haben, als man ihm schon dessen Tod meldete. N.. hat oft dem Prinz Talleyrand vorgeworfen, daß er ihn zu dieser Handlung verleitet habe. — Im Ganzen soll N.. nach des Verf. Behauptung, durchaus nicht grausam und blutdürstig gewesen seyn. — Als er aber für nöthig gehalten hatte, gegen eine Anzahl Personen, als Verräther des Vaterlandes eine strenge Ordre zur Stellung vor Gericht auszufertigen, weigerte sich der unerschrockene Bertrand solche zu signiren, stritt sich mit dem Kaiser herum und sagte die überall beherzigenswerthen Worte: „Sire, ich würde glauben gegen das, was ich Ew. Maj. und wohl auch mir schuldig bin zu verstoßen, wenn ich die Schwäche hätte, meinen Namen solchen Maasregeln beyzufügen. Wenn Sie nach Gesetzen regieren wollen, so haben Sie kein Recht durch einen bloßen Befehl nach Willkühr über den Tod oder den Güterverlust Ihrer Unterthanen auszusprechen. Wollen Sie als Dictator und blos nach Eigenwillen verfahren, so brauchen Sie

Digitized by Google

meine Unterschrift nicht u. s. w." M. Talleyrand war der Oberste auf dieser Proscriptionsliste. Bertrand hielt Stand, gab seine Bedenken noch schriftlich ein, aber bewirkte weiter nichts, als daß N.. dem Decret eine legale Form gab; es erschien aber ohne Bertrands Namen, und machte einen übeln Eindruck, wie jeder Akt der Rache, der Gewalt oder der Diktatur. — Uebrigens hörte N.. in gewöhnlichen Staatshändeln, Discussionen und Einwendungen geduldig an; anders war es bey großen Entschlüssen, da drang er mit Feuer und Nachdruck durch. — Seit der Wiederkehr war übrigens die Zeit der Schmeichler für N.. vorüber; er mußte manche trockne Wahrheit hören; besonders sein Bruder Lucian that es. Benjamin Constant, den er kommen ließ, wurde nicht Staatsrath durch niedrige Kriecherey, sondern durch seine Kenntnisse, und durch N.. Wunsch, der öffentl. Meinung ein Unterpfand zu geben, daß das Vergangene vergessen sey. — In den Papieren des M. Blacas fand man Beweise die Menge, wie sehr die Hofleute der Revolution feind waren, und wie sie immerfort gerathen hatten, die Charte und die neuen Einrichtungen zu untergraben. (Sehr klug!) Viele von dieser Gesinnung kamen gleichwohl dem Kaiser kriechend entgegen, und buhlten von neuem um seine Gunst. Soll ich sie nennen? . . . sagt der Verfasser am Schluß des ersten Theils der Memoiren. — „Und man klagt den Kaiser darüber an, daß er die Menschen verachte? Ach! wo ist der Souverain, der sie schätzen kann?" Wir fragen dagegen: Sind denn das auch Menschen, von denen der Verf. spricht? — und kennt ein Herrscher alle Menschen? Allgemeine Verachtung bleibt immer ein großes Unrecht, und bestraft sich oftmalen schwer genug. — Nur Menschenachtung findet ihren herrlichen Lohn.

Censur.

— N.. war nicht immer Herr seiner Plane und Gedanken; in der Leidenschaft entfuhr ihm manches Wort, das ihm nachtheilig wurde. Eine ganz neue Constitution wollte er nicht sofort geben, theils, weil die Berathschlagung über so wichtige Gegenstände einer ruhigern Zeit zu bedürfen schien, theils weil er fürchtete, indem er die alte vernichtete, eine Art von Novation zu begehen, wodurch er eine neue Regierung anzufangen schien. „Denn N..., O menschliche Schwachheit! der früher die ähnlichen Ansprüche des Königs von Hartwell bespöttelt hatte, war nun selber geneigt sich zu überreden, daß seine Regierung durch den Auf-

Digitized by Google

enthalt auf Elba nicht unterbrochen worden sey." Die Zusatz-Acte zur Constitution entsprach der allgemeinen Erwartung keineswegs. Man vermißte die Garantien, und warf dem Kaiser vor, daß er an seinem Versprechen zum Verräther geworden sey. Der Verf. vertheidigt ihn mit manchen scheinbaren Gründen; bey allen Flecken der Zusatz-Acte sey doch das Princip der Volkssouveränetät anerkannt, den drey Staatsgewalten Kraft und die nöthige Unabhängigkeit zuerkannt gewesen, u. s. w. N.. gab sich vergebliche große Mühe, seine Gemalin und seinen Sohn wieder zu erlangen. Ueber den letztern trug sich das Volk mit Vergnügen mit seinen kühnen Aeußerungen, die für Frankreichs Glanz viel versprachen; während man die nämliche Kühnheit an dem Vater tadelte. Ch.. erzählt eine unbekannte Anekdote von dem Kinde. Es war nach der Geburt, ohne Wärme und andere Lebenszeichen, bis die 100 Kanonenschläge, die seine Geburt ankündigten, die Organe des Königl. Kindes erschütterten, es gleichsam ins Leben donnerten. Man schlug N.. mehrmals vor, Mutter und Kind zu entführen, er gab es aber nie zu. Alle seine Bemühungen für den Frieden scheiterten. Des Kaisers Alexander lakonische Antwort an die Prinzessin Hortensia lautete: „Kein Friede, kein Waffenstillstand mit diesem Menschen: alles, außer ihm." N.. erfuhr alles durch seine Agenten genau. Er hatte deren 2 in London, die ihm monatlich Zweitausend Guineen kosteten. „Wenn meine Deutschen, sagte er, eben so theuer wären, so müßte ich darauf Verzicht thun" — (O die lieben Deutschen thun vieles gar umsonst!) — N.. ließ Befestigungen um Paris anlegen, und eine Masse Arbeiter drängte sich herbey. Unterdessen wurde durch Mr. la Roche Jaquelin und seines Gleichen Anstiften, den 15. May die Sturmglocke in der Vendée wieder gezogen und der Bürgerkrieg organisirt. Man muß die interessanten Memoiren der Marquise La Roche Jaquelin über den ersten Vendéekrieg gelesen haben, wenn man sich einen Begriff machen will, wie leicht die geistigdumpfe Treuherzigkeit des dortigen Landvolks von Prestern und Adel gemißbraucht werden konnte, und wie der rohe Jakobinismus anderseits jenen in die Hände arbeitete um Bürgerblut durch Bürger zu vergießen. — (O arme Menschheit! —) Jetzt halfen die Engländer wieder hetzen. Wenn wird die großdenkende Zeit kommen, wo wir unsern Feind, sey es eine Nation, sey es eine Parthey, sey es ein Stand, blos von vorn bekämpfen; wo wir nicht Kinder einer Familie gegen einander bewaffnen? — In der Nacht, wo es N.. erfuhr, dictirte er dem Verf. alle nöthigen Maasregeln und schloß die Augen ruhig wieder, „denn, sagt Ch.., das Vermögen die Süßigkeit des Schlafs nach seinem Willen zu genießen, war einer der Vorzüge die ihm die Natur bewilligt hatte." — Die Bauern waren auch klüger geworden und der General Travot trieb die unbedeutende Zahl bald in die Enge. — Unterdessen trat die unglückliche Katastrophe mit Murat ein, die auf den abergläubigen N.. einen tiefen Eindruck machte. Die Rüstung zum Krieg hatte aber guten Fortgang, und beweißt, daß wenigstens ein guter Theil der Nation, wo nicht dem Kaiser, es doch sich selbst schuldig zu seyn glaubte, kein fremdes Gesetz ohne Kampf anzunehmen. 20,000 Menschen verschiedener Klassen in Paris bildeten sich in Bataillone zu Vertheidigung ihrer Stadt. Die Arsenale reichten aber nicht zu, um 600,000 Mann mit Feuergewehr zu versehen; kaum konnte man die Truppen befriedigen. — Am 1. Junius war endlich die Versammlung auf dem Maifelde. Der Kaiserl. Prunk, mit dem sich N.. irriger Weise umgeben zu müssen glaubte, verletzte alle alten Patrioten. Die große Sache selbst wandelte aber die Gefühle um; den Vorgang haben damals viele Blätter gemeldet. N.. schloß seine Rede mit den schönen Worten: „Franzosen, mein Wille ist der Wille des Volks; meine Rechte sind die seinigen; meine Ehre, mein Ruhm, mein Glück können nichts anders seyn, als die Ehre, der Ruhm, das Glück von Frankreich." (Wenn nur von jeden 1000 schönen Worten in der Staatswelt allemal Eins zuträfe, so würde Friedrich II. von Preußen nie haben behaupten können, „diese Erde sey das Tollhaus des Universums!" —) Chaboulon meint: „Hätte N.. den 21. März oder den 12. April (wo die Congreß-Acte erschien,) das Zepter in die Hände des Französischen Volkes gelegt, so würde er der Revolution vom 20 März einen heroischen Charakter aufgedrückt, — die Schlacht von Waterloo allein würde wohl die Besiegung Frankreichs nicht entschieden haben. Seine Popularität, seine Kraft hätte sich 100fach verstärkt. Den 1. Junius war es nicht mehr Zeit; er hatte die Zusatz-Acte zur Constitution gegeben." Das Leere dieses Maifestes mußte also durch Pomp und Schein verdeckt werden, der die Gemüther aufregen konnte. — Merkwürdig ist, was Carnot dem Kaiser vorstellte: „Sire, streben Sie nicht gegen die Meinung an. Ihre Zusatz-Akte hat misfallen; versprechen Sie eine Modification; nie habe ich Sie hintergangen, (das konnten wohl wenige seiner Minister sagen?) Ihr Heil, das unsri-

Digitized by Google

ge hängt von der Nachgiebigkeit gegen die Nationalwünsche ab. Das ist nicht genug; die Franzosen sind ein freies Volk geworden. Der Titel Unterthan verletzt sie. Nennen Sie sie Bürger, oder ihre Kinder. Leiden Sie nicht mehr, daß man ihre Minister, Marschälle ꝛc. Monseigneur anrede. Es giebt keinen solchen Herrn in einem Lande der Gleichheit vor dem Gesetz; es giebt nur Bürger." (Solche Rede verdient wohl erst weitere Prüfung) — N.. fürchtete sich vor der Versammlung der Cammern, vor dem französischen Charakter, und er selbst konnte sich noch nicht ganz von seinen alten Ideen losmachen. Mehrere seiner Bemerkungen, wozu hier nicht Raum ist, sind doch auch sehr treffend; auch was über die Pärs-Wahl erzählt wird, muß man nachlesen. Viele, die nachher behaupteten, diese Würde abgewiesen zu haben, sind eigentlich durchgefallen; fünf bis sechs schlugen sie wirklich aus; und darunter war Macdonald, was den Kaiser schmerzte. Auch empfand er es sehr hoch, daß die Kammer den unruhigen Lanjuinais, statt seines Bruders Lucian, zum Präsidenten wählte, und gleich den andern Tag eine Oppositions-Neigung verrieth. Die Proposition des Advocat Dupin (nachher königl. Finanzminister) in der 3 Sitzung die den geleisteten Schwur der Nation durch das Verlangen eines Gesetzes darüber, problematisch machte, war noch schlimmer, ob sie gleich keine Wirkung hatte. — Es war auch das zu weit gegangen, und solche excentrische Köpfe, die aller Verwaltung die Hände binden wollen, verderben nur die gute Sache. N.. verbarg seine Empfindlichkeit. In der Rede an die Cammer sagte er unter andern: „Heute wird das dringendste Verlangen meines Herzens erfüllt; ich habe die constitutionelle Monarchie angefangen. (Würde er sie nicht vielleicht noch fortsetzen, wenn er nicht zuvor das unvergessene Beispiel der ganz inconstitutionellen gegeben hätte? Jetzte glaubte man schwerlich an das Verlangen seines anticonstitutionellen Herzens. Weiter sagte er: „Die Menschen sind zu ohnmächtig, um der Zukunft Sicherheit zu geben; die Verfassungs-Anstalten allein befestigen das Schicksal der Nationen, Frankreich bedarf der Monarchie, (auch andere Länder) um die Freiheit, die Unabhängigkeit und die Rechte des Volks sicher zu stellen." — „Die Freiheit der Presse gehört zur Verfassung; man kann nichts ändern, ohne unser ganzes politisches System zu verfälschen, aber wir bedürfen auch, besonders jetzt, Bezähmungs-Gesetze. Ich empfehle den wichtigen Punkt ihrem Nachdenken." — Bey der Abfassung der Dankadresse wollte ein unüberlegter Bewunderer N..s ihm den Titel „Heiland" (le Sauveur,) beigelegt wissen, weil man früher einen Fürsten ohne désir, le Désiré genannt habe: der lächerliche Einfall gieng nicht durch. N.. war lobbegierig, aber Tadel der ihm unrichtig schien, machte keinen Eindruck; er wollte allen Lohn von der Meinung der Nachwelt erwarten. In der Antwort an die Kammern sagte er gute Worte, die alle Kammern merken können, um Schranken zu halten: „Jede öffentliche Discussion, die geradezu oder auf Umwegen darauf abzielt, das Vertrauen zu schwächen, daß man in die Anordnungen und Vorschriften der Constitution, unsers Vereinigungspunktes und Polargestirns im Sturme, haben muß, würde ein Unglück für den Staat seyn. Wir würden uns mitten unter Klippen, ohne Kompas und ohne Richtung befinden." Solche gute Worte nahmen die verblendeten Deputirten übel und als einen Verweiß auf! — In der Nacht vom 12. Mai reißte er als Feldherr seinem Geschick entgegen, daß ihn als Flüchtling zurück trieb. Erhebliche Gründe bestimmten ihn, den Krieg seiner Seits zu beginnen; die zunehmende üble Stimmung der Deputirten konnte nur durch Siege verändert oder gedämpft werden. Was er von seiner Lage dachte, zeigt die Antwort, die er dem Duc de Vicenza gab, als dieser wünschte, ihn zur Armee zu begleiten: „Wenn ich Sie nicht in Paris zurückließ, auf wen könnte ich rechnen?" Es ist auffallend, daß man in der Rede Carnots und sonst, noch immer Spuren einer republikanischen Parthei gewahr wird; (Frankreich und eine Republik — Franzosen, Republikaner! doch liegt wohl nicht alle Schuld an der Parthey selbst: autokratische Fehler tragen vielleicht dazu bey, Republikaner zu machen; Napoleons erste Willkühr mag viel Schuld haben, an den demagogischen Verirrungen.) Fouché, dem nach dem Verf. nichts fehlte, um auf der Rangliste der großen Minister zu stehen, als daß er kein ehrlicher Mann als Minister war, schilderte die Lage Frankreichs übertrieben schlimm, weil er schon der königl. Familie vorarbeitete; darum fürchtete N.. den Feind im Rücken am meisten. Nur 180,000 Mann waren kampffertig; er theilte sie in 4 Armeen, und 4 Observ. Corps. Ch.. rechnet es dem Kaiser zum großen Fehler an, daß er die prächtige und feurige Armee den alten mit Ruhm und Gütern gesättigten Heerführern anvertraut habe; Obersten und jüngere Generale, auch die Soldaten wären unzufrieden gewesen; doch behielten sie ihr Vertrauen auf N..s

Digitized by Google

Siege, und dem kleinsten seiner Winke folgten sie blindlings. N. erfuhr alle Stellungen der Alliirten, selbst durch Fouché, der zugleich auch die königl. Emissäre zwischen Paris und Gand ruhig hin und hergehen ließ! — Der Kaiser, das benutzend, wollte die vereinigten 20000 Mann Cavallerie mit Blitzesschnelle auf die gedehnten feindl. Cantonirungen stürzen lassen, da mußte er erfahren, daß General Bourmont mit etlichen Obersten und Officiren übergegangen war. Bourmont hatte sein Ehrenwort gegeben, rechtschaffen zu dienen. (Es scheint dem Ehrenwort gehts wie vielen andern glatten Worten; sie sind hohl. Die alten schrieben derbe Worte, aber voll gesunden Kerns; und solche Worte fanden Glauben.) N.. mußte nun schnell seine Plane ändern. Bei dem Angriff am 15. Jun. läßt der Verf. der Preuß. Tapferkeit Gerechtigkeit wiederfahren. Von den bereits vielmal beschriebenen Schlachten von Ligny und Waterloo nur folgendes: Nach der ersten wollte N.. den 17. mit Tages Anbruch die Engländer angreifen und Blücher verfolgen lassen; er gab den Bedenken seiner Generale nach, General Drouot hat behauptet, er hätte den 17. Jun. in Brüssel seyn können. Die Schicksals-Schlacht wurde geschlagen. Der Verf. befand sich mit dem Duc de Bassano auf der Meierey von Caillou als sie von den Preußen verjagt wurden. Er beschuldigt diese großer Grausamkeit gegen die Waffenlosen Flüchtlinge; das werden die Tapfern zu widerlegen wissen. Die Flucht und Verwirrung ist lebhaft beschrieben. Das geheime Kabinetsportefeuille hat der Wächter desselben entwendet, die andern wichtigen Papiere sind alle zerrissen worden. (Die übrigen, auch ein Brief des Verf. aus Basel hat man nachher in Brüssel gedruckt.) Der Schatz wurde preis gegeben, aber das Gold unter des Kaisers Leute vertheilt, die es treulich wieder abgeliefert haben. Cha.... traf den Kaiser in Philippeville, küßte ihm weinend die Hand, und versichert, daß eine große Thräne in dessen Auge seine innere Bewegung verrathen habe. (Man denke sich auch eine N..s Seele in dieser Lage der Dinge, gegen die der frühere Unstern wenig bedeutete.) Er schrieb doch nach Paris: „Noch ist nicht alles verlohren." Eine halb zerbrochene Chaise wurde zum Fuhrwerk des geschlagenen Kaisers zurecht gemacht, als die Wagen des Marschall Soult ankamen, deren man sich bemächtigte. Immer waren die Preußen auf den Ferfen. Bei Laon schrien einige Bauern: Vive l'Empereur! was sich sehr übel ausnahm. — Er wollte anfangs dort eine kleine Armee versammeln; man stellte ihm den wenigen Erfolg vor, und sagte: „Gut, ich will nach Paris gehen, aber ich bin überzeugt, ihr laßt mich einen dummen Streich machen. Mein rechter Platz ist hier." — Er verfertigte noch das Bülletin von Mont St. Jean und las es dem Gefolge vor; nahm auch einige Bemerkungen auf; nur, daß seine Wagen in Feindes Hände gekommen, wollte er erst nicht wissen lassen, endlich gab er nach. Vergeblich hatten indessen die Franzosen auf andern Punkten mit Erfolg gefochten; auch die Vendee war besiegt; der tapfere, aber unerfahrne Jaquelin gefallen; Paris war in Trunkenheit, weil auch die Siegesnachricht von Ligny bekannt war; da kam der kaiserliche Flüchtling an, und der Muth entfiel selbst den Kriegern so sehr, daß man sich schon das Wort von Abdankung zuflüsterte, und laut sagte, N. . . sey verlohren.— Er berief den Rath zusamen, und meinte: es sey ihm eine temporäre Diktatur nöthig; die Minister schwiegen anfangs, dann äußerten sie verschiedene Meinungen; endlich sagte der Graf Regnault, die Kammern würden seine Abdankung fordern. wenn er sie nicht anböt. Da kam schon der Beschluß der Deputirtenkammer, in welchem sich die Anmaßung der obersten Autorität aussprach. Der Kaiser sagte: „es ist aus, sie wollen Frankreich verderben; ich werde abdanken, wenn es seyn muß." Dieß unbedachtsame Wort machte seine Feinde desto dreuster; die Minister zeigten sich lau; die Kammer trennte sichtbar Napoleons Sache von dem Interesse der Nation, ihre Auflösung war nicht mehr auszuführen. Es kostete dem Kaiser viele innere Kämpfe, bis er sich zu der Abdankungserklärung vom 22. Juni entschloß, die er dem Bruder Lucian in die Feder sagte. Die Heftigkeit der Kammern gegen den Unglücklichgewordenen war unbeschreiblich. (So geht's, wenn man durch Furcht, Schrecken und Willkühr nur blinden Gehorsam schafft.) Fouche stellte sich, als gehe ihm N..s Geschick nahe, aber des Grafen Regnault aufrichtige Beredsamkeit über die vielen Grosthaten des Kaisers bewegte auch seine härtesten Feinde. Seine Antwort an die Deputation, die nur verstümmelt erschienen ist, theilt Ch. . . ganz mit. Sein Pallast, der 10 Tage zuvor noch kaum die Menge fassen konnte, war zur stummen Einöde geworden; ein paar alte Grenadiere waren seine Garde, und von Millionen Soldaten, die ihm einst zu Gebote ständen, war eine einzige Schildwache, kaum in Montur, vor seiner Thür übrig.

(Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 35. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 April.

Etwas Näheres über Louvel.

Aus mehreren französischen Journalen und Zeitungen. *)

Louvel ist etwa 36 Jahr alt, von weniger als mittler Größe; seine Gestalt nicht so abstoßend, wie man anfangs behauptete; sie hat gemeine, aber keineswegs grobe Züge. Er hat nicht schwarze sondern graue Augen; seine Bildung ist nicht sonderlich, doch verrathen seine Aeußerungen eine gewisse Erziehung, die man bei Menschen aus der untersten Classe der Gesellschaft selten findet. Er spricht leicht, macht aber in seinen Antworten Fehler, wie sie gemeinen Leuten eigen sind.

Louvel war nie Soldat, außer daß er ein Jahr lang bei der französischen Armee als Sattler gedient hat. Er war bei der Schlacht von Austerlitz, und ging bald darauf nach Frankreich zurück. Er sagt, er habe gleich nach der ersten Wiederherstellung (restauration) den blutigen Entschluß gefaßt, den er am 13. Februar d. J., also fünf Jahr später, zur Ausführung brachte. Das Mordinstrument ließ er bei einem Meister arbeiten, der zu Rochelle wohnt; er bestellte es bei ihm, indem er vorgab, es sey ein Sattlerwerkzeug.

Im J. 1814 wanderte er nach Calais, in der Absicht, den König zu ermorden: kam aber erst drei Tage nach der Landung Sr. Maj. dort an. Seitdem gab Louvel den König auf, und richtete seinen Haß wider die Prinzen; er beschloß, den Monsieur, den Herzog von Angouleme und den Herzog von Berry einen nach dem andern umzubringen.

Die hundert Tage änderten für einen Augenblick seinen verruchten Plan. Die zweite Wiederherstellung weckte jedoch seinen Haß von neuem und mit frischer Stärke. Seit des Königs Wiedereinzug in Paris ward sein Entschluß immer fester; häufig schlich er den Prinzen nach, bis er zuletzt den Herzog von Berry zu seinem Schlachtopfer ausersah.

Im Gefängniß erzählt man ihm zuweilen vom Schmerz des Königs und seiner Familie; es geht ihm aber niemand nahe als die junge Fürstin, die über den Tod ihres erlauchten Gemahls untröstlich ist. Und selbst dieser Schein von Mitleid ist starr und stumm. Des Nachts schläft er mit der größten Ruhe; neulich sagte er eines Morgens: hab' ich doch seit Jahren nicht so süß geschlummert! Auf sein Verbrechen läßt er nichts kommen, und lobt es vielmehr ohn' Unterlaß. Von Ravaillac spricht er mit Verachtung; er hält ihn für einen elenden Schwärmer, der unfähig gewesen sey, einen selbstständigen Vorsatz zu fassen, und Leuten als Werkzeug gedient habe, die nicht Muth genug besessen, das von ihnen ausgebrütete Verbrechen mit eigener Hand zu vollführen.

Von Mitschuldigen will er durchaus nichts wissen; wenn man ihn darüber fragt, wird er ordentlich böse, als ob er's übel nähme, daß man die Ehre der That nicht ihm allein gönnen wolle. Manchmal antwortet er auf solche Fragen ganz trocken mit Nein; manchmal läßt er sich auch weiter darüber heraus, und giebt Gründe an: „er habe ja nicht gewußt, wann und wie er seinen Zweck erreichen würde; wie habe er so unklug seyn können, Personen mit in sein Geheimniß zu ziehen, deren Verschwiegenheit ihm durch nichts verbürgt gewesen sey, und die wahrscheinlich bei der ersten Aussicht auf einen bedeutenden und sichern Vortheil ihn verrathen hätten."

Er beklagt sich darüber, daß man ihm nicht erlaubt, sich den Bart abzunehmen, was er sonst zweimal die Woche zu thun pflegte. Er merkt wohl, warum ihm seine Wächter kein Rasirmesser in die Hand geben wollen, und versichert, es komme ihm nichts weniger in den Sinn, als sich zu entleiben. Nach seinen Grundsätzen hält er den Selbstmord für eine Schwachheit, die ihm die Ehre der Todesstrafe rauben würde; er sieht es für etwas Ruhmvolles an, auf dem Schaffott zu sterben.

Die Gefangenkost ist ihm sehr zuwider; er meint, sie sey eine Art von Tortur. Daher ißt er das Brod, das man ihm darreicht, mit wenig Appetit, indem er behauptet, man gehe nur darauf aus, ihn damit an Leib und Seele zu schwächen.

Man befragte ihn, woher er das nöthige Geld zu seinen Reisen genommen, und er antwortete: er sey an Sparsamkeit gewöhnt, gehe wenig aus, mit zwanzig Sous den Tag bringe er sich durch; da er nun weit mehr verdiene, so habe er das übrige zurückgelegt.

*) Aus dem Censeur, Aristarque, Renommée, Constitutionnel, Indépendant, Journal des Débats, Gazette de France, Drapeau blanc, und zunächst aus der Bibliothèque historique.

Digitized by Google

Seine Mäßigkeit im Essen und Trinken scheint fast erkünstelt; es ist als ob er sich um deswillen vor allem Uebergenuß in Acht nähme, damit ihm nicht in einem Zustande von Trunkenheit oder Unwohlseyn irgend etwas Verschweigenswerthes entwischen möge.

Er heißt mit dem Vornamen Peter Ludwig; gewöhnlich nannte man ihn Louis. Zu Ende des Jahres 1813 arbeitete er zu Metz, bei dem Sattlermeister Wourbaye. Während der Blocade im Jahr 1814 war er mit in der Stadt eingeschlossen; als aber der Feind abzog, ging er nach Versailles, wo er angeblich eine Wohnung hatte. Den 7. May erhielt er seinen Paß; seitdem ist er nicht wieder nach Metz gekommen.

Einige Tage nach seiner Abreise schrieb Louvel aus Fontainebleau an seinen alten Wirth, er sey dort zu spät angekommen; wenn er früher gekommen wäre, hätte er können nach Elba gehen, wo er Arbeit gefunden hätte.

Alle Handwerksgenossen, die Louvel in den Jahren 1813 und 1814 gekannt haben, sagen einstimmig, er sey ein einfältiger düsterer Mensch gewesen.

Louvel war nie unter der Nationalgarde zu Metz; er hat auch nicht bei den dortigen Behörden in Arbeit gestanden

Die Pariser Zeitung, la Quotidienne, fragte neulich: Was wird man mit dem Mörder Louvel anfangen? Man wird ihn nach Grenoble schicken und einen Deputirten aus ihm machen. (Seitenhieb auf Hrn. Gregoire!)

Was Louvel beständig antwortet, ist dieses: „die That, die ich verübte, war schon seit fünf Jahren bei mir beschlossen. Ich habe keiner Seele etwas davon gesagt, und schon mehrmals war ich der Ausführung nahe."

Auch folgende Antwort ist merkwürdig: „An wen hätte ich mich wenden sollen, um Mitschuldige zu werden? an die Vornehmen? sie hätten mich verrathen; an die Gemeinen? sie hätten mich nicht verstanden."

Wenig Augenblicke nach geschehener That ward Louvel an dem Ort des Verbrechens vom Procurator des Königs verhört, der sofort die Untersuchung einleitete. Noch in derselben Nacht nahm ihn der Policeypräfect in Empfang und ließ ihn in's Gefängniß abführen. Auf dem Wege dahin sagte er mit bedächtiger Miene zu Hrn. Angles: „Es ist doch Schade, daß ich nicht entfliehen konnte; man würde nach ganz Anderen und Vornehmern gesucht haben; an mich hätte gewiß niemand gedacht; man würde eine Menge Menschen arretirt haben; das hätte der Regierung Feinde gemacht; inzwischen hätte ich Zeit gehabt, noch einen zu tödten; dann hätte ich mich freiwillig gestellt." Den Tag über fanden noch mehrere Verhöre statt; dann wurde er vor den Präsidenten des Ministerraths geführt, der ihn ebenfalls über verschiedenes ausfragte.

Im Laufe der Vernehmungen hat Louvel gestanden, daß er seinen Entschluß zu Metz im J. 1815 gefaßt hat, und daß er, immer mit der Ausführung desselben beschäftigt, nach Fontainebleau ging, um den Prinzen, bei der Feyer seiner Vermählung, zu durchbohren, daß er aber durch den Jubel der Bauern und Soldaten, und durch die allgemeinen Freudensbezeigungen, an seinem Vorsatz irre geworden, und sich im Stillen gefragt hat: so hätte ich doch vielleicht Unrecht? und daß es dieser Zweifel war, der ihn damals von Verübung seiner Unthat abhielt.

Schon 8 Tage vor dem 13. Febr. drängte er sich am italiänischen Opernhause an den Kutschenschlag des Prinzen. Am 13. Febr. wollte er ihn am französischen Opernhause beim Aussteigen aus dem Wagen ermorden; es wurde ihm aber weich ums Herz und er ging in ein Caffeehaus, um wieder Kräfte zu sammeln.

Ein Gendarme, der Louvel mit arretirte, fragte ihn, indem er auf das bei ihm gefundene Stilet hindeutete: Hast du den Prinzen damit verwundet? — Nein, sagte Louvel. — Was wolltest du damit machen? — Es war für jemand anders. — Für einen andern Prinzen? — Freilich, für einen andern. — Hast du dein Bubenstück allein verübt? — Indem ich that, was ich that, habe ich viele glücklich gemacht. — Warum begingest du dieses Verbrechen? — Ich hasse die Bourbons. Schon seit 5 Jahren nähre ich diesen Haß; ich konnte ihm nicht widerstehen. Ich folgte dem Prinzen oft auf die Jagd und an andere Orte, aber immer konnte ich nicht recht an ihn kommen. Heute wußte ich, daß er in die Oper fuhr; ich eilte hin und führte meinen Vorsatz aus.

Als der Zulauf etwas abgenommen hatte, brachte man den Verbrecher in das kleine Zimmer, unmittelbar vor dem größern, wo des Prinzen Leichnam lag. Man hatte ihm Handfesseln angelegt. Beim Hinaufsteigen der Haupttreppe wankten seine Knie, er stieß unwillkührlich mit dem Kopf gegen eine Säule, und sagte: „Gebt mir ein Glas Wasser; ich glaube, es wird mir übel." Nachdem er getrunken hatte, richtete der Policeycommissär Ferté mehrere Fragen an ihn. Aber Louvel antwortete ruhig: „Mitschuldige habe ich nicht; mein Haß gegen die Bourbons ist allein die Ursach meiner That; die Bourbons sind die Feinde meines Vaterlandes. Mein Kopf muß fallen, das weiß ich. Und ich sterbe, ohne

mich ins Leben zurückzuwünschen." Er zeigte dabei eine fürchterliche Ruhe.

Ein zweites Verhör nahm Hr. Decazes mit ihm vor, begleitet von Hrn. Anglés, Policeypräfect. und vom königlichen Procurator, Jacquinot de Pampelune. Hr. Decazes fragte unter andern, ob ihn ein persönlicher Haß gegen den Herzog von Berry zu dem Verbrechen verleitet habe? „Er war mir nicht mehr zuwider, antwortete er, als die andern auch; ich hielt es aber für besser, den jüngsten aus dem Wege zu räumen, da er es hauptsächlich war, von dem bourbonische Abkömmlinge zu fürchten standen."

Da er aussagte, er habe an demselben Tage bei einem Speisewirth, Namens Dûbois, in der Straße St. Thomas dû Louvre, zu Mittag gegessen, so ließ man die Aufwärterin dieses Speisehauses kommen, die jedoch seine Behauptung bestätigte, mit der Versicherung, er habe ganz allein gegessen, wie er gewöhnlich zu thun pflege; er habe sich nie zu den andern Handwerksburschen, die auch da äßen, gesellt.

Louvel wurde im Louvre dem Leichnam des Prinzen gegenübergestellt; man wollte dadurch theils den Thatbestand berichtigen, theils vielleicht noch einige Geständnisse von ihm erlangen. In dem Saale, wo der Leichnam verdeckt lag, befanden sich viele vornehme Personen vom Hofe, die alle weinten; nur Louvels Augen blieben trocken. Man enthüllte den blutigen Körper. Hr. Grandet, Instructionsrichter, fragte ihn: Kennst du diese Wunde? — Ja; die stammt von mir. — Im Namen der göttlichen und menschlichen Gesetze, bei deiner ewigen Seligkeit, bei dem Blute des Prinzen, der noch in seiner letzten Stunde für seinen Mörder um Gnade bat, fodere ich dich auf, deine Mitschuldigen zu nennen. — Ich habe keinen. — Wer hat dir den Gedanken an diese furchtbare Greuelthat eingegeben? — Der Wunsch, den Großen eine Warnung aufzustellen; die Bourbons sind unsere Feinde, und als solche behandle ich sie.

Ein anderes feyerliches Verhör ergab folgendes:

Frage: Wer verleitete dich zu dem Verbrechen, das du begingst?

Antwort: Meine Ansichten, meine Gesinnungen.

Fr. Was sind das für Ansichten, für Gesinnungen?

A. Sie sind, daß die Bourbons Tyrannen sind und Frankreichs entschiedenste Feinde.

Fr. Warum hast du dich, wenn du diese Meinung hegtest, gerade wider den Herzog von Berry ewendet?

A. Weil er der jüngste Prinz der königlichen Familie ist, und weil bei ihm am meisten zu fürchten steht, er könne diesen für Frankreich verderblichen Stamm fortpflanzen.

Fr. Fühlst du nicht Reue über deine That?

A. Nein.

Fr. Hat dich niemand dazu verleitet? niemand darum gewußt?

A. Nein.

Man wollte Louvel überreden, er habe fehlgestoßen, der Prinz lebe noch. O, antwortete er, darüber bin ich ruhig; er stirbt gewiß eher als ich.

Man fragte ihn, ob er Franzos sey. Seht ihr mir denn nicht am Gesicht an, erwiderte er, daß ich ein echter Franzos bin?

Ferneres Verhör, im Angesicht des Leichnams:

Fr. Erkennst du den Prinzen, den du ermordet hast?

A. Ich erkenne ihn.

Fr. Du wirst hiermit nochmals aufgefordert, deine Mitschuldigen zu nennen.

A. Ich habe keine.

Fr. Wenn das Gericht der Menschen nichts über dich vermag, so denke an Gottes Gericht.

A. Gott ist nichts als ein Wort; er ist nie auf Erden erschienen.

Fr. Was hat dich zu einer so verbrecherischen That vermocht?

A. Wenn ich sie auch hätte unterlassen wollen, — ich konnte es nicht.

Fr. Was bestimmte dich dazu?

A. Ich wollte den Großen in Frankreich eine Lehre geben.

Fr. Du bleibst also dabei, daß dich niemand zu Begehung deiner Unthat verleitet hat?

A. Niemand. Uebrigens giebt es ja hier zu Lande Richter und Gerechtigkeit. Ein hochweises Gericht thue seine Schuldigkeit und mittle meine Mitschuldigen aus, wenn es glaubt, ich habe welche.

Es sagte jemand zu Louvel: was hat dir diesen schändlichen Vorsatz eingeflößt? „Nichts von schändlich, bitt' ich mir aus," war seine Antwort.

Ein Untersuchungsbeamter sagte zu ihm: „Elender! weißt du, daß der Prinz, den du durchbohrtest, so gnädig war, daß er den König für seinen Mörder um Verzeihung flehte? — Das hab' ich nicht gewußt, erwiederte er, und vergoß einige Thränen. — Diese Huld überrascht dich, fuhr der Beamte fort; du bist davon gerührt. Wenn der treffliche Prinz, zum Heile Frankreichs, wieder lebendig werden könnte, gewiß du würdest ihn nicht zum zweiten Mal er-

Digitized by Google

morden. — Doch! antwortete Louvel kalt, und trocknete sich die Augen; er müßte nochmals bluten.

Man weiß, daß Louvel sich über die ihm dargebotene Kost beklagte, und daß er Wein verlangte, den er auch bekommen hat. Jemand, dem er diese Veränderung seiner Nahrung voll Freuden erzählte, leitete allmählich das Gespräch auf die Vorwürfe seines Gewissens und auf die unglücklichen Folgen, die aus seiner That entstehen könnten. „Seyn Sie ruhig, antwortete er kalt, ich habe überlegt, ehe ich handelte; ich wußte, was kommen wird. Mein Tod ist gewiß."

Bei einem Verhör äußerte Louvel folgendes: Seit vier Jahren gehe ich mit meinem Plane um. Ich wollte mein Vaterland von seinen Tyrannen befreyen; ich faßte dieſen ins Auge, weil er allein Kinder zeugte. Hätte ich mich durch die Flucht gerettet, so wäre es zunächst an den Herzog von Angouleme gekommen, und so weiter.

Louvel versichert, er habe an jenem Tage sein Vorhaben fast schon aufgegeben gehabt, da er beim Anfahren des Prinzen an der Oper hörte, daß die Kutsche um 11 Uhr wiederbestellt wurde. „Ich überlegte, sagte er gleichgültig, daß ich darüber zu spät zu Bett kommen würde, und ging ein wenig im Palais-Royal auf und ab. Ich genoß etwas in einem Kaffeehaus; als es aber halb 11 schlug, dachte ich doch, es sey besser, heute noch mit dem Ding zu Ende zu kommen, und ging nach dem Opernhaus zurück, wo ich 10 Minuten eher ankam, als der Prinz einstieg."

Wenn man zu ihm sagt, man werde ihn zu den verhaßtesten Meuchelmördern zählen, so antwortet er: Brutus, der Befreyer seines Vaterlandes, war kein Meuchelmörder.

„Ihr habt von Glück zu sagen, äußerte Louvel am Morgen nach seiner Festnehmung, daß es euch gelungen ist, mich zu erwischen. Es fehlte wenig, so war ich entkommen, und hätte nicht ein fataler Fiacre im Wege gestanden, ihr hättet mich nicht einholen sollen. Ihr hättet dann gesucht und gesucht, und nicht gefunden. Ihr hättet euren Verdacht in die obern Stände geworfen; ich hätte mich ruhig aufs Ohr gelegt, und den Tag darauf, oder ein Paar Tage nachher, hätte ich von vorn angefangen."

Zwei Tage nach verübter That sagte er eines Morgens zu einem Gendarmen, der ihn bewachte: O ich Glücklicher! seit lange habe ich keine so erquickende Nacht gehabt wie diese, ich habe acht Stunden in einem fort geschlafen.

Der Mord geschah Sonntag Abend. Den Sonnabend darauf sagte er zu einem seiner Wächter: Heute ist Sonnabend? mein Gott, wie die Zeit vergeht. Ist mirs doch, als wär' es erst seit gestern — !

Kaiser Napoleons Wiedergeburt. (Beschluß.)

Vor seiner Entfernung ließ sich N. . . seine Privatcorrespondenz aushändigen, auch eine Menge Papiere verbrennen. Als der Verf. damit beschäftigt war, kam er dazu und fand einen Brief des Duc de . . . „Verbrennen Sie diesen nicht, sagte er zu Ch. ., er kann Ihnen zur Empfehlung nützen. Der Duc wird nicht ermangeln, dem Thronfolger seine stäte Treue zu rühmen, und wenn er erfährt, daß Sie einen brieflichen Beweis haben, wie er sich mir zu Füßen geworfen, so wird er ängstlich suchen Ihnen Dienste zu leisten." — Der Verf. fand mehr dergl. — In Malmaison, wohin N. . . den 25. Juni ging, richtete sich seine Seele wieder auf; er ermannte sich. Sein Abschied an die Soldaten wurde aber nicht in den Moniteur aufgenommen.

Nun machte sich N. . . mit dem Gedanken vertraut, sich nach England zu begeben; man war sehr unruhig, ehe er wegging, indem seine bloße Gegenwart noch Furcht einflößte. Unter dem Scheine des Schutzes seiner Person setzte man ihm in der Person des General Becker sogar einen Aufseher; man rufte die ergebenen Officiere ab, auch den Verf. und seinen Collegen, den Baron Fain. — Man drang immer heftiger in N. . . Abreise, und der Verf. erzählt darüber einen derben Auftritt zwischen dem Marschall Mr. d'Avouſt und dem General Flahault, der dem Ersten nicht zur Ehre gereicht; solch Unglück verdiente wohl die Achtung Eines, der noch vor kurzem seinen Rücken vor N. . krümmte, und seine Creatur war. Der Verf. nahm endlich von seinem Herrn Abschied, weil ihn, wie er sagt, eine blinde 74jährige Mutter zurück hielt. Bei dieser Gelegenheit sagte N. .: „Was auch mein Schicksal sey, niemals werde ich mein letztes Ende um einen Augenblick beschleunigen." Der Verf. rieth ihm, sich selbst als Opfer für's Ganze auszuliefern; aber er erhielt die hochsinnige Antwort: „Eine Nation von 30 Millionen Menschen, welche dieses Opfer duldete, würde auf immer entehrt seyn" — Als endlich alles zur Abreise bereit war, umarmte er die Prinzessin Hortensia, mit seine Freunde, und empfahl ihnen nochmals Einigkeit, Muth und Ergebung. Seine Fassung war ruhig, seine Züge heiter, den 29. Juni Abends 5 Uhr warf er sich in den Wagen, und sah sich noch oft nach Malmaison um. — Seine Arretirung durch die Engländer u. s. w. ist alles bekannt genug. Die Deputirtenkammer merkte spät genug,

Digitized by Google

in welchem Sinn Fouche gehandelt hatte. Die dreifarbige Cocarde in Paris verschwand, das Geschrei: „es lebe die Nation! es lebe die Freiheit!" verstummte. Fouche war Polieeyminister geworden, und den 8. Juli zog Ludwig XVIII triumphirend wieder in seine Hauptstadt ein. Zur selben Zeit war N. . mit seiner Einschiffung in Rochefort beschäftigt. Allgemein war dort das Geschrei, es lebe der Kaiser! den 15. ging er an Bord, übergab sich den 16 Juli den Engländern mit Zuversicht, protestirte umsonst gegen den Transport nach St. Helena, und kam dort den 18. Oct. 1815 an. — Der Verf. schließt seine Memoiren also: „Man hat sich verwundert, daß N. . sich selbst hat überleben wollen. Er hätte sich umbringen können. Aber war ein solches Ende seiner würdig? Ein König, ein großer König muß nicht den verzweifelten Tod eines Verschwörers, eines Partheiführers sterben. Er muß, um mich der eigenen Ausdrücke des berühmten Gefangenen auf St. Helena zu bedienen, er muß über die härtesten Stöße der Widerwärtigkeit erhaben seyn. Nein! es war des großen N. . . s würdig, die Unbeugsamkeit seiner Seele dem Unbestand des Glücks entgegen zu stellen, und so wie jener Römer, welchem man vorwarf, daß er sich nach einem großen Umsturz nicht den Tod gegeben habe, wieder antworten können: Ich habe mehr gethan, ich habe fortgelebt!" — Was alles die Welt durch diesen Einen Mann gelitten, das wissen wir Zeitgenossen; was ihm die Welt zu danken habe, das werden die Nachkommen zu würdern wissen. Der sich Alles zu seyn und zu wirken dünkte, war doch ein Werkzeug einer höhern Lenkung. Möchte diese Lehre aus den Memoiren den menschlichen Stolz in Menschenachtung verwandeln!

Von der Inquisition in Spanien,

d. h. von der, Gott und der Zeit sei Dank, nun, nach den letzten Ereignissen in Spanien, gewesenen, theilt ein kürzlich in deutscher Uebersetzung erschienenes Buch, schauderhafte Geschichten mit, die dem Leser von neuem Gelegenheit geben, sein Geschick zu preisen, daß ihn in Ländern und Zeiten geboren werden ließ, wo das Ungeheuer eines sogenannten heiligen Tribunals, seinen fürchterlichen Stachel verloren hat, und wo für den ruhigen Bürger, für den Denker, für den Forscher der Wahrheit, kein Martergewölbe sich wölbt, kein schreckliches San benito mehr gepinselt wird, kein Scheiterhaufe mehr flammt; wo nichtswürdige Angeberei wenigstens diese Folgen nicht mehr hat und wo überhaupt von Tage zu Tage mehr, das Schlechte, Willkührliche und Empörende, in seiner Nacktheit ans Licht gezogen und einer verdienten Vernichtung übergeben wird.

Das Buch, von welchem wir hier sprechen, heißt: „Isaac Martin, eine spanische Inquisitions-Geschichte, mitgetheilt von Man. Mendoza y Rios, und ist (so sagt der Titel) aus der spanischen Handschrift, von D. Fr. Hebenstreit, ins Deutsche übersetzt.

Isaac Martin war ein engländischer Kaufmann, der, seiner Handelsgeschäfte wegen sich kurz nach dem Utrechter Friedensschluß, mit seiner Familie nach Malaga einschiffte, wo er sich häuslich niederließ und mehrere Jahre seinem Geschäfte lebte. Gleich anfangs wurden ihm zwar hier einige Unannehmlichkeiten bereitet, weil man ihn seines Vornamens wegen, für einen Juden hielt, welcher Verdacht in den Augen der eifrigen Spanier dadurch noch mehr erhöht wurde, daß sein einer Sohn den Taufnamen Abraham trug; vermittelst seiner Zeugnisse indeß, und durch das Verwenden des Consuls seiner Nation, ward dies vorläufig beseitigt und Martin lebte fortan ohne alle Ahnung von Gefahr und auch ruhig, einige zurückgewiesene Versuche von Bekehrungssucht abgerechnet.

Endlich, nach Verlauf von 4 Jahren, als Martin gerade auf dem Puncte stand, seine Geschäfte in Spanien abzuschließen und mit den Seinigen nach England zurückzukehren, erschien eines Abends ein Trupp Vermummter vor seiner Thüre, begehrte Einlaß, und da Martin der späten Tageszeit und des verdächtigen Aeußern der Klopfenden wegen, die Thür nicht öffnen wollte, erbrachen sie selbe und drangen in sein Zimmer. Jetzt gaben sie sich als das was sie waren, als Diener des heiligen Officiums, nehmlich, zu erkennen, befahlen Martin sich schnell anzukleiden, verwarfen alle Protestation, stießen des Kaufmanns weinende und flehende Gattin zurück und schleppten ihn dem bischöflichen Pallaste zu, wo ihn ein unterirdischer Kerker aufnahm. Nach vier Tagen wurde der Unglückliche seinen sogenannten Richtern zum Verhör vorgestellt. Nach einer Reihe Fragen über Namen, Alter, Stand, Vaterland, Religion (Martin war ein englischer Protestant) u. d. gl. wurde ihm angekündigt, daß er nach Granada geschafft werden würde, und die Wohlthat, sein armes Weib und seine Kinder noch einmal zu sehen, abgeschlagen. Die Ursache, warum man ihn die Freiheit genommen hatte, erfuhr er übrigens nicht.

Schon am folgenden Tage ging die Reise nach Granada vor sich. Martin wurde gefesselt auf

Digitized by Google

ein Maulthier gesetzt, zwei Reiter nahmen ihn in die Mitte und so gings fort. Der Pöbel, überall Maulaufsperrend, begaffte den Zug und schrie mitunter: Fort mit dem englischen Juden! auf den Scheiterhaufen mit dem verfluchten Ketzer! u. s. w., welche Exclamationen dem armen Martin eben nicht zum Troste gereichten. Unterwegs warf ihn sein Maulthier ab, wobei er, der Gefesselte, jedoch weiter keinen bedeutenden Schaden nahm, im Gegentheil den Vortheil erhielt, daß seine ziemlich menschlichen Begleiter ihm die drückenden Ketten abnahmen, und blos mit Stricken banden. Ein unterwegens angetroffener Landsmann unterstützte ihn mit Geld und gab ihm einige Nachrichten von den Seinigen, die jedoch auch nicht vorzüglich beruhigend waren. Am dritten Tage langten sie in Granada an. Vor den Thoren legten ihn seine Begleiter die Fesseln wieder an und so wurde er im Abenddunkel in den Pallast des heiligen Officiums gebracht, wo ihn abermals ein Kerker aufnahm. (Characterisirend ist, daß stets alle Schlachtopfer der Inquisition im Abenddunkel oder Nachts in möglichster Stille in ihre Kerker geschleppt werden; nie bei hellem Tage. Schon dies deutet furchtbar das Werk der Finsterniß an.) Alles bei sich führende Geld und Geldeswerth ward ihm genommen, jedoch versichert, daß er es nach Befinden der Umstände, wieder erhalten würde; dann ward ihm befohlen nicht laut zu reden, nicht zu singen (wir glauben die Lust wird ihm ohnedem wohl vergangen seyn) nur auf den Socken zu gehen, kurz der höchsten Stille sich zu befleißigen, bei Strafe empfindlicher Züchtigung. (Nur 200 Stockprügel. Mehr erlaubt die Milde des heil. Officiums nicht.—) Speise und Trank wurde ihm leidlich, für einen Nordländer jedoch etwas knapp zugemessen, gereicht; ein Barbier aber mit der Bemerkung abgeschlagen: „Leute seiner Art würden jährlich nur dreimal rasirt" (Da müssen die armen Teufel ja wohl Juden ähnlich werden, sie mögen wollen oder nicht.) Nach 8 Tagen fand sein erstes Verhör statt. Das dauerte ein Paar Stunden, drehte sich um eine Menge Fragen nach ihm und den Seinigen, den Lehrsätzen seines Glaubens, seinem früheren Leben u. d. gl. Warum man ihn festhielt, erfuhr er noch immer nicht, sondern man bemühte sich blos, ihn darauf hinzuleiten, freiwillig zu bekennen was er alles während seines Aufenthaltes in Malaga gethan habe, und so ihn gewissermaßen zu einer Selbstanklage zu führen. Uebrigens waren die Herren Inquisitoren ziemlich human in ihren Aeußerungen, und empfahlen ihm, Muth zu fassen, was in einer solchen Lage und in solchen Händen aber keine leichte Sache seyn mag, denn, setzten sie hinzu: „Ihr müßt wissen, daß ihr unter Christen und nicht unter Heiden seyd." (Wir glauben, daß es sich bei den Heiden ein ganz Theilchen ruhiger seyn läßt, als bei solchen Christen.)

Bei einem zweiten und dritten Verhöre, die sich in ziemlichen Zwischenräumen folgten, gings wie beim Ersten. Eine Menge Fragen die nichts bezweckten, als eine Selbstanklage von dem Gefangenen herauszubringen und nebenbei darauf hinsteuerten, ihn zu bekehren, wozu jedoch Martin keinen Trieb verspürte und solches stets offen erklärte. Da sein Bart bis zu einer ungemeinen Länge gediehen war, so meinte der eine Inquisitor: Man habe ihn zwar als einen geheimen Juden angegeben, doch wolle er es nicht glauben, obschon er einen wahren Judenbart hätte. (Da wären unsere ci devant Turnmeister schlecht weggekommen mit ihren patriotischen Bärten.) Endlich im 4ten Verhör wurden dem Gefangenen die Anklagepunkte zum Theil vorgelesen, welche ihn die Ehre verschafft hatten, dem heil. Officium in die Klauen zu fallen, und sie waren größtentheils so, daß ein Inquisitionsgericht dazu gehört, um auf solche allgemeine, größtentheils unbegründete Angebereien einen Menschen aus dem Kreise der Seinigen, ohne Urtheil und Recht, wegzureissen und einzukerkern. Meist bestanden sie in aufgeschnappten und nichtswürdigerweise wiederberichteten, oft dazu verdrehten Reden des Gefangenen, die dieser theils mit Bekannten und Landsleuten, theils mit Spaniern geführt hatte, wobei freilich manchmal die Unklugheit des Isaac Martin in einem hellen Lichte erschien, indem er, alle Regeln der Klugheit und Vorsicht vergessen, unbedachtsam genug gewesen war, in einem Lande wie Spanien sich manchmal in ein streitendes Gespräch über Glaubenssätze einzulassen, welches wir von allen unnützen Gesprächen für das allerunnützeste halten, überall, nicht blos in Spanien, indem durch solche allgemeine und oberflächliche Redereien nie und nimmer etwas Gescheutes bezweckt wird. Bei diesem, wie bei allen folgenden Verhören, wurde übrigens stets fortgefahren, dem Ketzer den Uebertritt zu der allein seelig machenden Kirche dringend und als das einzige Mittel schnell und ohne Strafe dem heil. Gerichte zu entkommen, empfohlen, wie wohl immer ohne allen Erfolg, da Martin, was ihm sehr zur Ehre gereicht, fest an seinem Glauben hing. Auch ein Defensor wurde ihm zum Schein (was geschieht nicht alles zum Schein in der Welt!) ernannt, Sennor Don Jose (so hieß der treffliche Vertheidiger) wußte aber zu Gunsten seines Clienten weiter nichts vorzu-

Digitized by Google

bringen, als daß er den hartnäckigen Ketzer um der Virgen de los mil dolores willen der Gnade des heiligen Gerichts empfahl, welcher Ausspruch denn auch von den Beisitzern des heil. Tribunals, seiner großen Weisheit wegen, höchst beifällig aufgenommen wurde. Da es mit der Bekehrung bei den Verhören nicht gelingen wollte, so wurde dieselbe nunmehr von 3 Gliedern der Inquisition zugleich in Martins Kerker versucht, und wie dies auch nicht anschlug, so entschloß man sich zu einer heiligen Gaukelei. Man brachte nehmlich Martin in einen besseren Kerker, (es war um die Zeit des Pfingstfestes; im November des Jahres vorher war der Arme verhaftet worden) unter dem Vorwande, seine Klagen über das Erleiden der unsäglichen Hitze im ersten, engen Gemach, beherzigt zu haben, und empfahl ihm von neuem sich zu Gott zu wenden und in sich zu gehen. Gegen Mitternacht erwachte der Gefangene von einem fürchterlichen Donnerschlage, der das ganze Gemach erschütterte; alles um ihn her schien in Flammen zu stehen; er wollte vom Lager aufspringen, eine unsichtbare Gewalt warf ihn zurück, tiefe Finsterniß umgab ihn, der Kerker bebte wie von unterirdischen Stößen, ein kalter Athem wehte Martin an, der Boden öffnete sich und eine furchtbare Stimme rief dreimal seinen Namen. Jetzt schlägt der Geängstigte die Augen wieder auf, eine blutrothe, scheußliche Gestalt steht vor ihm und ruft ihm zu: „Isaac! Isaac! Isaac! bekehre dich eh' es zu spät ist." In demselben Augenblick trifft ein heftiger, wahrscheinlich electrischer Schlag, seine Brust. Gedenke dieses Augenblicks! tönt es noch ihm zu, das Phantom verschwindet und Flammen sprühen aus dem Boden, in den es versank. Der arme Isaac war ganz außer sich, die geistlichen Herren hatten ihre Comödie so gut executirt, daß Alles den Anschein großer Wirklichkeit erhielt und wohl manchmal schon mochte gute Dienste gethan haben. Der Kerkermeister, dem Martin sein Begegniß mittheilte, meinte: Gott warne ihn, er solle den Fingerzeig nicht unbenutzt lassen Indeß Martin war einmal ein eingewurzelter Ketzer und weder die Ermahnungen des heil. Officiums, noch die Stimme der Geisterwelt vermochte ihn zu bekehren So vergingen wieder 3 Wochen, da wurde der Unverbesserliche plötzlich von neuem seinen heil Richtern vorgeführt. Die Vorhalle des Gerichtssaales war gedrängt voll Menschen, das heil. Officium diesmal in pleno und alles sehr feierlich und sehr glänzend decorirt. Er mußte niederknien, ein Strick wurde ihm um den Hals geworfen, so ward ihm sein Urtheil publicirt. Ein Geistlicher las nämlich, vor dem Hochaltar der Kirche, wohin der Zug durch öde Kreuzgänge sich begeben hatte, die sämmtlichen Anklagepunkte laut und langsam ab, (von Martins Einwendungen dagegen und Vertheidigungen kam weislich nicht eine Sylbe vor,) dann hieß es, das heil. Officium habe aus besonderer Milde ihm eine sehr gelinde Strafe zuerkannt, die in nichts anderm als ewiger Verbannung aus Spanien und dessen Colonien, benebst 200 Geiselhieben, bestand. Warnend wurde hinzugesetzt, daß wenn er sich einfallen ließe, spanischen Grund und Boden wieder zu betreten, Festungsarbeit auf Zeitlebens seiner harre. (Beschluß folgt.)

Reise in Asien.

Im Jahr 1817 machte ein englischer Lieutenant, Herr William Heude, eine Reise von der Malabarischen Küste bis nach Constantinopel, über den Persischen Meerbusen, durch Arabien, Mesopotamien, Kurdistan und durch die europäische Türkei. Seine Beschreibung dieser Reise liefert interessante und unbekannte Züge; sie ist jetzt zu Paris ins Französische übersetzt worden, und enthält außer mehrern bunten Kupferstichen, eine saubere Charte nach Macdonald Kinneir, welche dadurch noch mehr Brauchbarkeit enthält, daß auf derselben, außer der Reiseroute des Heude, die Züge von Xenophon, Alexander, Julian und Heraclius angegeben und den wichtigern Ortschaften die alten Namen mit beigefügt sind. Wir theilen Auszüge mit. — Eine Reise durch jene genannten Länder ist etwas schwieriger und unbequemer als die Reisen unserer schönen Frauen nach Ems und Karlsbad. Den Vers. hatte ein 30jähriger Kriegsdienst, indem er mit dem 15. Jahre eingetreten war, abgehärtet Die eingetretene Friedenszeit begünstigte sein Vorhaben und er reiste im September 1816, wo die Heftigkeit des Moussonwindes sich gewöhnlich legt, von der Westküste von Malabar ab. Es wäre ein Verlust für Menschenfreunde, wenn wir von dort nicht erst die Bemerkung des Verfass. mitnähmen, daß die Malabarische Westküste, ehemahls das Siegstheater der Portugiesen, jetzt in den Händen Englands, mehr Spuren der Kultur und Verbesserung zeige, als die andern Küsten, und daß der Einfluß einer civilisirten Nation nicht zu verkennen sey. Dieser Einfluß kömmt aber besonders den ehemals gedrückten Klassen durch die politische Freiheit der Einrichtungen zu gute, wozu freilich die Meisten aus den obern Klassen, welche sonst ihre Geburt mißbrauchten, sehr scheel sehen sollen. Sie glauben sich dadurch herabgewürdigt, daß das Gesetz alle Menschen auf gleiche Weise in Schutz nimmt. (So malabarisch

Digitized by Google

denkt wohl niemand bei uns?) Die Reise begann sehr unbequem auf einem elenden indischen Nachen, im Regen, von Gestank halb fauler Fische und ranzigen Oels am Bord begleitet. Bei Mangalore sind die Höhlen von Cabri merkwürdig, wovon ehemals jede einen Heiligen zum Bewohner hatte. Der Verf. führt immer Exempel von ausschweifenden Bußübungen und tollen Einfällen der Mystik an, wie wir deren schon aus Zimmermanns Schrift über die Einsamkeit kennen, und worin diese Indier mit unsern heil. Franzen, Dominikussen u. s. w. wetteifern. Die Missionarien geben sich viele Mühe, sie zu bekehren, vielleicht nur um eine schädliche Intoleranz an die Stelle zu setzen. Goa, daß die Punschliebhaber wegen des Arrak kennen, war ehehin die Hauptstadt eines mächtigen Reichs. Tapferkeit und Unternehmungsgeist hatten es errichtet, als Portugall ruhmvoll dastand. Luxus, Müssiggang vernichtete es unter der Herrschaft des frommen Aberglaubens. Jetzt sind mehr Priester dort als Soldaten, mehr Kirchen als Schanzen; Stolz und Scheinheiligkeit ist noch da, aber kein Handel und keine Manufacturen. So steht Goa wie ein Leuchtthurm warnend vor den Klippen des Priestereinflusses und der Ueppigkeit; wird es andern nützen? — Bei Bombai gedenkt der Verf. der noch immer großen und wachsenden Macht der Englischen Compagnie in Indien. Sie zählt 50 Millionen Unterthanen, eine Armee von 200000 Mann, und eine Flotte mit 3735 Kanonen! — dieser Besitz sey befestigter als je, und er glaubt durch diese Darstellung vergeblichen Versuchen kriegerischer Angriffe zuvor zu kommen. In Maskadi sind die Einwohner der Secte des Abadi zugethan und sehr tolerant gegen jede Religion; man kann wetten, eine mahomedanische Literatur-Zeitung würde dort nicht so grob auf andere Confessionen, noch weniger auf Könige und Fürsten schimpfen, als die hochberühmte Landshuter Lit. Zeitung. Die Sclaven in Mascate sollen es bei ihren Herren besser haben, als bei uns die Cammerjungfern. Die Sclaverei der Menschen liegt nicht in dem Namen, so wenig als unsere Freiheit. Das ehemals durch Pracht und Ueppigkeit der Frauen berühmte Ormus ist zu einem elenden Dorfe herabgesunken. - Der Verfasser bereist nun den Persischen Meerbusen und empfiehlt seinen Landsleuten die Insel Karek zu einer befestigten Niederlassung, um diese Gegend zu beherrschen; das ist ächt englisch. Er beruft sich dabei auf das Beispiel Rußlands, das jeden Berührungspunkt mit Persien befestige und dann das Gesetz diktire. Die Perlen, die man bei der Insel Bahrein fischt, sollen nicht die Güte wie die von Ceylon haben, und sollen besonders in den ersten 30 Jahren ihre Farbe verlieren. Von Bassora aus nach Bagdad reiste der Verf. mit einem Boten des engl. Consuls, einem Türken, Aly Aga, der ein großer Lügner und ein großer Branntweintrinker war. Bei der Abreise mußte der Verf. den Derwischen ein ziemliches Geschenk machen, damit sie für ihn beteten; es giebt also auch dort jura Stolae. Aly half den heiligen Mönchen das Geld nachher vertrinken. Am Zusammenfluß des Tigris und Euphrats bei Corna, (sonst Apamea) sah der Verf. die Gegend des Gartens Eden oder Paradieses, ohne in selbiger — wie es oft mit schönen Namen geht, ein Paradies zu finden. Mit sehr elenden Rossen ging die Reise durch die Wüste, wo der Verf. die Proben der edelsten Gastfreundschaft bei dem Cheik Mohamud erfuhr. Auf dem Wege geriethen sie unter einen Schwarm wilder Bedouinen und in große Lebensgefahr; der Coran rettete sie. Der Seyd nämlich sprang unter die Lanzen, fiel auf die Knie, bedeckte seinen Kopf mit einem kleinen Amulett von Kupfer, auf welchem einige Sprüche des Coran standen, und fing an zu beten. Dieß entwaffnete die wilden Räuber so, daß sie nun die Beschützer wurden. Die Grimassen der Heucheley vermischten sich hier mit den höchsten Wirkungen der Religion, und brachten die Frucht des Friedens und den Schutz der Macht für den Ohnmächtigen hervor. Ein kleines Geschenk von Tabak nahm die Herzen der Araber vollends ein, die eine der ärmsten Horden ausmachten. Die langen Abendgebete der Mahomedaner fand unser christlicher Reisender sehr ermüdend; der Sohn der Wüste hat freilich unsere andern Abendzeitvertreibe nicht, und macht sich einen aus der Pflicht. Aber ihre Handelsweise gegen den Gastfreund entspricht diesen Ceremonien. Der Verf. befand sich bei der Horde des Scheik Hamoud, als er wegen Unpäßlichkeit um ein wenig Milch bat. Es fehlte eben daran, aber mehrere ausdrückliche und einige freiwillige Boten machten einen Weg von etlichen Meilen, um dem Verlangen des Gastes Genüge zu leisten. — (Beschluß folgt.)

Auslassung.

In No. 34. S. 268. in der Antwort des Redakteurs an Herrn von Kotzebue, und zwar am Schlusse desselben, ist folgendes von dem Setzer, nach den Worten: für ihr Wochenblatt zu arbeiten, weggelassen worden: Ich schließe dieses daraus, weil Sie seit zwei Monaten nichts für dasselbe gearbeitet haben.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 36. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 Avril.

Reise in Asien.

(Beschluß)

Bei Hillah bemerkte der Verf. die unscheinbaren Trümmern des alten Babylon, wovon uns wenigstens die babylonische H...e im Andenken geblieben ist. Hügel, Gräbern gleich, bedeckten die ehemaligen Prachtgärten der berühmten Semiramis, und auf das Geräusch üppiger Ausschweifungen aller Art, das uns Curtius von den Babyloniern meldet, ist eine Todtenstille gefolgt. Der Engl. Resident Rich in Bagdad hat diese Gegend umständlicher untersucht und beschrieben. Hier thronte der Uebermuth des Nabuchodonosor, der eine Zeitlang Gras fraß, und dem nachher sein Hof bewillkommend zurief: „Heil unserm Könige, der kein Ochse mehr ist!" — Merkwürdig sind die Prophezeihungen von der gänzlichen Vernichtung der stolzen Babel in unsern heil. Schriften. Die Ruinen des alten Etesiphon liegen ebenfalls auf diesem Wege, wovon noch die sogenannte Arkade des Cosroes, Tackht, Kersera sichtbar ist. Auf der andern Seite des Tigris trifft man auf Ruinen, die man für die des alten Seleucia hält, das der bekannte General Alexanders gründete. Der Verf. kam glücklich in Bagdad an. Er thut von da einen Rückblick auf die durchwanderte Wüste Arabiens, wir begleiten diesen Blick. Die lebensgefährlichen Winde treiben dort den Sand wellenförmig auf, und begraben oft den Wanderer; der hinwiederum durch optische Erscheinungen, als sähe man unermeßliche Seen, Städte, Garten, getäuscht wird, während er nahe am Verschmachten ist. Das glückliche Arabien, eine Benennung, die es nur im Vergleich mit dem steinigten verdient, ist gar nicht besonders von der Natur begünstigt. Der Araber hält der Hauptfarbe nach das Mittel zwischen dem Hindu und dem Tartar. Er ist erstaunlich heftig in Zärtlichkeit wie im Zorn. Alle Zelte stehen offen, man weiß unter diesen Räubern nichts vom Diebstahl; jeder theilt dem andern mit, wenn Einer in Noth ist; auch kann man auf das gegebene Wort eines Bedouinen bauen. Aber er ist eben so grausam und wild gegen Feinde und Fremde, denen er kein Gastrecht schuldig ist; sie behaupten, Gott habe ihrem Altvater Ismael und seiner Nachkommenschaft die Wüste mit allem, was sich darin antreffen läßt, zur Erbschaft gegeben. Nie sind auch diese Kinder der Wüste ganz unterjocht worden. Cheik ist der einzige Titel, den gewöhnlich die Anführer eines Stammes haben. Seyd und Cherif heißen die Nachkommen des Propheten. Die schönsten arabischen Pferde kommen aus der Provinz Nedged; man unterscheidet 5 Stamm-Racen, und die Ableitung geschieht von Seiten der Mutter, auf welcher Seite man die Reinheit des Geblüts am ersten versichert zu seyn glaubt. Bey Bedeckung der Stuten sind Zeugen zugegen, um den Pferde-Adel beweisen zu können. Das ächt arabische Pferd, gelehrig, stark, schnell wie ein Vogel, ist auch enthaltsam wie das Kameel, und leicht zu ernähren; der Verf. meint aber, daß diese Pferde für ordentliche Kavallerie unserer Art nicht tauglich seyen. — Als unser Reisender in Bagdad eintraf, stritten sich einige Pascha's um die Herrschaft. Die Parthey des geschlagenen Daoud-Effendi rüstete sich aufs neue, und bemächtigte sich des Quartiers Cheik genannt, welches das ansehnlichste ist, weil der Cheik Abdulkadir da begraben liegt, ein berühmter Mahomedanischer Heiliger, der — mit Erlaubniß des heiligen Franziskus sey es gesagt — ebenfalls viele wahrhafte Wunder thut. Nun fielen sogar in der Stadt Scharmützel vor. Dem Pascha Sayoud fehlte es an Entschlossenheit, und nach 5 Tagen der größten Verwirrung mußte Sayoud in die Citadelle fliehen, wo er endlich durch List und Verrätherey seines Gegners und sehr nahen Verwandten umkam. Nun wurden dessen Anhänger tüchtig gebrandschatzt und mehrere Köpfe abgeschnitten. So gehts unter einer despotischen Regierung zu! der Verf. giebt die Zahl der Einwohner auf 200,000 an; es sind mehrere Religionssekten hier, und wenn sie uneins werden, so ergreift der Pascha mit Vergnügen die Gelegenheit, beiden Theilen eine Geldstrafe aufzulegen. Die Juden sind hier in großer Verachtung und Vexation, und man drückt sie wie Schwämme aus, wenn sie sich bereichert haben. Sie wurden hungrig eingesperrt, bis sie für das Geschenk, das der neue Pascha dem Großherrn zu machen hatte, Wechsel auf ihre Glaubensgenossen in Konstantinopel ausgestellt hatten; und dort wußte man diese schon zur Arre-

Digitized by Google

klrung zu bringen. Bagdad giebt kein Bild von dem Glanze mehr, den es unter dem bekannten Calif Haroun al Raschid gehabt haben soll; doch stechen seine Gebäude und Waarenlager und Gassen voll Menschen sehr gegen die Wüste ab, von der die Stadt umgeben ist; auch gehören die Einwohner in Behandlung der Europäer unter die höflichsten.

Den ersten März reiste der Verf. von Bagdad mit einem Tatar Aly Aga ab, der dem Großherrn die abgeschnittenen Köpfe zu überbringen hatte. Von Bagdad bis Konstantinopel sind 1800 englische Meilen, wofür er dem Aly für Begleitung und Beköstigung 600 Piaster, etwa 120 thlr. und ein kleines Geschenk versprechen mußte. Die Reise gieng nordöstlich nach den Gebirgen von Kourdistan, einer Gegend, die auf den Landcharten großentheils noch leer steht. Der Verf. beschreibt sie sehr elend mit wenigen armseeligen Dörfern und Orten besetzt. Hier mußte die Peitsche beständig im Schwung seyn, um Lebensmittel herbey zu schaffen; auch die oft gemachten Erfahrungen helfen nicht, die Bewohner wollen zu jeder neuen Lieferung geprügelt seyn. Das heißt ein Vaterland! Aber stebt einmal ein großer Befreier unter ihnen auf, so werden, wie der Verf. meint, tausende aus den kriegerischen Horden herbeyströmen, um sich an den türkischen Unterdrückern zu rächen. Die Reise gieng mit Hülfe der Peitsche à la tatare d. h immer im Galopp Berg auf Berg ab und oft an Abgründen hin bis nach Sulimancy, der Hauptstadt in Kourdistan von etwa 12 — 15000 Seelen. Man verwunderte sich sehr, einen Europäer zu sehen, sprach allerley, unter andern von einer Weissagung, daß die Russen einst ihr Land erobern würden. In jenen Gegenden war diese Weissagung überhaupt überall verbreitet, (durch wen wohl?) und die Furcht vor der Unüberwindlichkeit der Russen dazu. — — Die Kourden sind meistens Nomaden und Nachkommen der alten Parther, das hohe Thal von Sulimancy ist sehr fruchtbar, und hat wegen der Nähe der Schneegebirge zugleich ein gemäßigtes Klima; die Kourden in den tiefern Thälern und Städten haben den trotzigen unbezwinglichen Charakter nicht wie Jene in den Bergen. Die Weiber wetteifern mit den Männern im Reiten und Wildheit. Ein Theil der Gegend gehört zu Persien, der andere zur Türkey. Die Vorgesetzten sind Pascha's von einem Roßschweife, welche thun was ihnen beliebt; es wird alles mit dem Säbel ausgemacht, und die Verwaltung liefert ein wahres Bild der Anarchie. So gehts noch in der besten Welt zu! — In Erbel, dem ehemaligen Arbela, einst dem Zufluchtsort des geschlagenen Darius, fand sich der vertraute Sclave des Pascha von Bagdad, der mit bey der Reisegesellschaft war, hoch beleidigt, daß ihm der Gouverneur nicht entgegen gekommen war. Um diesen wichtigen Knecht zu begütigen, wurde eine große Ceremonie angestellt, und der neue Pascha (Unterdrücker) von Bagdad öffentlich ausgerufen. Wenn der Freuderuf unter der Menge nicht laut genug war, so gab es Leute, die die Achseln der Rufenden bearbeiteten, bis sie recht laut schrieen. Unser Engländer sollte hier mit aller Gewalt ein Arzt seyn, und guten Rath ertheilen. Die Musik bey dem Feste kann der Verf. nicht türkisch d. h. abscheulich genug beschreiben, sie scheinen gar keinen Sinn für Harmonie zu haben.

Der Verf. kam nachher nach Mossoul, in deren Nähe das berühmte Ninive gestanden haben soll; man sieht nur noch bloße Erhöhungen, die den Grabhügeln von Babylon ähnlich sind. Auf der einen steht ein Gebäude, das für das Grab des Propheten Jonas ausgegeben wird, wohin die Juden zu wallfahrten pflegen. Es ist auch gewiß der einzige Mensch, der je in einem so seltsamen Gasthofe, als der Bauch eines Fisches seyn mag, 3 Tage gesund ausgehalten hat. — Der Verf. lobt die Eleganz der Bäder (Hummums) in Mossoul überaus. Unter der Bevölkerung von 40 bis 45000 Seelen sollen etwa 12000 Christen seyn, welche 13 Kirchen haben. Der Handel und Verkehr macht die Menschen freier im Umgang, als anderswo im türkischen Gebiete. Zwischen Mossoul und Nisibin wird eine kleine Wüste von einer Sekte, die Jezidis vom Berge Sinjar genannt, bewohnt, die man für Anbeter des Teufels ausgiebt; vielleicht schonen sie ihn nur, wie jene vorsichtige Alte, die ihm neben ihrem Schutzheiligen auch ein geweihtes Kerzchen anbrennte, indem sie meinte, man müsse aus Vorsorge überall einen Freund haben. Sie selbst geben sich so wie sie es brauchen, für Mahomedaner, Juden und Christen aus. Den Teufel nennen sie „Herr und Meister." „Warum sollen wir ihn zornig machen? sagen sie, hat es Gott nöthig, daß wir den verfluchen, den er straft, und kann es nicht geschehen, daß er ihm verzeiht? Es wäre so gut, als wollte man den Degen gegen einen in Ungnade gefallenen Günstling des Fursten ziehen, der vielleicht Morgen in alle seine Würden wieder eingesetzt wird." Die Anzahl dieser Teufelspatrone, die im Winter in Gebirgshöhlen wohnen, und die meistens in von einander unabhängigen Horden herumziehen, soll sich über eine Million belaufen. —

Digitized by Google

Soliman der Große hat sie einmal sehr in die Enge getrieben, ihre Anführer getödtet u. s. w., daher rührt noch ihr tiefer Haß gegen die Türken.

Bey Diarbeck, dem alten Amida, scheint der Tigris die Grenzen des menschlichen Lebens zu bezeichnen. Denn so wie man über die Brücke kömmt, tritt man gleichsam in den Aufenthalt des Todes, man sieht sich von Gräbern und einer Mauer von schwarzem Marmor umgeben, alle Mauern und Gebäude sind von schwarzer Farbe, man glaubt sich ins Thal der Thränen bey dem finstern Anblick versetzt. Der Verfasser schätzt die Zahl der Einwohner auf 55000 Seelen. Mit dem nahenden Ende der Reise begannen viele Mühseeligkeiten von dem anhaltenden Regen, dazu Mangel an Obdach, Nahrung und Gefahr von ausgetretenem Gewässer. In Maden, noch 800 Meilen von Konstantinopel auf den taurischen Gebirgen, verließen unsern Verf. obendrein seine Begleiter heimlich, bis auf ein paar Tataren. Sie mußten im tiefen Schnee mit Lebensgefahr das Gebirge herabsteigen; bey solchen Fällen, statt das Pferd im Zügel zu halten, giebt ihm der Tatar Sporn und Peitsche, um dessen Furchtsamkeit zu vertreiben und es sicherer auftreten zu machen. Die Lage der Bauern, wenn man den Idecnschlaf abrechnet, ist in den türkischen Gegenden glücklich zu nennen. Er wohnt gut, ist gut gekleidet und von fruchtbarer Länderey umgeben. Sie haben (wie auch anderwärts) das Privilegium zu arbeiten, oder Hungers zu sterben, und sind den wilden Ausbrüchen despotischer Willkühr am seltensten ausgesetzt, ungleich weniger als die Städtebewohner. — Auf dem Olympischen Gebirge hatte der Verf. mit ungeheurem Schnee zu kämpfen, ohne himmlische Gesänge zu vernehmen, und die Pferde wurden immer schlechter, was das schnelle Reiten durch öfteres Stürzen noch beschwerlicher machte. Den 13. April kam Herr Heude endlich in Scutari an, und hier endigt sich seine Reisebeschreibung.

Juden in der freyen Stadt Frankfurt.

Europa und Amerika müssen ganz den Verstand verlohren haben, daß sie sich seit Jahren mit den spanischen Colonieen, den Cortes, der französischen Deputirtenkammer, den englischen Radikalen und andern dergleichen elenden, gesetzter Männer unwürdigen Klatschereien beschäftigen, und die wichtigste Sache der Menschheit, nämlich die Frankfurter Judenschaft darüber aus dem Sinne verliehren. Die Schwachköpfe beider Welttheile bilden sich ein, der Brand von Moskau, die Leipziger Schlacht, der Sturz Napoleons und die Million Menschen, welche der Befreyungskrieg hingerafft — alle diese schrecklichen Dinge wären zu ihrer Unterhaltung geschehen, und den großen Zweck, welchen die Vorsehung dabey hatte, nämlich, die Vertreibung besagter Judenschaft von der Schnurgasse zu Frankfurt, davon ahnden sie nichts. Stein in seiner sehr genauen Geographie sagt, es wohnten 10000 Juden in Frankfurt, obzwar keine 4000 dort wohnen. Allein er sagt dieses metaphorisch, da sie so viel Lärm verursachen als 10000. Ehemals wohnten sie in einer eigenen Gasse, und dieser Fleck war gewiß der bevölkerste der Erde, Malta nicht ausgenommen. Sie erfreuten sich der zärtlichsten Sorgfalt ihrer Obrigkeit. Sonntags durften sie ihre Gasse nicht verlassen, damit sie von Betrunkenen keine Schläge bekämen. Vor dem 25. Jahre durften sie nicht heirathen, damit ihre Kinder stark und gesund würden. An Feiertagen durften sie erst um 6 Uhr Abends zum Thor hinausgehen, daß die allzugroße Sonnenhitze ihnen nicht schade. Die öffentlichen Spaziergänge außerhalb der Stadt waren ihnen untersagt, man nöthigte sie ins Feld zu wandern, um ihren Sinn für Landwirthschaft zu erwecken. Ging ein Jude über die Straße, und ein Christ rief ihm zu: Mach Mores, Jud', so mußte er fein den Hut abziehen; durch diese höfliche Aufmerksamkeit sollte die Liebe zwischen beiden Religionspartheien befestigt werden. Mehrere Straßen der Stadt, die ein schlechtes unbequemes Pflaster hatten, durften sie niemals betreten. Der Handel mit Materialwaaren, weil er viele der Gesundheit schädliche Stoffe unter die Hände bringt, war ihnen verboten. Bediente durften sie nicht halten, denn dieses ist ein Verbrechen gegen die Grammatik, sondern nur Knechte, und als einst ein Actuar im Taumel des Sonntags einem Juden das Wort Bedienter in den Reisepaß gesetzt hatte, und dieser bereits abgereist war, schickte ihm der regierende Bürgermeister einen Husaren nach, der ihn zurückholen mußte, worauf im Passe das Wort Bedienter ausgestrichen, und dafür Knecht geschrieben wurde. Noch viele andere Vorrechte genossen die Frankfurter Juden, und üben sie heute noch aus. Mehrere wichtige Plätze der Stadt, wie die Post, die neuen Krām', die Börse, halten sie militärisch besetzt, und es darf kein Christ ohne ihre Erlaubniß durchgehen. Es ist ihnen verstattet, jeden Fremden oder Einheimischen, der an ihren Waarenläden vorübergeht, so lange an den Kleidern festzuhalten, bis er ihnen etwas Beträchtliches abkauft. Sie dürfen ihre Todten in den ersten 24 Stunden beerdigen, die Christen müssen

Digitized by Google

drei Tage damit warten. Letztere werden in das wöchentlich erscheinende Geburts- und Sterbe-Register nur dann hineingesetzt, wenn sie wirklich geboren werden, oder sterben, die Juden hingegen sogar auch dann, wenn dieses nicht geschieht; denn es wird im Intelligenzblatte ausdrücklich bemerkt, von der Israeliten-Gemeinde sey in dieser Woche Niemand gestorben, Niemand geboren worden, damit sich Jedermann erfreue, nämlich an Ersterem.

Mit allen diesen Auszeichnungen noch nicht zufrieden, hatten die Juden vor 10 Jahren den Revolutionsschwindel, der sich von Frankreich her nach Deutschland verbreitet hatte, benutzt, und sich unter der Großherzoglichen Regierung die sogenannten angebornen Rechte für ein Spottgeld, für eine halbe Million gekauft. Darauf maßten sie sich an, Doktoren, Schuhmacher und Schneider zu werden, sie trieben Wissenschaften und die ganze Technologie, sprachen deutsch, wie Adelung, und aßen mehrere Sorten Wurst. Besonders in Spedition und Kommission haben sie der Menschheit ungeheuern Schaden zugefügt, und hierdurch Europa in die Barbarey des Mittelalters zurückgeworfen Aber der Tag der Erlösung nahte herbei; nach der Schlacht von Hanau erwachte die freie Stadt Frankfurt aus ihrem Siebenschlafe, und mit der neuen Ordnung der Dinge kehrten die Juden in die alte zurück. Diese wollten aber nicht von der Stelle, und klagten beim hohen Bundestage. Hierauf sollten die Christen und Juden sich gütlich vergleichen. Der Senat und der gesetzgebende Körper, beide von „übergroßer Freisinnigkeit" erfüllt, machten billige Vorschläge.

Darob erhob sich Hr. Dr. der Rechte (beider) Ignatz. M. Goll. In einer kleinen Schrift: „Gedanken über die Verhältnisse der hiesigen Judenschaft, spricht der patriotische Mann eben so verständig als wacker gegen die verderblichen Bewilligungen, die man den Juden geben will. Er sagt: man solle sich die bittere Reue ersparen... warnt vor übertriebener Freisinnigkeit ... bedauert, daß die Frankfurter Bürgerschaft ihre Rechte gegen die ungünstigen Aussprüche des Bundestages nicht mit einem Allegat von 400000 Mann, von allen Waffengattungen unterstützen könne... sagt, von der Lebensklugheit und Umsicht der Juden sey alles zu fürchten. ... die Nachwelt werde ein schweres Gericht über ihre Namen ergehen lassen, wenn sie sich schwach zeigten ... die Tücke, Arglist und Schadenfreude der Juden lauerten wie eine Schlange unter grünem Laube ... die Juden nagten wie ein Krebsschaden an dem Marke der Christen, vorzüglich der Handelsleute, und unter diesen vor allem der Ausschnitthändler (das Mark der Frankfurter Christen, vorzüglich der Handelsleute, und unter diesen vor allem der Ausschnitthändler, muß besonders lecker seyn, denn anderswo pflegt es der medicinische Krebs nicht zu berühren, da er nur ein Knochen- und Fleischfressendes Thier ist.) ... man solle aus lauter Freisinnigkeit den Takt für den freien Athemzug der christlichen Bürger nicht verlieren (Takt für den freien Athemzug, ist schön gesagt!) .. um der rächenden Nemesis zu genügen, werden unsere Kinder und Enkel in 20 Jahren vor den Juden mores machen. (Die rächende Nemesis! Das war ungeschickt, Herr Ignatz M. Toll!) — Doch genug der Auszüge, die den herrlichen Geist, der in diese kleine Schrift niedergelegt ist, doch nicht wieder zu geben vermögen. Der Verfasser stellt sich als Redner und Rechtsgelehrter, seinen großen Landsleuten, Göthe, Klinger, Feuerbach, Savigny, Kirchner und übrigen, würdig an die Seite, ja er vereinigt alle Geistesgaben, die Göthe Voltairen zuspricht: Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannichfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme; Magie, Anmuth, Grazien, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Patillantes, Picantes, Delikates, Ingenioses, Styl, Harmonie, Reinheit, Korrektion, Eleganz, Vollendung.

Von der Inquisition in Spanien. (Beschluß.)

Das war nun alles sehr trostreich, besonders die eingestreuten Reden, vor der ganz ausnehmenden Milde des heil. Gerichts. Das Urtheil wurde übrigens sogleich vollzogen. Zwei Kerle bemächtigten sich des Armen, zogen ihm Rock, Weste und Hemde ab, warfen ihm einen Strick um den Gürtel, setzten ihn auf einen Esel, den ein Knabe führte, und so ging der Zug vor sich, den Acht Alguazils (Häscher) umgaben und zahlloser Pöbel, diversen Alters, Standes und Geschlechtes begleitete. So empfindlich auch die Geißelung executirt wurde, so schien diese Strafe dem rechtglaubigen Volke doch bei weitem viel zu gering. Es schrie und tobte entsetzlich, meinte, der englische Ketzer müsse nothwendig verbrannt und seine Asche in alle Winde gestreut werden, und geberdete sich überhaupt so arg, daß die Wache große Mühe hatte, ihre fromme

Digitized by Google

Wuth im Zaum zu halten. Doch gab es auch, zur Ehre der Menschheit sey es gesagt, einige Christen unter diesem fanatischen Haufen. Da der Unglückliche von den Geißelhieben, der Hitze, dem Gedränge, der Angst und Furcht, mehrmal ganz erschöpft war, reichten mitleidige Weiber ihm verschiedenemale Eiswasser zur Erquickung. Endlich war die Marter erduldet, ein Theil der Stadt durchzogen; man brachte Martin in sein Gefängniß zurück und übergab ihn den Händen eines Wundarztes. Nach acht Tagen schlug die Stunde der Befreiung. Martin mußte schwören, nie eine Sylbe von dem zu verlautbaren, was mit ihm geschehen, man gab ihm den Rest des ihn früher abgenommenen Geldes wieder, nachdem eine gehörige Bezahlung für Kost und Logis war abgerechnet worden, empfahl ihn nochmals in sich zu gehen, und so schied er, begleitet von zwei Männern, aus Granada und kam in der dritten Nacht in Malaga an, wo man ihn einstweilen bis zur Einschiffung ins öffentliche Gefängniß einsperrte. Frau und Kinder durften ihn hier besuchen. Bei der ersten hatte es unterdeß an Versuchen zur Bekehrung auch nicht gefehlt; doch war sie, gleich ihrem Manne standhaft geblieben. Noch mußte Martin einen Revers unterzeichnen, über das Vorgefallene ewig zu schweigen (Man sieht, wie besorgt die Herren Inquisitoren waren, daß nichts von ihrem Wirken bekannt werde), dann wurde er nebst seiner Familie auf ein englisches Schiff gebracht und seegelte glücklich, froh den geistlichen Krallen noch so leidlich entschlüpft zu seyn, aus einem Lande fort, wo die Religion der Liebe zu den scheußlichsten Greueln gemißbraucht wird. Ein Verlust von mehreren tausend Thalern, den Martin durch diese Begebenheit an seinem Vermögen erlitt, ist gering zu achten gegen die Angst und den Kummer, die er und die Seinigen ausstanden.

Angehängt sind dieser Hauptgeschichte, außer einem Idiotikon der Inquisitorischen Kanzleysprachen, noch die mehrerer Opfer dieses, die Menschheit entehrenden Gerichtes, die Alle, bis auf Einen schuldlos, d. h. blos um der Wahrheit willen, in den Kerkern, zum Theil auf dem Scheiterhaufen, litten und endeten, und gegen der ihr Geschick, das des Isaac Martin, ordentlich gülden erscheint. Der Einzige, den die grausame Strenge des heil. Officiums nicht unverdient traf, war ein Kapuziner Provinzial, der gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts in Carthagena (im spanischen Amerika) lebte, und durch geschickte Heuchelei sich den Ruf einer exemplarischen Frömmigkeit erworben hatte, dabei aber den Wolff recht tüchtig unter dem Schaafskleide trug. Der fromme Mann war nemlich zugleich Beichtvater eines Beguinenhauses, in welchem, nebst 4 alten und häßlichen, 13 junge und hübsche Mädchen lebten; welche letzteren die Lüsternheit des Herrn Provinzial erregten. Um zu seinem Ziele zu gelangen, benutzte der Heuchler den frommen Wahn seiner Beichtkinder, redete jeder einzeln im geheim vor, der Heiland habe ihn einer Erscheinung gewürdigt und bekannt gemacht, das beste Mittel die irdischen Begierden der guten Kinder abzuleiten und dadurch sie der innigsten Gemeinschaft des Erlösers ganz würdig zu machen, sey — daß sie sich dem Herrn Provinzial ergeben u. s. w. Dieser Betrug hatte die gewünschte Wirkung. Die schmachtenden Schönen konnten nicht umhin, sich dem vorgeblichen Befehle des Himmels zu fügen und der ehrwürdige Beichtiger genoß durch drei Jahre ungestört das Glück eines Sultans. Der Krug geht aber so lange zu Wasser bis er zerbricht; das alte Sprichwort bewährte sich auch hier. Eine der jungen Beguinen wurde lebensgefährlich krank. An der Pforte des Todes stehend, beichtete sie einem andern Geistlichen ihren ganzen Lebenslauf; die Sache mit dem Vollstrecker des himmlischen Willens kam am Tag, das heil. Officium konnte den Greuel nicht ungeahndet lassen; der Provinzial wurde nach Spanien geschafft, behauptete anfangs standhaft die vorgebliche Erscheinung und Aufforderung Christi, ging indeß zuletzt in sich, um den Scheiterhaufen zu vermeiden, bekannte die ersonnene Betrügerei und wurde, weil er ein Cleriker war und man kein öffentlich Aergerniß geben wollte, zur Degradation mehreren Pönitenzen und fünfjähriger Einkerkerung in ein Kloster verurtheilt. Zwar bat der Sünder, die Einsperrung in einem Kloster in eine Haft in den Gefängnissen der Inquisition zu verwandeln, weil, wie er sagte, er voraus sähe, er würde die Klosterhaft nicht überleben, indem er als ehemaliger Provinzial und Quardian, nur zu gut wisse, wie man in Klöstern mit Gefangenen umgehe (Schrecklich! also die Kerker der Inquisition sind wünschenswerth gegen klösterliche Haft.) Indeß vergebens; es blieb beim Ausspruch und der Unglückliche ertrug nur drei Jahre die Gefangenschaft bei seinen Ordensbrüdern; dann endete der Tod seine Leiden mit seiner Schuld.

Michael Salano, ein Pfarrer zu Esco, welchen das Lesen der Bibel auf protestantische Grundsätze geführt hatte, der ein redlicher Mann war, und der sich nicht scheute öffentlich zu bekennen, was er für wahr erkannt hatte, entging dem Flammentode nur dadurch, daß der doch in etwas erwachte Zeit-

Digitized by Google

geist (es war 1805) es nicht mehr räthlich machte, ein Auto da fé zu geben. Man erklärte ihn, den Denker, für Geistesschwach, hielt ihn fortwährend gefangen und, was merkwürdig ist, begrub nach seinem bald darauf erfolgten Tode, seine Gebeine still und geheim in einen Winkel des Inquisitions-Kirchhofes, was sonst nie geschehen war, indem man stets die Ueberreste der Ketzer wenigstens verbrannte.

Jetzt hat die brave Nation der Spanier, indem sie mit edlem Muthe sich Verfassung und bürgerliche Freiheit errang, zugleich das schändliche Joch der Inquisition gebrochen, und es steht zu hoffen, daß dieses höllische Gericht auf ewig aus dem Reiche des Bestehenden vertilgt bleiben wird, nur in der Geschichte noch dastehend, als ein schaudernd Denkmahl gräßlicher, fanatischer Barbarei. —

Englische Sitten; oder der Eremit in England.

Der uns schon bekannte Eremit von der Chaussee d'Antin, Herr de Jouy (Mitglied der französischen Akademie) hat jetzt auch einen Eremiten von London herausgegeben, worin er die Sitten und Gebräuche der Engländer im Anfange dieses Jahrhunderts schildert. Wir theilen Einiges aus dem vor uns liegenden ersten Bande mit, welcher mit einigen Kupfern und einem kleinen Plane der Stadt London ausgestattet ist. — Im Jahre 1700 belief sich die Bevölkerung dieser großen Stadt auf 674,350 Einwohner; im Jahre 1811 rechnete man, mit Inbegriff der anstoßenden Kirchspiele 1,099,103 Einwohner. Wie viel mögen wohl Menschen (im edlern Sinne des Worts) darunter seyn? — Auf St. James-Square steht das Haus, wo der Lord Bathurst, der Freund Prior's, Rowe's, Swift's, Pope's, Addison's ꝛc. geboren wurde, welcher alle diese berühmten Männer überlebte. Der Wein war das Elixir dieses lebensfrohen und lebenskräftigen Greises. Eines Abends, als er schon 89 Jahr alt war, fand sein Sohn, der Canzlar Bathurst, daß es Zeit wäre, die Gesellschaft aufzuheben und daß er das Beispiel dazu geben müsse. Er deutete auf das hohe Alter seines Vaters, dem er beschwerlich zu werden besorgte und bemerkte noch dabey, daß nichts zuträglicher für die Gesundheit wäre, als eine regelmäßige Lebenseinrichtung. Als er die Tafel verlassen hatte, sagte der liebenswürdige Greis: „Meine guten Freunde! weil der alte Gentlemann fort ist, so lassen Sie uns noch einen Stöpsel springen." — Zur Ehre der Frauen gedenken wir des Hauses in Portman — Square, wo die berühmte Lady Montague gewohnt hat. Sie stiftete eine literarische Gesellschaft von geistreichen Frauen, wozu nur eine einzige Mannsperson Zutritt hatte, welche gewöhnlich blaue Strümpfe trug. Man gab davon der Gesellschaft den Namen: Clubb der Blaustrümpfe. (Jetzt hat sich ein weit größerer Clubb Blaustrümpfe-männlichen und weiblichen Geschlechts überall ausgebreitet, welcher auf Alle Jagd macht, die sich einen eignen Gedanken zu haben erlauben). Unsere Lady genießt aber noch eines höhern Ruhms als des literarischen, ohne ihn mit andern zu theilen, nämlich den ihrer so muthigen als aufgeklärten Menschenliebe, womit sie die Inoculation der Pocken beförderte und sich der Sache der gequälten Schornsteinfeger annahm. — Gray's-Inn besitzt das Haus, das einst der Canzlar Baco, der tief und weitblickende, bewohnte, der so groß in der Medidation und so schwach als Mensch und so bestechlich war. (Er hätte zu keiner Untersuchungs-Commission gepaßt.)

Der Gardeofficier, zum Erstenmale im Dienst. „Hopsmann, morgen mußt du mich um 6 Uhr wecken; ich werde kaum zu rechter Zeit auf der Wache seyn; du mußt mir die letzten Stiefeln von Meister Hoby zurecht machen. Gieb wohl acht, daß es nicht die Wellingtonstiefeln sind, oder meine Staatsstiefeln, auch keine von dem andern halben Dutzend in meiner Kammer; es sind die letzten und die Absätze sind mit Kupfer beschlagen. Du mußt sie recht mit der glänzenden Wichse reiben, die nach dem Recept des Lords B.. gemacht und so theuer ist, wo Maraskino, Lavendel-Essenz hineinkommt und einen ordentlichen Lack macht. Höre! Du mußt meine Uniform von Scott abholen und nachsehen, ob sie auf Brust und Achseln tüchtig wattirt sey. Aus der Commode nimm die Pantalons von dem deutschen Schneider, den der Prinz N.. in Schutz nimmt, verwechsele sie nicht mit den Beinkleidern von meinen drei englischen Schneidern. Höre! In die Uniformtasche mußt du zwei Schnupftücher stecken, eins von Battist und eins von Barcellona, sie müssen aber recht parfümirt seyn, auch eine goldene Dose stecke dazu, aber nicht die ciselirte, noch die antike, noch die pariser, sondern diejenige mit dem Bilde der schlafenden Schöne im Walde. Höre! ich werde in meinem Cabriolet zur Parade fahren, weil meine Stiefeln sonst staubig würden und mein Rock schmutzig werden könnte. Höre! Ich werde meine goldene Kette für zwanzig Guineen mit der Lorgnette nehmen, und auf den Abend darfst du nicht vergessen, mir meinen seidenen Schlafrock und meine gestickten türkischen Pantoffeln. Ich brauche auch ein Damenbret und meinen Pudel zum Zeitvertreibe ꝛc. Höre! um die Toilettenstunde

Digitized by Google

bringst du mir ein Hemde von Percal mit hohen Kragen, und meine Staatsuniform u. s. w." (Wer sollte glauben, daß ein englischer Officier solchen Tand brauchte. Es ist noch ein Glück, daß die Kriegscasse solche Beystücke nicht anschaffen muß.) Wie der Anzug, eben so wichtig war die ganze Tagesbeschäftigung unsers Gardisten; man könnte sie neben die Chronik eines Hofjunkers stellen. Wo ist der Staat, der solche Dienste zu belohnen vermag? — Mit der traurigen Geschichte eines höchstwahrscheinlich unschuldig hingerichteten Dienstmädchens, welche in den Verdacht kam, wollen wir unsere Leser nicht betrüben, aber die Beschreibung des Prozesses läßt uns Mängel des gerichtlichen Verfahrens erblicken, wie sie, Gott sey Dank! in deutschen Gerichtshöfen nicht vorkommen können. Die Achtung gegen Unschuld und Menschenleben in Criminalfällen und vor dem ordentlichen Richter ist wahrlich in Deutschland zu Hause. Außerordentliche und Commissionsrichter à la Buonaparte wird man hoffentlich auch unter uns nicht erleben. — Was war das? Da ruft mir Jemand über die Achsel in die Ohren: „das gebe Gott!" — lassen Sie uns zur Erholung mit dem Eremiten in den Park des Regenten spatziren. Da finden wir jüngere und ältere Frauen, die er belauscht, und die theils mit dem Schritt der Begier, theils mit dem Schwanken einer mit sich kämpfenden Unschuld, sich zu verbotenen Zusammenkünften einfinden. Eine junge, einfach aber anständig gekleidete Frau schien besonders zwischen Pflicht und Leidenschaft getheilt, und mit sich selbst entzweit zu seyn. Sie überlas etlichemal einen Brief, vermuthlich den ihres Verführers, schien darüber nachzudenken, schlug die Augen zum Himmel auf, zog den Brief nochmals aus dem Busen, zerriß ihn in tausend Stücke und entfernte sich eilig aus dem Park. — „Bravo!" schrie unser Eremit ihr mit lauter Stimme nach, „Du hast triumphirt; bleib auf immer vor den Schlingen der Verführung gesichert" — hören wir ihn selbst weiter, denn nun kommt ein pikantes Abentheuer. „Ich war über den Ausgang des Vorfalls so entzückt, daß ich erst später ein Buch vermißte, welches ich bey mir gehabt hatte. Ich kehrte um, und traf auf eine gut angezogene Dame, mit halbniedergeschlagenen Augen, und von sehr bescheidenem Wesen. Sie sah mich suchen, kam auf mich zu und fragte mich, ob mir das Buch gehöre, welches sie in der Hand habe. Ich antwortete ja, und sie überreichte es mir mit einer gratiösen Verbeugung, die doch beinahe etwas Studiertes hatte. Nachdem ich ihr Dank gesagt, redete sie mich schüchtern an und sagte: Mein Herr! Ihr rechtliches Aeußere und ihr Alter (dieses Wort hätte ich ihr gern geschenkt) geben einer jungen Frau ohne Erfahrung den Muth, Sie um eine Gunst zu bitten. Reden Sie Madame, antwortete ich, indem ich anfing, sie, ihres Anzugs ohnerachtet, für eine Weltlerin zu halten. — „Ich bin hieher gekommen" fuhr sie fort, „um eine unglückliche Schwester aufzusuchen, welche sich durch eine Heyrath die Unzufriedenheit meines Vaters zugezogen hat, so daß er weder sie, noch ihren Mann sehen will. Ich habe ihr einige Unterstützung gebracht, weil die jungen Leute sehr in Noth sind. (Also doch keine Weltlerin, dachte ich.) Ich durfte nicht mit meiner Schwester nach der Stadt zurückkommen, und kaum war sie fort, als mir schon ein ungezogener Mensch den Weg vertrat; ich fürchte, er möchte jeden Augenblick zurückkommen, denn er machte sich nur fort, als er Sie gewahr wurde." — „Beschreiben Sie mir ihn doch, sprach ich, in der Meynung, es sey ein gewisser Wildfang, welchen ich im Park gesehen, aber es traf kein Merkmal zu." Kurz, sie sprach ihn um seine Begleitung zur Stadt an und sie gingen in angenehmen Gesprächen und feinen Schmeichelreden, bey denen unserm Eremiten an der Seite der schönen Frau ganz warm wurde, weiter. Es war eben Dämmrung geworden. Sie erzählte nun: „Ich heiße Marie Mortimer; mein Vater ist ein achtbarer aber etwas strenger Mann, so daß ich nicht wagen darf, Sie einzuladen, mich bis ins Haus zu begleiten; wollen Sie uns aber morgen Mittag Ihren Besuch in Harley Street No. 9 schenken, so wird meine Mutter, welche um die Zusammenkunft mit meiner Schwester weiß, Ihnen sehr gern für Ihren mir geleisteten Dienst danken. Dank! rief ich; (und ihre auf meinem Arm ruhende schöne Hand erregte eine Empfindung, welche mich um meine Kaltblütigkeit und gewohnte Vorsicht brachte.) Ich verdiene keinen Dank, aber ich werde es mir zur Ehre rechnen, die Bekanntschaft mit einer so liebenswürdigen jungen Dame fortzusetzen." Bei diesen Worten trafen meine Augen auf die ihrigen, und ihre stumme Beredsamkeit vermehrte den Taumel meiner Sinne. Wir kamen an Portland place, ich wurde still; wir kamen an die Ecke von Harley Street, ich konnte kein Wort vorbringen. Ich küßte die mit einem Handschuh bedeckte Hand, als ob es eine heilige Reliquie wäre, und sie verließ mich, indem sie mit dem zärtlichsten Ausdrucke sagte: „auf Morgen" — So was hatte ich seit zwanzig Jahren nicht mehr empfunden; ich kam nach Hause, meinen Cölibat fast schon bereuend, und noch immer klang mir ihre Stimme in den Ohren; ich war zerstreut, aufgeregt

Digitized by Google

und konnte mich nicht entschließen, zu einem Freund zu gehen, der mich zu Gaste geladen hatte. Ich schrieb einen Entschuldigungsbrief. „Johann, ein Licht!“ Er bringts; ich suche das Petschaft an der Uhrkette. Die Kette sammt der Repetiruhr war fort. Ich griff in die Tasche, da war es wieder leer. Ich befahl meinem Bedienten, sich nach Herrn Mortimer in Harley Street No. 9 zu erkundigen; Niemand kannte diesen Namen dort. — Lange verheelte ich das Abentheuer; um aber einem oder dem andern meiner Leser nützlich zu werden, theile ich es jetzt mit, nicht ohne dabey roth zu werden. Für Schmeicheleyen der Jugend und Schönheit, darf das Alter keine Ohren und keine Augen haben. —

Gräber. In St. Gilles Gripple Gate liegt die Asche des Dichters Milton. Bei seinem Leben von den Stuards verfolgt, fand er die Sicherheit seines Lebens unter dem Deckmantel des Todes. Ein falsches Begräbniß mußte den großen Mann vor der kleinlichen Rachgier des Hofes und der Wuth seiner Feinde schützen. Dieser List verdankt die Welt nachher sein unsterbliches Gedicht. Nach dem wahren Tode fand er kaum ein Grab. — Noch sieht man in St. Gilles das Grab von Heinrich Welby, einem wohlthätigen Manne, welcher sich der Welt vierzig Jahre lang entzog, als ein Bruder den Versuch gemacht hatte ihn zu tödten. Die Welt wurde ihm zum Abscheu, aber er blieb ein Wohlthäter der Menschen. In Westminster fand der Verfasser eine stattliche Pyramide mit den unbekannten Namen: Nicolas Bagueall. Er eilte die Grabschrift des großen Mannes zu lesen, und fand daß er in einem Alter von zwei Monaten gestorben und von seiner Amme erstickt worden sey. Das Räthsel ist zu lösen, für zehn oder zwölf Guineen kann jeder unbedeutende Sterbliche zu der Ehre kommen neben Königen, Helden und Genies begraben zu werden. (Je nun! kann man doch auch für Geld unter den Lebendigen als Graf und Baron figuriren.) — Unter den Grabschriften besagte eine: „das Leben ist ein Spinnengewebe, und der Tod ein Besen, welcher uns alle wegkehrt.“ — Der Nabobs-Clubb in England besteht aus Leuten, welche ungeheures Glück in Indien gemacht haben. Er hält sich vier Köche, um die seltensten und theuersten Speisen zu bereiten, wobei die alten Epikuräer auch das Zechen nicht vergessen. — Nichts ist schöner als die Hauptgassen von London mit regelmäßigen Gebäuden besetzt, und mit reinlichen Fußwegen versehen. Aber was für eine Menschenart füllt sie oft an; besonders die Stutzer oder Modenärrchen, Dandy's genannt, mit übertriebener Eleganz gekleidet u. s. w. Damen mit Riesenhüten, denen Dächern oder Strohdächern gleich zu rechnen. (Diese hebt man bey uns höflicherweise fürs Theater auf, um denen dahinter sitzenden die Aussicht zu schmälern, und lieber närrisch auszusehen als verständig. Doch die Uebertreibungen sind ja in allen Verhältnissen an der Tagesordnung. —)

Romanenliteratur.

Adalbert vom Thale, in die Lesewelt, wenn wir nicht irren, durch die Abendzeitung eingeführt, hat feele Handzeichnungen geliefert. Der Titel ist recht bescheiden, denn da kommt es auf richtiges Treffen, Ebenmaaß und Verhältniß nicht so genau an, und daher dürfen wir nicht gar streng mit dem Verfasser rechten, wenn wir auch bemerken sollten, daß ihm zuweilen der Griffel aus der Hand geglitten sey. Das Buch enthält zwei Erzählungen, Alma und die Moldaubrücke. Der ersteren scheint eine wahre Begebenheit zum Grunde zu liegen, wenigstens ist der Anfang, die Schilderung des Familienkreises, in welchem Alma lebt, wahrscheinlich aus dem Leben gegriffen. Im Verfolg der Geschichte verliert sich der Erzähler mehr in das Romanhafte, und hier wird der Anfänger sichtbar, denn Alma, seine Heldin, verliert, je mehr man dem Ende sich naht, an Interesse. Sie selbst verschwindet fast aus der Reihe der handelnden Personen, es ist jetzt nur die Rede von den Umständen, die auf sie einwirken, und von den Personen die mit ihr in Beziehung stehen. Einzelne kleine Sprachunrichtigkeiten, wie z. B. „das Bild der Häuslichkeit sprach ihr an“ (S. 4) verrathen das Vaterland des Verfassers, in dem die Schulen noch so weit zurück zu seyn scheinen, daß selbst Geschäftsmänner ihrer Muttersprache nicht mächtig sind.

Die Erzählung unter dem Titel, die Moldaubrücke, schweift fast zu sehr in das Feld der gewöhnlichen Romane über; sie ist poetischer, als die erste, aber dafür unwahrscheinlicher; auch trägt der Umstand, daß mehrere vorkommende Personen ihre Geschichten einander erzählen, dazu bei, daß der Faden der Reihefolge gestört wird, der über dergleichen Einschiebsel dem Leser immer verloren geht. Das Ende der Geschichte hat der Verfasser nach Prag verlegt. Das Localisiren ist an sich eine recht lobenswerthe Methode der neueren besseren Schriftsteller dieses Fachs; allein dann muß auch der Verfasser, an dem Orte, wo er seine Helden auftreten läßt, ganz zu Hause seyn. Dies ist indessen hier offenbar nicht der Fall; denn wer uns (S. 340) erzählen will, daß eine Dame beim Zerbrechen ihres Wagens, von der Prager Brücke herab, über zwei Geländer und über das, zwischen beiden, befindliche, ziemlich breite Trottoir weg, in die Donau *) gefallen, der muß entweder nie in Prag gewesen seyn, oder der erwähnte Saltomortale ist ein sehr stark Stück, dessen eine Bachsche oder Franconische Schülerin kaum fähig seyn würde. Ueberhaupt sind Entführungen, für gordische Knoten der, den Liebenden in den Weg gelegten Hindernisse, so abgegriffene Alexander-Schwerter, daß wir nicht absehen können, wie der Verfasser, bei seinem unverkennbaren Talente, zu diesem verbrauchten Mittel der älteren Dutzend-Romanschreiber, seine Zuflucht hat nehmen mögen.

---

*) Muß wohl Moldau heißen. Der geehrte Einsender dieser Anzeige, lebt an der Donau und hat daher in der Eile die beiden Flüsse verwechselt, was um so verzeihlicher ist, da sie sich gleichen. W. H.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 37. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 Avril.

Ueber Universitäten.

Seit der Zeit, daß diese Institute durch manches Ereigniß der Zeit die Aufmerksamkeit der höchsten Behörden zum Theil auf eine andere Manier, als sonst, verschuldet oder unverschuldet? ist die große Frage, auf sich gezogen haben, fehlt es auch nicht an Schriften über sie, angreifend und vertheidigend, tadelnd und lobend, wie's kommt, und an Vorschlägen zu ihrer Verbesserung, Reorganisation und dgl. eben so wenig.

Wie wir aus dem vom Prof. Henrich Steffens unter dem Titel: „Ueber Deutschlands protestantische Universitäten" kürzlich herausgegebenen Werkchen sehen, so hat es seine Entstehung einem Schreiben des Hn. Präsidenten von Küttwitz zu danken, welches dieser erst an Hn. Prof. Steffens erließ, und dann dem Druck übergab (uns jedoch nicht zu Gesicht gekommen ist,) dessen Inhalt aber von Hn. St. nicht gebilligt wurde und auch nicht gebilligt werden konnte, nach den Aufführungen, welche Hr. St. andeutend davon macht, welchen nach das von Hn. v. Küttwitz dem Druck übergebene Schreiben nichts geringeres enthielt, als einen Angriff auf die ehrwürdigsten wissenschaftlichen Institute Deutschlands, und zwar unter der Aufsicht der neuen Preußischen Censur, die, wie Hr. St. meint, eben hierdurch, daß sie diesen Angriff duldete (und nicht strich,) einen erfreulichen Beweiß ihrer Liberalität gab. (Allerdings! denn es ist immer besser und ehrenwerther, selbst dem Tadelhaften und Verkehrten das Imprimatur nicht zu versagen, als das Kind mit dem Bade auszuschütten und Alles nach einer einmal beliebten Form zu stutzen. Denn das Gute wird auch durch das Verkehrte sehr oft gefördert, wenn auch manchmal nur negativ, wie eben hier zum Theil selbst der Beweiß gegeben wird, durch Hn. v. Küttwitz gedrucktes Schreiben und Hn. Pr. St. Schrift, die im Ganzen mit zu dem Gediegendsten gerechnet werden kann, was neuerlich über den viel besprochenen und beschrieenen Gegenstand ans Licht getreten ist.) Das herrschende dumpfe Stillschweigen, sagt unter andern Hr. St. — (welches seit Publicirung der — bekannten Frankfurter Beschlüsse eingetreten ist) scheint mir beleidigender noch, als das frühere übertriebene Geschrey. (Und schädlicher dazu.) Man wird sagen: es sey noch zu kurze Zeit seit der Bekanntmachung des Censur-Edicts verflossen. Aber wie! kurz vorher war Alles, was geschah, berathen, besprochen; (hinc illae lacrimae) reife und unreife, besonnene und wilde leidenschaftliche Untersuchungen erschienen in großer Menge, ja, in gewiß nicht unschädlichem Ueberfluß (gewiß nicht) und jetzt, weil das leidenschaftliche Geschrei aufhören muß, soll auch das ruhige und besonnene Urtheil verstummen? — — Ein dumpfes Stillschweigen hat die redselige öffentliche Schwatzhaftigkeit verdrängt, als könnte man so thöricht seyn zu glauben, daß derjenige Staat, der nun seit wenigstens 70 Jahren so sehr wie irgend ein anderer in Europa, ja mehr als die meisten, freies, öffentliches Urtheil gewahrt und gepflegt hat, (hat) jetzt auf einmal die Freimüthigkeit aus seinen Grenzen verbannt habe? (Hr. Pr. St. scheint hierbei zu vergessen, daß — nichts unmöglich ist und daß es nicht immer so gar falsch geurtheilt ist, wenn man nach That und — Anschein urtheilt.)

Es ist ein übles Zeichen der Zeit, wenn in Zeiten allgemeiner Verwirrung ein jeder Stand anfängt, den andern zu beschuldigen. (Ja wohl, ein sehr übles.) Wir sind aus einer Art politischer Unschuld ausgetrieben, (vielmehr politischer Unwissenheit, und zwar durch die Stürme der Zeit) haben insgesammt vom Baume des Erkennens genascht, dessen Früchte von Außen lieblich anzuschauen sind, aber herbe und unreif eine Sinnbethörende Kraft haben. (Doch wohl nur für die, welche noch nicht erkennen können. Richtiges Erkennen ist immer gut, denn es leitet zur Wahrheit, aus dessen Quelle es fließt. Wessen schwacher Kopf freilich den Wein nicht vertragen kann, der wird benebelt davon und thut besser, er bleibt beim Wasser.)

Jetzt fährt Hr. Pr. St. fort, die Ursache dieser durch das „Naschen vom Baum der Erkenntniß erzeugten Verwirrung der Zeit" (wir glauben vielmehr, daß diese Verwirrung der Zeit mehr vom Nichterkennen und Nichterkennen wollen, als vom Erkennen herrührt) in der Entfernung vom allgemeinen und ewigen Mittelpunkt der Menschheit, dem Christenthum, zu suchen und meint, weil nur jeder

Digitized by Google

sich selbst, keiner aber diesen Mittelpunkt wieder zu gewinnen suche, so sey die Meinungs-Verwirrung entstanden, die sich denn auch nicht eher lösen werde, bis Alles dahin, und in diesem Streben sich vereinige. (Zu den Erscheinungen der Zeit gehört auch die, alles bürgerliche und äußere Leben auf den Glauben zurückzuweisen. Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, wie bedeutend diese Ansicht in den letzten Jahren sich ausgebreitet hat, was dafür öffentlich und heimlich, durch Verbindungen mancherley Art geschieht, welcher Einfluß davon sich schon hin und wieder zeigt ꝛc. ꝛc., auch gehören wir nicht zu denen, die gar zu gern über die Erde das Jenseits, über das äußere Leben das innere vergessen, aber aufmerksam wollen wir doch, Menschen und Welt etwas kennend, darauf machen, wohin es führen kann, wenn zur Grundlage alles Thuns und Treibens der Glaube und nichts als der Glaube gemacht wird, und dem Verstande, dem forschenden und prüfenden, überall die Grenzmauer eines mehr und mehr sich verdunkelnden bloßen Glaubens entgegengethürmt wird. Ein frommer, religiöser, auf Ueberzeugung gegründeter Glaube, ist zu allen Dingen nutz, tröstend und erhebend im Leben und im Sterben; was er aber bei der von der fortgeschrittenen Zeit streng und gebieterisch geforderten Ausgleichung der Stände unter sich, bei der billigen und zeitgemäßen Zurückweisung von Druck, Willkühr, Feudal-Anmaßung, pfäffischer Verfinsterungssucht, engherziger Kasten-Beschränkung und dgl. soll, sehen wir nicht ein. Dieß ist alles nichts als Aeußeres, rein der Erde Angehörendes, das für uns Alle nur Werth oder Unwerth hat und haben kann, so lange wir Erdenbürger sind und dessen Bedeutenheit schwindet, sobald wir die Pforten betreten, die uns von hier scheiden und ein neues Seyn eröffnen. Und dieß zu ordnen, zu schlichten, zu festen, oder zu beseitigen, je nachdem's erforderlich ist, glauben wir, reicht vollkommen das, was der Mensch durch die Gnade Gottes erhalten hat, und was ihn eben zum Menschen macht, der Verstand nehmlich, aus, ohne daß dabei immer und immer auf Bibel und Evangelium braucht hingewiesen zu werden, wie es jetzt, um nicht zu sagen Mode, aber Ton geworden ist und wodurch öfter das Heilige mehr profanirt, als das Irdische geheiligt wird.)

Die Art, wie Hr. St. die Aussprüche des Hn. Präsidenten zurückweißt, ist übrigens eben so brav, als bescheiden, eben so kräftig und unumwunden, als Ruhe und guter Sitte ziemend. Auf die Frage des Hn. v. Lüttwitz, z. B. warum über Hallers staatswissenschaftliches Werk, welches ächt christlichen Sinn athmen soll, ohne dem Despotismus zu huldigen, noch auf keiner deutschen Universität gelesen wird? und ob keinem Regenten die innere (?) Gewalt zustehe, zu befehlen, daß irgend einer seiner reich besoldeten (?) Professoren über diese nicht zum politischen Fanatismus irre leitenden Schriften Vorlesungen halten solle, wenigstens so lange, bis eine gründliche Widerlegung derselben erfolge? (wir glauben, Vieles trägt schon seine Widerlegung so tüchtig in sich, daß es einer von Außen kaum bedarf) — erwiedert Hr. St. sehr richtig: Wem gebührt es denn, über den rein wissenschaftlichen Werth einer solchen Schrift zu urtheilen? doch wohl den Meistern im Fache, und wo sind sie, wenn nicht auf den Universitäten? Wenn nun der Lehrer den Auftrag benutzte, und, was ein Leichtes wär', bewiese, daß der Bf. (Haller) von den seichtesten Voraussetzungen ausgehend, mit unsäglicher Breite das Alltäglichste behandelt; wenn er die tiefe philosophische Unkunde aufdeckte ꝛc., wie dann? (Freilich, das wäre sehr fatal, und daher immer besser, die Regierungen und Regenten überlassen denen, die für würdig erkannt worden sind, zu docieren, die Wahl ihrer Lehrbücher selbst.)

Nachdem Hr. Pr. St. dem Hn. Präsidenten, wie zum Theil gezeigt, widerlegt und nebenbey auch seiner vom Hn. v. L. gedachten und ihm vorgeworfenen Fehde mit einigen seiner Collegen über manche Bestrebungen und Erscheinungen der Zeit, in soweit erwähnt hat, als nöthig ist, um den Herrn Präsidenten darüber ins Klare zu setzen, was es eigentlich mit so einer Feder-Fehde unter Gelehrten auf sich habe, und daß selbe gar nicht so gefährlich sind, wie Hr. v. L. befürchtend vorausgesetzt zu haben scheint, und durch selbe weder Trennungen im Staate, noch gar Umwälzungen bewirkt zu werden pflegen: nach dieser, wie Hr St. sagt, mehr persönlichen Sache, kommt er von neuem darauf, die Bedeutung unserer protestantischen Universitäten kurz und in ihren Hauptmomenten zu entwickeln, und zu zeigen, was eigentlich unter akademischer Freiheit zu verstehen ist, und daß die Verirrungen der Zeit keineswegs aus den Universitäten und deren (nationalen) Einrichtung entsprungen sind, sondern im Gegentheil, eben durch ihre, auf das Geschichtliche gegründete Verfassung, oft die sichern und wahren Heilmittel gegen dergleichen Verirrungen abgegeben haben. Hier stoßen wir auf sehr ehrenwerthe Ansichten, auf Auseinandersetzungen, die dem Geist wie der Gründlichkeit des Hn. St. gleich würdig sind und durch sich selbst am besten den allgemein anerkannten, selbst vom

Digitized by Google

Auslande anerkannten Satz mit beweisen, daß gründliche und tiefe Forschung ein vorzügliches Eigenthum deutscher Gelehrten sind. Wer, heißt es unter andern, diese innere geistige Welt, in dieser Tiefe und Reinheit, wie sie sich hoffnungsvoll in unserm Vaterlande gestaltet hat, die wahre deutsche Literatur, abgesondert von dem losen Geschrey des Tages, zu überschauen vermag, der wird ein festes, in sich sicheres, durch stillen Fleiß seit Jahrhunderten gegründetes Gebäude erblicken, in welchem die mannichfaltigsten geistigen Blüthen, jede auf ihre Weise gedeihen, nichts aber, was oberflächlich vorübergehend, ohne tiefen geschichtlichen Grund hervortritt, eine bedeutende Stelle einnähme; er wird die unerschütterliche Gerechtigkeit wahrnehmen, die nie einen Unwürdigen auf die Dauer hervorhebt, die immer von neuem die Acten durchforscht, um, wenn auch nach langen Zeiten, dem verkannten Verdienste zu huldigen. Wo die äußere Gewalt beschränkend in dieser Region der ruhigen Forschung erschien, ward es zu jeder Zeit, als ein großes, allgemeines Unglück von den Edelsten gefühlt. (Wie natürlich! die Eingriffe beschränkender Gewalt sind stets ein großes Unglück.) Weiterhin heißt's, wo von der leider ziemlich herrschenden Ansicht gesprochen wird, als habe sich ein geheimes Gift in Mitten der deutschen gelehrten Bildung eingefressen: „Wie könnte sonst das leere Gerede von überlieferten geschichtlichen Formen, die als Gewordenes, als Tradition, einen absoluten Werth haben, mit so frechem Hohn gegen alle Bildungsfähigkeit der Zeit laut werden, als wenn nicht eben diese Bildungsfähigkeit die heiligste aller Ueberlieferungen wäre!" — Der zerstörende Schatten, der sich über alles Leben wirft, daß kein Einziger in fröhlicher Sicherheit gedeihen kann, und eben deswegen auch nicht das Ganze, als die Einheit Aller, entsteht daher, daß ein Jeder sündhaft aus seiner wahren Heimath, aus seinem inneren heiligen und für Alle befreiunden Paradiese herausstrebt, daß er, wahnwitzig, ein Allgemeines schlechthin, nicht, als ein Besonderes das Allgemeine seyn will. Dadurch entsteht der Krieg, die Grenzstreitigkeiten eigenthümlicher Naturen, die sich wechselseitig vernichten wollen; und die Bestrebung, diesen Streit zu schlichten, indem man die kämpfenden Mächte, von außen, jede innerhalb ihrer heimathlichen Grenze zurückweißt, erzeugt das Recht, das hemmende Gesetz. Wie wäre es aber möglich, dieses großartig mit geschichtlichem Ueberblick zu unternehmen, ohne zu finden, daß alle Rechtsverhältnisse keinen Frieden erzeugen, daß sie nur scheinbar den Streit schlichten, daß die Legitimität nichts ist, als ein Waffenstillstand, der den Streit unter den unwillig Gehemmten nur zurückdrängt, aber eben dadurch den abermaligen Ausbruch mit größerer Wuth in irgend einer zukünftigen Zeit vorbereitet? Daher ging das erwachte Geschlecht weiter, und einmal zur allgemeinen Betrachtung aufgefordert, stieg die langst verschollene Erinnerung in immer mehr erweitertem Umfange hervor, und alle Probleme und Forschungen, die jemals denkende Völker innerlich bewegten, wurden wieder lebendig. Das Recht wieß nach seinen Quellen hin. —

Nachdem solchergestalt der Verf. klar und deutlich, wiewohl kurz, für jeden der nur sehen will, gezeigt und auseinandergesetzt hat, wie eben alles hat kommen müssen, so wie es gekommen, und wie durch den Gang des Geistes sich die akademische Freiheit ausgebildet hat, und dieser wieder durch sie, als nothwendige Verkettung von Ursache, Wirkung und Folgen, sagt er: doch wir wollen jetzt den Uebergang bilden zur Betrachtung der gegenwärtigen Zeit, und hier beweißt er nun, wie durch das Entfernen vom Wahren, durch den Mißbrauch des Heiligen auf einer durch flache Aufklärerei, Hohn und Verwerfung auf der andern Seite, jenes Seyn bereitet wurde, dessen Gipfel sich in den Stürmen der letzten dreißig Jahre zeigte. Verwüstende Kriege, heißt es hier, zerstörten die Blüthen und reifgewordenen Früchte einer frühern Zeit. An die Stelle der wahren Demuth (Erkenntniß vielmehr) die ihre Gränze kennt, und scheinbar sondernd, alles innerlich verbindet, erzeugte sich der Hochmuth (das Verkennen) der über die Grenze herausstrebend, jegliches Daseyn mit dem andern verwirrend vermengt; und was so sich innerlich widerstrebte, das sollten Begriffe äußerlich verbinden; das liebevolle Band, welches gleiche Beschäftigung umschlang, und jede in ihrer Art gedeihen ließ, ward lockerer und zerfiel; Corporationen und Stände verloren ihre Bedeutung, die Städte ihren Glanz, der Adel seinen Ruhm, die Gelehrten ihr Ansehen. (Wir müssen hier hinzu setzen, das meiste durch eigene Verschuldung, durch starres Festhalten am Alten, Unzeitgemäß gewordenen, dadurch das der Geist entwich und nur die Form blieb.) (Der Beschluß folgt.)

Die Fahrt nach dem Ugley.

So ist der Titel eines kleinen anmuthigen Werkchens, das die Reise eines anspruchlosen Mannes schildert, den Hypochondrie plagte, und der, um diesen Dämon zu bannen, auf Anrathen seiner Freunde sich kurze Zeit seinem bürgerlichen und häuslichem Kreise entriß, um einmal durch Abwech-

Digitized by Google

selung der Umgebung ein wohlthätiges Intermezzo in sein Leben zu bringen.

Der Vf. Sigismund Stille, (ob dieß der wahre oder pseudonyme Name ist, steht dahin, gilt auch im Grunde gleich), ist Rector in einem kleinen Orte; wir finden ihn zuerst am nordöstlichen Rande der Lüneburger Haide, (einem anmuthigen Landstriche) in Soltau, wo er die ersten Blätter des Reisetagebuchs niederschreibt, das anfänglich nur für den kleinen Kreis der Freunde bestimmt war, die es so wohl mit ihm meinten, ihn auf einige Zeit aus seiner Schulstube auszutreiben. Er besieht hier die Kirche, wobei sich ihm die Bemerkung aufdringt, daß die in neuern Zeiten erbauten Gotteshäuser, ihm recht gut zum Predigen und Lehren, aber nicht zum Beten eingerichtet scheinen, und meint dabei, die Alten hätten das Ding besser verstanden, und man fühle das recht deutlich, wenn man in einen jener Dome träte, deren Deutschland aus alter frommer (?) Zeit, noch so manchen aufzuweisen habe. Da könne man nicht den Huth aufbehalten, fest auftreten, eine Prise nehmen und dergl. (Den Versuch mit dem Prise nehmen, Huth aufbehalten, u. dergl. haben wir nicht gemacht, wohl aber ein hübsch Theilchen Kirchen gesehen, in- und außerhalb Deutschland, erbaut in guter alter Zeit; so viel ist uns indeß dabei klar geworden, daß wenn nur die rechte Stimmung da ist, Geist und Gemüth gehörig im Einklang sind, es sich überall gut beten läßt, im Freien, wie innerhalb geschloßener Mauern, ohne weitern sonderlichen Einfluß, ob diese Jahrhunderte, oder nur Jahrzehnde stehen.) Dem Flugsande der Lüneburger Haide, der „sich krebsartig immer tiefer in die Haide einfrißt, und wo er hin kommt, alle Vegetation vertilgt," ist der Vf. von Herzen gram. (Wir auch, so wie allem andern, was gleich diesem Haide-Uebel, nur darauf ausgeht, jedes Wachsthum, sey's in der Welt des Geistes, oder der der Körper, zurückzudrücken. Der heut zu Tage herumspukende Mysticismus gleicht diesem „völlig unfruchtbaren" Flugsande auf ein Haar.) Bei der weitern Reise durch die Haide verirrte sich der Kutscher; nach langem Umherfahren zeigte sich endlich von fern ein Wald von grünenden Laubgehölz. Angekommen in dessen Nähe, tritt ein „adlicher Hof" aus dem Grün hervor; ein junger, kränklich aussehender Mann in altdeutscher Tracht (des Vf. Reise fiel im Sommer 1816), erkundigt sich freundlich nach dem Begehr des Reisenden; ein älterer Herr und eine Dame kommen unterdeß noch hinzu. Der Verf. nennt seinen Namen. „Ey willkommen Herr Vetter!" ruft auf Einmal der ältere Herr aus und siehe da, unser vergnügter Reisender findet plötzlich in dieser deutschen Sahara einen werthen Verwandten, dem Burgemeister Schulze aus Celle, der mit seiner Familie auf diesem von ihm administrirten Gute, gerade einige Wochen zugebracht hat. Der junge, kränkliche, altdeutsch gekleidete Mann, war übrigens dessen Sohn, der zu früh verstorbene liebenswürdige Sänger der bezauberten Rose und der Cäcilie, Ernst Schulze. Da die so unverhofft gefundenen Verwandten in einigen Tagen gleichfalls nach Hamburg fahren wollten, wo des Verf. Weg hinging, so entschloß sich dieser leicht, den kurzen Aufenthalt sich gefallen zu lassen, um nachher in so guter Gesellschaft die Reise fort zu setzen.

Hamburg gefiel Hrn. S. außerordentlich. Das rege, bunte Treiben dieses lebhaften Ortes, machte eine sehr wohlthätige Wirkung auf seinen Geist, und trotz der Einsamkeit, in welcher er sich nach Schulzens Abreise, unter dieser fremden Menschenmasse fühlte, (ein nicht immer angenehmes Gefühl, welches wir bei einfachen Reisen hinreichend haben kennen lernen) zerstreute ihn doch der nie gesehene Anblick dieses Gedränges, dieser Welt voll Neuem, wo auf leichtem Bret, Menschen aller Nationen geschwommen kommen, sich und die Schätze ihres Landes kühn der ungetreuen Meerfluth vertrauen, auf's angenehmste. Auch hörte er hier die sogenannte Regina del canto, die Signora Catalani, die damals eben ihren ersten Streifzug durch Deutschland machte, um für einige Hundert, und hundertmal abgesungene Triller und Cadenzen, eine wahrhaft goldene Aerndte zu machen. Auch Signor Bolaffi, künstlerischen Andenkens und Miß Coeri, diese beiden Folien ihrer Gebielerin, vernahm (singend) Hr. S. und sein Urtheil über die viel Gepriesene war das Aller derer, denen die Zug- und Modelust den Kopf nicht schwindelnd gemacht hatte. Er bewunderte die Geläufigkeit der Kehle der Signora, den senoren Ton, aber von dem was zum Herzen spricht, „wenn auf den Flügeln des Gesanges und der Harmonie die Seele sich erhebt," fand er nichts, und das ist mehr Leuten so gegangen. Die Signora soll übrigens im Lande der Haidschenken ein apostolisches Wunder verrichtet, und ein krankes Kind, durch Singung eines Liedes geheilt haben, wozu wir ihr gratulieren, wenn's wahr ist. Da es dem Verf. immer vorkam, als wolle jeder, der in Hamburgs belebten Straßen an ihm vorbeiging, zu ihm, dem Unbekannten sagen: „Du gehst mich nichts an," so faßte er den heroi-

Digitized by Google

schen Entschluß, um nicht in üble Laune zu fallen, eben so zu denken, und vorläufig das Philosophem jenes Juden zu dem seinigen zu machen, der zu seinem in die Welt gehenden Sohn sagte: „Sorge stets für dich, für Andere nicht. Für Andre sorgen andre Leute." (Dieß ist ein trefflicher Grundsatz, der übrigens nichts weniger als neu ist, sondern Mode ist seitdem die Welt steht, und somit gleichsam eine eiserne Mode genannt werden kann.) Nachdem der Verf. den Thurm der Michaeliskirche bestiegen, und sich an der herrlichen Aussicht erlabt hatte, folgte er der ihn führenden Magd des Küsters, in die Gewölbe der Kirche, wo Sonin, der Erbauer dieses Gotteshauses und Thurmes ruht. Voll Bewunderung noch über den kühnen Bau des letztern rief Hr S. hier aus: „Und diesem Manne habt ihr nicht einmal ein Denkmal errichtet!" Worauf das Mädchen erwiederte: „Er hat es nicht gewollt; er meinte, er brauche keines, wenn er unter dem Thurme läge." (Wahres Wort! kann man dem Künstler ein besser Denkmal setzen, als er sich selbst setzt!) So fand der Verf. (mit Recht), auch die lange Inschrift auf Klopstocks Denkstein zu Ottensee unpassend. Er meint, die einfachen Worte: „Hier liegt Klopstock begraben!" wären vollkommen hinreichend gewesen, und das meinen wir auch. Wer den unsterblichen Sänger aus seinen Werken nicht erkannt hat, wird ihn aus der langen Inschrift seines Grabmahls nimmer erkennen. Altona gefiel dem Reisenden nicht und kam ihm todt vor, was natürlich ist, wenn man eben aus Hamburg kömmt.

Von Hamburg ging's nach Kiel, wo ein menschliches Scelett, das man zum bleichen auf die Plattform des Schloßthurmes hingelegt hatte, den Verf., als er, um sich einen Ueberblick der Gegend zu verschaffen, da hinaufstieg, zu einigen philosophischen Betrachtungen veranlaßte, deren Resultat der Entschluß war, sich des Daseyns zu freuen, so gut als möglich, welcher Entschluß für ihn um so besser war, da er ja deswegen aus der Heimath zog, den lebenverbitternden Dämon der üblen Laune zu verbannen. Kiel gefiel ihm so wohl, daß, „wenn er einen Sohn hätte, er ihn lieber dorthin auf die Universität schicken würde, als nach Berlin oder Leipzig. In Düsterbrook (einem anmuthigen Spatzierort der Kieler), sah er einen jungen Mann, der unter einem Baume liegend, vor sich das unendliche Meer, in einem Buche las. Gott gebe, ruft er hier aus, daß es kein Lafontainscher Roman war! (Warum gerade ein Lafontainscher? Wir glauben, es giebt heut zu Tage Viele, die schädlicher sind, als die des alten, wackeren Schriftstellers, der viel herzlicher schildert, und manche schöne häusliche Scene der Liebe und der Tugend. Wir möchten dieses „Gott gebe ꝛc." eher ausrufen, bei der neumodischen frömmelnden und mit Geister- und Gespensterfratzen überladenen, eines Herrn von Fouqué u. a. Denn diese sind darauf berechnet, Sinn- und Geistbethörend, eine Zeit annehmlich zu machen, wo das noch unerwachte Nachdenken sich willig und folgsam unter Pfaffen- und Adelsdespotie schmiegte.)

Ueber Preetz kam nun der Verf. an die Ufer des Ugley-Sees. Von dem Wege dahin sagt er: „Etwas freundlicheres als die kleinen Städte Holsteins, kann man nicht leicht sehen. Die Häuser sind so reinlich, das Pflaster so wohl unterhalten, die Menschen so zuvorkommend freundlich, daß man mit Vergnügen hier verweilt. Auch das Land in dieser Gegend (dem östlichen Theile Holsteins) ist vortrefflich. Ackerbau und Viehzucht im Flor, (die Folgen einer milden, väterlichen Regierung.) Der Ugley-See liegt in einem kleinen von, für dortige Gegend, ansehnlichen Bergen umschlossenen Thale. Ein Buchenwald bedeckt die Höhen, einige Morgen Acker- und Wiesenland füllen nebst dem See das Thal. In der einsamen Försterwohnung dieses schönen, einer ruhigen Stille hingegebenen Erdfleckchens, nahm der Verf. auf einige Tage sein Quartier und überließ sich hier ungestört den sanften Eindrücken, die eine liebliche Natur immer auf ein fühlendes Gemüth macht. Hier, unter dem Laubdach majestätischer Buchen warf er einige aphoristische Betrachtungen über Leben und Menschen zu Papier, die unter der Uebersicht: „Extra-Blätter meines Tagebuches," dem Ganzen eingeschaltet sind und, wenn auch gerade dem Leser keine neuen Ansichten, doch die Erkenntniß bieten, daß ihr Vf. ein Mann von Geist und Gefühl war. Wir heben einige zur Probe in extenso aus: „Als der Spartaner Leonidas mit seinen Dreihundert, sich dem Tode weihenden Genossen, gefallen war, setzte ihnen das Vaterland einen Denkstein mit der Inschrift: Wandrer, hier liegen dreihundert Spartaner. Sie haben ihre Pflicht gethan. Welchem deutschen Bierbrauer, Schuster oder Schneider, von Heerführern gar nicht zu reden, dürfte man jetzt eine solche Grabschrift bieten? (Wohl wahr. So wie alles auf die Spitze getrieben wird, so auch dieß, und der Unsinn feiert nur zu oft in steinernen und papiernen Grabschriften seinen klägl-

Digitized by Google

lichen, von der jämmerlichsten Eitelkeit gebotenen, Triumpf.)

(Der Beschluß folgt.)

Zeitschriften.

Sophronizon. Viertes Heft. — Diese Zeitschrift, welche nicht minder durch Gewährung als durch Gebrauch der Freimüthigkeit sich auszeichnet, und wie der Berg Ararat, aus der literarischen Sündflut hervorragt, hat von dieser seiner Höhe herab uns im vorigen Hefte (in der Sache Stollbergs), die Arche gezeigt, die alles bewahrte, was die deutsche Menschheit noch vor dem Untergange retten kann. Das Geheimniß unserer Zeit hat Voß, geschichtlich, beschreibend und prophetisch, allen Augen aufgethan. Es sollte kein Haus seyn, und in keinem Hause ein Zimmer, worin dieses Bibelwerk nicht aufgeschlagen läge. Auch das neue vierte Heft wandert auf gutem Wege fort, ja auf dem besten; denn es giebt Moral mit Beispielen, ohne welche man den untranssendentellen Köpfen sich nicht verständlich machen kann. Es handelt hauptsächlich die Sache der Preßfreiheit in mehrern Aufsätzen ab. Diese Streitsache wird auch hier, wie gewöhnlich, auf eine unförderliche Weise geführt. Der Himmel als Richter sieht in das Herz der Menschen; aber wenn dieses nicht wäre, könnte er aus den Klagschriften der streitenden Partheyen niemals klug werden, weil beide zwar ihre Ansprüche, aber nie ihre Rechtsgründe, offenherzig mittheilen. Diejenigen, welche die Preßfreiheit fordern, und diejenigen, welche sie abschlagen, gehen mit etwas Heuchelei zu Werke, und da es eine verdiente Selbstqual ist, mit einem ungeordneten Herzen einen hellen Kopf zu verbinden, und Andere täuschen zu wollen, ohne sich selbst täuschen zu können, so sieht man sie mit Vergnügen in ihren Sophismen zappeln, und erquickt sich an ihrer Verlegenheit. Die Preßfreiheit ist eine Regierungsform, und zwar eine von starker demokratischer Mischung. Das wollen aber die Freisinnigen, welche sie fordern, und die Machtsüchtigen, welche sie verweigern, nicht eingestehen. Es ist Unsinn zu behaupten, daß in einer unbeschränkten Monarchie Preßfreiheit gewährt werde könne. Sie fordern, heißt nichts anderes, als die Beschränkung der monarchischen Gewalt fordern. Die Frage ist also hier nur: darf diese Beschränkung gefordert, kann sie verweigert werden? Welche Macht ist größer, die der öffentlichen, oder die der besondern Meinung, die moralische oder die physische? Kann das Ganze gerettet werden, ohne Aufopferung eines Theiles? Die Beantwortung dieser Fragen gehört nicht hieher, sondern nur das Ergebniß. Die öffentliche Meinung, die sich durch die Preßfreiheit ausspricht, ist die Transpiration des Staatskörpers. Ist der letztere krank, dann wird jene um so nöthiger, denn auf diesem Wege werden die bösen Stoffe ausgeführt. Gerade in unruhigen Zeiten muß der Presse am meisten Freiheit gegeben werden. Einem Volke die Preßfreiheit rauben, nachdem es sie eine Zeit lang genossen, und selbst wenn sie wirklich, wie man zu sagen pflegt, misbraucht worden wäre, hat die übeln Folgen einer zurückgetretenen Gicht. Die unbequemen Schmerzen in den Gliedern hören freilich auf, aber der Schlag trifft plötzlich das Haupt des Staates. Hr. Professor Paulus zeigt in einigen Beispielen der Vorzeit: wie sich die politische und kirchliche Macht zum Richteramt über geistige Dinge und freie Gedankenmittheilungen faktisch und historisch legitimirt habe. I. Auf dem Reichstage zu Worms 1521 gegen Luthers Schriften als eines eingefleischten Teufels. Kaiser Carls des Fünften Edict wider Luthers Bücher und Lehre sagt unter andern: Art. 4. Darum, wo wir etliche Ketzereyen, so innerhalb dreyen Jahren in deutscher Nation entsprungen, und vormals durch die heiligen Concilien und der Päpste Satzungen, mit gemeiner Kirchenverwilligung wahrlichen verdammt, und jetzt von neuem aus der Höllen gezogen sind, tiefer einwurzeln lassen, . . so würde unser Gewissen merklich beschwert, und unsers Namens ewige Glorie in glückseligem Eingang unserer Regierung, mit einem dunklen Nebel umfangen.

7. Als er je länger je böseres geübt, hat seine Heiligkeit denselben Martin Luther citirt. Und als er ungehorsamlich geblieben ist, alle seine Schriften, so in Latein und Deutsch ausgegangen sind, und noch ausgehen werden (!!) als schädlich, und den Glauben und Einigkeit der Kirchen ganz widerwärtig verdammt, und aus päbstlichem Gewalt, mit Rath und Willen der gedachten Cardinäle mit zeitlicher Erwegung, Bischoff, Prälaten, Doctores und Meistern, allenthalben zu verbrennen geboten.

29. Ferner gebieten wir euer jedem insbesonders bei den vorgeschriebenen Plänen, daß euer keiner des obengenannten Martin Luthers Schriften, von unserm heiligen Vater Pabst verdammt, und alle andere Schriften, die in Latein und Deutsch, oder in anderer Sprach bisher durch

Digitized by Google

ihn gemacht sind, oder hinfort gemacht werden, als bös, verdächtlich und von einem offenbaren, hartnäckigen Ketzer ausgegangen, kaufe, verkaufe, lese, behalte, abschreibe, drucke, oder abschreiben oder drucken lasse, noch seinen Opinionen zufalle; und auch nicht behalte, predige noch beschirme, noch das in einige andere Wege, wie Menschensinn das bedenken kann, unterstehe, unangesehen ob darin etwas Gutes, den einfältigen Menschen damit zu betrügen, eingeführt wäre.

35. Desgleichen gebieten wir, allen denen, so zu den Justizien gesetzt sind, daß sie alle jetzt gemeldeten Schriften, Bücher, Zeddeln und Mahlerey, so bisher gemacht sind, und hinfort gedruckt, geschrieben und gemahlet werden —... zerreißen und mit öffentlichem Feuer verbrennen! auch der Dichter, Schreiber, Drucker und Mahler, auch Verkäufer, Käufer, solche schändlichen Schriften, Bücher, Zeddeln und Mahlerey, die darin nach Verkündigung unsers gegenwärtigen Kaiserlichen Gebots verharren, wo das offenbar ist, Leib, Güter und Gerechtigkeit, wo ihr die bekommen möget, fahet und damit, nach euren Wohlgefallen, handelt. Deß sollt ihr gut Fug und Recht haben, noch jemand darum weder inner noch außerhalb Rechtens, zu antworten nicht schuldig seyn. II. Im Parlament von Paris 1762 gegen Rousseau's Emile. Das Werk wurde durch Henkershand verbrannt, und die Gerichte beauftragt, den Verfasser wo er zu finden sey, in Verhaft zu bringen, und sein Vermögen in Beschlag zu nehmen. Der öffentlich bekannt gemachte Parlaments-Beschluß giebt als Bewegungsgründe an: das genannte Werk beabsichtige, alles auf die natürliche Religion zurückzuführen.... Die Wahrheit der heiligen Schrift zu zerstören.... Die Gewißheit der Wunder wankend zu machen... alle Religionen zu rechtfertigen, mit der Behauptung, man könne in jeder seelig werden.... Menschen in solchen Grundsätzen erzogen, wären von Toleranz angesteckt, kennten keine andere Stimme als die der Natur, und wären dem Christen und Bürger ein Abscheu.... Der Verfasser des Buches habe sich nicht gescheut, seinen Namen vorzusetzen (so ändert sich die Welt!) „Das beste an diesem Arret (sagt der Herausgeber), ist die Publicität. Es war damals wenigstens nicht geheime Justiz, nicht napoleonisches Polizeyverfahren ohne gerichtliches Urtheil vor dem rechtlichen, gesetzlichen Richter!" III. Zu Athen, wo 400 Jahre v. Ch. das Volk ein Werk des Protagera's verbrennen ließ. Hr. Prof. Paulus sagt: das Athenienische Volk, das sich so gescheid zu seyn dünkte, habe durch diese erste Anmaßung der Staatsgewalt, über Gedanken-Mittheilungen Richter zu seyn, sich selbst vor der ganzen selbstdenkenden Nachwelt offenbar blamirt. Aus diesen Beispielen wird nun der Schluß gezogen, daß das Unterjochen der öffentlichen Meinung schädlich und vergeblich sey. Doch wir finden nicht, daß durch diese Erfahrungen den heutigen Freunden der Preßfreiheit Trost gegeben, noch ihren Feinden Trost genommen werde. Die Widersetzlichkeit gegen die Reformation war nicht ohne Erfolg, denn jetzt nach 300 Jahren, hat sie sich erst in dem kleinern Theile der Christenheit geltend gemacht. Das Verbrennen des Emile's zeigt sich in Frankreich noch heute wirksam, da dort die Presse wieder in Ketten gelegt wird. Die Priesterherrschaft in Griechenland hat sich länger erhalten, als die Selbstständigkeit des Staates; die Bücher-Censur zu Athen hat also ihren Zweck vollkommen erreicht. Giebt es denn Beruhigung, daß alles einmal ein Ende nimmt? Auch die Erde wird untergehen. Ein Uebel das länger dauert als ein Menschenleben, ist ein ewiges. — Der Jenaische Universitäts-Bericht, an den Landesherrn über Preßfreiheitsgesetzgebung, mit Bemerkungen des Herausgebers schließt sich als Theorie den vorausgeschickten Erfahrungen würdig an.

(Der Beschluß folgt.)

Fortgesetzte Briefe an eine Dame über die neueste theologische Literatur.

Zwölfter Brief.

Jenes unseelige Schwanken von Unglauben und Aberglauben, das ich Ihnen in meinem letzten Briefe schilderte, zu verdrängen, ist einer, und gewiß nicht der geringste Zweck der Bibelverbreitung, die jetzt mit so großem Eifer betrieben wird. Dem Volke aus allen Zungen die heilige Schrift in verständlicher Sprache in die Hände zu liefern, ist das schöne Vorhaben, für welches die große brittische und ausländische Bibelgesellschaft in London schon ungemeine Opfer dargebracht, und herrliche Erfolge errungen hat; denn nicht nur unmittelbar hat sie den Neubekehrten in Ost- und Westin-

Digitized by Google

dien das ersehnte Buch in ihren so unendlich zahlreichen Mundarten in die Hände gegeben, und somit das Werk der Sendboten ungemein erleichtert, sondern mittelbar hat sie auch für alle alte Christen, besonders in dem nördlichen Europa, so wohlthätig gesorgt, daß der Zeitraum gewiß nicht fern ist, wo jedes christliche Haus ein Exemplar dieser Quelle der Glaubens- und Lebensregeln eigenthümlich besitzen wird. Sie ist nehmlich die Mutter aller der schon ziemlich zahlreichen Bibelgesellschaften, die sich nach ihrem Vorbilde und unter ihrer Mitwirkung in Deutschland, Holland, der Schweiz, Pohlen, Rußland und Scandinavien gebildet haben. Ich müßte fürchten, Sie zu ermüden, wenn ich Sie mit den Berichten dieser Institute, in welchen sie der Welt die Erfolge ihrer Thätigkeit kund gemacht haben, unterhalten wollte; und verweise Sie vielmehr, wenn Sie weitere Nachrichten wünschen sollten, auf M. Blumhards Magazin der Missions- und Bibelgesellschaften; auch in Bertholdts kritischem Journal für Theologie, Schuderoffs Jahrbüchern und vielen andern selbst politischen Zeitschriften ist gar manches darüber nachzulesen. Gewiß beläuft sich die Zahl der bereits in alle Welt vertheilten Bibeln, und der Exemplare des N. T. in die Millionen, und noch können die mehrern Bibelanstalten, die namentlich Deutschland hat, z. B. in Erlangen, Halle, Basel u. a. O. die Nachfrage nicht befriedigen. Besonders thätig und heilbringend wirkt unter Alexanders Aegide die Bibelgesellschaft in St. Petersburg, die bereits in zahllosen Exemplarien die Schrift auch den ungemessenen Provinzen dargeboten hat, die im fernen Osten unter Russischem Scepter der Cultur mit Riesenschritten entgegenkommen. Dem weisen und frommen Sinne Alexanders verdankt auch Pohlen eine Bibelgesellschaft, obgleich Pius der 7. in einem eignen Breve an den Erzbischoff von Gnesen das Unternehmen unheilbringend (pestiferum) nannte, und in allen andern römisch-katholischen Ländern zu hindern wußte. Doch wird auch dieses Widerstreben der römischen Curie in die Länge nicht mehr aufhalten können, was der Zeitgeist mit der ihm eigenthümlichen Kraft fördert. Schon liest auch der Katholik, wenigstens in Deutschland, das Wort Gottes überall in seiner Muttersprache. Stolbergs Geschichte der Religion Jesu, wo ein großer Theil der Bibel eingeschaltet ist, und van Eß Uebersetzung des N. T., die in vielen tausend Exemplarien in die Welt ging, haben dazu besonders mitgewirkt. Jetzt sucht die römische Kirche den Gebrauch der Bibel, den sie nicht mehr hindern kann, nur noch ihrer Leitung unterzuordnen, wozu die theologische Quartalschrift der Tübinger katholisch. Theologen eine nicht zu verachtende Anweisung giebt. Es ist nehmlich nicht zu verkennen, daß die Bibel ohne Erklärung in der Hand des Laien oft gar manche Nachtheile herbeiführen kann, indem ein Buch, das für eine andere Zeit, anderes Volk, anderes Land geschrieben wurde, gar manche Dunkelheiten enthalten muß, die nur dem gelehrten Forscher klar werden können. Diesem Nachtheile hat man nun auch neuerlich dadurch zu begegnen gesucht, daß man Bibeln mit Glossen edirte, von welchen die von Funk in Altona besorgte, durch Harmsens gegen sie gerichtete Feindseeligkeiten, und den dadurch erregten Schriftwechsel berühmt geworden ist. Andere haben gemeint, durch deutlichere Uebersetzungen dem Ungelehrten zu Hülfe kommen zu können, und deswegen haben Augusti und de Wette, Dertel, Preuß u. A., die schon vorhandenen Uebersetzungen mit den ihrigen vermehrt. Doch hat noch keine unserer alten Lutherischen Bibelübersetzung den Preis abgewonnen; denn wenn wir auch nicht mit Marheinecke in Berlin ihr unmittelbare göttliche Inspiration zuschreiben, (wodurch wir den Katholiken, die von ihrer Vulgata dasselbe behaupten, das Schwerd gegen uns in die Hand geben würden) so ist sie doch mit hoher Religiosität in sehr edeln Styl verfaßt, und mit unserer Kirche gleichsam organisch verwachsen, so daß allerdings das Lutherthum, das durch sie vorzüglich gefördert wurde, durch ihre Verdrängung gewiß einen harten Stoß erleiden würde. Um der Dunkelheit, die allerdings in dieser Uebersetzung noch herrscht, beizukommen, wäre wohl wünschenswerth, daß bey jeder Kirche, und in jeder Schule Hezels großes Bibelwerk vorhanden wäre, welches den vollständigsten, bescheidendsten und populärsten Commentar enthält.

Sie sehen, gnädige Frau, daß es der Welt an Bibeln nicht fehlt; erlauben Sie es mir, so gebe ich Ihnen in meinem nächsten Briefe auch Nachrichten über den dermaligen Zustand der gelehrten Bibelkenntniß. Da dieß aber etwas in die Tiefen der theologischen Gelehrsamkeit hineinführen dürfte, so erwarte ich — obgleich von Ihrem Ernst und Geduld längst überzeugt — doch hiezu Ihre besondern Befehle, denen dann mit aller Schonung Ihres Geschlechts zu genügen suchen wird

Ihr

gehorsamer Diener.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 38. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1820 April.

Die Fahrt nach dem Ugley.

(Beschluß.)

„Wer ist ein tapferer Mann? Derjenige, der große Leiden — z. B. tiefe Armuth bey nicht niedrigem Stande — so erträgt, daß Niemand etwas davon gewahr wird." (Darin pflichten wir dem Vf. ganz bey. Es gehört mehr Kraft dazu, mit Anstand ein hartes und unverdientes Geschick Jahre, vielleicht ein ganzes Leben hindurch, zu tragen, als einen Moment zu kühner Verachtung drohender Gefahr sich emporzuschwingen. Auch muß gerechnet werden, daß der Held z. B, der sich mit augenblicklicher Verleugnung seiner selbst dem offenen Todesrachen entgegenwirft, einen Hebel hat, den der stille Dulder entbehrt. Jenen bewundert die Welt und sein Name schwebt gepriesen zu den Sternen. Diesen kennt Niemand und es ist eben sein schwerer Sieg, daß Niemand die lange Lebensthat kenne, die die Frucht seines starken Tragens war) „Es ist ein seltener Fall, wenn ein großer Geist von mittelmäßigen Köpfen, (d. h von der Menge) geliebt wird." (Sehr natürlich und durch die Geschichte aller Zeiten, auch der unsern, bestätigt. In der Nähe eines Thurmes sieht man die eigene Kleinheit, und wer will gern klein seyn!) „Man sucht, fährt der Vf. fort, mit Begierde eine kleine Schwäche an dem Großen zu entdecken (es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen ꝛc.) und wer da suchet, der findet. (In diesem Falle wenigstens, immer.) So war z. B. Möser (der treffliche und geistreiche Mensch) in seinen letzten Lebensjahren ein kränklicher Mann, der über den Zustand seines Körpers oft seltsame Ideen hegte Wenn er sich z. B. einmal wohler fühlte, als gewöhnlich, so glaubte er, die Krankheit entweiche allmählich in die Fingerspitzen, und werde ihn nun bald ganz verlassen. Eine seiner besten und würdigsten Freundinnen, eine Person, die, wie der Vf. sagt, nicht nöthig hatte, einen großen Geist herabzuziehen, um sich selbst minder klein vorzukommen, gestand dennoch Hr. St. einstmals, sie habe sich dieser Schwäche ihres Freundes manchmal gefreut, weil sie dadurch ihm sich näher gerückt geglaubt habe. (Dieser Zug ist tief aus der menschlichen Natur gegriffen, der er freilich keine sonderliche Ehre macht, darum aber nicht minder wahr ist.)

Die Ankunft einer sentimentalen Dame, welche ein Gefolge von nicht sentimentellen Geschöpfen, Menschen genannt, um sich hatte, zertrümmerte plötzlich des Vf. idyllisches Leben am Ugley-See, indem sie sich, benebst ihrer Begleitung, im Försterhause einquartierte und den Vf., der nicht ungalant seyn dueste, aus seiner bequemen Stube, in einen entlegenen Hauswinkel vertrieb. Zur Vermehrung seines Unmuthes setzte sich die Sentimentale in den Kopf, Hr. St., der die Einsamkeit liebte, blaß aussah und im Dunkel der Buchen spazieren ging, sey ein Opfer unglücklicher Liebe, und das rührte ihr zartes Herz. Sie wollte ihn gern trösten, mit ihm sympathisiren, klagen, im Mondschein am See herumwandeln u. s. w., das war aber dem Vf. nicht gemüthlich. Er schlug die an ihn ergangenen Einladungen aus, dankte Gott, als die Stille und die glücklicherweise einfallende trübe Witterung, das Häuflein bald wieder vertrieb, und hoffte schon sein unterbrochenes schönes Leben wieder anfangen zu können, als ein neues Unwetter gegen seine Wünsche aufzog und ihn stracks auf den Heimweg trieb. Es kam nämlich ein ganzer Trupp Städter zu Wagen und zu Fuß, mit Musikanten umgeben, lärmend angezogen, um im Försterhause lustig und guter Dinge zu seyn. Da diese Umgebung dem Vf nun noch weniger Ausbeute versprach, als die erst geschiedene sentimentale, so ließ er anspannen, nahm Abschied vom Ugley und dessen stillen Ufern, und fuhr über Eutin, gen Travemünde, wo die kühle, salzige Luft ihn anwehte. Von hier gings nach Lübeck, von welcher Stadt nicht viel berichtet wird, weil anhaltendes Regenwetter den Vf. auf sein Zimmer bannte. Auf dem Wege nach Mölln, kam er durch ein Dorf, das heißt „Grünau" und manches freundliche Bild knüpfte sich hier an die Phantasie des Reisenden, der des wackeren Voß Luise kannte und wie billig, liebt und schätzt. In Mölln suchte übrigens Hr. St des lustigen Till-Eulenspiegels Grab vergebens. Die alte Linde, in welche sonst jeder Reisende, dem lustigen Patron zu Ehren, einen Nagel schlug, steht nicht mehr, und somit mußte sich unser Reisender mit der bloßen Erinnerung an den närrischen Kumpan begnügen, der fröhlich so manches Land durchzog und allen Lebens-

Digitized by Google

stürmen zum Trotz, immer ein heiteres Gesicht machte. Lüneburg, wohin des Vf. Weg nun ging, machte mit seinen alterthümlichen Giebelhäusern zwar keinen erheiternden, doch auch keinen unangenehmen Eindruck auf ihn und er ist des Glaubens, daß hier in dieser Gegend, wo es liegt, es auch recht gut eben zur Gegend und ganzen Umgebung, so wie es ist, passe. Durch die Haide, wo dem Vf. dießmal weiter nichts aufstieß, als daß sein Wagen zerbrach und er die letzte Strecke Weges zu Fuße machen mußte, kehrte er erheitert in die Heimath zurück und hatte somit den Hauptzweck seiner Reise erreicht, deren Beschreibung, wie wir gewiß sind, auch noch manchem Leser eine freundliche Erheiterung gewähren wird.

Ueber Universitäten. (Beschluß.)

Steigende Bedürfnisse (zum Theil die Folge einer steigenden Bildung) erzeugten Selbstsucht (würden es aber nicht oder doch bei weitem weniger gethan haben, wenn nicht eben das verderbliche Streben derer, die nicht vorwärts wollten, die Zeiten bös gemacht hätten) und diese nährte sich an den zunehmenden Bedürfnissen. (Diese Klage über den zunehmen sollenden Egoismus ist übrigens sehr alt, demungeachtet aber ohne sonderliche Begründung. Zu allen Zeiten ist darüber lamentirt worden und wird, sonder Zweifel, auch immer darüber lamentirt werden, doch zeigt die Geschichte, daß er jetzt wenigstens nicht stärker sich ausspricht als in der oft über alle Gebühr gepriesenen Vergangenheit. Da ist er, das ist gewiß, und wir glauben, er muß sogar da seyn, wenn die Menschheit nicht zum stehenden Sumpf werden soll; denn er ist einer der Haupthebel, die sie zum Handeln bringt, zum Fortschreiten, wie der Sturm das Meer zur Bewegung. Freilich auch nur wie dieser, dieses in der Oberfläche, in geringer Tiefe, aber auch das ist schon gut, und wir zweifeln, ob noch viel geschehen würde, im Guten wie im Gegensatz, welches alles beides im großen Ganzen, Geschichtsperiodisch zusammgepaßt betrachtet, stets gut und nothwendig war zum Weiterrücken auf der Bahn, welche die Menschheit zu durchlaufen hat; wenn dieser Hebel, der rastlos die Individuen antreibt, plötzlich verschwände und die Triebfedern des Handelns, allein auf das Erkennen des Guten und Bösen, des Rechten und Nichtrechten, um ihrer selbst willen, ohne allen irdischen Nebenzweck, der für Viele noch immer der Hauptzweck ist und fürs Erste bleiben wird, beschränkt würde. Zu einer solchen alleinigen, rein geistigen Triebfeder, ist ohne Frage das Menschengeschlecht im Ganzen und Großen, noch lange nicht reif.) Eitler Prunk, fährt Hr. St. fort — trat an die Stelle der innern Tüchtigkeit (die indeß, was nicht zu leugnen, auch oft schreckbar pedantisch, steif und unbeholfen im Leben war, so im Leben wie im Wissen; unsinniger Luxus Einzelner an die Stelle der erhabenen Pracht des Oeffentlichen und der Andacht. Anstatt, daß lebendiger Sinn die Orden in frühern Zeiten, erzeugten jetzt auf die verkehrteste Weise, die Orden die Ritter; (sehr wahr.) Die Politik schwang ihr tödtendes Netz über alle Staatsverhältnisse, und ihr Abbild im Kleinen, die Etiquette, über alle geselligen. Da wandte sich Alles um, daß das Erste das Letzte, das Geringste das Höchste war. (Der Geist kam hinter der Form in dieser schönen Rangordnung, und der Mensch hinter dem „von." Wer einigermaßen den Gang der Zeit seit einem halben Jahrhundert ungefähr aufmerksam betrachtet hat, der wird Hrn. St. in den mehrsten Stücken dieses Bildes leider, unbedingt Recht geben müssen und auch völlig darin mit ihm übereinstimmen, wo er sagt: „die Producte einer so verworrenen Zeit trugen den Tod in sich;" ein Ausspruch, der sich durch die Erfahrung der Zeit nur zu sehr, und zum furchtbaren Erstaunen derer, die da Wunder meinten, was sie Treffliches zusammgekittet und geleimt hatten, bestätigt hat.) Sehr richtig bemerkt ferner Hr. St.: „die Universitäten konnten sich nicht frei halten von der allgemeinen Verwirrung. Die einseitigen Systeme des Naturrechts, die Ansichten der Aufklärerei, ertönten auch von den Kathedern. Keiner ist (in dieser Zeit) rein, auch nicht Einer, geblieben; und daraus erzeugten sich die wechselseitigen Beschuldigungen. Aber, sollen diese denn nie aufhören? Theuerster Herr Präsident! ich bin sogar hie und da verschrieen, als ein Vertheidiger des Adels; glauben Sie etwa, ich kenne den Verfall des Instituts nicht? Glauben Sie, ich vermöchte nicht den Druck des Adels in Ländern, wo die vererbten Vorrechte ihm Gewalt geben (und deren giebt's noch viele) den Güterwucher, die klägliche Unwissenheit der Häupter vieler großen Familien (nur der Häupter?) den Kastenhochmuth (den erbärmlichen) und so viele andere Kümmerlichkeiten zu beweisen? (Wer, der fünf gesunde Sinne hat und nicht erst seit gestern ist, könnte das nicht! Was so offen zur Schau gelegt wird, in so vielfachen Gestaltungen und Bemühungen, das sieht und empfindet Jeder, und vermag auch Jeder zu würdigen.) Aber ich wollte es nicht, wie solche Beschuldigungen von mir keinen Stand treffen sollen.

Digitized by Google

Wo ist — fährt weiterhin Hr St. fort — diese (geistige) Freiheit (die jetzt so sehr angefochten wird und auch vom Hrn Präsidenten v. L angefochten wurde) nothwendiger als da, wo das Tagewerk allen Sinn verliert, ohne sie (auf Universitäten, d. h. zur freien geistigen Entwickelung bestimmte Institutenämlich) und bedeutungslos in sich selbst zusammenstürzt, wenn sie (die Freiheit) fehlt? — — Es ist aber leider nicht blos der Irrthum eines Einzelnen (eines Hrn. von Lüttwitz z. B.) den wir hier zu bekämpfen haben. Indem ich dieß schreibe, erfahre ich, daß auf einer berühmten protestantischen Universität der Befehl ergangen ist, daß man nichts lehren darf was in der Theologie der feststehenden Dogmatik widerstreite (ja, wenn sie nur fest stünde, dann gäng' es schon an!) keine Exegese vortragen darf, die nicht mit dieser zusammenstimme (Exegesiren, i. e. Erklären und Untersuchen, ist einmal eine fatale Beschäftigung für alle Ortho- und andere-oren) aller Mysticismus ist verboten (das wär' so übel nicht, wenn sich so etwas nur mit Erfolg verbieten ließe) und in der Philosophie alles Forschen nach göttlichen Geheimnissen. (Nun da wird die Philosophie sich wohl auf den Ackerbau, Stallfütterung u. dergl werfen müssen.) Auch die Vorträge über die Geschichte sind unter Aufsicht gestellt (Geschichte sollte gar nicht mehr gelehrt werden, besonders die des Alterthums nicht, von wegen der Menge republikanischen Lehren, die sie zu geben pflegt) ohne daß man etwas Näheres über die Furcht, die diese Quarantaine veranlaßte, erfährt. (Nun, wir denken doch, daß darüber schon hinreichendes ist publicirt worden Hat der Hr. Steffens nicht die gehaltvollen Auszüge aus den „mehr als Zehntausend Actenstücken" gelesen, die so ab und an in manchen Zeitungen erscheinen?) u. s. w.

Mit einem Blick auf die heutige Einrichtung der Schulen, die nach Hrn St. Ansicht sich gleichfalls in den neuern Zeiten zwar verändert aber nicht verbessert hat, also, daß sich auf selbigen das innige Band, welches sonst Lehrer und Schüler umschlang, zum großen Nachtheil der Letztern, gelöst haben soll, schließt dieses im Ganzen treffliche Antwortschreiben an Hrn. Präsidenten von Lüttwitz, den man in Wahrheit zu einer Art von Dank verpflichtet sich fühlt, daß sein Brief voll seltsamer Behauptungen so etwas Gutes veranlaßte und nicht umhin wird man können, nach Lesung derselben sich zu freuen, daß, wie der Umschlag besagt, es gedruckt worden ist mit Genehmigung der Preußischen Censur-Behörde in Berlin, die dadurch ehrenvoll bewiesen hat, daß es keine leeren Worte waren, als es im neuen geschärften Preuß. Censur-Gesetz hieß: „doch soll durch dieses alles freie und anständige Forschung keineswegs unterdrückt werden."

Empfindsame Reise in den Odenwald.

Wer angenehm reisen will, muß es mit Händen und Füßen zugleich thun, d. h. er muß die Reise beschreiben, nachdem er sie gemacht, und zwar wie Hr Gerhard Friederich (Wiesbaden bei Schellenberg), mit Liebe, Schäkerei und etwas Entzündungsfieber. Der rauhe und düstere Odenwald ist freilich geeigneter für den Pinsel eines Salvator Rosa; doch vermag der Dämpfer der Empfindsamkeit, selbst einer Baßgeige weiche Flötentöne zu geben. Das Reisebeschreibende Volk in Deutschland bildet eine ganze Milchstraße voll empfindsamer Sterne, von denen Jeder für sich ungemein glänzt, die aber wegen ihrer Höhe, in weiße Nebelwolken zusammengerinnen. Daher kann man sie nur in Bausch und Bogen bewundern, und dem jüngsten aufsteigenden Sterne fällt die ganze Summe des kritischen Lobes, als Tontine jedesmal allein zu. Hr. Gerhard Friederich sagt in der Vorrede: „So wenig als die Odyssee des göttlichen Homer's eine Geographie Griechenlands und der Nachbarinseln seyn soll, so wenig sollen diese Blätter eine Topographie der Bergstraße und des Odenwaldes ausmachen." Der Verfasser giebt vielmehr eine Topographie seines Herzens und der Umgegend. Die genaueste Spezial-Karte desselben macht dem Leser alles deutlich. Jugendleben, Erziehung, Freuden und Leiden, Kinder, Großväter, Tanten, Vettern, Brüder, was sie treiben, wo sie sich aufhalten, die kleinsten Fußpfade der Familien-Verhältnisse findet man darauf. Der Vater des Verfassers wurde im Odenwalde „unter Cyclopen" erzogen, und hinterließ dem Sohn ein allzuweiches Herz. Als Motiv seiner Reise giebt Hr. Friederich eine ganz eigene düstere Stimmung an, die im Frühjahre 1819 in ihm waltete. Seine Tochter Auguste, ein Mädchen von beynahe neun Jahren, „das nur in Liebe lebte," war gestorben. Ihre Todenfeyer und was dabei an Liedern gesungen, wird auf den 5 ersten Seiten des Buches erzählt. Auf solchem Wege und in solchem Tone geht es fort. Der Verfasser entschuldigt sich und sagt: Vater Göthe habe ja auch die kleinsten Umstände seines Jugendlebens erzählt. Hr. Friederich betete auf seiner Wanderung sehr häufig, und mit besonderer Inbrunst zu Bickenbach am 9. Juli 1819, Morgens prácis 7 Uhr, da er in der Kirche allein war... „Und die Resultate dieser

Digitized by Google

kleinen Reise?" läßt der Verfasser den freundlichen Leser am Ende des Buches fragen. Antwort: „meine und meiner Gattin gestärkte Gesundheit.... Ueberdies will ich es noch wagen, im Vertrauen auf deine Verschwiegenheit dir ins Ohr zu sagen, daß Seraphine während dieser Reise eine seelige Braut geworden ist, und daß sie in wenigen Wochen mit dem glücklichen Nordheim Hymenäen feyern wird." Wir wünschen Seraphinen eine glückliche Ehe, und Hrn. Friederich die festeste Gesundheit, damit er nie mehr nöthig habe, zu ihrer Wiederherstellung eine beschwerliche Reise zu machen. Mittheilen wollen wir unsern Lesern, das Beste was in diesem Buche enthalten ist, ob es zwar nicht dahienein gehört; nämlich eine Ode auf Friederich den Großen von Eulogius Schneider, die dem Hrn. Reisenden beifiel, als er im Musäum zu Darmstadt die Büste des Helden sah.

Ihn schildern will ich. Sterbliche sehet Ihn,
Nicht eingehüllt in flimmernden Dichterschmuck!
In seiner Größe, wie er dasteht,
Will ich den Riesen der Menschheit schildern.
Wer bebte nicht vor Friedrichs Thatenkraft?
Wer zählte die Trophäen, auf Galliens
Zermalmten Uebermuth gepflanzet,
Prangend auf modernden Sklavenknochen.
Doch — war er Held nur? war er nicht Menschenfreund?
Nicht Vater seiner Tausende? Strömte nicht,
Nachdem er ausgedonnert, Segen
Auf die Gefilde geschützter Brennen?
Zurück, ihr Despoten! Was schauet ihr
Ihm ins Gesicht? Er tränkte den Schmeichler nicht
Mit Waisenblut, und feile Dirnen
Mästet' er nicht mit dem Mark des Bürgers.
In seinem Kerker faulte der Denker nicht
Sein Censor fraß nicht, gleich einem Getraidewurm
Der Schriften Kern aus, daß die Hülsen
Schmachtenden Lesern den Gaumen rigten.
Sein Glaube war nicht künstliches Wortgeweb',
Nach keines Schwärmers dreistem System geformt,
Nicht millionenfach durchflochten,
Einfach, wie Gott und die Wahrheit, war er.
Das Beste thun, war seine Religion;
Sein Opfer rastlos wirkende Thätigkeit,
Die Welt sein Tempel: seine Priester
Herzberg, und Carmer, der Brennen Solon.
Sey Mensch, sey Bürger, sprach er, das Innere
Des Herzens und der Meinungen richte der,
Zu welchem Moses, Zoroaster,
Christus und Muhamed rufen: „Vater!"
Er schlang die Kette um Alemanniens
Getheilte Herrscher. Als es Allrater sah,
Da sprach er aus: „Sie sind vollendet,
Friedrichs Thaten sind vollendet!"
„Komm, wirk' in jenen höheren Gegenden,
Nicht mehr gehüllt in's hindernde Erdgewand,
Nicht mehr bestritten von der Dummheit,
Trotzend dem Gifthauch des blassen Neides!" —

Zeitschriften. (Beschluß.)

Wir heben folgende Stelle aus, um sie den Einen bekannt zu machen, den Anderen in Erinnerung zu bringen.

„Prüfen wir das, was seit dem Jahre 1816 in Deutschland gedruckt worden ist, der Menge und dem Gehalte nach; so finden wir in den Schriften, welche Weimar bei voller Preßfreiheit lieferte, verhältnißmäßig nur des Schlechten und Widerrechtlichen, nicht aber des Guten und Tüchtigen weniger, als in den Schriften, welche an andern Orten unter Aufsicht der Censur-Behörden gedruckt worden sind. Keine Verläumdungen, keine beleidigende Lügen über öffentliche Ereignisse in benachbarten Staaten, hat man von hieraus verbreitet; keine der Lesewuth dienende schlechte Romane, keine Unterhaltungsbücher, welche den Menschen das Lesen zum Bedürfnisse machen, zugleich aber bei dem Lesen das Denken völlig abschaffen, sind soviel uns bekannt, von Weimaranern in Weimar zum Druck befördert worden; unsere Pressen sind nicht thätig gewesen, für das Verbreiten schwärmerischer Volksschriften, nicht thätig gewesen für das Verbreiten solcher Schriften, welche das Zweideutige, Verbuhlte, Schlüpfrige, Schmutzige in gleißendem Gewande darstellen, und nur dahin arbeiten, daß das Leben wieder lockerer, leichtfertiger, lüderlicher werde, ohne Tugend und Sinn." (Wir kennen ein Land — es liegt 11000 Meilen hinter den Huronen — wo die allerstrengste Censur herrscht, die Bücher bezeichneter Art hingegen, von der hohen Staatspolicey nicht allein verstattet, sondern sogar befördert und verbreitet, und durch ein Scheinverbot, das die Buchhändler verstohlen zu übertreten sich anstellen, noch leckerhafter gemacht werden. Diese Gegen Turnanstalten erreichen dort auch vollkommen ihren Zweck.)

Nordalbingische Blätter. Erstes Heft. — Eine neue Zeitschrift, die in zwanglosen Heften (die Leser wissen wohl schon, was sie darunter zu verstehen haben), in Hamburg erscheint und von Winfried (H. D. Hinsche), herausgegeben wird. Sie ist schönwissenschaftlichen Inhalts, und giebt gute Hoffnung. Das bedeutendste in diesem Hefte, ist das Leben der altdeutschen Dichterin Roswitha, und eine Uebersetzung ihres in latei-

Digitized by Google

nischen Hexametern verfaßten Gedichtes, über die Gründung des Klosters zu Gandersheim. Roswitha eine Nonne, sang gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts, aus ihrer Zelle am Fuße des Harzes, „in einer Zeit, wo in Deutschland noch nichts sang als der Vogel des Waldes" (schöne Zeit!) Sie dichtete in lateinischer Sprache. Außer dem schon erwähnten Gedichte, hat sie poetische Erzählungen, mehrere dem Terenz nachgebildete aber in Klostermanier umgearbeitete Komödien, und ein Loblied auf die Ottonen geschrieben. In der Vorrede zu ihren poetischen Erzählungen sagt sie unter andern sehr naiv: Sie habe sich an das für Frauenzimmer so schwere Werk gemacht, damit das Talent nicht unbenutzt in ihrer Brust verroste. „Es sollte vielmehr unter dem Hammer der Uebung Gesänge zum Lobe Gottes von sich geben, durch deren Verkauf vielleicht, wenn sonst keine Gelegenheit vorhanden, etwas durch Handel zu verdienen, irgend ein nothwendiges Stück des Bedarfs angeschafft werden könne." An einem andern Orte nennt sie sich: „die starke Stimme zu Gandersheim" und in einer Zuschrift an einige Gelehrte, beginnt sie mit den Worten: „Roswitha, die Nichtswisserin und Nichtstaugerin" — Eine Stelle aus Franz Horn's Umrissen zur Geschichte und Critik der schönen Literatur Deutschlands ꝛc., die hier gelegentlich vorkömmt, theilen wir unsern Lesern mit, weil sie eine sehr heilsame, glückliche und feine Ironie enthält.

„Unter den Fehlern, an welchen sehr viele Deutsche, Englische und Französische Romane des achtzehnten Jahrhunderts kranken, ist einer der größesten das hitzige Hinaustreißenwollen des gewöhnlichen Lebens gewöhnlicher Menschen, zum Ungewöhnlichen und Imponirenden. Wenn etwa der Held im Garten spatzieren gegangen ist, und er hat sich wie billig ergötzt an der lauen Luft und den blühenden Aepfelbäumen, so reicht ihm augenblicklich der Verfasser einen kleinen Lorbeerkranz dafür, und rühmt des Jünglings köstlichen Sinn für die Schönheiten der Natur, statt daß sich derselbe von selbst verstehen sollte. Ist vollends die Heldin selbst spazieren gegangen, so mischt sich höchst wahrscheinlich ihre reine Thräne des Entzückens mit dem reinen Thau, der in dem Kelch der jungen Blumen ruht. Auch das dünkt mich, ist ganz billig und abermals sich von selbst verstehend; aber der Verfasser geräth außer sich und versichert, solch ein Mädchen gebe es fast gar nicht, und an Zartheit suche sie wohl nur vergeblich ihres Gleichen. Held und Heldin sind auch über sich selbst fast verwundert, und schreiben augenblicklich an einen Freund oder eine Freundin, um diese Empfindungen nicht umkommen zu lassen, wobei gewöhnlich noch die Freunde etwas unfein in Verdacht gezogen werden, als verständen sie sich nicht allzuwohl auf dergleichen Zartheiten; doch wolle man aus Milde sie ihnen nicht vorenthalten. — Fangen sie endlich, oder auch sehr früh an zu lieben, so wird vollends ein entsetzliches Aufheben davon gemacht, als sey erst nunmehro die Liebe in die Welt gekommen und die ganze Natur feire dieses schöne Nunmehro fast auf unterthänige Weise. — Ich kann nicht ohne Betrübniß an den Eindruck denken, den eine solche, vielleicht nicht ohne Talent dargestellte, sich bespiegelnde Liebäugelei, auf gar manche, noch unentschiedene und unsichere Jünglinge und Jungfrauen machte und machen mußte, und noch macht. Fingen sie nicht wirklich zuweilen an, im Stillen zu glauben, sie seien warlich zu gut für diese Welt? und würden nur eigentlich nicht genug verstanden? Betrübte es sie nicht, daß sie so zarte Füße auf so rauhen Boden setzen mußten? und betrachteten sie nicht zuletzt die ganze bürgerliche Welt wie einen Kerker, mit dessen Eisenstäben sie nicht spielen mochten?"

Europäische Annalen 1820. Erstes Stück. — Der zweite Theil der Schrift des Hrn v. Pradt über den Congreß von Carlsbad, wird in diesem Hefte übersetzt mitgetheilt. Die Finger jucken Einem, etwas Weniges darüber zu schreiben; aber sie dürfen nichts anders kratzen als sich selbst.

(Die Fortsetzung folgt)

Das Pferdegedicht.

Lord Byron läßt in einem epischen Gedicht, den Kosakenhetmann Mazeppa, auf dem Bivouak nach dem Schlachttage von Pultowa, die Geschichte seiner verbotenen Liebe, oder vielmehr die der Bekanntschaft mit seinem Pferde erzählen, und Th. Hell hat davon eine nicht mißlungene Uebersetzung geliefert, mit der höchst schwierigen Aufgabe, das Original, Zeile vor Zeile zu übertragen, und dabei meist die Verschränkungen des Reims, wo der Genius der deutschen Rythmik nicht zu sehr widersprach, völlig treu, aber die männliche oder weibliche Endung desselben beizubehalten. Der Art und Weise der englischen Dichtkunst gemäß, kommen weibliche Reime nur sehr selten vor, und fast alle Verse enden männlich. Bei anderen Gedichten würde es vielleicht pedantisch scheinen, darauf besondere Aufmerksamkeit zu richten, und vielen dürfte die, den Deutschen eigenthümliche Abwechselung der

Digitized by Google

Endsylben, in dieser Hinsicht wohl vorzüglicher dünken, bei diesem kleinen Werke aber scheint das Verfahren, das der Uebersetzer beobachtete, allerdings wesentlich. Zur besseren Uebersicht ist das englische Original beigedruckt, und hinsichtlich der Treue des Uebersetzers, müssen wir dem Letzteren alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ein Hauptvorzug des Werks ist dessen Kürze, denn ein längeres Gedicht mit fast lauter männlichen Endreimen, würde zuletzt doch ermüden.

Recht malerisch ist die Schilderung der Biwacht, bei derem still verglimmenden Feuer Karl XII. sich hingelagert hat, und sich vom geschwätzigen Mazeppa in den Schlaf plaudern läßt.

— — Auf dem Boden lag
Ein jeder da, ganz trüb und stumm,
Um den Monarchen und sein Roß herum,
Gefahr macht gleich so Menschen als Thier,
In der Noth sind Alle Kameraden wir.
Unter ihnen Mazeppa sein Bett sich macht,
In einer alten Eiche Schatten-Nacht,
Er selbst, wie sie, so rauh, und kaum minder alt,
Der Ukraine Hetmann, stolz und kalt.
Doch erst der Kosaken-Fürst für sein Pferd,
Das so lange der nöthigen Ruh entbehrt,
Ein Lager bereitet von frischem Laub,
Und wischt ihm von Mähnen und Fesseln den Staub,
Und lockert den Gurt, und was hinderlich ist,
Und freut sich, daß es so wacker frißt,
Denn bis jetzt ihm wohl bangte vor der Gefahr
Der müde Renner möcht' verschmähen gar
Den Fraß, weil so schaurich die Mitternacht war.
Doch wie der Herr, war hart das Roß,
Für Bett und Tafel sorgten beide nicht groß,
Doch war's voll Muthes auch und gewandt,
That alles, was nur zu thun sich fand.
Kräftig und schnell, und in den Knochen fest,
Und wie sich's vom Tartar erwarten läßt,
Gehorcht es der Stimme, und kam auf das Wort,
Und ständen auch tausend zugleich mit dort
Es kennt ihn aus Allen, und wenn zu Nacht
Auch würde die Flucht ohne Sterne gemacht,
Es würde das Roß bis zur Morgengluth,
Doch folgen seinem Herrn, wie ein Hirschkalb thut.

Auf ein ähnliches Roß ist der Hettmann, vor 70 Jahren, als des Königs Kasimir Leibpage, wegen unerlaubten Liebes-Verhältnisses mit einer polnischen Edelfrau, gebunden und in alle Welt geschickt worden. Er erzählt nun dem Schweden-Könige Karl, wie es ihm auf diesem schrecklichen Ritte ergangen, und das Interesse dieser Reitergeschichte wird den Leser hoffentlich mehr ansprechen, als den König, denn dieser ist, nach dem bescheidenen Zusatz des edlen Lords Byron, darüber eingeschlafen.

In einem Pferdelande, wie Großbrittannien, hat dies Gedicht gewiß recht viel Glück gemacht, und da es auch bei uns Reitliebhaber in Menge giebt, wird die Uebersetzung wohl auch Absatz finden; in den Bibliotheken der Reitschulen und Kavallerie-Regimenter darf sie nicht fehlen, und letzteren wunschten wir lauter solche Reiter, als der kühne Hetmann Mazeppa war.

Beym Sich hinstellen und den Mund aufsperren kömmt man oft schlimm weg.

Diese Wahrheit wird neuerdings durch das Bruchstück eines Briefs von einem Engländer an den Redacteur des Journal général des Pays-Bas von neuem bestätigt. — Er erzählt wie folget: — Ich gehe nun zu Gegenständen von kurzweiliger Art über. Dienstags war Kirmesse in Brüssel. Nach altem Brauch begiebt sich an diesem Tage das Volk in großen Massen nach Vosse-gat, einem Orte, welcher eine kleine Stunde von der Stadt entfernt ist. Daselbst, wie bei dergleichen Volksfesten, wird getrunken, man gehet spatzieren und lässet sich es wohl seyn; aber was dieses Volksfest von andern noch besonders auszeichnet, ist ein ganz sonderbares Vergnügen, woran eigentlich nur Leute von der geringen Classe, oftmals indessen auch welche, die es nicht sind, Theil nehmen. Dieses bestehet darinn, daß zwey und zwey (doch wohl nur Mannspersonen?) sich auf den Boden legen und mit verschlungenen Armen, einen kleinen Berg von oben bis hinunter rollen oder wälzen, dessen Abhang von der Art ist, daß man, besonders des ihn bedeckenden glatten Mooses wegen, ihn kaum stehenden Fußes hinabgleiten könnte, ohne sich auszusetzen einen Purzelbaum zu machen. Der Tummelplatz (l'arène) ist auf beiden Seiten mit Bäumen besetzt, wo die gaffende Menge stehet und diesem Schauspiel von ganz neuer Art mit Wohlgefallen zusiehet. Damit nun, fährt der Engländer fort, — ich den Gang der Wälzer (joueurs) sowohl nach seiner Richtung als im Ganzen beobachten könnte, stellte ich mich auf den obersten Gipfel des Abhanges. Ehe ich mich es versahe, so fühlte ich mich von zwey Armen umklammert, umgeworfen und in den Tummelplatz durch einen Quidam, einen mir unbekannten tüchtigen Lümmel, mit fort geführt. Ich merkte nun sogleich, wessen mich meine Neugierde ausgesetzt hatte; aber ich ergriff ganz geschwind die Parthie eines gefälligen Mannes und umfing auch meinen Reisegesellschafter mit beyden Armen. Einer wie der andere tummelte nun so gut er konnte. — Stellen Sie sich auf der einen Seite einen Mann vor, sehr groß, sehr dürre, blaß und stumpfnäßig, schwarz elegant gekleidet und eine Brille auf der Nase; auf der andern Seite aber einen wohlbeleibten dickbäcki-

Digitized by Google

gen Mühlknappen, in Jacke und weißleinenen Pantalons, einer den andern mit den Armen umschlungen, sich von einem Berge von oben bis unten hinab rollend, sich mit einander zerarbeitend und sich tummelnd, um auf eine gute Art zum Zwecke zu kommen: so werden Sie einen Begriff von diesem ganz originellen Auftritte haben. Es begegnete uns aber mitunter, daß wir wegen der Eigenschaft des Bodens von der geraden Bahn abwichen und auf die Seite mit Gewalt an einen Baum prallten; durch die Wirkung des Gegendrucks und vermöge unserer Beine und Füße, welcher wir uns in Gestalt von Ruder oder Steuerruder bedienten, rennten wir von da an die entgegengesetzte Seite. Den allerschönsten Spaß machte aber mein armer Phylax, ein tüchtiger Bullenbeißer. Wie es schien, glaubte dieser mich in Gefahr und gab sich alle Mühe mich mit den Zähnen an den Rockschößen zu packen und zurückzuhalten. Nun aber verfehlte er mich oft und erschnappte dagegen den Mühlknappen an seinen Pantalons. Nach langem Herüber- und Hinüberwalzen kamen wir unten am Ende der Laufbahn an. Unglücklicherweise wälzten wir über meinen Hut weg, welcher vor uns hinabgerollt und da liegen geblieben war, wo wir eben unsern Lauf beendigten. Aber, wie kamen wir da an? In dem allererbärmlichsten Zustande; ich, ohne Rockschößen und der Müller ohne Hosenboden. An allem diesen Unglück war Phylax schuld. Was wollte ich also machen; ich bezahlte meinem Müller den Werth von seinen Pantalons und noch sechs Schillinge dazu, um auf die Gesundheit seines Königs und der meinigen zu trinken. (Wirklich mehr als zu viel Güte!) Nachher begab ich mich wieder auf den Berg hinauf. Die gefällige Bereitwilligkeit, mit der ich mich zu diesem Spaße hergegeben hatte, gewahrte mir bey jedem einen guten Empfang. Ein Herr hatte sogar die Gefälligkeit, mir von seinem Nachbar ein schwarzes Kleid auszumachen, welches ich mir überwarf. Dieses stand mir wie ein Wamms, denn es ging mir nur bis auf die halben Schenkel. Die Knöpfe des Gürtels standen von einer Hüfte zur andern auseinander und die Ermel gingen mir nur bis auf die Hälfte der Vorderarme; mit einem Worte, Sie müssen Sich nur den Schnitt eines Kleides aus den Zeiten der Königin Anna vorstellen. So nahm ich also, übel und böse ausstaffirt, meinen Marsch wieder nach der Stadt zu.

Kaum hatte ich aber die nächste Höhe erreicht, so kam ein fürchterliches Donnerwetter mit Platzregen. — Ein jeder suchte sich unter die Bäume zu flüchten, durch die es aber auch bald durchregnete. Ich selbst eilte, eine Art von Taubenschlag in der Nähe eines in die Luft gesprengten Pulvermagazins zu erreichen, um dort geborgen zu seyn. Zu meiner größten Betrübniß war er aber schon besetzt. Dieses Taubenhaus in Form einer Windmühle stand auf einer Säule ohngefähr drey Fuß von der Erde ab. Eine Marketenderin hatte sich schon darunter geflüchtet. Ich machte es wie sie und kauzte mich auch unter diesen Schoppen. Ein heimliches Lachen, welches ich über mir hörte, machte, daß ich über mich blickte, wobey ich gewahr wurde, daß ein Theil des Dielbodens dieses Taubenhauses offen war. Ich reckte mich sogleich der Länge lang auf und steckte den Oberleib durch diese bequeme Oeffnung. Da befanden sich in diesem Taubenhause drey Soldaten und eine Frau. Bey meinem unversehenen Anblick fingen alle an laut aufzulachen. Ich erquickte sie mit einem Glas Brandwein und wir waren sogleich mit einander bekannt. Endlich hörte das Donnerwetter auf. Ich setzte meinen Gang weiter fort und erreichte meine Wohnung, wo ich mich ganz ausschälte (umkleidete) und in das große Theater begab.

Fortgesetzte Briefe an eine Dame über die neueste theologische Literatur.

Dreizehnter Brief.

Ein berühmter Philosoph sagte einst: „die Theologie ist der Preis und die Krone alles menschlichen Wissens." Das muß in vieler Rücksicht wahr seyn, denn hier kommen nicht nur alle Zweige des menschlichen Wissens zur Anwendung, sie ist nicht nur der Schußstein zu einem Gebäude, zu welchem alle menschlichen Kräfte die Materialien angefahren haben; sondern sie ist auch zugleich so vielseitig, daß sie für Verstand, Gemüth, Phantasie, für alles was der Mensch ist und hat, Reizmittel und Befriedigungen darbietet. Sollten Sie wohl glauben, daß es auch an Belustigungen in diesem an sich sehr ernsten Felde gar nicht fehlt —? Ja ich behaupte, nirgends giebt es deren mehrere, als hier; denn wenn das Lächerliche hauptsächlich aus dem Contraste entspringt, so muß die Entgegenstellung der höchsten Weisheit, und der tiefsten Thorheit wohl oft Lachen erregen, und diese Entgegenstellung ist hier zu Hause. Ich will Ihnen nicht den zahllosen Aberglauben, der in christlicher Hülle die Welt erfüllt hat, zum Beweis anführen; denn dieser gehört wohl eigentlich zu den tragikomischen Partien der christlichen Kirchengeschichte, aber einen Zweig desselben darf ich herausheben, der wenigstens für unsere Zeit rein komisch genannt werden kann, ich

Digitized by Google

meine die christlichen Wahrsagerkünste, die jetzt sich wieder sehr breit machen.

„Die Güte des Herrn hat sich anheischig gemacht (so berichtet ein neuer Prophet, den ich Ihnen unten näher bezeichnen werde) nichts von Wichtigkeit im Laufe der Zeiten zu thun, ohne uns voraus durch den Mund seiner Propheten davon zu benachrichtigen." In diesem Satze ist gleichsam das Thema enthalten, über welches alle alte und neue Propheten gepredigt haben. Auf dasselbe gestützt sah man schon im alten Testamente die Vorspiele auf Christum, die nicht nur in wörtlichen Aussprüchen (eigentlichen Weissagungen) sondern auch in Personen und Sachen (Vorbilder, Typen) reichhaltig aufgefunden worden sind. Lesen Sie Stollbergs „Religionsgeschichte," oder Kanne's „Christus im A. T." so werden Sie sich wundern, was diese Erleuchteten alles dort gefunden haben, was uns gemeinern Menschen ewig unbekannt und unentdeckt geblieben seyn würde; denn nichts ist gewisser, als daß der saubere Simson, der sich im Schooße der Delila barbieren ließ, wie so mancher jetzt noch im Schooße irgend einer Delila barbiert werden mag, ein Vorbild auf den Heiligen war, der von keiner Sünde wußte; nichts ist gewisser, als daß der patriotische Goliath, der doch für sein Volk und Vaterland sich zum ehrlichen Kampfe darbot, den höllischen Feind abgebildet hat, den Christus (doch wahrlich nicht mit einer heimtückischen Schleuder) erlegte; mit einem Worte, die höllischen Philister stecken hinter den irdischen, so wie die oft sehr räudigen Schaafe vom Hause Israël, und ihre nicht bessern Schäfer den großen Erzhirten und seine Heerde treulich vorgebildet haben. Man muß sich ewig wundern, daß alle diese Vorherverkündigungen, die doch unsern Hellsehern nach Jahrtausenden so sonnenklar vorkommen, von den Zeitgenossen für nichts weniger als solche genommen wurden; und daher der greuliche Misverstand, in welchem die Juden, die doch ihre Bibel auch verstehen sollten, bis heute verharren.

Um uns nun vor gleichem Misgeschick zu bewahren, haben durch unendliches Erbarmen sich von Zeit zu Zeit die seltenen Kinder des Lichts bewogen gefunden, uns die Schrift zu öffnen, und die dem gemeinen Menschen dunkle Zukunft hell und klar aus derselben vor Augen zu stellen. Besonders hat die Offenbarung Johannis, von welcher der ehrliche Luther gestand, daß sich sein Geist in dieß Buch nicht schicken könne, andern Geistern eine Menge Aufschlüsse gegeben. Man weiß wie vormals Bengel und Crusius den Gang der Dinge, die noch werden sollten, haarklein aus derselben, nach Zeit und Raum nachgewiesen haben; aber jetzt wissen wir noch mehr aus diesem verschlossenen Buche, der Peter Lambert, (dessen Werk „die Weissagungen und Verheisungen der Kirche Jesu Christi auf die letzten Zeiten der Heiden gegeben," welches ein gewisser Jaschem, (wahrscheinlich ein verkappter Nahme) deutsch bearbeitet, und Kanne, dessen es ganz würdig ist, herausgegeben hat,) hat es uns gesagt. Sie müssen das merkwürdige Buch selbst lesen, um sich genau und fest zu überzeugen, daß die schrecklichsten Gerichte nahe bevorstehen, welche die abtrünnigen Heiden (d. h. uns Arme, die wir vom Christenthume abgefallen seyn sollen) unabänderlich treffen werden. Die Zeichen deuten unverkennbar darauf hin. Doch wird Elias noch vorher kommen, leider aber auch verworfen werden. Vielleicht wäre uns allen am besten gerathen, wenn wir zu dem geliebten Gottesvolke (den Juden) überträten, denn dieses Volk wird bald bekehret werden, in sein Land zurückkehren; dort wird der Mittelpunkt aller Religion seyn, dort werden sie eines ewigen Friedens sich erfreuen, alle andere Völker beherrschen, (— Gott bewahre uns!) und alle dem Evangelio unterwerfen. Dann wird eine zweite Zukunft Christi statt finden, das tausendjährige Reich wird anheben, in welchem die Gerechten Propheten, Könige, Priester seyn, und alle Freuden, Güter und Annehmlichkeiten finden werden, u. s. w. Auch vom Antichrist, von der großen Hure (der Stadt Rom) u. a. Merkwürdigkeiten finden Sie dort das Mehrere und Nähere, was aus sämmtlichen Büchern des A. u. N. T. mit ungemeiner Belesenheit und Scharfsinn (obgleich es manche für Wahnsinn halten werden) zusammengestellt ist.

Sollten Sie das ganze Buch für einen Scherz, einen neuen Band zu den Mährchen von tausend und einer Nacht halten, so irren Sie sehr; es ist voller Ernst, und was noch mehr — es giebt Leute, die in solchen Büchern hohe Belehrung und Erbauung finden! Nur mögen aber alle solche Epopten nicht verdenken, wenn ich mich lieber an der Hand des rückwärts gekehrten Propheten (wie Schlegel den Historiker nennt) als des vorwärts sehenden führen lassen will; dagegen andere, durch das Schicksal der Cassandra gewarnt, ihnen ein willigeres Ohr leihen, so verspreche ich sie in ihrem Glauben ganz ungestört zu lassen, so wie ich auch Ihrem Urtheile, meine schöne Leserin, auf keine Weise Fesseln angelegt haben will.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 39. Vicar. Redacteur: Carl Christian Hoffmann. 1820 May.

Das Bücherverzeichniß von der Leipziger Ostermesse 1820.

Ein Buchhändler, der darneben mit Zuckerwaare handelt; *)

Ein Magister der sieben freien Künste; zuletzt

Ein Gewürzkrämer.

„O, das ist gut, daß Sie kommen, lieber Herr Doctor!" sagte der dicke **) Buchhändler Sch... in W... (was weder Weimar, noch Wien, noch Wisbaden heißen soll,) zu dem privatisirenden Magister Pfefferkorn, der eben in den Laden trat. — „Da sehen Sie nur, was mir die Weidmannische Buchhandlung für 18 gute Groschen wieder für einen dickleibigen Meßkatalog zugeschickt hat. — Wie kann unser Einer nur mit der Auswahl zurechtkommen; es mögen allein in deutscher Sprache 14 — 1500 neue Schriften seyn." — „Nu, nu, erwiederte Herr Pfefferkorn, lassen Sie mal erst sehen, nicht alles gedruckte Papier ist ein Buch, so wenig als jeder Hofrath seinem Hofe zu rathen weiß." — (Er sieht hinein) „Verdammt, daß der Katalog noch immer wie ein A B C Schütze die Schriften nach dem Alphabet aufzählt, und nicht einmal Journale und dergl. alle zusammen stellt. Man würde die Ausbeute in den mancherley Fächern viel leichter übersehen können." ***) — Der Buchhändler. „Da habe ich ein bischen vorgearbeitet. Warten Sie, hier auf dem Zeddel habe ich bei flüchtigem Ueberzählen folgendes notirt. Fangen wir bei den Kindern an. Für diese sind nicht weniger als 137 neue Schriften und neue Auflagen heraus. Die liebe Jugend wird Noth haben, bis zur nächsten Messe Alles durchzulesen. Für die erwachsene Jugend ist durch 130 — 140 Romane gesorgt; versteht sich, daß ich manche Wunderbiographie und ein Dutzend Legenden von jungen Heiligen und Heiliginnen dazu rechne, die den Kopf noch weniger angreifen. Ein Herr Mätzler hat gar für alle Tage des Jahres eine solche Heiligen-Sammlung angelegt. — Recht fleißig ist die Geistlichkeit beider Confessionen gewesen. Sehen Sie: An Andachts- und Predigtbüchern haben die Protestanten 135, die Katholischen 107 geliefert. — Der Magister. „Ei! das ist brav; die Welt hat viel Trost nöthig, und die alten Tröster müssen billig neuen Platz machen." „Ich werde Ihnen davon 10 bis 12 treffliche von jeder Confession aussuchen; laut möchte ich sie nicht nennen, um den geistlichen Zorn der Andern nicht rege zu machen; er fließt ohnehin von Landshut stromweise auf uns." Der Buchhändler liest weiter: An theologischen Büchern 79; an Classikern und philologischen Schriften 134; an juristischen 87; an philosophischen zwei Dutzend; an politischen und staatswissenschaftlichen 53; von poetischen 19 und 60 Schauspiele; alles mit Inbegrif der neuen Auflagen." — Der M. „Sonst nichts?" — Der Bchh. „Nun, die andern habe ich nicht summirt; es sind eine ganze Menge Reisen, naturhistorische Bücher u. s. w., erschienen. Die Pferdeliebhaber und die Gutschmecker werden ihr reichliches Conto an Pferde- und Kochbüchern finden; aus Wien können wir uns sogar Urbans practische Bemerkungen über das Stiefelwichsen verschreiben, damit wenigstens unsere Beine glänzen. Aus Berlin bekommen wir die spanische Constitution der Cortes." Der M. „Diese können Sie hier schwerlich absetzen; es ist ohnehin schon bewiesen, daß sie sehr unrecht habe sich für eine Constitution auszugeben." Der Bchh. „Das freut mich! Die Constitutionen verderben uns doch nur den Büchermarkt." — Der Magister Pfefferkorn hat sich nun das Bücherverzeichniß auf ein Paar Stunden zur Durchsicht aus, und als er zurückkam warf er es nachlässig auf das Pult und sagte: „Diese Bücherliste möchte ich einer der fünf magern Kühe in Pharaos Traume vergleichen; wenn nur

*) Eine schnakische Compagnie! Und doch soll sie in der Wirklichkeit bestehen; natürlich wohl nur in einer Landstadt oder bei einem Winkelbuchhändler. Ich wäre wohl neugierig, einmal einen solchen Buchladen zu sehen!

**) Dieser möchte wohl von Zuckerplätzchen und nicht von Maculatur dick geworden seyn. Weil das Maculatur nicht mästet, so haben die Winkelbuchhändler durch einen solchen Nebenerwerb vor den ordentlichen Buchhändlern diesen Vorzug nur allein.

***) Uebersehen können, freilich. Ob dieses aber den Verlegern fromme, wäre eine andere Frage. In dieser Art brauchte jeder nur die Titel seines Buchs allein zu lesen; in der andern bisherigen Art müssen sie aber alle gelesen werden, und da wird dann gelegentlich auch mancher seinem Fache nicht direkt angehender Titel mit zu Herzen genommen. D. vic. Redacteur.

Digitized by Google

nicht noch vier nachkommen, um die heilige Zahl voll zu machen. Es ist auffallend, wie wenig an bedeutenden Werken und von ausgezeichneten Verfassern darunter begriffen sind. Nichts für ungut! Uebrigens werden sich die bessern Schriften bald selbst bekannt machen; jetzt will ich Sie mit einigen Titeln unterhalten. Erstlich also: Michaelis deutsches Bundesrecht, und Graf Soden Staats-Nationalbildung, ferner die Frage: Warum hat Churhessen noch keine Constitution? Diese scheinen mir unter die voreiligen Bücher zu gehören. Wer wird denn so weit vorauslaufen? S. 209 erfahren wir bei Giel in München, daß der Satan auch ein Schriftsteller geworden ist. Er hat nämlich das bisher auf Treue und Glauben beliebte Buch: Stunden der Andacht, geschrieben. Unsere überhandnehmende Andacht steckt also gar die Hölle an? Man mag sich in der Augspurger und Landshuter Fabrik nur recht vorsehen, daß ihnen Mephistopheles nichts von sich unterschiebt. — Weil es mit der Freiheit der Menschen noch bedenklich ist, so hat sich ein Herr Eichhof einstweilen an die Freiheit der Flüsse gemacht. Der rühmlichst bekannte Berner Restaurateur hat einen vierten Band von seinem Staats-Ragout geliefert. Zur Verdauung solcher Lectüre möchte ich die Pantoffelpredigt (S. 161) oder die Predigten zum Todlachen (S. 169) empfehlen. Das Journal: Vorwärts ist mit dem 10. Hefte erloschen; von dem Gegenstück Rückwärts, das bis zum 5. Hefte gediehen ist, sollen unter allerhand Titeln noch 1000 Hefte herauskommen, wie man sagt. (S. 180) Herr Schafner entdeckt der Welt in 3 Predigten ein ganzes Mandel Geheimnisse des heil. Rosenkranzes. Ueber Geisteszerrüttung fehlt es nicht an neuen Schriften. Die Hunde sollen auch in Ordnung kommen. Einstweilen hat ein Hr. Schwab Andeutungen zu einer Hunde-Ordnung gewagt. S. 197. Ein Hr. Platz hat sich um den Stammbaum der Götter verdient gemacht, indem bisher noch manche Unwissenheit über diese vornehme Genealogie statt fand. Schade! daß die Schrift lateinisch ist; einige heutige Agnaten von Mars und Venus werden sie für Ergänzung ihres Stammbaums kaum benutzen können. (S. 138.) Durch den Ergänzungs-Fleiß des Hrn. Maaß ist die Eberhardische Sammlung sinnverwandter Wörter bis zum 10. Bande angestiegen; wenn nur schon die Gedankenverwandtschaft so weit wäre. Diese Synonimik mag übrigens für Kritik der Sprache und philosophisches Denken recht gut seyn; für Geschichte und Menschenkenntniß fehlt uns aber ein besonderes Werk über die chronologische Synonimik der ganz entgegen gesetzten Wörter; ich gebe nur ein Paar Exempelchen, lieber Herr Buchhändler, vielleicht speculiren Sie auf ein solches Opus, wenns auch erst in 5 Jahren wäre. Z. E. die Nordamerikanischen Rebellen und die Republikaner der vereinigten freien Staaten sind offenbar ein und dieselben Leutchen. Desgl. die Rebellen in Spanien, nachher Insurgenten genannt, einen Tag später die Nationalarmee geheißen, u. s. w. Sind das nicht wunderbare Synonimen? Ich sage Ihnen, es gäb ein dickes Buch. S. 190 will sich ein Denkfreund für Volksschulen ans Licht wagen. Der Freimüthige geht noch unter dieser Firma fort, wie das bei verstorbenen Kaufleuten auch der Brauch ist. Es ist wieder ein öffentliches Recht des deutschen Bundes erschienen von L. v. Dresch. Ob es wohl auch ein geheimes giebt, woraus sich Jenes besser erklären ließ? — Bei unsern vielen leeren Cassen ist es ein ordentlicher Trost, daß des Bogatzky Schatzkästlein zum 32sten male aufgelegt worden ist. Der Catechismus der Höflichkeit scheint uns auch noth zu thun: das galante Leipzig liefert die zweite Auflage, er ist aber nur für die Jugend. Hat man die Alten aufgegeben? oder sind diese mehr als zu höflich? Unser schönes Geschlecht ist auch nicht vergessen. Erstlich findet sich ein Brevier für Stiftsdamen; sodann, außer mehr als 5 Schriften über Kartenspiele, ein Spiel worin sich 8000 Veränderungen mit den Damen zutragen. Da sie überdem uns gern durch mehrmalige Veränderung ihres Gesichts des Tags über erfreuen, und ein anderes dem Manne, ein anderes der Kammerjungfer, oder der Geldfordernden Köchin, ein anderes dem Hausfreunde und Vorleser, ein anderes der Freundin machen: so können wir ein Polymorphoscop aus Wien empfehlen, worin man sein eigenes Gesicht in 12 sehr schönen Trachten erblicken kann. Man hat dann die Wahl zum Putzen; junge Herren, wenn sie wollen, können mit hineinsehen, der Titel des Buchs erlaubt's. — Der Buchhändler. „Halten Sie! von alle dem werde ich wenig brauchen können; überhaupt gehet jetzt mein Zucker- und Bonbonladen stärker als mein Buchhandel. — Indem trat ein Gewürzkrämer aus der Nachbarschaft herein, und fragte nach Makulatur. Der Buchhändler hatte seinen Vorrath bereits verbraucht und auf Zureden des Magisters Pfefferkorn, verband er sich mit dem Gewürzkrämer zu der Speculation, von den vielen albernen und unnützen Schriften und Flugblättern aus A—g. Lösch. u. s. w. ganze Ballen zu verschreiben, um ihre bittern Ma-

Digitized by Google

ernen und holländischen Käse hinein zu wickeln, damit sie doch nicht ganz umsonst gedruckt wären. — So ist denn wirklich die Mehrzahl der bessern Schriftsteller stumm geworden? und warum ist sie es geworden?

Der Bart.

Herr D. Breyer hat sich bemüht in einer in dem 2ten Bande des Asklepieion abgedruckten Abhandlung der Bedeutung und den Werth des Bartes in somatischer und physischer Hinsicht auseinanderzusetzen. Von der Ansicht geleitet: daß des Menschen Kopf und das Männer-Gesicht allerdings kein Mistbeet sey, auf welchem Haare und Bart, wie Schnittlauch zum Absicheln getrieben werden, tritt er als rüstiger Kämpe für seinen Günstling in die Schranken. Die Bärte, behauptet er, seyen bei den Griechen und Römern zugleich mit den guten Sitten und der gesetzlichen Freiheit abgethan, und bei den Neuern abgeschoren worden, als sich das Pfaffenthum und französisches Schranzenwesen vor ihnen zu fürchten anfing. Den Haaren sey seit etwa zwanzig Jahren ihr Recht schon mehr geschehen, und ihr langes Sträuben habe nach und nach die Perücken und den Puder abgeworfen, doch wurden sie bei den meisten Menschen immer noch so abgemäht, daß man mit Bedauern sahe, wie wenig bekannt ihre physiologische Bedeutung noch sey. Der Alteweiber-Sommer der Perücken und wenige Menschen-Ruinen mit Puderhäuptern schwimmen im ablaufenden Theile des Zeitenstroms; deshalb sollte man hoffen, es werde endlich die Plünderung durch unaufhörliches Abschneiden der Haare als schädlich und schändlich erkannt und unterlassen werden.

Mit dem Barte aber, erzählt der Herr Verf., sey die französische Humanität leider noch bis jetzt so unmenschlich umgegangen, daß man gar eigentlich nicht mehr wisse, wie ein lebendiger Mannes oder Greisenkopf aussehe, wenn man nicht etwa gelegentlich durch einen russischen Fuhrmann, durch einen polnischen Juden oder durch einen Türken daran erinnert werde. Es seyen also zwey Arten Köpfe aus dem Leben ausgegangen, deren Mangel besonders für die Kunst unersetzlich sey. Der Bart sey leiblich und geistig sehr wichtig, er habe eine hohe sittliche Bedeutung, so daß man seine Wiederherstellung in allem Ernst nicht dringend genug anempfehlen könne. Freilich sey es nicht die dankbarste Arbeit, einen Verbannten, Verkannten, Verachteten und Verstümmelten zu vertheidigen, und in seine Rechte einsetzen zu wollen; aber wenn seine Sache sonst gut und deshalb nicht gleichgültig sey, gelinge doch am Ende der Versuch, was für ein Gericht auch Anfangs über den Vertheidiger ergehe. Der Bart sey ein Kraft- und Ehren-Gebilde, ohne welches ein vollständiger Mann nicht gedacht werden könne, und da er in einer bösen Vorzeit den Männern durch despotische Pfaffen und vornehme Weichlinge abgeschwatzt worden sey, müsse ihn eine bessere Zeit wiederzubringen bestrebt seyn.

Zunächst handelt Herr Breyer von der leiblichen Bedeutung des Bartes. Wenn der Knabe zeugungsfähig geworden sey, so kündige sich diese neue Eigenschaft auch im Gesicht durch sittliche Geschlechtstheile (den Bart) an, welche aber nicht zu verdeckende noch zu vernichtende Schamtheile seyen. Es ist der Bart also nach Herrn Breyer ein Aushängeschild, auf welchem die Mannbarkeit als ein Avis au lecteur leserlich geschrieben steht. Die Zeugungsfähigkeit solle aber noch ruhen und die ersparten Zeugungskräfte würden zum Theil naturgemäß im Barte niedergelegt. Er wachse aber in den ersten Jahren nur sehr mäßig, weil sich der Bildungstrieb wieder von ihm nach innen kehre. Würden die Barthaare aber unaufhörlich geschoren, so würde der Andrang der Säfte und Kräfte zu den Geschlechtstheilen und zum Kinn immer heftiger, zum großen Nachtheil und Gefahr für den sittlichen Menschen und den leiblichen Haushalt. Die von dem nicht abgeschnittenen Barte zurückströmenden Kräfte würden zur Ausbildung der Stimmenorgane, zur kräftigeren Gestalt und Dynamik des Herzens, der Lunge und der Brusthöhle verwendet, welche Theile sich dann durch eine erhöhte Federkraft auszeichnen. Diese erhöhte Federkraft mache das Charakteristisch-männliche aus und das Abschneiden des Bartes müsse also der specifisch männlichen Ausbildung höchst nachtheilig seyn. In diesem leiblichen Sinne möchte also der Bart doch mehr den Mann machen, als man gewöhnlich glaube. Der Herr Verfasser stimmt hierin ganz mit Pabst Sixtus V. überein, und würde gewiß wie dieser die Tüchtigkeit eines Gesandten nach der Länge seines Bartes beurtheilen.*) Sodann führt Herr Breyer eine Menge Krankheiten auf, die alle aus der durch das Abscheeren des Bartes verminderten Federkraft entspringen. In specie bewirkte die Erhaltung des Bartes Stärke und Umfang der Stimme auch Sangluft, wie wir noch an den bärtigen und singelustigen Russen und Tyrolern sehen. Die in den Barthaaren umgetriebenen

*) Hierüber dürfen unsere unkräftigen, unbärtigen und unmännlichen Stutzer nicht erschrecken; sie dürfen nicht be-

Google

Säfte erhalten in denſelben gewiß eine eigenthümliche Miſchung und Kraft, welche ſie eigne für das Gehirn und Nervenſyſtem belebend und begeiſternd zu werden. Die Blätter und Nadeln der Bäume möchten uns hier zu einem ſchwachen Beiſpiel dienen, und die Verwüſtungen der Kiefern durch die Kienraupen könnten uns lehren, wie die Verſtümmelung ſolcher Gebilde ſogar ſchnell tödlich würde. (Nach Herrn Breyer iſt alſo der Menſch gleichſam ein Kienbaum; Haare und Bart wären die Kiennadeln und die Barbirer ſomit die menſchlichen Kienraupen.)

Es habe ferner das Bartſcheeren Einfluß auf die Sinneswerkzeuge, denen der Bart wegen der Naſe gleichſam ein Vorpoſtengebilde iſt, auf welches ſie ihre Krankheiten herauswerfen. Sonach müſſe alſo die Erhaltung des Bartes auf ein kräftiges geſundes Leben, und was aus dieſem folgt auf ein hohes Alter beim Einzelnen, den herrlichſten Einfluß haben. Und dies findet unſer Verfaſſer dann auch bei den bärtigen Völkern, den Ruſſen, Tyrolern, und Juden.

Was nun die Erzeugung der Gattung betrifft, ſo könne mit dem Beiſpiel der angeführten bärtigen Völker belegt werden, daß die Früchte ihrer Lenden ein an Leib und Seele geſünderes Geſchlecht und geſegnet ſeyn müſſe.

Wenn es nun aber, fährt Herr Breyer fort, unter den geſchornen und ſeit Jahrhunderten geſchornen Menſchen auch noch Leute gab, welche geſund kräftig und behend ſeyen, und welche auch ein hohes Alter erreichen, ſo ſey dies durchaus kein Beweis gegen ſeine Behauptung der Wichtigkeit des Bartes. Denn theils ſeyen die Männer mit den erwähnten Eigenſchaften wirklich nicht ſo häufig, theils lebten auch noch ſehr viele von den Erſparniſſen der Väter, welche von Geſchlecht zu Geſchlecht abnehmen. Sodann ergänzten ſich aber auch die Städte immer wieder vom Lande her, durch Leute, welche im Jünglingsalter den Bart mehr ſchonen *) und ihn noch im höheren Alter ſeltener abnehmen. Es würde ſich aber auch der entſtandene Schade nach den jetzt vorhandenen Fingerzeigen der ſatyriſchen Wolluſt, des Frühſterbens u. ſ. w. in der künftigen Zeit mit immer größerer Erſchwerung möglicher Rückſchritte erſt noch viel trauriger entwickeln. Nächſt dem wird von der Bedeutung des Bartes für geiſtige Kräfte gehandelt. Es ſcheint unſerem Verfaſſer bemerkenswerth und für den beharrlichen Muth und die Willenskraft der Bärtigen ſprechend, daß gerade in der neueren Zeit eine große Macht der Ungerechtigkeit an den bärtigen Ruſſen und Tyrolern zuerſt brach, da auf der anderen Seite dieſe Völker der gerechten Macht ſehr willig gehorſamen. Da das öftere Bartſcheeren den Geſchlechtstrieb auf eine widernatürliche Weiſe reize, ſeine Beherrſchung erſchwere, und einen unaufhörlichen Aufruhr in den ſinnlichen Begierden anrege, ſo laſſe ſich wohl denken, daß dies gar häufig mittelbar Aufruhrſucht und Rottengeiſt ins Leben brächte. Empörte Geſchlechtsluſt ſey das Feuerzeichen für die Empörung aller niedrigen ſinnlichen Leidenſchaften und Begierden, und wenn dieſe ſich ungebändigt überſteigerten, die Mutter aller Sünden und Grauſamkeiten. Es mögte daher in allen bürgerlichen Umwälzungen bei den üppigen Griechen und Römern, bei den Neugriechen u. ſ. w. bis zur franzöſiſchen Revolution, die nicht aus Sinn für Recht und Wahrheit, ſondern unter höchſt verdorbenen Völkern durch den von wilden Lüſten erzeugten Wunſch nach ungezügelter Freiheit hervorgingen, das Abſcheeren des Bartes in den feinſten und geheimſten phyſiſchen Beziehungen eine eben nicht unbedeutende Rolle geſpielt haben.

Beſonders bedeutend ſey der Bart für männliche Schönheit und Würde. Gott der Herr habe das Geſicht des Mannes und des Greiſes mit dem Barte geziert, er habe ihn als eine ernſte heilige Andeutung des Geſchlechts verliehen. Weiber und Kinder dürften wohl ein weiches glattes Geſicht zeigen, aber beym Manne ſeyen die Theile, welche der Bart bedecken ſoll — Pudenda, welche nicht vor aller Welt zur Schau getragen, ſondern verborgen werden ſollten. Denn das Spiel der niedern Leidenſchaften um den Mund ſoll in den Zügen des Mannes nicht ſichtbar ſeyn, der Bart ſoll es verdecken, damit von eines Mannes Antlitz nichts Gemeines ausgehe. Das Geſicht des Mannes ohne Bart ſähe nicht männlich ſondern männiſch aus, das Geſicht des bartloſen Greiſes ſey ein altes Geſicht und da ihm Schönheit, Kraft und Würde fehlen, ein Alt-Weibergeſicht. Der Todtenkopf ſogar mit langem Barte werde noch ſchöner und freundlicher, da gerade das grinſende, fletſchende und freſſende unter Naſe und Wangen verſchleiert wird. Unſer Bartphiloſoph iſt demnach ſo von dem Barte durchdrungen, daß er ihn ſelbſt den Knochen entkeimen läßt. Das geſchorne Geſicht, fährt er fort, ſey eine Lüge, das bartige ſey wahr; das beſchorne Geſicht ſehe glatt aus, das bärtige

fürchten, daß ſie diejenigen unſerer Schönen, welche wie exotiſche Gewächſe hinter ihren Fenſtern ſitzen, Sie mit Sixtus-Augen anſehen.

*) Dieſes iſt wenigſtens hier zu Lande nicht der Fall. Da werden die jungen Leute balbirt und balbiren ſich ſelbſt, auf dem Lande ſo gut wie in der Stadt. d. v. R.

erwecke Vertrauen; das glatte Gesicht sey höflich, das bärtige freundlich, das beschorne Gesicht sei leidenschaftlich, das bärtige ruhig; das glatte Gesicht sey pfiffig, das bärtige sinnig; das erste sey höchstens gescheut, das andere weise; das glatte Gesicht sey fleischlich und irdisch, das bärtige in eine Wolke aufgenommen und verklärt. Es verstehe sich übrigens von selbst, daß hier unter Bart keine Art von Stümmelbart, sondern der ganze vom Himmel geschenkte Vollbart gemeint sey. Theilbärte seyen auch nur Verstümmelungen, halbe Maasregeln, welche aussähen, als wollte man und könnte nicht.

Dem Schnautzbart habe die Sprache schon gesagt, wer er sey und woran er erinnere. Auch machten alle Schnurr- und Schnauzbärte den menschlichen Mund zu einer Thierschnauze, und das Gesicht zum Ratzen- Katzen- oder Tygergesicht. Wenn nun Jedermann fühle, daß eine gerümpfte Oberlippe schon an sich Hochmuth und Verachtung anderer Leute anzeige, so würde das ganze Gesicht, wenn nun gar die Oberlippe durch einen Bartstreif verhaut oder aufgeschwänzt wäre, recht grimmig und übermüthig, ja gleichsam in Belagerungsstand erklärt und jedes andere nicht also befestigte Antlitz angehalten: sich nur auf Glacisdurchmesser von dem ersten anzubauen. Die ganz kleinen Schnurrbärte, welche sich, gleichsam verlegen unter das Geschütz der Nase zurückgezogen hätten, seyen als Bärte im letzten Viertel, als willkommene Zeichen des bald wiederkehrenden Vollbartes zu betrachten. Bei dem bevorstehenden Wiederaufbau der Bärte könnten die Schnauzbärte als Dachforste gerade zuletzt aufgesetzt werden, wenn die Leute verlernt hätten, mit dem Schnäuzchen zu spielen.

Die Backenbärte allein seyen auch nur Versuchsbärte, Kinder der französischen Revolution, die eine gewisse spießbürgerliche Aufsätzigkeit verriethen, welche sagen wolle, daß sie auch böse werden kann. Doch seyen die Backenbärte mehr gutmüthiger Natur, an sich mehr blos verlängerte Ohren, und erinnernd daß man zum Stande der Ohren gehöre, da der Schnauzbart sagen wolle, daß man — einen Mund vorweg habe.

Uebrigens, fährt Herr B fort, seyen die Stümmelbärte doch eigentlich Anlehnungspunkte für den Vollbart, die er deshalb weder beleidigen noch ausrotten wolle, wenn er auch das Einseitige, Geschmacklose und Zwecklose an ihnen eben nicht gelobt habe.

Sodann kommt er auf die Gegner des Bartes und sucht durch Widerlegung dessen, was diese als Grund für ihre Meinung anführen, seinen Günstling wieder zu Ehren zu bringen. Die Mode sey gar kein Grund, da es keinen Unsinn, keine Unsittlichkeit gäbe, die nicht einst als Mode geherrscht habe. Was die Reinlichkeit betreffe, so sey es doch viel ekelhafter sich täglich von Allerwelts-Einseifern einschmieren, abschaben und nach Umständen schinden zu lassen, als den Bart in reinem klaren Wasser von Scheeren und Schleifern unabhängig, zumal da wir nicht in so wasserarmen Zeiten lebten, mit Wohlgefallen zu baden. Was die Behauptung betreffe, man sehe fein, menschlich, civilisirt aus, wenn man ein hübsch glattes Gesicht habe, so sey im Gegentheil deutlich geworden, daß ein glattes Gesicht bey Männern und Greisen geschmacklos, unmenschlich, verschnitten aussehe ꝛc.

Von dem jüngeren Geschlecht, welches schon so manches wieder gut gemacht hat, erwartet der Vf. vorzüglich, daß es auch ein leibliches Gebilde, welches Gott dem Manne zu Nutz und Zierde verliehen hat, der Verstümmelung und Verachtung entreißen werde.

Oder, ruft er aus, soll dies Gebilde für immer, wie Prometheus Leben, etwa täglich abgemagert werden, oder ewig wie ein armer Sünder abgethan seyn? Warum denn? Etwa weil klassische Sünder in Rom und Griechenland, und wälsche Pfaffensünder Männer weiberglatt scheeren ließen, um sich nicht vor dem Barte zu fürchten? Oder weil Ludwigs XIV. Höflinge vor ihrem jungen Könige ebenfalls die Bärte ablegten, um ihm zu gleichen? Oder weil ein alter Gerne-Jung durchs Bartabscheeren verbergen wollte, daß er der Sünde entgraut wär? Oder endlich weil Tausende niemals daran dachten was an und in ihrem Leibe vorging, wenn es nur Mode war? Nein, das sey ferne! Der Bart muß zurückgerufen werden aus seinem Elend. Was uns bey dieser Abhandlung am schnurrigsten vorkommt, ist, daß der Vf., der aller Wahrscheinlichkeit nach vom Stamme der Longobarden entsprossen ist, von derselben an mehreren Stellen sehr ernsthaft versichert, sie sey eine wissenschaftliche Untersuchung, da sich uns bey Lesung derselben die Meinung aufgedrängt hat, als sey sie für den Beobachter an der Spree geschrieben worden.

Vater Rhein.

Weil der Rhein wieder unser ist, und so lange er es bleibt, wollen wir ihn doch recht in Ehren halten, ihn, wenn wir können, besuchen; oder, wenn uns das versagt ist, uns viel und oft von ihm erzählen lassen. Schön ist der Strom in seinen wechselreichen Umgebungen, labend sind seine Früchte und begeisternd ist der Saft seiner edlen Reben;

Google

aber er ist mehr als das, er ist interessant für Geist und Gemüth, wenn wir ihn mit der Geschichte in der Hand bereisen, wenn wir in den Sagen seiner Vorzeit Nahrung für die Phantasie aufsuchen.

Aus diesem Geschichtspunkte betrachtet, muß besonders den Reisenden, und dem, der mit den Erinnerungen einer Rheinreise eine stille Abendstunde bereichert, diesen muß es, sagen wir, angenehm seyn, literarische Hülfsmittel zu wissen, um einen solchen Genuß dadurch vorzubereiten oder zu erhöhen. Als ein solches neues Hülfsmittel nennen wir eine bey Schellenberg in Wisbaden erschienene Schrift unter dem Titel: „Die Rheingegenden von Mainz bis Cölln." Ihr Verfasser ist der in Frankfurt a M. lebende Herr Geh. Rath v. Gerning, schon bekannt durch seine Reise durch Italien, und andere Schriften. Sie enthält von allen merkwürdigen Orten und Stellen am Rheine von Mainz bis Cölln die nöthigen Angaben, mit Rückblick auf die Geschichte, und manche angenehme Zugaben in poëtischen Ueberschriften über den einzelnen Abschnitten. Da Alles in gedrängter Kürze gegeben ist, so wird das Buch zu einem bequemen Taschenbuch für jeden Reisenden, und hat in sofern den Vorzug vor weitläuftigern Beschreibungen, die nicht Jeder mit sich zu nehmen Gelegenheit, noch auf der Reise zu lesen Zeit genug hat. Nur einen kleinen Auszug dürfen wir uns hier erlauben. S 106. „Die Rheinfahrt bis Coblenz." „Ein Leben wie im Paradies, gewährt uns Vater Rhein Hölty. — Keine Gegend ist so reich an Ritter und Liebes-Burgen und damit verwandten Sagen, als das Rheinbett von Bingen bis Coblenz. Durch diese leben jene noch in ihren Trümmern fort und erhalten dadurch einen bedeutenden Reiz, wenn manche nur daselbst alte Raubnester und neue Eulenwohnungen erblicken."

— — „Diesseits erscheint nun der felsige Kedrich die Teufelsleiter genannt, weil der Teufel da gehaußt haben soll, und ein liebekühner Ritter mit dem entführten Lorcherburgfräulein Gertrud einst zu Pferde hinansprengte, dessen Sattel am Rathhause zu Lorch eingemauert worden. — Jenseits ragt Fürstenberg collossalisch hinan, und Bacharach winkt mit weißen schroffen Felsen und heitern Weinbergen umreihet als ein römischer oder deutscher Bachusaltar, (ara Bacchi) dessen Fels auf der Insel unter dem alten Mauththurme sich zeigt, neben dem strudelartigen wilden Gefährt oder Gewirbel. Ueberlaubt, dem ursprünglich römischen Vorposten Cuba, schimmert die merkwürdige Burg Cube, dann Gudenfels von (Jutta) Guda Nüringen, oder ihrer Enkelin Guda von Falkenstein so benannt, wo 1268 der deutsche König Richard von Cornwall, die letztere schöne Guda-Beatrix zur Gemahlin erkohren haben soll. Daselbst lagen, (wie vorher, als Wilhelm Graf von Holland, zum Reichsoberhaupt gewählt wurde,) die Reichsinsignien getreu verwahrt. Vorn an der Bergspitze schwebt, gleichsam in der Luft, noch das Thürmchen, verewigt von Gustav Adolf, dem edlen Helden des 17. Jahrhunderts, welcher dort gegen die Spanier jenseits kriegerische Befehle gab. Und vom Städtchen Caub aus ging am 1. Januar 1814 unser Held Blücher im Siegsgefühl über den Rhein. Dazu diente die, als ein Meerschiff in der Ferne erscheinende vielthürmige Inselburg, Pfalz, oder Pfalzgrafenstein, vermuthlich erbauet durch Conrad von Hohenstaufen, (Kaiser Friedrichs Bruder.) und auch die Wiege des Pfalzgrafen Herrmann von Salek. Hieraus fabelte man, daß in ihrem, für edle züchtige Frauen allzuengem Behälter, jede Pfalzgräfin entbunden werden mußte."

„Welch ein stolzes Schloß entsteiget,
Hier dem grünen Rhein?
Wenn die Fluth dem Ruder weichet,
Scheint's belebt zu syn.
Wie ein Kriegsschiff kömmt's geflogen,
Auf den schnell bewegten Wogen;
Streckt der Thürm' und Thürmlein viele
Wind und Rhein zum holden Spiele."

Braun.

Diese Probe wird genügen, um zu sehen, wie reichhaltig jeder Punkt am Rheine sey, und wie viel Mühe die mäßige Schrift dem Sammler der historischen Umstände machen mußte. Sie enthält mehr als der Titel besagt, weil Wisbaden, mit seinen Umgebungen, Biebreich, Schlangenbad, Schwalbach, Weilbach gleich vorn mit aufgenommen sind. Hinten folgt ein Anhang über die Völkerschaften und Besitzer, die Mineralquellen, Salzgänge, Steinwälle, Römer-Castelle, über den römischen Pfalzgraben, der das Taunusgebürge nördlich umzieht und bis nach Cölln hinreicht, dann über die Burgen. Dieser Anhang soll zur Erklärung der beigefügten Charte dienen, auf welcher jene Gegenstände farbig ausgezeichnet sind, und Menschenwerk und Naturfülle versinnlichen helfen. Die Schrift ist zugleich in englischer Sprache herausgekommen.

Erzählungen.

Es wird in Deutschland viel kritisirt, aber es hilft wenig, weil Deutschland in Europa — den Magen vorstellt, der Alles verdauen will. Der Kritiker sollte nun der Allschmecker sein, der über

alle Gerüchte entscheiden könnte, aber er bringt es selten so weit, und räth als Gastfreund meist zu den Speisen, die er selbst gern mag. Damit möchte es noch hingehen, denn man merkt ihm seinen Geschmack bald ab, aber zu dieser Einseitigkeit gesellt sich öfters auch noch die Unredlichkeit: er will bey dem Wirth, bey der Frau Wirthin, bey den Nachbarn nicht anstoßen, lobt seiner eigenen Neigung zum Trotz, oder weiß seinen Tadel so einzukleiden, daß weder irgend einem der Appetit verdorben, noch überhaupt ein Mensch daraus klug wird. Noch schlimmer ist es, wenn er von sich selbst Lieferungen anzupreisen, oder — Empfehlungen von seinen Freunden auf dem Herzen hat, so daß man, um sein Urtheil zu beurtheilen, am Ende wissen muß, wer mit ihm Gevatter gestanden, mit ihm auf der Schule einerley dumme Streiche gemacht, mit ihm Freundschaft, Brüderschaft, Schwägerschaft gestiftet, bey wem er den letzten Sonntag gegessen, den letzten Freitag Thee getrunken, den Sonnabend Wein probiert, wo er ein Sträußchen sich gepflückt, eine schöne Hand geküßt, den Mantel, oder Schirm, oder hundert Thaler geliehen, Kupferstiche mitgenommen, oder Prachtwerke bekommen, wer Allervortrefflichster zu ihm gesagt, ihm zugenickt, oder wohl gar vor aller Welt ihn gelobt hat. Wer kann das untersuchen! denkt nun der Leser, ich weiß selbst, was gut schmeckt, so will ich's, und so. Und bald verwechselt dieser selbst seine Liebhaberey mit der Kritik, und spricht nicht mehr: das gefällt mir! sondern: das ist schön, ist wunderschön. Soll man sein Gefühl prüfen, läutern, zum Kunsturtheil steigern? Viel ist mit ihm nicht anzufangen. So könnte man auch wohl seine Launen, seinen Geschmack mit einrechnen, und die Bücher in seinen Neigungen sich abspiegeln lassen, nöthigend nach Belieben zuzulangen. Einige Erzählungen sind angekommen, die wir denn so zum beliebigen Kauf vorlegen wollen. — Hier sind zum Beispiel die Feldrosen von Prätzel, zwey Bände. Wer, weichlicher Gemüthlichkeit abhold, deutschen, hausbackenen Verstand liebt — hier ist welcher! Wer sich nicht gern weit aus seiner Stadt oder seinem Städtchen entfernt — hier ist reines Bürgerthum, hier ist er we zu Hause. Wer auf Ordnung hält, nach Nützlichkeit fragt, und hinter dem Spiegel der Weltbeschauung auch gleich die Zuchtruthe der Moral gern hat — hier wird er aufs beste bedient. Wer gern seine Liebe an Tugendhelden, seinen Haß an Bösewichtern auslässt — hier hat er dazu den besten Exercierplatz. Wer neben dem warmen Kamin etwas von Grausen und Entsetzen, etwas von Ahnung, etwas von Gespensterfurcht nicht verschmäht — hier bekommt er es als Zugabe. Wer für Augen und Ohr die volle Gränze verlangt, im Fenster am vollen Markt gern sein Pfeifchen raucht, und lächelnd an der steifen Ehrbarkeit neben Gurken- und Heringstonnen sich ergötzt — hier ist ihm eine recht breite Aussicht dazu eröffnet. Und will sich dies alles jemand lieber in leichten, gemächlichen, ächtdeutschen Versen vorplaudern lassen — die kann er hier auch haben. — Da ist zunächst der Müller von Eschbach, wo ein Paar Bösewichter, ein Paar Engel, einige Leidende, einige Sterbende, einige Wahnsinnige, Unglücksfälle und Gewissensbisse dem Herzen vollauf zu thun geben. — Der Ehezwist läßt die Philisterey im besten Staate vorbeimarschiren und zeigt sie selbst noch im Wirthshause durch einige Tabackswolken, ladet aber auch — im Fall jemand von diesem Spaß kein Freund seyn sollte — ganz ernsthaft zu einiger Qual ehelicher Mißverständnisse ein, worauf der Leser denn für seine Theilnahme mit einem glücklichen Ausgange belohnt wird. — Der Freund in der Noth nimmt sich der bangen Erwartung ganz herrlich an gegen einen Bösewicht, der mit Betrug, Brand und Mord wirklich des hellen, klaren Teufels ist. — Aus dem zweiten Bändchen tritt der Blondkopf aus Lübeck auf dem Kupfer heraus, und wer Lust hat, das Mittelalter wegen seinen Gewaltthaten zu hassen, findet hier in einem Raubritter die beste Gelegenheit dazu, und erlebt dabei noch die Freude, einen Hexenspruch an ihm erfüllt zu sehen. — Der schwarze Hahn bringt zwar den Leser etwas in Gefahr, mit seiner Phantasie an seinem Verstand irre zu werden, aber eine moralische Anwendung setzt ihm den Kopf wieder zurecht und spricht ihn über seine Ausschweifungen zufrieden. — Mit dem Vetter Paul geht er zuletzt ganz in das Reich der Glückseligkeit ein, und kommt, wenn er sich einen einzigen romantischen Gang bis an sein Bodenfenster nicht verdrießen läßt, in eine Geschichte, wo es fast lauter gute und glückliche Menschen giebt, denen der Zufall sowohl, als die Tugend so erwünscht zu statten kommt, daß er zweimal mit ihnen Hochzeit machen kann. — Wer nun weiß, was er will, kann sich hier nicht betrogen finden; die Feldrosen sind ganz dazu geeignet, dem deutschen Leser viele Wünsche zu befriedigen.

Aber nicht ganz übel wird der Verständige auch mit den Ausstellungen in vermischten Erzählungen vom Freiherrn von Miltitz fahren. Seine Edelleute sind weder stolz, noch frömmelnd, noch empfindsam, noch übergeistreich, und geben an Possierlichkeit den andern Menschen nichts

Digitized by Google

nach. Wer gern mit närrischen Kauzen umgeht — hier findet er sie in Menge; doch behält das Herz auch seine Rechte. Alte Perücken machen ihren Spaß, so gut sie können, und lassen sich gern in gemächlichen Gesprächen aus, die der bequeme Leser ganz gemächlich mit anhört. So mag er sich gleich anfangs von ihnen etwas vorplaudern lassen. Dafür reist er dann auch mit ihnen nach Karlsbad, und lernt das Haus zur Unmöglichkeit, wornach die Erzählung benannt ist, sammt seinem Inhalte kennen, macht einige Mißverständnisse mit, und freut sich, wenn der Lockerinsky, dem er nachläuft, endlich doch noch die rechte findet; kostet es ihm doch keine große Anstrengung, blieb er doch dabei in bekannten Straßen, unter bekannten Leuten. — Mit dem Mädchen aus den Appenninen mag er sich aber — wenn er will — mehr zusammennehmen; es geht ganz tief in's Herz ein: ein Mahler wird zum Sterben in ein Fräulein verliebt, und will wirklich lieber sterben, als seine Liebe gestehen, bis das arme Apenninenmädchen ihn noch übertrifft, und aus noch reinerer Liebe zu ihm sich aufopfert, um ihm die Geliebte zu verschaffen. Wahrlich! mehr von Liebe kann selbst das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft nicht verlangen. Edle Seele, die du gern süße Thränen weinst, weine immer zu, du hast keinen Betrug zu fürchten; wenn zehnmal Erdichtung — hier ist Wahrheit und Natur, und — göttliche Natur, wie sie in den Herzen der Menschen wohnt.

Dafür kannst du dich beim Polybius (in der dritten Erzählung) mitten unter Philistern wieder ausruhen, und über den lateinischen Pedanten lachen, wenn es gehn will. (Lachen muß man beim Komischen, so oft man kann; raisonniren kann man nachher.) Die Charaktere sind so faßlich, als wären sie aus Holz geschnitzt; sie leuchten durch die Farben, womit sie angestrichen sind; inwendig haben sie kein Licht. — Lieber läßt man alle Fabeleien schwinden, und ßußt mit Mac-Clean und Kundson in Norwegen, hört von den Sitten und Gebräuchen des Landes, und geht mit auf die Bärenjagd, wenn auch die Erzählung selbst darüber etwas in Vergessenheit kommt. Ohne Bären ist hier nun einmal kein Heil, weder Glück, noch Verstand; und der Norwege sagt ausdrücklich: „der Kopf des Bären hängt als Siegeszeichen im Hause, welches für eine große Ehre geachtet wird, denn wir Norweger legen dem Bären zweier Männer Witz und sieben Männer Stärke bei." (Man sieht: die Tugend richtet sich nach dem Marktpreis des Landes; je nachdem sie gesucht wird, wird sie geachtet.) — In der letzten Erzählung: das Gleichgewicht von Europa kann der Leser wieder einen Sonderling, einen Erzsonderling kennen lernen, und wir rathen, sich an ihn zu halten, doch zuletzt, wenn es nach Constantinopel geht, ja vorher ein Glas Rum (für Damen mit Thee vermischt) zu sich zu nehmen, um sich im Glauben zu stärken.

Wer aber bey aller dieser Lectüre noch immer seine Furcht nicht überwinden kann, daß die Romane ihm schaden möchten (die Moralisten erheben darüber großes Geschrey, und etwas muß doch wohl daran seyn), dem rathen wir zu den Erzählungen von schönen deutschen Mädchen für schöne deutsche Mädchen, herausgegeben von Julius von Voß. Welch ein herrlicher Titel! Mädchen — schöne Mädchen — deutsche Mädchen. Das Eine ist immer Mode, das Andere zuweilen. Wer als Schriftsteller jetzt die Weiber hat, der hat die Welt. Das wissen die Herausgeber von Zeitungen und Tagesblättern recht gut; sie kehren sich nicht mehr an Tag und Zeit, sondern schreiben für die Ewigkeit. — Erzählungen liefern sie, gedruckt an diesem Tage, brauchbar für jede Stunde, wie für's ganze Jahr; dadurch haben sie den Kreis ihrer Leser um die Hälfte erweitert; wenn auch mit „Fortsetzung folgt" das Glück der Liebenden grausam von Woche zu Woche hinausgeschoben wird, und das empfindsame Herz oft Nächte lang in der schrecklichsten Ungewißheit zappeln muß — was schadet es! desto ungeduldiger wird der Bote, der das Schicksal von Haus zu Haus trägt, erwartet, desto begieriger wird er empfangen. Die Petersilie fällt aus der Hand, das Messer sinkt, das einen Mordstreich ausführen sollte, die Taube fliegt mit halb gedrehten Hals wieder davon Aber ein Ball, eine Redoute tritt dazwischen, und kaum ist man bei der dritten Tasse Caffee und beim dritten Capitel, so kömmt der Grausame und reißt uns die Liebenden mitten im Schwur der ewigen Treue aus der Hand. Das, ihr gefühlvolle Leserinnen, hat Julius von Voß bedacht, und liefert hier — ausdrücklich für schöne Mädchen Erzählungen in einem Buche, das so bald nicht wieder davonläuft. Aber nur von schönen Mädchen handelt es? Fürchten Sie nichts, es kommen auch schöne Männer darin vor; denn sonst wäre es ja verdrießlich, sich immer nur von seines Gleichen vorrühmen zu lassen, es müßte die eigene Bescheidenheit verletzen. Doch Muster sollen es seyn, grade für Sie, und Mama will, daß Sie das Buch lesen. Auf! und feiern sie den Triumph Ihres Geschlechts. Sehen Sie, wie die Schönheit die Welt beherrscht, nnd wie sogar die Tugend aus der Toilette heraufsteigt, sie noch schöner zu machen. (Die Fortsetzung folgt.)

Literarisches Wochenblatt.

Weimar, Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 40. Vicar. Redacteur: Carl Christian Hoffmann. 1820 May.

Der Duc de Berry.

Dessen Leben ist jetzt in Paris erschienen, begleitet von seinem und seiner Gemahlin Bildniß, und einem Fac simile. Der Verfasser, der sich Delandine de-Saint Esprit nennt, versichert, daß er den zugleich süßen und peinlichen Versuch, wenn auch nicht mit Talent, doch wenigstens mit einem religiösen Eifer ausgeführt, und die ächtesten Zeugnisse mit gewissenhafter Genauigkeit gesammelt habe. Man wird hieran um so weniger zweifeln, wenn man sieht, daß das Buch dem Vater des unglücklichen Prinzen dedicirt ist.

„Seine erlauchten Eltern, deren Abgott er war, sahen in ihm gern die charakteristische Güte der Prinzen ihres Blutes sich erneuern, und späterhin waren sie stolz darauf, daß sie in ihm einige Züge jenes Muzers der Könige, des großen und guten Heinrich, fanden, mit welchem ihm eine ruchlose Mörderhand eine traurige Aehnlichkeit geben sollte." — „Güte und Festigkeit des Charakters zeichneten ihn aus, er gabder Pflicht und Ueberredung nach, aber er widerstand der Beherrschung. Eine schwer zu heilende physische Schärfe trug zur Reizbarkeit und zum öftern Aufbrausen des jungen Prinzen bei; immer aber, auch späterhin, suchte er solche Uebereilungen wieder gut zu machen." —

Er hatte als Kind nicht weniger als vier Unterhofmeisterinnen, gegen die er sich oft auflehnte. Spaßhaft sagte er: „Es ist umsonst, daß ihr euch in vier Stücke zerreißt, ihr sollt doch nicht mit mir fertig werden."

„Man wollte ihn dazu gewöhnen, alles zu essen und nun stellte er sich, als ob er Abneigung gegen seine liebsten Gerichte habe, und sagte hernach: „Sie glauben Sie hätten mich erwischt; aber ich bins, der sie Alle gehänselt hat." Im fünften Jahre wurde er der Führung des Duc de Serent untergeben, der mit ihm und dem Duc d' Angoulême auf dem kleinen Gute Beauregard bei Versailles lebte, um sie, wie der Verfasser sagt, vor den gefährlichen Wirkungen der Schmeicheley zu bewahren, die sich schon in der Wiege an die Prinzen, (nicht auch an die Prinzessinnen?) hängt und der es nur zu oft gelingt, die kaum entfalteten glücklichsten Eigenschaften zu unterdrücken." Das Gut lag nur zu nahe an Versailles. Der Duc de Serent ließ seinen Zöglingen nur tugendhafte Personen von sicherer Moralität nahekommen, und umgab sie mit Männern von Geschmack, Talent und entgegengesetzten Charakteren, um aus dem Eindruck und der Zu- oder Abneigung auf die Anlagen der Prinzen zu schließen. Der Duc de Berry verrieth früh eine Neigung für das Militär und für die schönen Künste, besonders für die Musik. In den Concerten der Comtesse d' Artois trat er den Takt mit seinem kleinen Fuß, und man bemerkte, daß er niemals falsch trat, und den folgenden Tag oft schwere Arien nachsummte; man ließ ihm oft kleine Solos auf dem Pianoforte vortragen. (Hätte das der Duc de Serent wohl zugeben sollen?) Auch seine Gabe zu zeichnen wird gerühmt. — Bei der Revolution flohen die Prinzen aus dem Lande auf Befehl des Königs. In Turin studirte der Duc de Berry das Kriegswesen mit Begierde, und folgte seinem Vater im J. 1792 in die Campagne. Der Verfasser erzählt hier nicht ganz ehrlich, indem er verschweigt, mit welchen fremden Truppen sie in Frankreich einrückten; aber, er vergißt nicht die Politik der andern Kabinette wegen der Unthätigkeit anzuklagen, die der Condeischen Armee alle die Lorbeeren entrissen hat, die sie sich zu erringen vornahm. Hätte er doch aus Unpartheiligkeit die vielen und großen frühern Fehler seines Kabinets mit angemerkt. Im 16ten Jahre commandirte er unter Conde ein Corps Reiterei, die Adelichen Jäger genannt, und visitirte alle Posten am Rheine, um keinem der Tapfern unbekannt zu bleiben, welche sich für die Sache des Throns hingaben. Er soll sich immer tapfer und wachsam gezeigt haben. Souwarow habe ihn gelobt, und Napoleon habe von ihm gesagt nicht ohne Furcht: (?) Der Duc de Berry ist ein junger Prinz, der Standhaftigkeit besitzt und deren nur zuviel für mich hat." Der Verfasser behauptet, daß N.. nach dem Blute des Prinzen gedürstet, und ihm durch Emissarien eine Falle gelegt habe, um ihn nach Frankreich zu locken. Im April 1814, sahe er endlich das Vaterland wieder und rufte unter Thränen aus: „theures, theures Frankreich!" auch folgende schöne Worte führen wir an, die sich die Höflinge und Ultras nur hätten merken sollen, so wa-

Digitized by Google

ren die nachherigen 100 Tage Napoleons nicht möglich geworden: „Wir bringen nichts in unser Vaterland zurück als das Vergessen des Vergangenen, den Frieden und den Wunsch für das Glück der Franzosen!" Wie oft sind doch die Prinzen so viel besser als ihre Umgebung! Diese dürstete nach Rache des Vergangenen, zeddelte Unfrieden an und sorgte begierig für ihr Glück, auf Kosten des guten Königs und seines Hauses, dem sie eine zweite Flucht bereiteten.

Der Duc de Berry verstand besser, wie man sich beliebt mache; er wollte Paris zu Fuß und fast allein durchlaufen: „denn, sprach er mit erweichtem Gefühl, man ist nirgends glücklicher als mitten unter den Seinigen." — (Wie gingen aber die Hofultras mit den Seinigen um? —) Er empfahl sehr klug den Chefs der Verwaltung die größte Nachsicht gegen die, denen ihr persönliches Interesse einiges Bedauern auspreßte und dergleichen mehr. Man hätte aber auch Chefs anstellen sollen, die in diesem Sinne zu verfahren Lust hatten; aber die Rachgier verwaltete an vielen Orten, und nun mußte das Königliche Haus büßen, was dessen angebliche Getreuen verbrachen. — Ueberhaupt scheinen uns die Ultras viel von der Wespennatur an sich zu haben. Reißt man eine Wespe auseinander, so wird man sehen, wie das kopflose Hintertheil eine ganze Weile mit dem Stachel hin und her bohrt, um noch ein bischen zu verwunden.

Himmlisch gut drückte sich der Prinz bei Befreiung mehrerer Gefangenen in Caën aus: „Ich möchte göttliche Macht haben, um alle Thränen an dem Tage zu trocknen, der uns Frankreich wieder giebt." Im Französischen ist es deutlicher und sehr klug ausgedrückt, daß nämlich sie dem Lande, nicht das Land ihnen wieder gegeben worden. Die Ultras dagegen brauchten ihre menschliche Macht, um die Thränen zu vermehren, und — noch einmal davon zu laufen. Unter andern zeigt folgendes von vieler Geistesgegenwart. Bei der Musterung eines Reitercorps, ließen etliche Soldaten, mit denen er sich unterhielt, ihr Bedauern darüber offen merken, daß sie nicht mehr unter Bonaparte fechten sollten. „Was that er denn so Wunderbares?" fragte der Duc. — „Er führte uns zum Sieg, war die Antwort." „Das war wahrlich nicht schwer, versetzte der Prinz, mit solchen Braven, wie ihr." — Dieses Wort wurde mit einem: Vive le Roi! vergolten — Muthig, großmüthig und klug benahm er sich überall. Er verheirathete sich im Jahr 1816 mit der Prinzessin beider Sicilien Marie Caroline, geprüft wie er durch Unglück. Die Kammer erhöhte einmüthig seine Einkünfte um 1,500,000 Fr., wovon der Prinz 500,000 Franken für die Departements bestimmte, die am meisten von den Truppen gelitten hatten. Auch seine Gemahlin hatte bei ihrem Abschiede vom Lande 2800 Ducaten für die Casse der armen Mädchen hinterlassen. Sie sagte mit thränenden Augen: „Jetzt bin ich eine Französin, ich gehöre Frankreich ganz an, und ich will seine Liebe verdienen." — Gewiß denken viele Fürsten und Fürstinnen eben so, und wer ist Schuld, wenn sie verkannt werden, als ein Theil ihrer Umgebung, die selten Neigung oder Interesse hat, eben so zu denken und vielmehr das Volk oft verleumdet. — Bei der Ankunft und den Feierlichkeiten der Vermählung fällt der Biograph in die Rolle eines umständlichen Zeitungsschreibers, was hierher nicht gehört. Wir merken nur die Einigkeit des fürstlichen Ehepaares an und die Bemühungen des Duc, seiner um 20 Jahre jüngeren Gemahlin zu Gefallen zu leben. Zuweilen schüttelten sie das Joch der Etikette ab, das die Großen den frühesten Eindrücken eines zwanglosen Lebens entfremdet. So wohnten sie z. B. einmal dem Rosenfest zu Surenne bei. Ein junges Mädchen rief: „Ach wie schön ist die Duchesse!" — „Sie ist mehr als schön," sagte der Prinz, „sie ist gut, und darum muß man sie lieben. Einmal, als sie in großer Hitze zur Herzogin von Orleans fuhren, stürzte ein begleitender Dragoner und brach das Bein. Beide fürstlichen Personen ließen ihn in ihren Wagen setzen, und gingen zu Fuße einem andern Wagen, den man herbei holte, entgegen. Die erste Frucht ihrer Ehe starb in wenig Tagen wieder; desto zärtlicher liebten sie das zweite Kind, Mademoiselle de France. Der Züge der Wohlthätigkeit und Aufmerksamkeit des Duc auf Bedrängte, findet man sehr viele angeführt; aber auch seine Heftigkeit war ihm aus der Jugend geblieben, die er dann möglichst wieder gut zu machen bemüht war. — Wir kommen zu seinem schrecklichen Todestage; er hatte an demselben noch 1000 Franken an die Armen seines Bezirks austheilen lassen; und das Bewußtseyn einer guten Handlung machte ihn ungewöhnlich lustig. Man ging in die Oper. In einem Zwischenakte besuchte er mit seiner Gemahlin den Herzog und die Herzogin von Orleans in ihrer Loge; bei der Rückkehr wurde die Duchesse de Berry von einer plötzlich aufgemachten Logenthüre umgestoßen, und ging gegen 11 Uhr aus dem Theater. Der Gemahl begleitete sie an den Wagen, mit dem Versprechen bald nachzukommen. Da stürzte sich ein Mensch (Louvel)

Digitized by Google

auf ihn, und stieß ihm den Dolch in den Leib; er hatte sich zwischen den Grafen Clermont Lodève und Choiseul gedrängt, die den Prinzen umgaben. „Ich bin des Todes" rief der Prinz und zog das Mordeisen selbst heraus. Die Herzogin, von dem Schrey erschreckt, stürzte wieder aus dem Wagen und auf ihren Gemahl, von dessen Blut sie im Augenblick umflossen war. Man bot alle Hülfe auf, der Doctor Bougon saugte sogar, im Mangel des Instruments, selbst an der Wunde, und der edelmüthige Prinz sagte: „Haltet ein; vielleicht ist meine Wunde vergiftet." Zur Gemahlin sagte er: „theuere Caroline, mäßige deine Verzweiflung, erhalte dich für das Kind, das du in Deinem Schoos trägst. Er starb mit Ergebung; und bat noch für seinen Mörder: „Man verzeihe ihm, ohne Zweifel werde ich ihn beleidigt haben." Im Sterben rief er aus: „O mein Vaterland! o unglückliches Frankreich!" (ja wohl! aber durch wen unglücklich? Hier wäre viel zu untersuchen, oder vielmehr das Untersuchte zu benutzen) — Eine allgemein verbreitete Trauer, eine laute Verabscheuung der Greuelthat, (sie muß wahr seyn, weil sie ein Hofmann, der Vf. wiederholt bezeugt,) war der Ausdruck des Volks. „Große, Obrigkeiten, Soldaten, Bürger, Reiche, Arme, alle Classen kommen vermischt um zu seufzen und zu beten." So weit wird auch Deutschland einstimmen den edlen Fürsten bedauern, seine schönen Handlungen ehren, und seinen Mörder verabscheuen.

Nun verläßt aber unsern Herrn Saint Esprit die Logik, wie es manchem homme comme il faut zu geschehen pflegt. Es wird also keine Sünde wider den heiligen Geist seyn, wenn wir mit ihm und einigen Pärs nicht zu Maaßregeln rathen möchten, die mehr das unschuldige Frankreich als den schuldigen Louvel bestrafen würden. Das wäre, als wenn das Königliche Haus unter dem Deckmantel der Strafe, abermals die Rache des Herrn Ultra und Compagnie übernähme. Das könnte bald oder spät nicht gute Folgen haben. Wie kann denn ganz Frankreich trauren und doch ein Nest voll Mörder seyn? — Die letzte Seite ist wohl ohne Kopf geschrieben. Die weisen Glieder der Königlichen Familie werden ihr wahres Interesse besser verstehen, und sich von diesem Saint-Esprit keine falschen Schritte eingeben lassen. Nun folgen Anmerkungen und beglaubigende Beilagen, die fast das halbe Buch ausmachen. Friede sey mit der Asche eines braven Prinzen: auf seinem Grabe sprieße die Palme des Friedens, der Liebe und Versöhnung für das von ihm geliebte Vaterland; bei Leibe nur nicht die Blutrache des Herrn Saint-Esprit und seiner Consorten!

Erzählungen. (Beschluß.)

Hören Sie gleich im Eingange über dies herrliche Mittel des Verf. „Wie schon das Auge mit Diamantfeuer strahlen mag; ein unreines Bewußtseyn trübt es, und tilgt seinen öfteren Glanz. Es giebt einen sehr feinen Muskel an den Augenwimpern, dessen Hervortreten zur Harmonie im gesammten Antlitz nöthig ist; scharfe Beobachter haben wahrgenommen, daß er seine Wölbung verliehrt, und einen, wenn gleich Anfangs wenig merkbaren, doch immer bereits etwas entstellenden Schatten um das Auge zurückläßt, wenn des Mägdleins Unschuld nur Einiges von ihrer gebirgenen Lauterkeit aufgab. Hier ist noch keinesweges vom Handeln die Rede; geheime Vorstellungen, welche der Reinheit des Sinnes nicht entsprechen, vermögen hier schon zu wirken; jener Muskel ist so empfindlich, beinahe dürften wir sagen moralisch, daß er seinen Dienst zum Vollenden der höchsten Anmuth von dem Augenblicke versagt, wo sich an der innern Harmonie eine Saite nur verstimmt hat. Eben so muß es auch im Gemüthe blühn, sollen die Lilienblüthe und die Pfirsichblüthe auf Stirn und Wangen in einen ächten Frühlingsstrauß (!) gewunden seyn; die Stürme der Leidenschaft wehen immer mehr oder weniger davon herunter. Wie heller Purpur auch die Lippen zeigen; es ist sowohl Gesundheit der Seele als des Leibes nöthig, um einen wahrhaft schönen Mund hervorzubringen und zu erhalten. Die schöne frische Farbe giebt ihm letztere, allein er wird gleich etwas von seiner geraden Mittellinie verlohren haben, sie wird sich nach den Winkeln verunbildend abwärts neigen, wenn, statt offener Herzensgüte, Mißvollen, Neid, oder andere unlautre Empfindungen! und Triebe in dem Mägdlein wohnen. Künstler wissen aus den Regeln, Nichtkünstler fühlen es dunkel, aber nicht minder kräftig, daß keine erhebliche Schönheit bestehen kann, wo die Nase nicht im Einklang mit den übrigen Theilen des Gesichts steht, nicht in seiner und edler Form sich darstellt. Der Mensch braucht aber auch unbewußt ihr feines Muskeln- und Nervenspiel bei allen innern Bewegungen, welche die Tugend nicht gut heißt. Lavater hat ohne Zweifel darüber viel Treffendes gesagt, und aus Blumenbachs Theorie der Profile geht hervor, wie unerläßlich innerer Edelmuth sey, wenn er an der Außenseite erkannt werden soll. Verstellung des inneren Sinnes, Neugier um Dinge, welche

Digitized by Google

zu erfahren das Mägdlein nicht streben soll, Mißgunst, Hohn, Spott, eitle Gefallsucht, gezier-tes Ueberklugthun, unziemender Stolz beschäftigen, wie sie im Gemüthe walten, auch die Nase, vor-züglich die Nase. Da, wo die meiste physische Be-wegung vorgeht, sammeln auch die Säfte sich am meisten an, und vergrößern endlich den Theil. Und vieles überreizende Anspannen der Haut läßt Erschlaffungen nach, erweitert sie, es bleiben Fal-ten. Daher ziehen manche unserer Schönen mit zu spitzen oder breiten, zu geschweiften, oder stumpf aufgedunsenen Näschen einher, man sieht an ihrer schlaffen Haut, daß oft nicht schuldlose Begier Con-jestionen dahin zog, daß oft sie, aus einem oder dem andern Grunde, gerümft worden. Allein die Besitzerinnen — gehen denn auch oft mit einer langen Nase ab, wo das Jungfrauenglück ausge-theilt wird. Schrecklich, schrecklich! Also ums Himmelswillen! sein sie ja tugendhaft, damit sie schöne Augen, schöne Augenwimpern, blühende Stirn und Wangen, einen Mund mit Purpurlippen und mit einer schönen Mittellinie, eine glatte Haut, eine proporzionirte Nase, und dann einen Mann bekommen. — Wie lohnend aber dies alles sey, können sie an den aufgestellten Mustern sehen. — Hengist, der Sachsen Fürst, bringt seine schöne Tochter nach England, und alle rufen gleich! Anglia, d. h., sie ist ein Engel. Von Stund' an führt England diesen Namen und der König hey-rathet sie. O wie ist doch der Ruhm von der Schönheit der sächsischen Mädchen so alt! — doch — wenn sie gerade nicht aus Sachsen sind, — auch andere Länder haben glorreiche Beispiele aufzu-weisen. So befand sich im dritten Jahrhundert eine zweite Wunderschönheit in Trier in — in — einem Gasthofe. Der Römische Generalfeldmarschall Con-stantius Chlorus kehrt hier ein, sieht sie, und ver-liebt sich in sie. Er dachte, das ginge hier nur so, aber nichts da, Lenchen widersetzt sich standhaft, wirklich und wahrhaftig. Ich muß sie mir aus dem Sinn schlagen, spricht er; er marschiert weiter und schlägt einige tausend Menschen tod — umsonst! Lenchen lebt forkim Kopfe und kommandirt über sein Herz, das über Millionen Menschen kommandirt. Er muß wirklich um sie anhalten, ist indeß so klug, da er sie nach Rom bringt, sie für eine Tochter des brittischen Königs Cölus auszugeben. Welch ein Triumpf! Mußte sie auch nachher, als er Römi-scher Kaiser wurde, gegen eine kaiserliche Prinzessin zurück stehen; hatte sie doch einen Sohn von ihm, der selbst Kaiser werden konnte. Und diesen bekehrt sie nebst Tausenden seiner Unterthanen zum Chris-tenthum und wird dafür noch jetzt in der Römischen Kirche als eine Heilige verehrt. — Anwendung: Sie können eben so gut wie Helena, einen Prinzen gewinnen, und ihn auch zu mancherlei bekehren, zum Mysticismus, zur Constitution oder wer weis wozu. Zwar schreit man einen Umgang mit einen Prinzen immer für so gefährlich aus, man könne dadurch um einen Mann kommen, aber das ist nur dummer Schnickschnack: eine ist nicht wie die andere. Keiner setzt in die Lotterie um zu verliehren, obgleich nur wenig Gewinnste darin sind. Um zu gewinnen, muß man doch wenigstens gesetzt haben. — Auch Clotilde von Burgund steht als ein erhabenes Muster da und zeigt, wie man einen Löwen bändi-gen und ihn zu einem Menschenchristen machen kann. — Catherina von Boren tritt neben sie und hilft Millionen reformiren, indem sie Luthern Liebe und Neigung zur Ehe einflößt. — Magdalena, die schöne Tochter eines Künstlers, macht aus einem Schmiedegesellen einen Mahler. — Emma, eine schöne Gräfin, verstärkt einen Unterlieutenant die Vaterlandsliebe dermaßen, daß er wie ein Unsterbli-cher ficht, nach den Worten Schillers:

Und setzt ihr nicht das Leben ein,
Wie soll das Leben gewonnen seyn!

denn er war verliebt in die Gräfin, und wie er Oberlieutenant, Capitain, Major, Oberst und end-lich sogar Baron geworden war, durfte er sie wirk-lich heyrathen. — Luise, die Schriftstellerin giebt dagegen das seltene Beispiel, wie ein Frauen-zimmer — noch dazu um ihre Aeltern zu ernähren — schöne Bücher schreibt, und doch nicht bekannt und genannt sein will. Nicht wahr, das möchten sie nachahmen, sie möchten auch gern schöne Bücher schreiben, aber werden sie ihren Namen noch ver-schweigen, wenn sie gelobt werden? Benedicte Naubert hat es gekonnt. — Die schöne Harf-nerin war eine garstige Person — nämlich sie war schön, verführte den Junker vom Hause, der Plan gelang nicht, und sie beschloß sich zu vergiften. „Wie aber, wenn es ihr gelungen wäre?" Theure, fragen sie ja nicht so, sie sehen, daß die Tugend noch fester mit der Nase, als mit dem Glück zu-sammenhängt. — Daß sie dem Beispiel der schö-nen Leonore, des folgenden Schreckmusters nicht folgen, des sind wir gewiß, denn, denken sie nur, die Thörin zog aus Eitelkeit den Rath dem Assessor vor, der doch jünger und hübscher war, seiner übri-gen Tugenden zu geschweigen. Aber dafür ist sie nachher auch schön angekommen, und wir rathen Ihnen, sie nicht zu bedauern. — Nun soll Ihnen noch die Marie von Burgund einen Schreck

Digitized by Google

einjagen, die von ihrem grausamen Gemahl von einem hohen Thurm herabgestürzt wurde, weil sie sich gegen einen Verehrer etwas unvorsichtig benahm. Gar nicht nöthig; Sie werden sich schon besser vorsehen, und gern mit dem Verfasser ausrufen: auch den Schein muß man meiden. — Zum Schlusse kommt noch die Geschichte von vier schönen Prinzessinnen, die trotz der Oberhofmeisterin sich in die Gesandten verlieben und so glücklich sind, darauf vier Prinzen in ihnen zu entdecken. Dies ist eigentlich nur zur Ergötzung, zum Lohn für Ihre Aufmerksamkeit geschrieben, aber warum nicht auch zur Nachahmung? Bedingen sie sich nur dabei aus, daß ebenfalls ein Prinz oder so etwas dahinter steckt. Warum sollen andere allein das Glück haben? —

Nun legen wir noch zur Ansicht heraus: Neue launige und satyrische Dichtungen von Julius von Voß. Es ist bekannt, daß die ehrliche deutsche Haut das Satyrische noch lieber hat, als das Komische, weil sich dabei moralisch Lachen, etwas Reelles von Thorheit auffassen und auf den Nachbar zur Rechten und auf den Nachbar zur Linken anwenden läßt, wobei man immer hübsch im Vortheil bleibt. Der Verstand ist die Hand des Geistes, womit man im freien Gebiete der Phantasie oft in die Luft greift, beim Satyrischen aber — in der Zwischenregion zwischen dem Himmel und dem nächsten Stadtviertel — an dem edlen Zweck der Nützlichkeit und der christlichen Besserung sich festhalten kann, weshalb viele in allem Komischen auch etwas Satyrisches vermuthen und aufsuchen, um mit ihren Begriffen nicht ins Bodenlose zu gerathen, und vor allem Schwindel sicher zu seyn. Hier ist nun wenig zu fürchten, der Vf., der die ehrlichen Deutschen recht gut zu kennen scheint, hat mehr den Verstand, als die Phantasie eingeladen, und bei dem sichern Wandel auch für Ruheplätze gesorgt, damit jeder das, was er gesehen, sich noch reiflicher überlegen kann. Will etwa jemand ein Gut kaufen, und die Neuerungen darauf versuchen, hier in der Geschichte des Dorfes Guten-Herrnthal lernt er, was es mit Säemaschienen, Schweizervieh und friesischen Kühen, mit dem Ausroden der Wälder, mit dem Anbau neuer Futterkräuter und dergleichen für Gefahr hat, besonders wenn man dabei noch ein guter Herr, oder Narr ist, sich von Schurken betrügen zu lassen. Hier muß Gottlieb zuletzt mit sieben Kindern ins Elend wandern. Also eine Geschichte, die gar nicht zum Lachen ist. — Spaßhafter fällt schon die Reise eines Kaufmannsdieners auf der Draisine aus, und wer etwa denkt, damit die Schweiz zu bereisen, wird es nach dem Beispiele dieser Erfahrung gewiß seyn lassen, indem er von allen Mängeln dieses Fahrzeuges hier nach und nach recht gründlich unterrichtet wird. — Mehr in die Schwebe kommt der Leser mit dem halb poetischen, halb prosaischen Wechselchore zwischen dem Göttlichen und Menschlichen, doch damit er über die Göttlichen (die Ueberspannten) dreist weglachen kann, sagen ihm die Menschlichen (Leute mit gesundem Menschenverstand) immer, wie er mit ihnen dran ist. — Im Uebrigen lassen wir das launig und satyrisch seyn sollende Werk auf den Strand laufen, um an ihm das Strandrecht auszuüben, und einige Sachen für's Haus, für dich, deutscher Mitbruder, der du das Nützliche und Practische liebst, herauszufischen. Und da fischen wir gleich für die Liebhaber von Constitution und Landständen

die Juwelen der Königin Luise Ulrike von Schweden, Friedrichs des Großen Schwester.

„Jedes Ding hat zwey Seiten. Man redet in unsern Tagen (es ist durchaus der Vf., welcher spricht) einmüthig darstellenden Verfassungen das Wort, und nicht ohne triftige Gründe. Rousseau hat schon das Gleichniß zwischen einem Könige und Familienvater als hinkend nachgewiesen, indem ein Vater wohl seine Kinder ernährt, das Volk hingegen sein Oberhaupt, was die Rechte, Gehorsam zu fordern, zwischen beiden namhaft ändert. Und sagt man: daß ein Volk, an Bildung würdig geworden, mit allem Fug Antheil begehren könne an seiner Gesetzgebung, und dem Verwalten der öffentlichen Einnahmen und Ausgaben, hat es ungemein viel für sich. Hofft man dagegen stets aller Willkühr zu entfliehen, sobald es nur ständische Vertreter giebt, lehrt die Geschichte nur zu oft, wie die Nationen sich da getäuscht haben. Nicht selten entstanden Partheien, die sich eine noch unbedingtere Gewalt anmaaßten, als zuvor sie ein Souverain übte. Hier will man nur erzählen, was einst Schwedische Volksvertreter sich gegen eine, ihrer ganzen Liebe und Achtung würdigen, Königin herausnahmen, und wie auffallend sie bei dieser Gelegenheit Ehrerbietung und Zartgefühl umgingen.

Die Königin Luise Ulrike hatte zu Berlin eine Ausstattung empfangen, wozu Diamanten gehörten; andere waren ihr als Brautgeschenk durch den schwedischen Grafen Tessin zugestellt worden.

Lange nach ihrer Vermählung, im Jahr 1756, während des bekannten stürmischen Reichstages, überreichten die Stände dem Könige eine Bittschrift, worin sie sagten: Nach dem dreizehnten Artikel der

Digitized by Google

Verordnung vom Jahr 1723 käme ihnen zu, über den Zustand der zur Krone gehörenden Juwelen, folglich auch über die, welche seiner Gemahlin zu Berlin übergeben worden, zu wachen; sie böten deshalb um eine Anzeige: wann es Ihro Majestät der Königin gefällig seyn würde, oberwähnte Juwelen von einigen ihrer Abgeordneten untersuchen, und mit den darüber gemachten Inventarien vergleichen zu lassen.

Die Stände waren mit dem Rechte, worauf sie jetzt Anspruch machten, laut jenem Artikel versehen; es war jedoch nie in Ausübung gebracht, und sollte es eigentlich wohl nur im Fall einer Minderjährigkeit oder Thronerledigung seyn, damit nicht die zur Krone gehörenden Effecten dann zerstreut würden. Zu irgend einer andern Zeit die Anwendung dieses Rechtes nachsuchen, verrieth einen höchst beleidigenden Argwohn von Seiten der Stände, und setzte die Würde des Königs herab. Der Königin Brautgeschenk vollends untersuchen wollen, als ob sie fähig wäre, sich dessen zu entäußern, schien so unter der Stände Würde, als es für Jene kränkend und empörend seyn mußte.

Tochter und Schwester von Souveränen, an Zumuthungen dieser Art nicht gewöhnt, handelte sie, wie ihr verwundeter Ehrgeiz es ihr eingab. Sie verweigerte die Untersuchung, fügte aber hinzu: daß sie nun gesonnen wäre, die schwedischen Kleinode von ihren mitgebrachten zu trennen, und jene den Ständen abzuliefern; weil sie von nun an sich zu gut achte, sie noch zu tragen.

Höchlich erbittert schrieben die Stände hierauf an den König:

„Die Stände können E. M. nicht länger verhehlen, was sie ohne Zweifel schon bemerkten, nämlich: daß sie die Königin nicht in dem Lichte ansieht, worin sie betrachtet werden müssen, als Stände sowohl, die sich im Besitz der Macht befinden, wie auch als E. M. getreue Unterthanen, und auch als dieselben Stände, welche E. M. zu einem so ruhmvollen Range unter den Königen erhoben, und für E. M. und des Reichs vereintes Wohl ihr Leben und Vermögen, wenn es die Umstände gebieten, darzubringen willig sind.

Das Betragen der Königin gegen die Stände ist zugleich mit einer Verachtung der Senatoren und anderer Staatsdiener begleitet gewesen, die sich in einer auf Eigensinn gegründeten Aufführung gezeigt, und keine Achtung für die Würde jener Personen getragen hat; gleichsam als gäbe es eine andere Treue und ein anderes Verdienst, als Gehorsam gegen die Gesetze, oder andere Merkmale von Rang oder Belohnung, als die, welche E. M. Gerechtigkeit unter Ihre getreue Unterthanen austheilt.

Die allgemeine Versammlung der Stände sowohl, als das ganze Reich, sind überzeugt: daß E. M. dies Verfahren durchaus mißbilligen u. s. w. E. M. Weisheit kann nicht umhin, zu bemerken: daß solche Beispiele den zarten Gemüthern der Erbprinzen sich einprägen, welche statt Liebe zur Nation zu einem freiem Volk, und Achtung für Treue und Verdienst zu gewinnen, andere Menschen so anzusehen unterrichtet werden als die zu ihrem Vergnügen elend zu seyn geboren sind, glücklich oder unglücklich, gut oder schlecht gesinnt, nur in dem Maaß gelten, als man sie bei Hofe mit Gnade und Ungnade aufnimmt.

Die Königin kam ins Reich, E. M. Gemahlin zu seyn, nicht um die Last der Regierung zu vermehren. Diese Last muß einem so gnädigen und gerechten König um so leichter zu tragen seyn, als E. M. in den Herzen ihrer Unterthanen die unumschränkteste Gewalt und die sicherste Belohnung finden; u. s. w.

Unter Allem aber, was vorgegangen ist, war nichts so unerwartet, als das Ihro Majestät die Königin eine schriftliche Erklärung von sich geben, daß sie das Verlangen, die Juwelen zu untersuchen, als einen Beweis von Mißtrauen ansehen und daß sie sich zu gut hielten, sie künftig zu tragen; u. s. w.

Ihr Recht, die Untersuchung zu verhängen, steht außer allem Zweifel. Sie wünschen keine Aenderung in E. M. Gesinnung gegen dero Gemahlin; recht sehr aber, daß ihre Majestät, die Königin, Ihre Gesinnung gegen das Königreich ändern möchten; u. s. w.

Und was antwortete der König darauf? „Nie, sagte er, habe die Königin Liebe und Achtung gegen die Nation verleugnet; und enthielte ihre Antwort einige harte Ausdrücke, wäre sie auch der schwedischen Sprache nicht ganz mächtig. Jene Diamanten, welche sie als Brautgeschenk empfangen, sey sie als ihr persönliches Eigenthum anzusehen berechtigt. Ein Artikel des Heiratsvertrags stelle sogar dies fest.

Und waren die Stände mit dieser Antwort zufrieden? — keineswegs! Sie sandten eine abermalige Vorstellung, worin sie behaupteten: die Juwelen der Königin müßten in jedem Fall als Reichsjuwelen betrachtet, und die Untersuchung nachgegeben werden. Zugleich hieß es: die Stände bitten, daß E. M., ohne beunruhigt zu werden, Herr Ihres Hauses und König ihres Reichs seyn mögen. Und man bäte daß aller fernere Briefwechsel über diese Angelegenheit nun aufhöre. — Was geschah?

Der König gab nach, und veranlaßte seine Gemalin

es auch zu thun. Aber Graf Brahe, Freiherr Horn, Graf Hordt und einige andere entwarfen darauf einen schönern Plan, die Macht des Königs zu erweitern. Die Stände witterten jedoch etwas davon, ließen einen Offizier aufs gräulichste foltern, daß er ihnen Wahrheit bekannte; Brahe und Horn verlohren den Kopf, Hordt war noch so glücklich zu entfliehen. — Und unter diesen Landständen gab es gleichwohl eine Parthei, die zum großen Nachtheil des Reichs dem französischen Gelde zugänglich war. Der Verf. schließt mit den Worten: Es möchte in dieser Zeit, wo die Lichtseite ständischer Verfassungen so einnimmt, nicht überflüssig seyn, auch bisweilen an ihre Schattenparthien zu erinnern. Und darinn stimmen wir ihm vollkommen bei.

Nun wollen wir noch aus dem letzten Aufsatze: die poetischen Brüder in Wien und Berlin, der poetischen Lebensfahrt zweier verschieden gesinnten Freunde, die mit der Laune des Verfassers auch auf den Strand gerathen sind, Einiges für unsere Leser ins Trockene bringen. Joseph, der Wiener, erscheint hier auf seiner Laufbahn mehr begünstigt, als Wilhelm der Berliner; zunächst durch die Lage seines Geburtsorts:

„Die romantischen Umgebungen der Kaiserstadt mußten, von dem Tage an, wo er Dichter las, das entglimmende Feuer erhöhen; und Joseph empfand dies auch so, daß er oft mit einem Lieblingsbuche den Kalenberg zu ersteigen pflegte, dort wechselnd zu lesen und in das weite, herrliche Donauthal hinab zu sehen, bald den trunkenen Blick an die vielen lachenden Gärten und schattigen Gebirgswaldungen heftend, bald in die Windungen des majestätischen Stroms bis nach Ungarns sichtbaren Grenzen verfolgend. Auch Park und Haine bei Dornbach, den so vollendeten Garten Schönbruns, die liebliche Brigittenau wählte er oft in dieser Absicht; und besuchte er den mehr gerühmten als ruhmwerthen Prater, mied er das Gedränge bald, um auf den nahen, üppigen, mannigfaltige holde Aussichten öffnenden Wiesen ein freundlich einsames Plätzchen zu suchen.

Wilhelm, dem Berliner, konnte es nicht so zu Gute kommen. Es hat dem so genannten Bären aus Anhalt einmal gefallen, in einer öden sandigen Fläche seine neue Stadt anzulegen, und die ältern hohenzollerschen Markgrafen hatten den befremdlichen Geschmack, eine Residenz daraus zu machen. — Wohl hat die Kunst weit mehr für den Tiergarten neben Berlin gethan, wie dort für den Prater, doch auf so reichen Boden liegt er nicht. Dabei hat auch die Kunst manchen Fehlgriff gethan; einerseits ermüdet seine Einförmigkeit, und wo an den Spreeufern die reizendsten Parthien anzulegen waren, ließ man sie durch Holzmärkte und Privatgärten sperren, und auch gerade, wo die ansprechendsten Aussichten geöffnet werden konnten, steht jetzt Wirthshaus an Wirthshaus, wo das Qualmen aus hundert Tabackspfeifen und das Tassenklirren von hundert Caffeeschwestern eben nicht angethan sind, Poesie und Romantik zu entfalten; u. s. w.

Sodann fand Joseph auch mehr Unterstützung. Wie sein erstes Trauerspiel erschien, hieß es gleich: Ein junger Wiener? den muß man aufmuntern. — „Seit Albrecht der Bär den ersten Stein an der Spree legte," fährt der Verf. fort, „tönten vermuthlich dort noch niemals die Worte von Jemandes Lippen: Ein junger Berliner? den muß man aufmuntern. Wie das kömmt, fragt ihr? Hört es. Erstens ist Berlin erst nach dem Jahre 1740 in die Reihe großer Städte getreten, und deshalb noch eine merkliche Tradition von Kleinstädterei da; wovon man in Wien; das seit Jahrhunderten eine volksreiche Kaiserresidenz ist, nichts weiß. Zweitens gelten in Berlin die Ausländer so ungemessen viel, (auch Dichter? Wie viel leben denn da, die Pension bekommen?) daß nothwendig auch die Eingebornen dadurch in Schatten gestellt werden. Sind nun die Berliner an Geisteswerken, namentlich schönwissenschaftlichen, weniger produktiv, als sie es — bei ihren reichen Hülfsmitteln — sein könnten, und originell fast nie, (das ist merkwürdig!) so ist das wieder eine nothwendige Rückwirkung. Sie sind entmuthigt, wenn sie nach den ersten Versuchen wahrnehmen, daß sie in der Regel doch nichts gelten, ein wenig höchstens, wenn sie beliebte fremde Manier nachahmen, viel aber nie. Was jedoch hier den Ausländern ein Ansehen über alle Gebühr hinaus erzog, gehört in ein statistisches Werk. Dies Uebel ist aber in Wien auch unbekannt. Lange hielten dagegen Censurverhältnisse die freie Produktion nieder. Ohne sie müßte die schönwissenschaftliche längst jede andere in Deutschland so überflogen haben, wie es den Mahlern und Tonkünstlern dort gelang, die erste Stufe einzunehmen."

Ueber die verschiedenen Bühnen und Schauspieler heißt es unter anderm: Wilhelm sah noch als Knabe jenen Fleck, einen Künstler, wie ihn doch nimmer Wien hatte, und der sich am besten charakterisirt, wenn man erörtert, daß er spurlos vorüber gegangen ist. Iffland bildete allenthalben, wohin er kam, Nachahmer; in Berlin sind gegenwärtig Devrient (?) und der jüngere Stern seine Traditio-

Google

nen, man findet deren in Mannheim, Frankfurt, München u. s. w. An Flecks Vorbild hat dagegen keine Mime sich gewagt, und die Aehnlichkeit, die einige an Eßlair entdecken wollen, ist von keinem Belang. — — Der Bethmann in Berlin fehlte allerdings eine vortheilhafte Gestalt; sie war zu klein, ihr Antlitz keines menschlichen Ausdrucks fähig, auch ihre Stimme etwas dünn; doch ihr ausgezeichnetes Genie zur Kunst, die tiefe Einsicht, womit sie in den Geist ihrer Rollen drang, ihre nie rhetorisch manierirte, sondern in jedem Affect, in jeder tragischen Erhebung natürliche, richtig betonte Sprache, machte sie zu einem hochglänzenden Phänomen im Tempel der Kunst." Dagegen lobt der Verf. die Schröck (vorher die Fleck) als ganz zur Rolle der Liebhaberinnen geboren, wie man vielleicht in einem Jahrhundert nur einmal zu sehen bekomme. In Wien, meint er, wo der klügelnden Kritik weniger, des warnenden lebendigen Gefühls mehr sey, hätte die Schröck über die Bethmann den Sieg davon getragen.

Zuletzt rügt der Verf. noch die Literaturmoden, woran selbst Dichter von Talent, wie Stutzer an Kleidermoden, hingen. „Es wechseln Griechenthum, Spanierthum, gehörntes Siegfriedthum. Wenn Theaterreligiosität aufkommt, wollen sie auf der Bühne taufen, Abendmahl reichen, Messe lesen, das Kripplein Christi und Reliquien vorweisen lassen; geht die Theaterspükerei in Schwang, lassen sie die Todten zu Dutzenden aus den Gräbern erstehn, die lieben Englein zu Hunderten am Himmel erscheinen, die hochgelobte Jungfrau dazwischen, und den Teufel im Hintergrunde."

Ja, das sey Gott geklagt! Möchten doch die Dichter endlich aus so vielen ästhetischen Vorlesungen das wichtige Resultat ziehen: singe ein jeder, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Napoleons egyptische Correspondenz.

Cairo den 22. August 1798.

An den Achmet-Pascha, Gouverneur von Seid und d'Acra *)
(St. Jean d'Acre)

Ich bin nach Egypten gekommen, um gegen die Beys zu Felde zu ziehen; ich nehme mich also einer gerechten Sache an, die für dich selbst ersprieslich seyn wird, da sie deine Feinde sind; — nicht aber als Feind der Muselmänner bin ich gekommen. Du mußt wissen, daß ich bei meiner Ankunft auf Malta kein dringender Verlangen fühlte, als 2000 Türken, die seit mehrern Jahren in der Gefangenschaft schmachteten, in Freiheit zu setzen. In Egypten flößte ich dem Volke Vertrauen ein, nahm die Muphtis, Imans und Moscheen in Schutz und die Pilger von Mecka sind noch nie so freundlich empfangen worden, als von mir geschehen, und das Fest des Propheten ist mit einem Pomp gefeiert worden, wie noch nie geschehen ist.

Ich sende dir diesen Brief durch einen Officier, der dir mündlich meinen Wunsch mittheilen wird, mit dir in freundschaftliche Verhältnisse zu treten; wir wollen uns gegenseitig alle die Dienste leisten, die der Handel und das Wohl der Staaten erfordern. Die guten Moslems sollen die Franzosen als ihre besten Freunde kennen lernen.! —

Bonaparte.

Cairo den 25. August 1798.

An den Schérif von Mecka.

Ich halte es für nöthig, dich von der Landung der französis. Armee in Egypten zu benachrichtigen, um dir zu beweisen, wie sehr es mein Wille ist, die Pilger Meckas aus allen Kräften zu schützen. Die Moscheen und alle frommen Stiftungen, welche Mecka und Medina in Egypten besitzen, werden ferner ihr Eigenthum verbleiben. Wir sind Freunde der Muselmänner und der Religion des Propheten; es ist unser eifrigster Wunsch, euch gefällig seyn, und der Religion gute Dienste leisten zu können.

Vor allem aber wünschte ich, daß du allenthalben kundbar werden liessest, daß die Pilger Caravanen keine Störungen — weder von den Arabern noch sonst mehr zu fürchten hätten.

Bonaparte.

---

*) Der nachher berühmte Djezzar-Pascha.

Weltgeschichte

für die Jugend bis auf die neuesten Zeiten dargestellt von Ernst Hold.

Mit 81 Abbildungen auf 27 Kupfertafeln 2 rthl. 8 gr. auf Schreibpap. mit kolorirten Kupfern schon gebunden, 3 rthl. 12 gr. gr 8. Leipzig J C. Hinrichsche Buchhandlung.

Wenn Rec. abrechnet, daß die Abbildungen, welche zur ältesten Geschichte gehören, nur der glücklichen Erfindungskraft des Künstlers überlassen werden mußten; so kennt er kein geschichtliches Bilderbuch, das so viele nette interessante und das jugendliche Gemüth ansprechende Abbildungen enthielte. Das vermittelst dieser Bilder die Geschichte selbst dem Geiste der Jugend näher gebracht wird, darf für jenes Lebensalter nicht übersehen werden. Rec. weiß aus vieljähriger pädagogischer Erfahrung, daß schon wegen der Versinnlichung durch Landcharten die Erdkunde der angehenden Jugend weit lieber ist, als die Geschichte. Hier ist nun auch für die letztern zweckmäßig gesorgt. Der Verf. erzählt lebhaft; sein Styl ist fließend, seine Grundsätze sind edel und faßlich dargestellt, und er hat die neuern bessern Handbücher der Geschichte dabei benutzt. (Leipz. Lit. Zeit. 1819. No. 316).

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 41. vicarirender Redacteur: Carl Christian Hoffmann. 1820 May.

Schauspielhauspolizei.

Es gehört zu den Zeichen der Zeit, daß man sich jetzt in den deutschen Theatern, von Seiten des Publikums, mehr Freiheiten herausnimmt, als vordem, und wenn wir das Betragen, das in mehreren Orten im Parterre herrscht, ungezogen, aller feinen Sitte, allem Anstande entgegen, und mit hämischer Bosheit verwebt, nennen, so thun wir nicht zu viel.

Die Ursachen zu den Wirkungen dieses eingerissenen Uebels liegen am Tage; erstere sind aber früher, in den zuletzt vergangenen Jahrzehnten aufzusuchen, und wir dürfen nicht sowohl die jungen Brauseköpfe, die sich dergleichen Unfugs schuldig machen, anklagen, als vielmehr ihre Eltern und Erzieher. Junge Leute aus Häusern, in denen Zucht und Sitte heimisch sind, wird man, wenn sie nicht späterhin vom Strom der Menge mit fortgerissen werden, nie unter den Theilnehmern solcher Ungebührlichkeiten finden, sondern es werden, wenn man Gelegenheit hat, die Sache genauer zu untersuchen, allemal lockere Zeisige seyn, die ohne Bildung aufgewachsen sind, auf die von Jugend auf schlechte Beispiele eingewirkt haben, und die bei jedem vorkommenden Falle den traurigen Beweis geben, daß ihre Eltern und Erzieher pflichtvergessene Menschen waren. Mögten diese all' den Unseegen ihrer Missethat davon tragen, wenn wir übrigen nur unter der Unausstehlichkeit ihrer erbärmlichen Zöglinge nicht mit leiden müßten. Man suche dergl. pädagogische Misgestalten ja nicht ausschließlich unter den jungen Leuten des niedern und Mittelstandes; leider finden sie sich auch unter den Ständen des höheren Ranges, und dieß ist um so erklärlicher, als die vornehmen und reichen Leute, selten Zeit, Lust und Geschick haben, ihre Kinder selbst zu erziehen, und letztere daher in die Hände vermietheter Söldlinge fallen, denen, fast in der Regel, die Gage und die freie Station, die Haupt-, die Erziehung der anvertrauten Kinder aber die Nebensache sind; auch weiß man ja wohl, wie dem redlichen Willen wackerer Hofmeister in solchen vornehmen Häusern, von Papa, Mama, Verwandten und Domestiken, und hauptsächlich vom heimlichen eigenen Dünkel des lieben Zöglings, die Hände gebunden sind, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn in unsern Schauspielhäusern, vom Parkett und den ersten Ranglogen, oft viel auffallendere Ungezogenheiten ausgehen, als von der Gallerie und den, für die Mittelstände bestimmten Plätzen.

Vor kurzem erst ergaben sich in einer Residenz, deren Bewohner bis hieher sich durch seine Lebensweise im Ganzen ausgezeichnet haben, mehrere Vorfälle entgegengesetzter Art im Theater, und solche Ereignisse sind um so auffälliger, als ihnen hämische Bosheit mit zum Grunde liegt, als sie in Gegenwart des Monarchen vorfallen, der das edelste Muster von Bescheidenheit und Achtung vor dem öffentlichen Anstand ist, und als sie den Ruhestörern ungeahnet hingehen.

Durch drei dortige Correspondenten werden wir binnen wenigen Tagen von drei Begebnissen unterrichtet, die allerdings geeignet sind, den Unwillen jedes rechtlichen Mannes recht laut aufzuregen. Wir heben aus den erhaltenen Mittheilungen die betreffenden Stellen aus, weil die vollständige Lieferung der mitgegebenen Theaternachrichten, wider den Zweck dieser Blätter seyn würde, und überlassen unsern Lesern, sich selbst zu sagen, welche Zeit es dort im Reiche der Lieblosigkeit und des Mangels an Anstand und Sitte seyn möge.

No. 1. Unstreitig war die Darstellung der ganzen Oper (es ist von Così fan tutti die Rede) eine der gelungensten unsers Künstlervereins, und das wohlthuende Gefühl allgemeiner Zufriedenheit ergoß sich über das ganze Haus aus; desto störender, desto schneidender war das Pfeifen eines jungen Mannes von Adel, der betrunken in das Theater gekommen war, und die Anstrengungen einer Sängerin, welcher die Rolle des Kammermädchens zugetheilt war, mit diesem Zeichen des ungnädigsten Misfallens beehrte. Dies Pfeifen des Unsinnigen, denn ein Betrunkener ist nie bei Sinnen, war den übrigen anwesenden jungen Taugenichtsen die ehrenwerthe Losung zum Zischen, und so ward das arme Mädchen, das geleistet, was es vermocht, das dem ganzen Hause bis dahin nicht mißfallen hatte, das durchaus mehr und besser singt, als die Anfängerin, welche der unberufene Pfeifer an ihrer Stelle zu sehen gewünscht haben soll, und das, wegen

Digitized by Google

ihrer Bereitwilligkeit, in vorkommenden Nothfällen immer gern sich zur Aushülfe herzugeben, von der ganzen Gesellschaft geliebt und geachtet wird, so erbarmungslos ausgezischt, daß es die Regie wenend hat, ihm die Arie im zweiten Akt der Oper zu erlassen.

Allerdings ist nicht in Abrede zu stellen, daß diese Sängerin nicht ganz vortheilhaft angezogen war, und in ihrem Spiel die Koketterie, welche ihr die Soubretten-Rolle vorzeichnete, etwas überhob; hätte aber jener adliche Trunkenbold mit seinen Spießgesellen überlegt, daß sie sich anziehen mußte, wie es von der Direktion bestimmt war; daß ein freundliches Zurechtweisen auf brieflichem Privatwege, der ja jedem Zuschauer offen steht, auf ihr Spiel eindringlicher gewirkt haben würde, als solcher grausamer Tadel; daß die der in Rede stehenden Sängerin zugetheilte Parthie, nicht zu den leichtesten gehört; daß sie dieselbe aber mit recht sehr vieler Kunstfertigkeit ausführte, und daß, wenn sie nicht den beiden ersten Sängerinnen, die in dieser lieblichen Oper das ganze Haus entzückten, gleich kam, der ihr ausgesetzter Gehalt, kaum den vierten Theil der Summe beträgt, die jenen etatsmäßig festgesetzt ist; und daß man von ihr daher auch das nicht erwarten darf, was jene zu leisten im Stande sind; so würde, wenn in der Seele des Pfeifers nur ein Funke von Billigkeit glimmt, sein Urtheil wohl auch schonender ausgefallen seyn.

Man entschuldige die Unart, mit der er sich gegen die Bühne, die Mitzuschauer und seinen Monarchen vergangen, nicht durch den Umstand, daß er berauscht gewesen. Betrunkene Menschen gehören in den Stall der borstigen Tischfreunde Nebukadnezars, aber nicht in die Tempel der Kunst, die dem Sittlichsten aller öffentlichen Vergnügungen gewidmet sind.

No II. ꝛc. Unsere beiden, in Paris gebildeten jungen Tänzerinnen, die Demoiselle N. N. und N. N., erschöpften in dem gestrigen Ballette wiederum ihre ganze Kunst, und wurden vom entzückten Publikum mit dem lautesten Beyfalle belohnt; desto auffallender war das Schlangengezische, was sich in einer Loge des ersten Ranges, nicht weit von der des Souverains, der zugegen war, grimmig erhob, und den rauschenden Applaus des ganzen Hauses, wiewohl vergeblich, zu dämpfen sich bemühte. Bei der hohen Achtung, die jeder feinfühlende Mann, dem Monarchen, dem Publikum und den liebreitzenden, durchaus unbescholtenen Mädchen schuldig ist, hätte man erwarten sollen, daß nur ganz gemeine, ungebildete Personen, sich ein solches Ungebührniß zu Schulden kommen gelassen; aber dem war nicht so Es waren junge Männer, wenn auch nicht von Erziehung, doch von sogenannter Familie. Ueber die Beweggründe dieses auffallenden Begegnisses lassen Sie mich schweigen; und es die, welche man sich im Publikum davon angiebt, so haben sich die jungen Leute eigentlich vor allen ihren Mitbürgern selbst ausgezischt. Vor 1806 bespritzte in Breslau ein junger Großer, aus einer der ersten Familien, eine Schauspielerin vom Parterre aus, mit Phosphorus, weil sie seinen unsittlichen Anträgen kein Gehör hatte geben wollen. Es ist sehr niederschlagend, daß 1820, junge Unbesonnene, vor den Augen ihres höchsten Herrn, in dessen Brust die reinste Tugend lebt, und in der Mitte der gebildetsten Klassen ihrer Mitwelt, es wagen durften, aus gleichen fluchwürdigen Gründen, an zwei ganz schuldlosen Wesen, ihre satanische Rache, auf eine so beleidigende Weise, ungescheut auszulassen. Es liegt in diesem Zischen eine so gemeine Niedrigkeit, eine so verworfene Natur, daß ich viel lieber einen armen von der schreiendsten Noth Gedrängten, stehlen sehen, als noch einmal ein solches Zischen aus solchen Motiven hören will.

No. III. Das neue Trauerspiel ward heute Abend, trotz der ausgesuchtesten Besetzung mit den Besten unserer Gesellschaft, trotz aller Anstrengung sämmtlicher Spielender, trotz der neuen sehr gefallenden Dekorationen, und trotz der, von einem beliebten Komponisten dazu gelieferten Musik, in drei großen Pulsen radikaliter ausgepocht. Die Freunde des Verfassers wollten den Grund davon lediglich in der Stimmung des großen Haufens suchen, der das Stück gestürzt habe, weil jener zu den höheren Ständen gehöre. Allein mit diesem Vorwurfe that man der Menge groß Unrecht; die dramatischen Werke mehrerer Schriftsteller aus der Kaste des Adels, (v. Schiller, v. Steigentesch, v. Houwald, v. Gerstenberg, v. Collin ꝛc.) sind von der ganzen Bürgerwelt mit Beyfall aufgenommen worden; mehrere Excellenzen (v. Göthe, v. Klinger u. a.) sogar noch erst in den neuesten Tagen eine geniale Fürstentochter, haben der Bühne ihre gelungenen Dichterwerke geschenkt, und sind dafür mit dem ungetheiltesten Danke aller, der höchsten wie der niedrigsten, belohnt worden, und so hätte auch der Verfasser des heutigen Trauerspiels, auf beifälliges Anerkenntniß rechnen dürfen, wenn seine Arbeit gehaltvoller gewesen wäre.

Die Intendanz hatte, der dringenden Aufforderungen des Dichters ungeachtet, der sein Kind gar zu gern auf der Bühne sehen wollte, die Aufführ-

Digitized by Google

rung des Stücks, Jahre lang, unter allerlei artigem Vorwand hingehalten. Freilich wäre es das Beste, das Geradeste gewesen, ihm offen zu sagen, daß das Werk nicht tauge; aber die Dichter sind ein kitzlich Volk, sie glauben immer nicht, wenn man die Wahrheit spricht. Auf nochmaliges Bestürmen, und — man weiß ja, wie bei Intendanturen von Hoftheatern die Fälle oft unvermeidlich sind, — auf Vorwendungen von mehrerlei Seiten, ward denn endlich das Stück in die Szene gesetzt, und fiel durch. Der Trauerspiel-Dichter will dem Zuschauer, und der Tiefe des Gemüths, Thränen entlocken — hier ärndtete er das ärgste Unkraut im Felde des Kothurns, unbändiges Gelache ein.

Daß also über dem Grabhügel des gleich nach dem ersten Erscheinen verblichenen Kindes, die drei Ehrensalven gegeben wurden, lag wohl in der Sache, und war so lange billig und recht, als — was immer bleiben soll und muß, — dem Publikum ein freies Urtheil über die ihm vorgeführten Kunst-Erzeugnisse, gestattet ist.

Auch begründet der Umstand, daß vor der Aufführung schon vom Auspochen die Rede war, den Schein einer persönlichen Partheisucht gegen den Verfasser nicht im Geringsten. Letzterer hatte sein Produkt mehreren Personen zum Lesen gegeben. Ob sie ihm, wie es in solchem Falle dem offenen ehrlichen Manne gebührt, von der Unaufführbarkeit seines Versuchs Eröffnung gemacht, weiß ich nicht, wohl aber, daß, wahrscheinlich durch dergleichen Leser, die Gehaltlosigkeit des Stücks, dem und jenem, und von diesem wieder, wohl gar mit vergrößernden Zusätzen, zu denen die schonungslose Welt immer nur zu gern bereit ist, hundert andern bekannt geworden war.

Aber alles dessen ungeachtet hätte man das Stück ruhig ausspielen, und dann erst sein Urtheil darüber laut werden lassen sollen. Auch das wenige Gute, das darin enthalten ist, ging durch das vorgreifende Urtheil der unberufenen Kritiker verloren, und die Stimmung des Publikums, mit der man sich hinsetzt, um ein Trauerspiel zu sehen, schwand dadurch immer mehr, so, daß im zweiten Akt schon die Lacher laut zu werden anfingen. Wenn man jungen Leuten, die das Theater vielleicht selten besuchen, und zu flüchtig sind, um die Wirkungen einer zu frühen Aeußerung über den Werth eines neuen Stücks, mit Besonnenheit berechnen zu können, ihre Uebereilung so lange zu verzeihen geneigt seyn muß, als ihnen über die, auf sie selbst und auf alle übrige Zuschauer fallende übele Folgen ihrer Vorschnelligkeit, eine ruhige Belehrung noch nicht zu Theil worden ist: so muß es uns um so mehr Wunder nehmen, wenn, wie es diesen Abend der Fall war, unter den voreiligen Pochern, und das sind alle, die vor Beendigung eines neuen Stücks ihren Stöcken Tanzstunden geben, Männer von gewissen Jahren sich finden, von denen man wenigstens so viel Ueberlegung erwarten sollte, daß sie ihre Kritik bis zum Schluß des letzten Akts, ein Zügel würden halten können. Hier wurde ein Mann, als Knüppel-Richter, von einem Polizeidiener während des Pochens mitten im Stücke erwischt, und aus dem Hause transportirt, der wohl alt genug seyn könnte, um zu wissen, was in einem gesitteten Schauspielhause Styli sey, und in dessen Geschäftsbereiche die Beförderung der Geistes-Cultur, der öffentlichen Sitte und der wahren Humanität so recht eigentlich liegt. Und ein solcher Mann, der sich zu den gebildeten Ständen zählt, und in der Regel nur mit dem feinern Theile der Welt verkehrt, muß sich in seinem vierzigsten Jahre die Regeln der schuldigen Artigkeit gegen seinen Monarchen, gegen das Publikum, und gegen die Schauspieler, mit denen er bis dahin in freundlichem Verkehr gestanden, von einem Polizeidiener sagen lassen?? Wir haben diesen drei Berichten, die den traurigen Standpunkt der dortigen öffentlichen Zucht und Sitte deutlich genug bezeichnen, nichts weiter beizufügen, als die Frage: was von Seiten der competenten Behörde, in allen drei Fällen, gegen die Uebertreter des öffentlichen Anstandes, geschehen sey.

Wahrscheinlich nichts. Denn daß der Herausgebrachte in No. III., sobald er seinen Namen seinem Pädagogen, dem Polizeibeamten, genannt, wieder ohne Umstände in das Haus zurückgegangen, läßt sich von der Taktlosigkeit eines solchen Knüppel-Schöffen, fast mit mathematischer Gewißheit vermuthen.

Läßt man aber von oben herab dergleichen Ungezogenheiten ungeahnt hingehen, so hat man das Schicksal der Eltern, denen ihre Rangen über den Kopf wachsen, weil sie ihre Unarten aus Schwäche oder andern noch weniger zu entschuldigenden Ursachen, nachsehen, und nicht in Zeiten dagegen mit Macht und Ernst steuern.

Von der allerhöchsten Behörde kann hierunter unmittelbar nichts geschehen. Auch auf dem Throne ist die Bescheidenheit eine göttliche Tugend, die eine um so innigere Verehrung verdient, je stiller und anspruchloser sie waltet; aber die obern Behörden, die zwischen Thron und Volk stehen, müssen dafür sorgen, daß die Achtung, die der Person des Ersten, des Höchsten unter uns, gebührt, nie aus den Au-

Digitized by Google

gen gesetzt werde. Dieß geschieht aber offenbar, wenn die von ihm versammelte Gesellschaft, und der Monarch selbst, durch unzeitiges lautes Urtheil, durch Zischen, Pfeifen oder Pochen oder andern Unfug während der Aufführung, gestört, und der Friede des Hauses dadurch unterbrochen wird. Hat sich der Monarch entfernt, so mag die Kritik der — doch eigentlich immer unberufenen Richter, den Stab, wo es nöthig, nach Gefallen brechen.

Wird mit Ernst und Strenge hierauf gesehen, und wird den dagegen Handelnden, nur einigemale, zur Warnung anderer, recht fühlbar, nicht durch Verweise, denn dergleichen fruchten bei solchen Ruhestörern in der Regel nicht, sondern durch empfindliche Ordnungsstrafen, durch Versagung des Zutritts in das Schauspielhaus, und, was besonders bei jungen Leuten anwendbar seyn kann, durch Entfernung aus der Residenz, die Ehrfurcht und die Achtung eingeschärft, die sie der Majestät der höchsten Person im Lande und dem Publikum und der Bühne schuldig sind: so wird dergleichen Unfug sich bald legen, und der öffentliche Anstand wird sein ihm gebührendes Recht behaupten. Dieser aber soll unverletzlich seyn in jeder gesitteten Gesellschaft, vorzüglich aber in einer solchen, in deren Mitte sich der Erste des Reiches befindet.

Herrmann Schlicht aus der alten Zeit.

Merkwürdige Blessuren.

Aus dem 4ten Bande von J. D. Larrey's medicinisch-chirurgischen Denkwürdigkeiten. (Larrey stand bekanntlich länger als zwanzig Jahre an der Spitze des Gesundheitswesens der französischen Armee. Er ist ihr während ihrer Feldzüge in beiden Welttheilen gefolgt. Er war ein Mann, ausgerüstet mit außerordentlichen Kenntnissen, und der nichts als die Linderung seiner leidenden Brüder vor Augen hatte.) 1) Ein polnischer Officier wurde bey Wilna von einem Kosaken durch einen Lanzenstich verwundet. Der Stich war schief unter dem untern Wirbel des linken Schulterblattes hineingegangen, hatte die Brust durchbohrt und die Lunge verletzt. Die Luft, die ohne Unterlaß aus der Lunge drang, entwich der Oeffnung der Brustkastens und drang in das Zellgewebe, von wo aus sie sich in der ganzen Oberfläche des Körpers verbreitete und dadurch ein allgemeines Emphysem (Aufgeblasenheit) bewirkte. Der Körper war hierdurch zum höchsten Grad aufgeschwollen, die Haut aber dergestalt ausgedehnt, daß die Glieder steif, unbeweglich, die Gelenkfalten unsichtbar und die Augen durch die Geschwulst der Augenlieder gänzlich verschlossen waren. Die Lippen erschienen furchtbar dick und hemmten den Durchgang aller Flüssigkeiten durch den Mund. Der Puls und das Athemholen fehlte fast ganz. Der Kranke hatte große Angst, die Stimme war schwach und oft unterbrochen. In dieser äußersten Lebensgefahr 24 Stunden nach geschehener Verwundung bekam ihn Larrey zur Behandlung. — Durch Entfernung der aufgelegten Heftpflaster, Erweiterung der Wunde, Gebrauch trockner und bluliger Schröpfköpfe, und wo diese nicht angebracht werden konnten, durch einfache Einschnitte in die Haut, verschwand die Lebensgefahr gar bald, und es ging von Tagen zu Tagen besser. Als ihn der Verfasser verlassen mußte, kündigte alles seine baldige Genesung an, und bey der Rückkehr von Moskwa fand er ihn so wohl, daß er ihn nicht würde gekannt haben, wenn er sich ihm nicht selbst zu erkennen gegeben hätte.

2) Bey dem Rückzug der Russen von Wilna wurde ein russischer Obrist in das französische Hospital gebracht, welcher von einem französischen Reiter einen Hieb in das Gesicht bekommen hatte, wodurch die Nase an ihrem Grunde in der ganzen Länge abgehauen war. Der Säbel war schief gegangen, und hatte die Trennung bis zur Gegend der beiden Hundszähne und den beiden Commisuren der obern Winkel der Oberlippe, mitten durch die obern Kinnbackenknochen bewirkt, so daß sie beym Gaumengewölbe aufhörte, das einen Theil des abgehauenen Stücks ausmachte, welches umgekehrt auf dem Kinne lag und nur an den lebenden Theilen durch zwey kleine längliche Streifen der Oberlippe hing, die den Winkel des Mundes bildeten. Man sahe auf der einen Seite den ganzen Umfang der Grube der Nasenhöhlen, die Höhle des Mundes ohne den Zahnbogen; auf der andern Seite den Lappen von der ganzen Nase, der Oberlippe und dem Gaumengewölbe über das Kinn herabhängend. Der Wundarzt, welcher ihn zum Verband bekam, fand den Fleischlappen kalt, und war im Begriffe, ihn von dem lebenden Theil zu trennen und die Wunde zu verbinden, als Larrey zu dem Verwundeten kam. Er entfernte sogleich die Messer des Wundarztes, untersuchte die Wunde und machte alles zur Nath fertig. Es kostete einige Mühe, die Blutklumpen zu entfernen, welche die ganze Nasengrube ausfüllten, und durch den Staub hart geworden waren. Dann wurde der Theil des Gaumengewölbes entfernt, welcher am Fleischlappen hing, und die vordere Hälfte des obern Zahnbogens betrug, und von der übrigen Kinnlade auf der einen Seite zwischen

dem Hunds- und ersten Backzahn, und auf der andern Seite zwischen den beiden Backzähnen getrennt war. Zugleich wurden mehrere Partheien von den eigentlichen Nasenknochen und den Apophysen der Kinnladenknochen aus dem Lappen entfernt. Hierauf wurde Nase und Lippe in ihre gehörigen Berührungen gebracht und mittelst der Heftnath vereiniget, die an der Nasenwurzel anfing und an beiden Seiten herabging. In die Nasenlöcher wurden zwey Stück von einer dicken elastischen Sonde gebracht, um Gestalt und Durchmesser zu erhalten. Schickliche Compressen wurden zur Seite der Nase aufgelegt, und eine vereinigende Binde endigte den Verband. Larrey hatte die Freude, nach seiner Rückkehr von Moskwa diesen Officier vollkommen geheilt, und ohne Verunstaltung wieder zu sehen.

3) Im Winter 1815 wurde ein Garde du Corps in das Spital von Großcaillou gebracht, der sich durch einen Pistolenschuß hatte tödten wollen. Die Pistole war mit zwey Kugeln geladen gewesen und in den Mund genommen worden. Durch eine Bewegung beim Losschießen hatte die Pistole eine Abweichung erlitten, wovon nun eine sehr heftige Explosion in der Mundhöhle und der Durchgang beider Kugeln nach außen durch das Gaumengewölbe und die Nase die Folge war. Die letztere wurde in ihrer vordern Hälfte zerstört; die Knochenwände der Nasengruben und die Wand, welche die letztere von der Schädelhöhle trennt, sah man in Splitter verwandelt. Die äußere Fläche war in drey Lappen zerspalten; der mittelste bestand aus der Nasenspitze und der knorplichen darunter liegenden Wand, die beiden andern wurden von den Flügeln der Nase und den ihnen entsprechenden Winkeln der Lippe gebildet. Der mittelste Theil der Lippe war in seiner ganzen Substanz zerstört, was einen zwey Zoll im Umfange haltenden leeren Raum bildete; die Wundränder waren ausgezackt und umgeschlagen. Das Gaumengewölbe und die Grundfläche der Zunge befanden sich in gleichlaufender Richtung von vorn nach hinten gespalten. Die linke Wand des Mundes zeigte einen Riß, der mit geronnenem Blute angefüllt war. Alle Theile des Gesichtes und des Halses waren geschwollen und mit Ecchymosen bedeckt. Alle Sinne waren in ihren Verrichtungen gestört. Der Puls ging fast gar nicht, und war krampfig. Uebrigens lag der Verwundete in steter Convulsion und Unruhe; alles ließ den nahen Tod fürchten. Gleichwohl unternahm Larrey den Verband und war so glücklich, nach drittehalb monatlicher sorgfältiger Pflege und Behandlung, die aber im Werke selbst nachgelesen werden muß, den Verwundeten seiner Familie sehr wohlbehalten und ohne bemerkbare Entstellung zurückzugeben.

4) In dem Treffen bei Hanau ging der Lieutenant Robsoman an der Spitze der Colonne der Fußjäger der Garde, als ihm eine Kanonenkugel den rechten Vorderarm im Gelenke wegnahm. Man brachte ihn hinter die Linie der Kämpfenden, wo er, wenige Schritte von Larrey entfernt von einer zweiten Kugel getroffen wurde, die ihm das rechte Bein beinahe in seinem ganzen Umfange dicht am Kniegelenke raubte. Sein Vater, Kapitain der Jägergarde, war, von der großen Verwundung seines Sohnes unterrichtet, zu seiner Hülfe herbei geeilt, und fand ihn fast tod auf der Erde liegen. Inzwischen nahm der Vater voll Muth und Gefühl den Sohn auf die Schulter und eilte ihn Larrey, zu bringen und seine Hülfe zu erbitten. Dieser fand ihn blaß, entstellt, ohne Wärme, und kaum ließ sich das Schlagen der Arterien am Vorderarm wahrnehmen. Trotz des gänzlichen Mangels an Kräften und aller Erschöpfung gebot die Nothwendigkeit die Abnahme beider verstümmelten Glieder. Da man sich dem Kampfplatz sehr nahe befand, so war Larrey mit einem seiner Schüler und dem Vater des jungen Mannes ganz allein, er hatte nicht den Muth den Vater zuzumuthen, den Sohn während der beiden schweren Operationen, die er machen mußte, zu halten, gleichwohl sahe er sich umsonst nach dem nöthigen Gehülfen um. — „Sie können auf mich rechnen!" sagte der Kapitain. „Es gilt das Leben meines Sohnes." Dieser that, während er operirt wurde, nicht einen Schrey und auch der Vater zeigte eine seltene Festigkeit. — Die Abnahme des Arms erfolgte zuerst, und dann gleich darauf die des Beines. In Betracht der großen Schwäche des jungen Mannes war wenig auf den Erfolg der Operationen zu rechnen, und Larrey rieth dem Vater einige Soldaten aufzutreiben, um seinen Sohn ins erste beste Dorf zu bringen und sich hier als Gefangnen anzugeben, um bei ihm zu bleiben. Er befolgte diesen Rath, und zu Larreys großem Erstaunen besuchte ihn der junge Krieger im October 1814, wo er aus seiner Gefangenschaft zurückkam.

Fortgesetzte Briefe an eine Dame über die neueste theologische Literatur.

Vierzehnter Brief.

Sie nennen meinen letzten Brief ein humoristisches Intermezzo unserer theologischen Unterhaltungen. — Nun ich kann mir es wohl gefallen lassen; aber eigentlich war es eine ganz andere Absicht,

Digitized by Google

warum ich Ihnen von den Mishandlungen der Bibel schrieb. Ich wollte mir nämlich einen Uebergang bahnen zu der Darstellung des gelehrten Bibelstudiums, die ich Ihrem ausdrücklichen Befehle zufolge Ihnen liefern soll. Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, und giebt deren jetzt wieder sehr viele, die alle gelehrte Bibelkenntniß verschmähen, und vom eignen Geiste getrieben alles Nöthige und Nützliche daraus schöpfen zu können meynen. Gegen diesen Irrwahn, unser Bibelstudium zu vertheidigen, glaubte ich, sey es am besten auf die Misdeutungen hinzuweisen, zu welchen das unschuldige Buch so oft Veranlassung gegeben hat; denn durch die Thorheit der Aftererklärer muß die Nothwendigkeit einer geordneten Bibelbehandlung eben so einleuchtend werden, als die der Medizinalpolizey durch den Unfug der Quacksalber am besten fühlbar wird.

Der große Baum der Bibelerkenntniß hat zwei Hauptäste: Prüfung der Aechtheit biblischer Urkunden (Kritik) und Erklärung des Sinnes derselben (Exegese.) Die Kritik ist nun wieder die höhere, wenn sie die Aechtheit ganzer Bücher untersucht, oder die niedere, wenn sie nur die Richtigkeit einzelner Lesarten prüft.

Ach, „wohin führen Sie mich?" hör ich Sie bei diesem Anfange schon rufen. Nur Geduld. Sie wollen, daß ich Ihnen die neuesten theologischen Mühen beschreibe. Ich kann es nicht, ohne Ihnen vorher die Begriffe erklärt, d. h. die Schränke und Fächer bezeichnet und aufgeschlossen zu haben, in welchen dieser Reichthum verwahrt ist. Also weiter! —

Ein Buch ist ächt, wenn es sich erweisen läßt, daß es von dem Verfasser, dem es zugeschrieben wird, wirklich herkömmt; es ist ein widersprechenes, wenn die Gründe nicht entscheidend sind; es ist ein unächtes, oder untergeschobenes, wenn es sich darthun läßt, daß es der genannte Verfasser nicht geschrieben hat. Die erstern wurden in der frühesten christlichen Kirche in eine Sammlung (Kanon) aufgenommen, und heißen deswegen auch kanonische; die aber schon früh als unächt verworfenen Bücher heißen apokryphische (verborgene, unbekannte.) Da in den Kanon nur solche Bücher aufgenommen wurden, deren Verfassern man besondere göttliche Offenbarungen zutrauete, so heißen die kanonischen Bücher auch inspirirte; (von Gott eingegebene) dagegen man die Apokryphen für rein menschliches Werk hielt. Sie sehen, der Unterschied ist nicht unwichtig, da der Umfang und die Stellung der christlichen Religionstheorie damit enge zusammenhängt, und es sich hier eigentlich um die Frage handelt: „Was ist christlich? was nicht?" Die Entscheidungsgründe nimmt man nun theils aus den Zeugnissen des christlichen Alterthums (äussere Gründe) theils aus dem Inhalt, und der Sprache der Bücher selbst (innere Gründe) Die hiezu nöthigen Materialien und Kenntnisse hat man unter dem Nahmen der „historischkritischen Einleitung in die heilige Schrift" vereinigt, und mehrere achtungswerthe Theologen haben uns in neuerer und neuster Zeit mit solchen Einleitungen bereichert. Von denen, die sich über die ganze Bibel erstrecken, nenne ich Ihnen Bertholdt (in Erlangen), Eichhorn (in Göttingen), und de Wette (jetzt in Weimar). Zu den vorzüglichern Einleitungen ins A. T. gehört noch die von Augusti (in Bonn) und Jahn (in Wien) und ins N. T. die von Schmidt (in Gießen). Der schärfste Critiker ist Eichhorn, vor dessen Augen nur dasjenige Gnade findet, wogegen auch nicht der leiseste Zweifel obwalten kann; daher er auch, wie schon früher Schleiermacher gegen den 1sten Brief an den Timotheus that, die sämtlichen sogenannten Pastoralbriefe des Paulus (die an den Timotheus und Titus) wohl mit nicht ganz zureichenden Gründen verdammt hat, welche aber Berthold scharfsinnig zu retten sucht. Einzelne Beiträge zur höhern Kritik, die mehrere Theologen beeiferten, nenne ich Ihnen nicht, um Ihre Geduld nicht zu ermüden. Die Wortkritik, welche die Aechtheit einzelner Lesarten aus Handschriften, Uebersetzungen, Allegaten auszumitteln sucht, ist ebenfalls ein Kind der neuern Theologie; hingegen man es sonst für Sünde hielt, nur an der Aechtheit eines Punktes oder Striches in der Bibel zu zweifeln. Für das A. T, bei welchem doch schon die sogenannten Masorethen (alte jüdische Kritiker) einen Anfang machten, und für welches späterhin Kennikot so viel leistete, ist neuerer Zeit wenig geschehen, und seit Döderleins kritischer Ausgabe keine neue erschienen. Desto fleißiger ist das N. T. bearbeitet worden, da zu den ältern, eines Mill, Bengel, Wettstein zu unserer Zeit ein Alter, Matthäi und besonders Griesbach hinzugekommen sind, die wohl wenig zu wünschen übrig gelassen haben.

Bei der Erklärungskunde der heil. Schrift unterscheiden wir Erklärungskunst, und eigentliche Erklärungen. Die erstere ist eigentlich erst durch Ernesti in's Leben getreten, und hat an Morus, herausgegeben von Eichstädt und Keil, sehr gute Bearbeiter gefunden. Auch Griesbachs Vorlesungen über die Hermeneutik (Erklärungskunst), sind nach seinem Tode von einem unberufenen Schüler dem Drucke über-

Digitized by Google

geben worden, was ihm der wackere Griesbach, wenn er wiederkehren sollte, schwerlich Dank wissen dürfte.

Erklärungen d. h. Darstellung des Sinnes kann man geben theils in Uebersetzungen und Umschreibungen, theils in Commentaren. Die vorzüglichsten deutschen Bibelübersetzungen der neuern Zeit, habe ich schon in einem frühern Briefe Ihnen genannt; jetzt will ich Sie nur noch auf die schöne Lateinische von Schott (in Jena) und Winzer (in Leipzig) aufmerksam machen, die nach solchen Vorarbeiten, wie früher Castellio, Beza, Dathe u. a geliefert haben, in ihrer Vollendung, der man entgegen sieht, wohl etwas Vorzügliches erwarten läßt.

Commentare über das A. T. hat der gelehrte Rosenmüller (in Leipzig), über das N. T., früher schon, dessen Vater Rosenmüller sen. und neuerlich Kühnöl (in Gießen) und Paulus (in Heidelberg), letzterer noch unvollendet geliefert; der zahlreichen Bearbeitung einzelner Bücher, und noch zahlreichern einzelner Bibelstellen, die man häufig zum Gegenstand academischer Gelegenheitsschriften macht, nicht zu gedenken.

Hülfsmittel zur Bibelerklärung, die man in Wort- und Sach-Erklärung eintheilen kann, sind Sprach- und Geschichtskunde. Solche herbeizuschaffen, und in den verschiedensten Formen darzubieten, hat sich der Fleiß unserer Theologen ganz besonders angelegen seyn lassen. Ich hebe Ihnen unter den vielen nur zwei der letztern Art heraus, die sich auch zur Unterhaltung für eine Dame eignen dürften, nehmlich Hartmann's (in Rostock) „Hebräerin am Putztische und als Braut," und Rosenmüllers „Morgenland;" welche Bücher Ihnen von dem Reichthume, dem Luxus und der Pracht der üppigen Morgenländer die anschaulichsten Vorstellungen geben werden. Gewiß werden Sie mir, wenn Sie solche gelesen haben, gern zugeben, daß auch die deutsche Jungfrau es gar nicht verschmähen würde, eine hebräische Braut zu werden, wie sie Hartmann so reizend geschildert hat. So hoffe ich denn wegen meiner trocknen Unterhaltung über das Bibelstudium Ihre Verzeihung um desto gewisser, als nach dem Sprichworte: „Ende gut alles gut!" Sie meinen Brief gefälligst durchaus für gut gelten lassen werden; indem er sich höchst gemüthlich — mit der schönsten Bestimmung, mit der schönsten Aussicht für das weibliche Leben — mit dem Brautstande endigt. Gewiß hat dafür eine jede Ihres Geschlechts und also auch Sie, meine Verehrte, ein fühlendes Herz. Ich wünsche einer jeden liebenden Jungfrau dieses reizende Ziel zu erreichen und bin

Ihr ꝛc.

Französische Minnegerichte.

Unter den Abhandlungen, welche der neuerdings erschienenen Choix des poésies originales des Troubadours, par M. Raynouard angehängt sind, ist unstreitig der Aufsatz über die französischen Minnegerichte (cours d'Amour) von besonderem Interesse, und darin vornämlich die förmlichen Aussprüche oder Urtheile dieser seltsamen Gerichte, von ihrem Dasein, sich vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhunderte glaubwürdige Zeugnisse erhalten haben. Sie sind ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte der Sitten, Gebräuche und dem Geiste des Mittelalters, und geben zu manchen, besonders sittlichen Betrachtungen vielfältigen Stoff; vorzüglich merkwürdig ist die Art, wie die pflichtmäßige Liebe in der Ehe der freien Neigung der Herzen entgegengestellt wird. Hier nur einige von diesen so seltsamen als denkwürdigen Entscheidungen der Minnegerichte:

Streitfrage: Ist die Liebe und die Anhänglichkeit zwischen Geliebten größer und inniger als zwischen Gatten?

Urtheilspruch der Ermengarde, Gräfin von Narbonne:

Die Anhänglichkeit der Gatten und die zärtliche Neigung zweier Liebenden sind ihrer Natur nach gänzlich verschieden. Es läßt sich demnach zwischen beiden kein wahrer Vergleich anstellen.

Frage. Ein Fräulein, mit einem Ritter durch schickliche (convenable) Liebe verbunden, verheirathet sich mit einem Andern; hat sie nun das Recht, ihren alten Liebhaber zu verstoßen und ihm die bisherige Gunst zu verweigern?

Entscheidung: Die nachmalige Verheirathung hebt rechtlicherweise das frühere Verhältniß nicht auf, wenn anders die Dame nicht gänzlich auf die Liebe verzichtet und erklärt, daß sie auf diese für immer Verzicht leiste.

Frage: Ein Ritter war in ein Fräulein verliebt; welche schon ein Liebesverständniß hatte; sie verhieß ihm jedoch ihre Gunst auf den Fall, daß sie der Liebe ihres Geliebten verlustig ginge. Kurze Zeit darauf heirathete sie ihren Liebhaber. Der Ritter nahm nun die Liebe der Neuerwählten in Anspruch; diese aber wollte ihm keine gewähren, indem sie behauptete, die Liebe ihres Geliebten noch immer zu besitzen.

Digitized by Google

Entscheidung: Als dieser Fall vor die Königin Eleonore gebracht wurde, gab sie zur Antwort: wir dürfen dem Urtheilsspruche der Gräfin von Champagne nicht widersprechen, welche in aller rechtlichen Form entschieden hat, daß zwischen Gatten keine wahre Liebe Statt finden kann. Wir finden es daher billig, daß die obgenannte Dame die verheißene Liebe gewähre.

Frage: Eine geschiedene Dame wird von ihrem ehemaligen Gatten um Liebe angesprochen. Darf sie ihn erhören?

Antwort: Ein Liebesverständniß zwischen solchen, die ehemals ehelich verbunden waren und nun um irgend einer Ursache willen getrennt leben, ist keinesweges zu tadeln, sondern vielmehr durchaus zu billigen.

Frage: Eine Dame hatte ihrem Liebhaber die ausdrückliche Bedingung gemacht, sie niemals öffentlich zu loben. Eines Tages befand er sich nun in einer Gesellschaft von Damen und Rittern, wo man von seiner Geliebten schlecht sprach. Anfangs hielt er an sich, zuletzt aber konnte er der Begier nicht widerstehn, den guten Namen seiner Schönen zu vertheidigen. Diese behauptet nun, er dürfe fortan auf ihre Gunst keinen Anspruch mehr machen, weil er die eingegangene Bedingung nicht beobachtet habe.

Entscheidung: Die Dame ist in ihren Foderungen zu gebieterisch strenge gewesen; sie verlangte etwas Unerlaubtes; man kann dem Liebhaber keinen Vorwurf machen, welcher der Nothwendigkeit nachgiebt, die Pfeile der Verläumdung von seiner Dame abzuwehren.

Frage: Ein Ritter bewarb sich um die Liebe einer Dame, welche ihm ihre Gunst nicht bewilligen wollte. Er übersandte ihr einige annehmbare Geschenke, welche die Dame auch eben so freundlich als willig annahm; sie ließ aber von ihrer gewohnten Strenge gegen den Ritter nicht nach, der sich nun beklagte, durch falsche Hoffnung, welche die Dame ihm gemacht, indem sie die Geschenke annahm, hintergangen zu seyn.

Entscheidung: Eine Dame muß die Geschenke, die ihr von einem, der sich um ihre Liebe bewirbt, gemacht werden, entweder nicht annehmen oder ausgleichende Geschenke machen, oder es sich gefallen lassen, daß man sie den feilen Buhlerinnen gleich achte.

Napoleons egyptische Correspondenz.

Cairo den 30. August 1798.

An den General Menau.

Ich habe alle Ihre Briefe, Bürger-General, richtig empfangen und solche um so mehr mit Vergnügen gelesen, da ich Ihre Unternehmungen und Ansichten von Herzen billige. Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie unserm (?) Propheten erwiesen haben.

In diesem Augenblick werden Sie wohl Ordre zum Aufbruch an die Grenzen von Rosette erhalten haben.

Bonaparte.

Cairo den 30. August 1798.

An den General Dugua.

Sie dürfen keinen Augenblick säumen, und die günstigen Umstände, welche mir vor der Hand noch erlauben, Ihnen Ihre Division in Mansura noch zu überlassen, vorübergehen lassen, ohne alle Dörfer Ihrer Provinz wegzunehmen und Geiseln zu sieben und acht mitzunehmen von den Dörfern, die ein ungeziemend Betragen gezeigt, und ohne Verzug dasjenige, welches vor allen sich am meisten schlecht betragen, in Brand zu stecken; es darf nicht ein Haus verschont bleiben. Denn ohne ein so gehaltvolles Beispiel von Strenge, treiben Sie es wieder wie zuvor, sobald Sie Mansura verlassen. Sie werden wohl leicht kleine Fahrzeuge vorfinden, auf denen Sie zu den Dörfern gelangen können, die Sie einäschern wollen. Genug, thun Sie in dieser Sache fast das Unmögliche. . . . .

Bonaparte.

Alexandria den 22. Aug. 1798.

An den General en Chef Bonaparte.

(Auszug.)

.... Die Muselmänner haben großes Zutrauen zu mir gefaßt. Die Märkte sind voll und mit allem gut versehen. Als wir Ihren Sieg vor Cairo feierten, so bedurfte es unserer Seits nur einer leichten Aufmunterung, um sie in laute Freudenbezeugungen ausbrechen zu sehen.

Vor drei Tagen feierten sie die Geburt Mahomets; ich ließ das Hôtel illuminiren und den festlichen Tag mit einigen Kanonenschüssen begrüßen. . . . . .

Kleber.

(In spätern Briefen ist die türkische Freude an den französischen Siegen ziemlich zweideutig.)

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 42. Vicarirender Redacteur: Carl Christian Hoffmann. 1820 May.

1. Trostbrief aus Spanien und 2., schon wieder de Pradt.

I.

Madrid den 1. April 1820.

Bester alter Freund!

„Wo sind die guten Tage aus der ersten Hälfte des Maien im Jahr 1808 hin, von welchen auch Sie damals Zeuge waren, als wir in allen Gassen auf das Bild Ferdinand VII., des vom Volk hoch gefeierten stießen, und uns an den aushängenden Carricaturen auf die Engländer ergötzten? Sie würden Madrid und Spanien überhaupt nicht wieder erkennen; ich möchte behaupten, nur die Bildsäulen der Tugenden auf dem prächtigen Gefängniß-Palast der großen Herren stehen noch wie sonst. Nein! bänden mich nicht Befehle zum Hierbleiben, wie geschinde wollte ich nach Hause eilen, wo doch jetzt ein ganz anderes Leben auf Unser Einen zu warten scheint, als in der verkehrten Welt von Spanien. Hier bleibt vielen Bekannten meines Standes, die sich auf einmal zurückgesetzt sehen, nichts übrig, als etwa in der Stille die schöne Kapelle des Schutzpatrons von Madrid S. Isidoro zu besuchen, oder ihre Bekümmerniß vor der Nuestra Segnora d'Atocha und Nuestra Segnora de Almunada, die einst in der Noth der Stadt so große Hülfe erwies, auszuschütten. Es will mir nicht klar werden, wie der Himmel den Greuel der neuen Constitution zulassen kann. Das spanische Exempel ist für unsere lose Welt — — doch ich ärgere mich nur wenn ich fortschreibe. Aber was machts? Man hat das Principum obsta! (ich denke, so sagte unser Hauslehrer öfters?) versäumt. Wissen Sie noch, wie wir schon 1808 über einen Zeitungsartikel erschracken, wo man mit deutlichen Buchstaben hatte drucken lassen: „die Könige, welche uns seit 60 Jahren beherrschten, scheinen keine andere Staats-Maxime gehabt zu haben, als: alles Licht zu unterdrücken, und die Vernunft in Fesseln zu legen." Mehr noch; man ließ den naseweisen Obristen Cadahalso seine marokkanischen Briefe zu gute hingehen, wo er unter andern den Erbadel ohne Verdienst für eine pure Eitelkeit ausgibt. Der Herr von Kruse, dessen wahre Darstellung der französischen Revolution ich immer bei mir führe, hat ja gerade das Gegentheil bewiesen. — — Mehr noch, man dachte wunder was man thäte, wenn man immer an Nationalstolz erinnerte. Ich bitte Sie, was braucht eine ganze Nation stolz zu seyn, wenn es nur die Regierung am rechten Flecke ist? — Darum habe ich auch das bekannte Wort des Marquis de la Mina ganz laut als erzalbern getadelt, daß er vor der Schlacht bei Olmo gesagt hatte: „Meine Freunde, ihr seyd Spanier und die Franzosen sehen euch!" — Da klang es bei uns ganz anders, wenn ein General die Bursche ins Feuer jagte: „Ihr Hunde, marsch! wollt ihr denn ewig leben?" und das half oft, denn wie wollte der gemeine Mann seine Redensarten verstehen. — Aus solchen Höflichkeiten werden nur neue Menschenrechte, von denen wir in unserer Jugend kein Wörtchen wußten, gedreht, und wo kommen nun unsere alten Rechte hin? Darum sage ich noch einmal: principum obsta! — Hier hat mans versäumt. Glauben Sie, mir wird ordentlich übel, wenn ich den ganzen Tag von nichts als Cortes und Junta und Preßfreiheit und alledem neuen Modeschnack hören muß; kurz, Spanien ist nicht mehr die berühmte tierra de Christianos, wie sie jener kastilische Fuhrmann stolz nannte, und Madrid kann ich nicht für die Augusta Ciudad erkennen, noch weniger für die mas léale a tus invictor Monarcas, (d. i. die loyalste gegen deine nie besiegten Monarchen.) — Fehler auf Fehler hat man gemacht; man unterdrückte 1807 von 22 Universitäten, welche sich kümmerlich nährten, aber desto zahmer waren, die Hälfte, damit die übrigen sich besser ständen: als ob! — — Der Principe de la Paz selber ließ sich damals von der literarischen Mode- und Aufklärungssucht blenden, und führte die Pestalozzische Methode ein. Jetzt wünschen viele zu spät, man hätte die Geistlichkeit fortwalten lassen; die wußte, was der Menge gehört und der Regierung nützt. Indeß, siehe da! ich vergesse über dem Klager, daß ich trösten wollte. Sagen Sie also unsern Freunden ins Ohr, es sey noch lange nicht alles verlohren. Einer der feinsten Staatsmänner vom alten System, Sie werden ihn erkennen, wenn ich Sie erinnere, daß er kurz vor dem 5 Mai 1808 heimlich auf dem Wege nach Bajonne umkehrte, und nicht gut Freund mit Escoiquiz war. Nun gut, dieser hat mir einige kräftige Handhaben bemerken

Digitized by Google

lassen, bei welchen man das neue Gemächte packen kann. Erstlich hat man die Regierung so sehr eingeschränkt, daß sie nicht wird regieren können; das bringt Stockung, die kann man mit etwas gutem Willen noch in der Stille vermehren, bis sie Unzufriedenheit erzeigt. Zum Andern mögen manche gar nicht Willens haben die Constitution zu halten, und ein gelehrter Geistlicher hat mir es recht deutlich gemacht, daß man in Rom von einem Schwure losbinden könne. Zum Dritten, jetzt geben Sie wohl acht, versichert mich der spanische Staatsmann, das Ganze sey einzig das Werk einer Faction, nämlich der sogenannten Aufgeklärten und Freidenker; das unwissende Volk verhalte sich passiv. Es würde also nur darauf ankommen, wie lange diese Parthei durch kluge Maaßregeln, durch Mäßigung, durch Einigkeit u. s. w. ihren Platz behaupten könne; an stillen Untergraben, an lautem Widerspruch, an Aufreizen der abergläubischen und religiösen Menge werde es gar nicht fehlen; er gab mir sein Wort drauf, und noch auf allerlei andere Unterstützung, wovon einmal mündlich. Lassen Sie und unsere Freunde die Flügel nur nicht sinken, die schönen Tage von Aranjuez kommen doch wohl wieder, oder ich treibe, daß man mich nach Hause lasse, wo es immer noch besser ist und wieder wird, als in dem toll gewordenen Spanien. — Schreiben Sie mir unter dem bewußten Umschlag über Bilbao, besonders melden Sie mir jede neue erfreuliche Maaßregel. Am sichersten deutsch, denn Sie glauben nicht, was das Französische hier um sich gegriffen hat, und davon kömmt eben die Ansteckung. Apropos, ich habe mir sagen lassen, es gäbe ein Paar incomparable alte Bücher von einem gewissen Engländer Filmer und einen Holländer Graswinkel zu Vertheidigung der Monarchien; warum läßt man die nicht auflegen? Auch ein gewisser Herr von Haller soll neuerlich ein Buch von Restauration oder so etwas geschrieben haben, worinn einige passabele Stellen seyen für die gute Sache. Können Sie mir die Bücher nicht verschaffen? Schicken Sie sie auch nach Bilbao poste restante, Adresse: Al Sennor Diego Lopez, am Cay de la Arena. Der Herzog von J o. wünscht sie zu haben. — Man ruft mich zu einem Gange nach der Kapelle der Virgen de la Soledad ab. Leben Sie wohl, und trösten Sie die Unsrigen ꝛc.

Ihr

Nepomuck Wolfram Maria edler von und zu X.....

2. Hieran schließen wir die neue Schrift von Mr de Pradt.

Der Mann ist schon wieder mit einem Buche fertig. Es heißt: De la revolution actuelle de l'Espagne et de ses suites, mit dem Motto: L'injustice à la fin produit l'indépendance. Er hat es den Spaniern selbst zugeeignet, und fängt sehr pomphaft an: „In dem Zeitraume von 12 Jahren habt ihr zweimal die ganze Welt in Erstaunen gesetzt; zweimal hat sie Euch vom Schlafe zum schrecklichsten Erwachen übergehen sehen u. s. w." Gegen den Schluß der Dedication gibt er ihnen einen Rath der nicht übel ist, und den wir uns alle zu nutze machen können, er lautet also: „Gebt eurer Regierung alle die Stärke, deren sie zum Verwalten bedarf. Jetzt besteht der Muth nicht im Angriff auf die Regierungen, sondern in ihrer Vertheidigung. Das Königthum erlangte unter Euch die Verehrung aus Aberglauben; erzeigt ihm die Verehrung der Vernunft; verbannt alle Eifersucht allen Argwohn im Betreff des Throns — vertheidigt den König mit dem nämlichen Muthe, wie vormals. Er ist zum zweitenmale von Euch erobert worden; Euer gemeinschaftliches Interesse beruht darauf, Euch nie wieder zu trennen." In einer langen Note deutet er auf die politischen Fehler des Königs. — Was die Schrift selbst betrifft, so läßt sich von der obschon eiligen Feder des alten Erzb schofs von Mecheln nichts Uninteressantes erwarten, zumal bei dem hohen Interesse des Gegenstandes. Auch jedem literarischen Blatte geht dieser Gegenstand viel an; denn von dem Siege des Repräsentativ-Systems, wird in einer Zeit, wo Amerika's Uebergewicht über die alte Welt tiefe Wurzeln treibt, nicht blos frisches Leben des Nationalfleißes sondern auch die Kraft der Literatur abhangen.

Das 1. Kap. handelt von den Ursachen der Spanischen Revolution; das 2. von den Principien der Revolution und der spanischen Armee; das 3. beleuchtet die erste und zweite Regierung Ferdinands VII.; das 4. zieht Resultate; das 5. räth, was in Spanien zu thun sey, und prüft die Constitution der Cortes. Ein Postscriptum macht den Beschluß. Wir können nur einzelne Bemerkungen, zumal neuscheinende, mittheilen. Ein Ereigniß, daß eben so reich für das Nachdenken, als ergiebig in Folgen ist, kann auf unsern engen Blättern keinen hinlänglichen Raum antreffen. Wer nicht lieber in der Oper oder am Faro- und Bostontische sitzt, wird die Schrift selbst lesen; er braucht ihr ja nicht überall beizupflichten. Daß ein großer Theil des Unheils von dem herrühre, der sich den Namen Friedensfürst geben ließ; wer weis das nicht? daß eine so unerhörte Gewalt eines solchen mittelmäßigen Kopfs bei einer constitutionellen Regierung nicht möglich gewesen, und die bedaurungswürdige königl. Familie nicht so

Digitized by Google

unglücklich geworden wäre; wer begreift das nicht? freilich zu spät. Damals hätte sich ein Schriftsteller um das Tageslicht geschrieben. — Wie lehrreich; wie vergeblich lehrreich! — „Den 31. Dec. 1819 glaubte Ferdinand VII. über das Spanien von 1808 und 1809 zu regieren; den 1. Januar 1820 erfuhr er, daß er nicht mehr auf dem alten Throne saß, und fast von Allen verlassen war." — Treffend ist bemerkt: „Man hat nicht aufgehört von Spanien wie von einem Lande zu reden, das Alles mit Abscheu von sich stieß, was aus Frankreich kam, während im Gegentheil Spaniens Boden mit den Grundsätzen der Revolution getränkt war, während ein Theil seiner Einwohner durch den Aufenthalt der Franzosen unter ihnen und die Vertreibung so vieler Spanier nach Frankreich fast wider Willen französische Denkungsart in sich aufnahmen. Ganze französische Bibliotheken sind in der Revolution nach Spanien gekommen. (Warum hat man keinen Lese- und Bibliothekszwang eingerichtet?) Eine andere Ansicht der Dinge, eine neue Erziehung begann." — Der berühmte Heeranführer Riego war vier Jahre in Frankreich, und verlor dort seine Zeit nicht. — Eben so wichtig ist: „Die jetzige spanische Armee ist nicht die alte mehr;" (wie keine jetzige Armee es mehr ist.) „Es ist die Armee der Revolution, eine ganz neu zusammengesetzte u. s. w. „Spanien ist also nicht mehr eine Art von Kloster voll Vorurtheile, Unwissenheit und andern Anhängseln moralischer Entwürdigung. Man schloß irrigerweise von den Oberhäuptern der Verwaltungen auf die Nation; — Spanien liegt nicht wie die Türkei außer der Europäischen Civilisationslinie. — Wenn gleich der Spanier von seiner Regierung unter Geistes-Sequester gesetzt war, so konnte man ihm doch nicht alles verbergen, und im falschen Lichte zeigen. Nun denke man die feurige Einbildungskraft des Spaniers dazu." — Kurz die ganze Revolution bestand „in dem Vorzug, den man der gegenwärtigen Zeit vor der vergangenen gegeben hat." Die Meinung für die Regierung war verlohren, darum gab es einen 14. July in Frankreich, einen ersten Januar in Spanien. — Unverantwortlich wurde der König bedient, indem man seine Armee vernachläßigte, sie an allem Mangel leiden ließ, und doch übers Meer zwingen wollte! Armer Fürst, welche Rathgeber! Es war als wenn man eine Revolution machen wollte, indem man sich blos auf Zwang, Gewalt, Verfolgung u. dgl. verließ. „Den Tag, wo das gelbe Fieber in Cadix aufhörte, legte man der geängsteten Stadt eine gezwungene Contribution auf; ein Akt, sagt de Pradt, einzig in der Geschichte." „Wenn man fast Jedermann verletzt, drückt, wird man am Ende von Niemand unterstützt; das begegnete dem König Ferdinand, durch Schuld seiner Umgebung; statt zu sänftigen, zu schonen, statt die öffentliche Gunst zu gewinnen, that man nichts, als durch starkes Wüthen alles aufzubringen. Der Irrthum war, daß man das Spanien von 1814 her, für das Spanien von vorigen Jahrhunderten hielt." —

Er deckt, wie man sieht, die Fehler auf; aber er hebt doch auch die Gegenseiten hervor, indem er gegen das Ende fragt: „Was könnt Ihr mit einem Könige ohne zureichende Macht anfangen? Was kann ein solcher für Euch thun? — Es heißt sich selbst hintergehen, wenn man nicht alles für einen König thut, was die Königswürde fordert. — Die Fürsten sind gewöhnlich viel besser als ihre Höflinge, (wer zweifelt daran?) und mancher geht durch diese unter, der sich ohne sie gerettet hätte. Stellet Euern Thron hoch, aber habt nur Einen, u. s. w." Im Postscriptum meint unser politischer Wahrsager: „Der Gang der Revolution werde gründlich und ruhig seyn; es fehlten ihr die Quellen der Unruhen in Frankreich, (aber können sie nicht aus Kaputzen und alten Pergamenten hervorbrechen?) Die Königl. Familie sey nicht in zwei Systeme gespalten wie in Frankreich. Die eine Hälfte werde nicht in Spanien seyn, und die andere in Deutschland. Die Hälfte des Adels und Clerus nicht außerhalb, und die andere drinnen; es werde kein Pillnitz und kein Manifest gegen Spanien geben u. s. w. Am wenigstens werde man fremde Soldaten hinschicken. Man kann es thun, wenn man will und so viel man will; man wird sehen, wider wen sich das wenden wird, und ob die Menschen, die man als Soldaten hinschickt, nicht als Philosophen wieder kommen werden." Das ist wohl der Prüfung werth. Man hat alles in der Gewalt, nur die Bilder und Gedanken in den Köpfen nicht; jetzt nicht mehr, die alte Denkart und Ansicht ist verlohren; man hüte sich, auch den alten Charakter, das ist, die Liebe und die Anhänglichkeit an die angestammte Autorität durch falsche und ungroßmüthige Maasregeln verlohren gehen zu machen. Das wolle Gott nicht. Europa's Veränderungsstunde hat geschlagen: gebe der Himmel, daß das Andere zum Bessern werde!

Die Kunst das Leben zu erleichtern.

Ein großer deutscher Dichter theilt die Welt in zwei Theile: in die hämmernde und in die gehäm-

Digitized by Google

merte, (Hammer und Amboß.) Wir sprechen jetzt nur zu der einen Hälfte, wie folgt:

Von der Kunst, sich immer zu freuen haben wir heut zu Tage noch ein altes lateinisches Gedicht, (ars semper gaudendi) und den Gesang unsers vergessenen Uz übrig, der der Poesie zumuthete, moralisch zu singen. Unser Hufeland wollte späterhin wenigstens den sterblichen Leib zurechtrücken, und schrieb uns eine Kunst vor, das menschliche Leben zu verlängern. Aber, du mein Gott! Seine Diät war viel zu beschwerlich; kurz und delikat wollen wir leben Herr Staatsrath! Darum war nicht einmal der Denker Kant mit dem Titel zufrieden, und darum haben sich die meisten hübschen Leute, das heißt die Welt, welche das Geld hat, oder das Geld braucht, großentheils immer mit der Kunst abgegeben, das Leben zu erleichtern. Zwar soll uns jetzt und künftighin, wie die glaubhaftesten Zeitungen versichern, nichts leichter gemacht werden, als das Leben. Schön! sollten wir aber die Kunst darum ganz verlohren gehen lassen? Auf doppelte Weise muß ja das Leben erst federleicht werden, und wir sind geborgene Lebemänner! Was die Kunst selbst betrifft, so müssen wir die Quelle in jener ehemaligen Hauptstadt der Welt, von der so viel Gutes kommt, aufsuchen; doch die Bereicherung mit bewährten Hausmitteln haben wir einer ehrwürdigen Gesellschaft zu verdanken, welche ausdrücklich von den Todten auferstanden ist, um sich der leichten Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft ernstlich wieder anzunehmen. Es ist hohe Zeit, weil es schon 1836 mit der Welt vorbei seyn kann. Die fromme Gräfin Genlis vermuthete ihr Ende erst vor 1999; aber der Pater Simonnet muß es doch besser wissen. *) — Unser Blatt eilt demnach was es kann, einen neuen ansehnlichen Beitrag zu der Kunst das kurze Leben zu erleichtern, bekannt zu machen. Er ist, mit andern Modeartikeln, frisch von dem gefälligen Paris angelangt, daß unsere guten Frauen mit Hüten, Kleidern, Essenzen und jedem leichten Schmuck des Lebens so freigebig versorgt, daß den Männern vor Freude die Augen übergehn. Die Schrift bedarf auch einer Anzeige um so mehr, weil der Titel zweierley Fehler hat. Erstlich den, daß man diese Lebenskunst nicht darunter sucht, und hernach den eines ungeziemenden Ausdrucks; und auf die Ausdrücke kömmt doch jetzt Alles an. Der lange Titel lautet: Taxes des Parties casuelles de la Boutique du Pape. Redigées par Jean XXII. et publiées par Leon X. selon lesquelles on absout, argent comptant, les assassins, les parricides ect. avec la Fleur des cas de conscience décidés par les Jesuites ect. ect. publié par M. Julien de Saint-Acheul. — Uns dünkt hier, die Benennung aus der Bude des Pabstes sey ganz unschicklich; es ist wider die Würde des Gegenstandes, da Jedermann weis, daß zu dem unermeßlichen Schatz der Indulgenzen und zu der unumschränkten Gewalt der 2 Schlüssel, des Binde- und Löseschlüssels, eine Bude sich höchstens verhält wie etwa die ehemals bekannte und dem Vernehmen nach abgeschaffte Sella papalis zu dem Throne der Welt. Wir gestehen aber zugleich, daß wir auch kein anderes Wort wissen, das die Niederlage dieses Schatzes würdiger ausdrücke. Jene Taxen sind vielmals abgedruckt worden; man giebt Johann XXII. für den Erfinder aus; seine reiche Verlassenschaft ist bekannt, und sein erbauliches Leben verdient gelesen zu werden. In unserm Buche macht die französische Uebersetzung den ersten Abschnitt aus; und das lateinische Original macht den Beschluß. Zwischen beiden prangt, wie in einem köstlichen Rahmen mancherley, als: „Blumen der Gewissensfälle, entschieden durch die Jesuiten." Alsdann: „Mancherley geistliche Anekdoten" die sich auf Gewissensfälle beziehen. Ferner des Marquis d'Argens „Gespräche zwischen Aretin und dem Jesuiten Sanchez und, um alles mögliche Aergerniß zu verhüten, folgen Pièces antidotiques zu Gunsten der Ultramontaner, welche von den Lebensklugen Jesuiten herrühren, also ihre Wirkung nicht verfehlen können. Es scheint auf diese Art zweifelhaft, mit wem es der Verfasser halte; das geht uns aber nichts an, wir halten uns an den apostolischen Text. Jeder Leser wird selbst loben was zu loben ist: und wir wollen es den Augspurgischen Legenden-Verlegern nicht einmal verdenken, wenn sie unsern Aufsatz nachdrucken.

Von den Taxen heben wir folgende aus. Doch erst noch eine Warnung, welche in der Pariser Ausgabe Taxarum Cancellariae apostolicae 1545 steht, und welche zu deutsch also lautet: „Man „merke sich genau, daß diese Gnaden„spenden und Dispense keinen Armen „ertheilt werden; sie sind nichts, kön„nen also auch keinen Trost erhalten." Kap. I. Von Ehen Nr. 5. „Die, welche wissentlich eine Ehe im 4ten Grade eingegangen haben, bezahlen, wenn die Heirath noch nicht vollzogen ist 23 Livres 10 s. 6 d. Ist sie vollzogen, so muß

*) S. dessen Predigt, in Gegenwart der Bürgerschaft des heil. Herzens, am Feste des heil. Wilhelm-Pinchon.

Digitized by Google

man sich mit dem päbstl. Datarius abfinden. „(Einige Concilien haben selbst den 3. Grad der Verwandtschaft nicht für verboten geachtet; aber der Pabst ist ja über den Concilien.) Kap. 2. Von der geistlichen Verwandtschaft und Keuschheit. No. 1. „Ein Mann der die Tochter seines Gevatters heirathet, muß 50 Liv. 3 s. 6 d. bezahlen. Ist die Gevatterschaft doppelt, so werden 104 Liv. 9 s. 6 d. bezahlt." — No. 4. „Hat ein Mann seine Frau umgebracht, (wenn es nur nicht in der Absicht geschehen ist, seine Ehebrecherin zu heirathen,) so kann sich der Mann wieder verheirathen, und die Absolution kostet (weniger als bei No. 1.) 33 Liv. 13 S. No. 9. „Wenn ein Mann, der die heiligen Weihen hat, ein Weib nimmt, (nur muß es Niemand wissen,) so kann er Dispens zu Fortsetzung der Ehe erlangen, so lange die Frau lebt; nachher muß er sich der Ehe enthalten, und während derselben, wenigstens an Festtagen das Officium der seel. Jungfrau Maria, als eine Art Genugthuung beten, und er zahlt 57 Liv. 2 S." „Kap. VI. von Krüppeln, (die nämlich Geistliche werden wollen.)' No. 4. „Wer das rechte Auge eingebüßt hat, zahlt 58 Liv. 2 S." No. 7. Wer sich selbst das membrum virile abgeschnitten hat, zahlt 45 Liv. 19 S. 6 d." — Kap. XI. No. 1. „Wer nur einmal, und eine Jungfrau geheirathet hat, und nach ihrem Tode Geistlicher werden will, zahlt 27 Liv. 1 S " Kap. XV. „Wer einen Bischoff oder hohen Prälaten schlägt, zahlt 87 Liv. 3 S." (Warum nicht mehr?) Kap. XVI. No. 1. „Wer einen Geistlichen verstümmelt, zahlt 63 Liv. 14 S. No. 5. Ein Laie, der einen Laien verstümmelt, zahlt nur 27. Liv. 1 S." — Kap. XVII. No. 3. „Ein freiwilliger Mörder, der die Weihen nimmt und Pfründen besitzen will, kann Absolution und eine Bulle gegen jede Verfolgung erhalten für 75 Liv 14 S.' Kap. XXII „Vom Verwandten-Mord. Mord eines Vaters, einer Mutter, eines Bruders, einer Schwester, da kostet die Absolution 17 Liv. 14 S. 6 d." Kap. XXIII. No. 2. „Wer seine Frau umbringt, und eine andere nehmen will, zahlt 32 Liv 13 S." No. 3. „Die Mordgehülfen zahlen jeder pro Kopf 2 Liv." Kap. XXX. , Wenn ein Geistlicher ein fleischliches Verbrechen mit Nonnen im Kloster oder ausser dem Kloster, oder mit Muhmen, Nichten, oder Pathen, oder mit andern Frauen begeht, so kann er Absolution und Verbot aller Verfolgung seiner, gegen Zahlung von 67 Liv. 11 S. 6 d. erhalten." Kap LXI. No. 6. „Eine Gesellschaft, welche ungerecht erworbenes Vermögen besitzt, zahlt 40 Liv." No. 10. „Ein Graf und Edelmann, der wegen seiner Gesundheit Fleisch und Eyer an Fasttagen essen will, zahlt 4 Liv. 16 S." No. 12. „Ein Bürgerlicher muß 6 Liv. 8 S. zahlen." — u. s. w. Die Anmerkungen des Verf. lassen wir billig weg; er scheint den großen Werth solcher Gewissenserleichterungen zu verkennen. Man bedenke doch, in 72 Kapiteln sind nicht weniger als 426 Fälle, und rechte kützliche darunter enthalten, wo man sich durch Erleichterung des Beutels ein leichtes Herz verschaffen kann; wohlthätiger kann doch nichts ersonnen werden. Dazu kömmt nun noch der Blumenkranz, den die schon genannten ehrwürdigsten aller Väter für ängstliche Gewissen geflochten haben, und der noch gar nicht verwelken will. Die größten Köpfe der glücklich hergestellten Gesellschaft haben Blumen dazu geliefert, und es thut die Wahl weh. Wie viel Leuten hilft nicht allein folgende Entscheidung des Paters Thomas Tambourini aus? „Derjenige, welcher aus eingewurzelter Gewohnheit lügt oder falsch schwört, braucht es nicht zu beichten; es ist das nur eine kleine Unachtsamkeitssünde, die nicht verdient, daß man darauf acht gebe. Es ist eben so mit den angewöhnten Lästerworten." — Derselbe sagt: „Wenn jemand Ehebruch begeht, und es für kein großes Uebel hält, so sündigt der Mann nur leicht, weil er nicht das ganze Unrecht fühlt." — „Obgleich Spitzbüberey, Schurkerey an sich böse bleibt, so verdient sie doch, wenn Wille und Absicht gut sind, Belohnung von Seiten Gottes." La Croix — Franz Lami versichert, „es sey keine Gotteslästerung, wenn man spräche, das Wort habe sich auch mit der Natur des Esels verbinden können, weil es sich mit der menschlichen Natur vereinigt habe." — „Man ist nicht gehalten Gott zu lieben, wenn es nicht aus einer gewissen Wohlanständigkeit ist, die uns sagt, daß Gott der Liebe würdig sey. Johann von Salas. — Nun kömmt ein wahrer Trost für Furchtsame: „Ausser dem Fegefeuer, das Jedermann kennt, giebt es noch ein anderes. Das ist auf einer schönen Wiese voller Blumen, von einem schönen Tageslichte erleuchtet, köstliche Gerüche duftend ꝛc. Dieser Ort ist für leichte Sünder, eine Art Staatsgefängniß, wo man ohne Entbehrung sich aufhalten kann; also zunächst für Aristokraten. In dem andern Fegefeuer bleibt auch Niemand über 10 Jahre." Bellarmin, La Croix u. s. w. wollen das versichern. — „Jede Frau und jede Mannsperson die einen schimpflichen Gebrauch von ihrem Körper machen, können sich dafür bezahlen lassen." — Es ist keine Sünde, oder

Digitized by Google

doch eine sehr kleine, wenn man vor dem Gebrauch des Sacraments h...t." Emanuel Sa. — Auch für Damen ist gesorgt. Z. E. bei der Geschichte von der keuschen Susanna erinnert Pater de la Pierre sehr wohl: „Susanna konnte sagen: Ich werde nicht in die schimpfliche Handlung willigen, aber ich werde sie leiden, und nichts davon sagen, um Ehre und Leben zu behalten. — Unsere jungen Weiber ohne Erfahrung aber denken, um keusch zu seyn, müsse man um Hülfe schreien, und den Verführern, (selbst wenn es ein Pater wäre,) aus allen Kräften widerstehen. Man sündige ja blos durch Einwilligung und Mitwirkung. Susanna hätte den Alten nachgeben, und nur innerlich keinen Theil daran nehmen können. Dann würde sie in der That nicht gesündigt haben." Ueber eine solche Moral geht gewiß nichts. — Aber folgenden Satz vom Pater Tambourini sollte jeder Mode- und Shawlhändler im Laden annageln, es kann Kunden bringen." Wie theuer darf eine Frau das Vergnügen, das sie gewahrt, verkaufen? Antwort: man muß dabei auf Adel, Schönheit und Rechtlichkeit sehen. Eine honette Frau ist mehr werth, als die, die dem Ersten Besten, der kömmt, die Thür aufmacht. Eine Lustdirne kann billig von keinem mehr fordern, als von dem andern; es ist das ein Contract. Aber eine honette Frau kann fodern was sie will; eine Jungfrau und jene können sich ihre Ehre so theuer bezahlen lassen, als sie sie selbst schätzen." —

Wie man sich über falsche Eide und hundert andere Scrupel mit Leichtigkeit wegsetzen kann, müssen wir der Kürze halber übergehen. Nur noch ein Zweifel stehe hier. Pater Emanuel Sa — Mariana u. m. sagen: „Die Empörung eines Geistlichen gegen den König ist kein Verbrechen beleidigter Majestät, weil der Geistliche kein Unterthan eines Königs ist." Daß viele Geistliche sich auf Rom stützend, wenigstens praktisch manchen Ungehorsam und Schmähungen gegen die Regenten laut werden lassen, kann man unter andern in der Landsh. Lit. Zeitung lesen; bis jetzt ist es ihnen hingegangen. Hat also Pater Sa Recht? — Und noch eine Frage: Ob wohl die neuen Jesuiten, den Probabilismus, den Königsmord, u. s. w. den die alten vielfach lehrten, von ganzen Herzen verdammen, und sich als Unterthanen der Länder, wo sie sich befinden, anerkennen? — Von den erbaulichen Anekdoten verträgt das deutsche Papier keinen Abdruck; uns wollen sie auch nicht gefallen. Wir empfehlen blos die apostolischen Tarmittel und die jesuitischen Auslegungen; auf daß es den Lesern wohlgehe, und sie lustig leben auf Erden! die Söhne des heiligen Loyola leisten Gesellschaft. — *)

Fortschritte der Lithographie.

Herr Aloys Senefelder, Erfinder der Lithographie (Steindruckerey) und Chef des lithographischen Instituts in Paris hat nun nach einer öffentlichen Bekanntmachung vom 15. April d. J. alle Vorbereitungen getroffen, um das sogenannte Steinpapier, für welches die französische Regierung ihm ein Brevet ertheilte, nebst den portativen Pressen zur Anwendung dieser wichtigen Entdeckung in Umlauf zu bringen.

Das Steinpapier vertritt die Stelle 1) des lithographischen Steins, sowohl für Kreide-, Pinsel- und Feder-Zeichnung, in erhobener Manier, wie für den Grabstichel, die kalte Nadel und Aetzen in vertiefter Manier; ebenso für alle Gattungen Ueberdruck; 11) der Zinn- und Kupferplatten für den Musikstich, Titel- und alle Gegenstände der 2ten und 3ten Klasse.

Das besondere Interesse, welches die dargelegten Muster Steinpapier und eine kleine Handpresse, bei der letzten Ausstellung der vorzüglichsten Erzeugnisse der französischen Industrie, erregten, bewogen den Hn. Aloys Senefelder, dieser doppelten Entdeckung den höchst möglichen Grad von Vollkommenheit zu geben.

Die merkwürdigen Vortheile, welche dieselbe allen Ständen darbietet, sind folgende: 1) Den Civil- und Militär-Behörden für Tabellen, Ordres, Plane, Landcharten ꝛc. und zur schnellen Mittheilung unter sich selbst, indem man einen Gegenstand in einer Stunde hundertmal vervielfältigen kann. 2) Dem Handelsstand, um mehrere Briefcopien, Circulairs, Facturen, Preiscourante ꝛc. schnell zu verfertigen. 3) Tonsetzern, welche ohne Kosten und ohne fremde Hände ihre Compositionen zu vervielfältigen wünschen. 4) Zeichnern, welche ohne Schwierigkeit jede Skizze und Zeichnung selbst abdrucken, und besonders auf Reisen davon doppelten Nutzen ziehen können. 5) Buchdruckern und Buchhändlern für Titel, Vignetten und überhaupt für die meisten Kupferwerke. 6) Ebenso den Kupfer- und Zinnstechern, welche viele ihrer Arbeiten auf diese neue Art leichter und geschwinder vollenden können, wobei

---

*) Es giebt eine Menge Ausgaben von diesen apostolischen Canzley-Taxen. Der Verf. hat sich, wie er sagt, einer von 1610 bedient.

Digitized by Google

noch hauptsächlich das schnelle Abdrucken in Anschlag zu bringen ist.

Der Erfinder wird diese verschiedenen Anwendungsarten und ihre wesentlichen Vortheile in Kurzem in einer kleinen Abhandlung ausführlicher beschreiben, welcher 8 bis 10 Muster-Abdrücke der verschiedenen Manieren beigelegt werden.

Indem nun das lithographische Institut in Paris diese wichtige Entdeckung, welche viele Anstrengung, Mühe und Aufopferungen aller Art erfoderte, allgemein zu machen sucht, hat es vor Augen, dieselbe soviel möglich vor unrichtigen und fehlerhaften Nachahmungen zu schützen, damit selbe nicht in der Entstehung unterdrückt zu werden Gefahr laufe; ebenso auch Maasregeln zu treffen, um den Wiedereingang der veranlaßten Kosten einigermaßen zu sichern. Es hat deshalb beschlossen, eine Subscriptions-Liste zu eröffnen, und alle Liebhaber und Künstler, welche obgenannte Vortheile sich zuzueignen wünschen, einzuladen, sich einschreiben zu lassen.

Der Subscriptions-Preis ist zu 300 Francs festgesetzt, von welcher Summe die Hälfte bei der Unterschrift, und die andere Hälfte bei Auslieferung folgender Gegenstände entrichtet wird. a) 1 Presse Mittelformat von 10 à 16 Zoll nebst aller Zugehör. b) 6 Blatt Steinpapier. c) 50 id. Ueberdruckpapier. d) Chemische Tinte, Kreide, Farbe, Präparatur ꝛc., nebst den Recepten um diese Gegenstände in der Folge selbst verfertigen zu können. e) Eine vollkommene Instruktion über die Art und Weise sich benannter Gegenstände zu bedienen, und den besten Erfolg davon zu erhalten, so, daß Jedermann durch sich selbst ohne die mindeste Beihilfe auf eine leichte und schnelle Art jede Gattung Zeichnungen, Manuscripte, Briefe, Preiscourante, Musik, Landcharten, Kupferstiche ꝛc. nach Belieben machen und vervielfältigen kann.

Die Abonnenten erhalten späterhin gegen die billigsten Preise neue Vorräthe von Steinpapier; eben so auch Kreide, Tinte ꝛc., wenn sie diese nicht selbst zu verfertigen sich bemühen wollten.

Die Subscriptions-Liste wird in den Buchhandlungen der Hnn. Treuttel und Würtz in Paris Rue de Bourbon No. 11. und zu Strasburg in der Schlossergasse, den 1ten Mai d. J. eröffnet, und man wird gebeten, Briefe und Gelder franco dahin zu adressiren. — Sobald die Anzahl der Unterschriften zur Deckung der beträchtlichen Auslagen hinreichend seyn wird, soll mit der Auslieferung besagter Gegenstände, und zwar nach Folgenreihe der Unterschriften, angefangen werden. — Denen Abonnenten jedoch, welchen bis zum 1ten September d. J. die Auslieferung durch Verspätung ihrer Unterschrift nicht von dem Institute gemacht werden könnte, bleibt es frey gestellt, den eingeschickten Subscriptions-Preis sodann wieder zurückzuziehen.

Fortgesetzte Briefe an eine Dame über die neueste theologische Literatur.

Funfzehnter Brief.

Kommen wir nun, verehrte Frau, zu dem Inhalte der heiligen Schrift, um zu sehen, was unsere Theologen daraus gemacht haben, so muß ich Sie voraus an das erinnern, was Sie aus Ihrem eignen Jugendunterricht wohl behalten haben werden, daß der Inhalt der Bibel sich in zwey Arme ergießt, Geschichte und Lehre. Heute nur von der erstern.

Die biblische Geschichte des A. T. hat ein ungemeines Interesse, nicht nur wegen ihres hohen Alterthums, zu welchem kein Profanschriftsteller hinanreicht, sondern auch weil sie uns Nachricht von einem Volke giebt, welches die Profanliteratur fast gar nicht kennt, und dann auch wegen der eigenthümlichen kindlichen Darstellung, und dem gemüthlichen Geiste, der darin weht. Die Geschichten des N. T. sind uns als Anfänger unserer Religionsgeschichte besonders wichtig, und zugleich, eben so wie jene des A. T., sehr angenehm unterhaltend. Wundern Sie sich daher nicht, daß die biblische Geschichte zu allen Zeiten vielfach bearbeitet, und in Predigten, Erzählungen, Schauspielen, Epopöen behandelt worden ist. Namentlich hat die Kinderwelt hier gewiß eine Unterhaltung gefunden, die von unsern neumodischen Lesebüchern und Kinderfreunden schwerlich dürfte aufgewogen werden. Erinnern Sie sich nicht noch mit Wohlgefallen der großen Bilderbibel mit den grotesken Holzschnitten? Zürnen Sie nicht immer noch auf den garstigen Saul, der mit seiner Kosaken-Pike den armen kleinen Harfner an die Wand spießen will? Steht Moses mit seinen Hörnern, und der sehr körperliche Würgengel, wie er durch Aegypten mordend schweb, nicht noch lebhaft vor Ihrer Seele? — Nun so werden Sie sich freuen, daß Sie auch Ihren Kindern ein ähnliches, doch geschmackvolleres Buch in die Hände geben können, da eben der Superintendent Küster in Berlin eine neue Bilderbibel herausgegeben hat, in welcher die Geschichte nach Johann Hübner bearbeitet ist, und der Verleger 50 Bilder, zur Hälfte aus dem A. und die andere Hälfte aus dem N. T. in Steindruck beigegeben hat. Auch Adlers biblische Historien, so wie Langens,

Digitized by Google

Rosts, Schlossers biblische Geschichten *), alle für Kinder, können Sie zu jenen Bildern, die auch ohne das Küster'sche Buch verkauft werden, benutzen, und für die Geschichten des N. T. kann ich zu gleichem Behuf Ihnen Wilmsens Leben Jesu empfehlen.

Doch während unsere Kinderwelt so gemüthlich in den Geschichten der Bibel herumwandelt, erheben die Theologen einen nicht unbedeutenden Streit darüber, ob diese Geschichten wirkliche Geschichten, oder nur heilige Sagen (Mythen) seyn mögen, und was dieser und jener angehöre; ja, wenn man auch wirkliche Geschichte findet, ob es eine wunderbare oder natürliche Geschichte sey. Gablers Einleitung zu Eichhorns Urgeschichte hat in dieser Untersuchung die Bahn gebrochen, und eine Abhandlung „Ueber die Rücksichten, in und für welche der Biograph Jesu arbeiten kann (in Bertholdts kritischen, Journal für Theologie) hat die Streitpunkte namentlich in Bezug auf die Geschichte Jesu aus einander gesetzt. Bleiben wir nun besonders bei der letztern, der Geschichte Jesu stehen, so sind die verschiedenen Ansichten, welche über den Inhalt derselben statt finden, bei den verschiedenen und zahlreichen Bearbeitern so sichtbar, daß Sie, wenn Sie von dem einen zu dem andern übergehen, kaum die Identität des Gegenstandes wiedererkennen werden. Die neuesten Biographen Jesu, Greiling und Jacobi habe ich Ihnen schon in einem frühern Briefe genannt; jetzt muß ich Ihnen noch die natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth bemerklich machen, die zwar nicht mehr neu, und sattsam widerlegt ist, aber doch dadurch eine neue Merkwürdigkeit erhält, daß sie gewissermaßen eine Fortsetzung erhalten hat, in einer Schrift, die jetzt viel Aufsehn macht, und den Titel führt: Biblischer Beweis, daß Jesus nach seiner Auferstehung noch sieben und zwanzig Jahr leibhaftig auf Erden gelebt, und zum Wohl der Menschheit in der Stille fortgewirkt habe. Jesu zu Ehren, allen Theologen zu ernster Prüfung empfohlen von Jak. Andr. Brennecke." Ich nenne dies Buch eine Fortsetzung der natürlichen Geschichte, weil in demselben ebenfalls die vermeintliche geheime Gesellschaft der Essäer spukt, eben die unerwiesenen Thatsachen, die sonderbare Exegese, die unwahrscheinlichen Vermuthungen — mit einem Worte das gesammte lose Spiel gefunden wird, das einer üppigen Phantasie fröhnend alle Regeln der Logik und Grammatik verschmäht. Eigentlich ist es zweierlei, was Brennecke zu beweisen unternimmt, erstens: daß Christus nicht leibhaftig in den Himmel gefahren sey, (was ohnedem kein vernünftiger Mensch geglaubt hat) und zweytens: daß er noch volle 27 Jahre gelebt und gewirkt habe, (was rein aus der Luft gegriffen, und auf die sonderbarsten Prämissen, und Erklärungen gebaut ist.) Daß ein solches Machwerk nicht unberichtigt bleiben werde, war zu erwarten; daß aber in ganz kurzer Zeit drey Widerlegungen erschienen sind, das ist in der That zu viel Ehre für das Büchlein. Die erste heißt: „Kritische Beleuchtung des sogenannten biblischen Beweißes u. s. w. von einem Landprediger. Mit einem Vorworte von D. H. W. J. Wolf, Pastor in Braunschweig. Aus der Vorrede erfährt man hier zugleich, daß der Name Brennecke nicht, wie man geglaubt hat, ein fingirter, sondern der wirkliche Eigenname des Verf. sey. Weitläuftiger und gründlicher ist der Antibrennecke, oder biblischer Beweiß, daß es mit dem biblischen Beweiße des Herrn Brennecke für Jesu 27jähriges leibhaftiges Leben nach seiner Auferstehung, nichts sey. Von G. H. Haumann, Pf. zu Stedten an der Gera. Die am Schluß dieses Büchleins geäußerte Meinung, daß der Verf. des biblischen Beweißes mit seiner Schrift das unkritische Verfahren unserer heutigen Kritiker habe persifliren wollen, wäre nicht ganz übel, wenn nicht, wie der Ref. selbst bemerkt, der Ernst, in dem sich doch die Schrift hält, dieser Vermuthung entgegenstünde. Auch hätte dann, wie richtig bemerkt wird, das Büchlein nicht in der Volkssprache, sondern lateinisch geschrieben werden sollen. Die dritte Gegenschrift nennt sich: Biblischer Beweiß von der Himmelfarth Jesu gegen J. A. Brennecke's unbiblische Behauptungen, von Witting.

Ich schließe diesen Brief mit einem Zuge hohen Religionseifers, wenn ich Ihnen erzähle, daß in A., einer preußischen Stadt im Herzogthum Sachsen, voll Unwillen über genannte Brennecke'sche Schrift eine Anzahl Bürger sämmtliche Exemplarien derselben aufkaufen, und verbrennen wollte, wahrscheinlich aber durch den Gedanken zurückgehalten wurde, daß dieß nur eine neue Auflage herbeiführen, und dem Buche eine noch größere Celebrität geben würde, welches ohnedem in wenigen Wochen zwei Auflagen erlebt hat. Doch sehen Sie daraus, daß die Ehre Jesu, und der Bibel dem Volke immer noch heilig ist.

*) Bey dieser Gelegenheit sey zu erwähnen vergönnt, daß wir Hoffnung haben, biblische Geschichten für Kinder von dem Herrn Professor Melos in Weimar (dem Verfasser der mit Beyfall aufgenommenen Reformationsgeschichte und Naturlehre) zu erhalten, welche vorzüglich zweckmäßig befunden werden durften.

Literarisches Wochenblatt.

Weimar, Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 43. vicarirender Redacteur: Carl Christian Hoffmann. 1820 May.

Der Aufstand der Garnison in Strasburg im Jahr 1815.

Im Jahr 1815 hatte sich die Garnison zu Strasburg, wo General Rapp befehligte, gegen ihre Oberen empört. Die Verschwörung ward von einem Unteroffizier geleitet, und glücklich durchgeführt. Dieses Ereigniß war zwar damals auch in Deutschland bekannt geworden; da aber zu jener Zeit der Schauplatz zu voll gedrängt war von merkwürdigen Begebenheiten, so konnte nichts Einzelnes die Aufmerksamkeit dauernd fesseln. Auch mochte wohl die damalige Unfreiheit der Presse in Frankreich, manchen Umstand der Ausbreitung entzogen haben. Jetzt ist der Vorfall in französischen Zeitschriften ausführlich erörtert und erzählt worden. Wenn die Widersetzlichkeit der Kriegsmacht gegen die Staatsgewalt etwas höchst furchtbares hat, weil gegenwärtig eben diese Staatsgewalt nur im stehenden Heere ihre Stütze findet, so wird das Furchtbare darin nur noch erhöht, wenn bei einer solchen Empörung mit so vieler Mäßigung, Ruhe und Ordnung verfahren wird, als die Garnison zu Strasburg verfuhr; denn alsdann wird es den Regierungen schwerer gemacht, in ihrer Noth bei den ungeschreckten Bürgern Beistand zu finden. (Spanien zeigt es).

Die französischen Truppen in Strasburg, hatten den Tag von Waterloo erfahren. Sie wollten an keine Wunder glauben, und ein Wunder erschien ihnen diese Niederlage ihres stets siegreichen Feldherren. Sie überredeten sich, Verrätherei müsse Statt gefunden haben. Das reizte sie. Auch den General Rapp hatten sie in Verdacht der Bestechung, und als unterhandelte er mit dem Feinde, wegen Uebergabe der Festung. Rapp hatte den Befehl erhalten, die Truppen abzudanken. Der rückständige Sold konnte nicht bezahlt werden. Ein auswärtiger Einfluß schien die Spannung benutzt und die Verschwörung durch Unterhändler, welche die Flamme der Unzufriedenheit in den Soldaten anfachten, angezettelt zu haben. So brach die Empörung aus, über deren Hergang und Erfolg die erwähnten französischen Berichte, (die wir aus der in den Miscellen der ausländischen Literatur enthaltenen Uebersetzung entnehmen) folgendes mittheilen.

Nicht ohne einige Bewunderung wird man bescheidene Unteroffiziere sehen, welche plötzlich mit höherer Macht bekleidet, mitten in einer in Aufstand begriffenen Armee, die vollkommenste Disciplin handhaben, ohne Zögern die richtigsten administrativen Maaßregeln zu Erreichung ihres Zwecks ergreifen, sich aller Ausschweifungen enthalten, allen gelegten Schlingen ausweichen, und ihre Gewalt niederlegen, ohne daß irgend eine Unordnung während derselben vorgefallen wäre.

Den 2. September Morgens um 8 Uhr versammelten sich ungefähr 60 Subaltern-Offiziere von verschiedenen Regimentern in einem der Bollwerke der Festung. Sie beschlossen, dem Befehl, der die Armee abzudanken gebot, Gehorsam zu leisten, allein unter Bedingungen, von welchem sie sich nicht abwendig machen lassen wollten. Diese Erklärung begann folgendermaaßen: „Im Namen der Rheinarmee werden die Offiziere und Soldaten dem gegebenen Abdankungsbefehl nur unter folgenden Bedingungen gehorchen: Erster Artikel. Die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten werden die Armee nur verlassen, wenn sie ihren rückständigen vollen Sold erhalten haben werden. Zweiter Artikel. Sie werden alle an einem Tag die Festung verlassen, und Waffen, Gepäck und Jeder 50 Patronen mit sich nehmen." Sobald diese Erklärung ausgefertigt war, begaben sie sich zum General Rapp, um ihn hiervon in Kenntniß zu setzen, dieser, damals krank, befand sich im Bade. Erstaunt über diesen unerwarteten Besuch, giebt er Befehl sie einzulassen. Fünf Offiziere nähern sich, setzen den Grund ihrer Sendung auseinander, und erklären daß die Armee die Abdankung nicht eher zugeben werde, bis diese Bedingungen erfüllt seyn würden. Bei dem Wort „Bedingungen" erhebt sich der General wüthend, und indem er dem Sprecher das Papier aus den Händen reißt, ruft er aus: Wie, meine Herren, sie wollen mir Bedingungen vorschreiben! Sie verweigern den Gehorsam? Bedingungen, mir? — Der Ton der Stimme, der Blick des General Rapp, seine Stellung machten Eindruck auf die Deputation; sie zog sich bestürzt zurück, und jeder der Offiziere stattete seinem Regiment von dem schlimmen Empfang Bericht ab. Die Unteroffiziere, 500 an der Zahl, warteten schon, um die Antwort des Generals zu verbreiten. Sie fühlten wohl, als sie ihnen

Digitized by Google

mitgetheilt war, daß ein solcher Mann nicht so leicht geschreckt werden könne, und daß, wenn sie auch einen Gang wagten, sie nicht glücklicher seyn würden als ihre Offiziere, allein ihr Entschluß war gefaßt, sie stellten sich im Hofe des Palastes in Schlachtordnung auf und verlangten, daß man sie zum General führe. Ein Adjutant kommt herab, um die Beweggründe, welche sie herbeiführen, anzuhören; sie verweigern, sich mit ihm einzulassen; „Wer ist der Anführer der Truppe?" fragt dieser Offizier, Keiner . . . Alle . . .! antworten sie einstimmig. Er ruft die ältesten von jedem Regiment vor, und hält ihnen ihr subordinationswidriges Betragen vor. Hundert Stimmen unterbrachen ihn sogleich: „Geld! Geld! . . . . wir wollen unsern rückständigen Sold; wir werden wissen, uns bezahlt zu machen. Der Chef des Generalstaabs, Obrist Schneider, dessen Geistesgegenwart in Gefahren sie so oft bewundert hatten, kommt unterdessen an, und versucht mit eben so wenig Erfolg, sie zu beruhigen. „Geld!" wiederholen sie abermals, „Geld!" — Erschöpft von Geschrei, unnützen Drohungen, und weil sie nicht zum General gelangen konnten, zerstreuten sie sich endlich, nachdem sie eine abermalige Zusammenkunft festgesetzt haben. Der größere Theil begiebt sich nach dem Sammelplatz, wo sogleich zur Wahl neuer Chefs geschritten wird. Einer derselben Namens Dalouzi, Sergeant vom siebenden leichten Infanterieregiment, bekannt durch seine Fähigkeiten, seinen Muth, und hauptsächlich durch eine ihm eigene soldatische Suade, erhielt alle Stimmen. „Ihr wollt bezahlt seyn, sagte er seinen Cameraden, und aus diesem Grunde seyd ihr hier." „Ja antwortet man ihm einstimmig." — Wohlan, wenn ihr versprecht, mir zu gehorchen, euch aller Unordnung zu enthalten, das Eigenthum zu respectiren, und die Personen zu beschützen, so schwöre ich bei Verlust meines Kopfes, ihr sollt noch vor 24 Stunden bezahlt seyn." Die Rede wurde mit Freudengeschrei empfangen, und der Sergeant zum General ernannt. Er wählte sogleich den Tambour-Major vom 58. Regiment zum Chef von seinem Generalstaab; ein zweiter Unteroffizier erhielt das Amt eines Gouverneurs der Festung; ein dritter wurde Commandant der ersten, ein anderer Commandant der zweiten Division u. s. w. Die Regimenter erhielten Obristen, die Bataillons und Escadrons Majors, und die Compagnien Hauptleute. Zuletzt errichtete man einen Generalstab.

Die übrigen Unteroffiziere waren in die Casernen zurückgekehrt, wo die Soldaten mit Ungeduld das Resultat des eben gethanen Schritts erwarteten. Der Generalmarsch wird geschlagen, und alle Corps, Infanterie, Cavallerie, Artillerie versammeln sich schnell und in Ordnung auf dem Sammelplatz. Die Organisation war eben beendigt, als sie ankamen. So wie sie ankamen, übernahmen die neuen Chefs das Commando und marschirten auf die ihnen angewiesenen Punkte. Unterdessen hatte General Rapp, erstaunt, einen so großen Aufstand ausbrechen zu sehen, sich in Eile angekleidet, in der Hoffnung die Gründe dieser verdächtigen Bewegungen zu erfahren, um sie vielleicht zu dämpfen. Allein die verschiedenen Operationen, welche wir eben erzählten, wurden mit solcher Schnelligkeit ausgeführt, daß in dem Augenblick, wo er, begleitet von seinem Generalstaab und einigen Offizieren auf dem Platze ankam, die Colonnen von einer zahllosen Volksmenge begleitet, schon aus allen Straßen herausrückten, welche auf den Platz des Palastes führen. Sobald die Truppen den General erblicken, stellen sie sich schnell in Schlachtordnung auf, und fällen das Bajonet, um ihm den Durchgang zu verwehren. Zugleich läßt sich rasendes Geschrei hinter den Gliedern hören. „Schießet! . . . er hat die Armee verkauft . . . Schießet doch!" Einige in dem Haufen zerstreute Elende reizen durch ihre Bewegungen und ihre Stimme dazu an, diesen Tapfern niederzumachen. Die Wuth greift immer weiter um sich und bald hat sie ihren Gipfel erreicht. Die verirrten Soldaten laden ihre Gewehre. Die Glieder verdoppeln sich. Acht Geschütze werden in Gallopp aufgefahren und auf der Stelle mit Kartätschen geladen. So oft General Rapp diejenigen, welche ihn bedrohen, anredet, erhebt sich das Geschrei aufs Neue, und die Aufhetzer zeigen ihre Wuth noch mehr als zuvor. Mehreremal werden die Kanonen auf ihn gerichtet, und die Pointeurs folgen ihm in allen seinen Bewegungen. „Geht bei Seite, rufen sie aus, daß wir auf ihn schießen können!" Eine Haubitze richtet mit so viel Beharrlichkeit auf den Haufen, von dem der General umgeben ist, daß er es gewahr wird. Er geht auf den Kanonier zu, der den Lunten hält, und sagt zu ihm: „ was willst du thun, Elender? — mich tödten? — gieb Feuer, hier stehe ich vor der Mündung!" Mein General, ruft der Kanonier aus indem er den Lunten fallen läßt, ich war mit Ihnen bei der Belagerung von Danzig, und würde für Sie mein Leben lassen, — — aber meine Kameraden wollen bezahlt seyn, ich muß thun was sie wollen." Bei diesen Worten ergreift er den Lunten wieder.

Ueberhäuft mit leeren Fragen ohne Sinn, mit grundlosen Aufforderungen, betäubt von dem Geschrei der Menge, deren Zahl sich ohne Aufhören

Digitized by Google

vergrößerte, beschloß der General endlich, in seinen Palast zurückzukehren. Die Truppen folgten ihm, und die verschiedenen Wege dahin wurden sogleich mit 8 Geschützen, 1000 Mann Infanterie und einer Escadron besetzt. Diese Wache nannte sich die äußere Wache des Palastes. Ein Bataillon Grenadiere setzte sich im Hofe fest, und gab sich den Namen: innere Wache. Mehr als 60 Schildwachen wurden je zu zweien an alle Thüren gestellt, sogar das Schlafzimmer blieb einige zeitlang nicht verschont. Hierauf bemächtigte man sich des Telegraphen und der Münze. Um zu gleicher Zeit zu beweisen, daß man nichts Böses vor habe, wurde eine Abtheilung zu dem in der Festung befindlichen Oesterreichischen General Volkman gesendet, und zu seiner Verfügung gestellt. Die Brücken wurden aufgezogen, und jede Verbindung mit außen konnte nur vermittelst eines Erlaubnißscheines des neuen Commandanten bewerkstelligt werden. Der Tambour-Major des 58. Regiments begab sich mit einem Trompeter in das Hauptquartier der Verbündeten, und zeigte ihnen an, daß, wenn sie den Waffenstillstand beachten würden, sich die Garnison aller Feindseligkeiten enthalten werde; würden sie aber die Unzufriedenheit der Soldaten mit ihrem Chef zu benutzen suchen, so werde man den geeigneten Widerstand zu leisten wissen. Unterdessen hatte Dalouzi seinen Generalstab auf dem Sammelplatz eingerichtet, und zwei Commissionen, die eine aus Quartiermeistern bestehend, für die Lebensmittel, die andere aus Sergeantmajors für die Finanzen niedergesetzt. Sie berathschlagten sich über die Mittel, die öffentliche Ruhe zu erhalten, und die Stadt gegen jeden Ueberfall zu sichern. Die Posten in der Citadelle und im Innern wurden verdoppelt; man stellte sogar Posten an einige alte heimliche Ausgänge, welche zeither vernachlässigt worden waren. Man verstärkte die äußere Linie, die Truppen bivouakirten auf den Waffenplätzen und in den Straßen; mit einem Wort, man vernachlässigte keine jener Vorsichtsmaaßregeln, welche nur irgend die wachsamste Klugheit zu gebieten schienen. Um allen Ausschweifungen, zu welchen Uebelgesinnte die Soldaten verführen konnten, vorzubeugen, wurde bei Todesstrafe verboten, in irgend ein Haus zu gehn, in welchem man Wein, Brantwein oder Bier verkaufte. Dieselbe Strafe wurde auch auf die ausgedehnt, welche sich der Plünderung, der Unordnung oder der Insubordination schuldig machen würden. Um endlich die öffentliche Ruhe noch mehr zu befestigen, wurde beschlossen, die Armee von 6 zu 6 Stunden von ihrer Lage zu unterrichten. Nachdem diese Anstalten getroffen waren, wurden der General-Einnehmer und der Revüeinspector hergebeten. Der eine machte einen Ausweis der nöthigen Summen, um den Sold aufs Laufende zu bringen, der andere zeigte seinen gegenwärtigen Cassenbestand vor; hierauf berief Dalouzi den Municipalrath, dem er die Gründe auseinandersetzte, welche die Garnison bestimmt hatten, zu den Waffen zu greifen, und ersuchte den Maire, auf Mittel zur Herbeischaffung der rückständigen Summe bedacht zu seyn. Dem General Rapp schickte er eine Deputation, bestehend aus dem neuen Gouverneur und fünf oder sechs General-Sergeanten. „Was wollt ihr noch von mir! rief ihnen dieser General mit dem Ausdruck der Entrüstung und Verachtung zu; ihr seyd unwürdig, die französische Uniform zu tragen. — — Ich hielt euch für Leute von Ehre, und habe mich getäuscht. — — Ihr lasset Euch durch elende Menschen verführen. — — Was wollt ihr thun? — — wozu diese Wachen, die den Palast umgeben? — — Warum eure Geschütze auf mich gerichtet? — — Ich muß sehr furchtbar seyn! Glaubt man, ich wolle entfliehen? — Warum sollte ich es? Ich fürchte weder Euch noch sonst etwas. Allein was wollt Ihr von mir. — — noch einmal, was wollt Ihr?"

Die Gemütsbewegung des General Rapp bei diesen Worten contrastirte lebhaft mit dem düstern Aussehen der Abgeordneten. Die Unteroffiziere betreten, ihren Chef, den sie liebten, dessen Redlichkeit ihnen bekannt war, gefangen zu halten, beobachteten ein tiefes Stillschweigen. Sie waren im Begriff sich zurückzuziehen, als einer von ihnen das Wort nahm: „Mein General, sagte er, wir haben erfahren, das die übrigen Armeecorps bezahlt worden sind, unsere Soldaten wollen es auch seyn. Sie befinden sich im Aufstand, aber sie gehorchen uns. Wir verlangen nur, was man uns schuldig ist, die unbedeutende Entschädigung für so manches vergossene Blut, für so manche Wunden. Wir verlangen nur, was wir höchst nothwendig brauchen, um unsern Weg in die Heimath zurückzulegen. Die Soldaten werden nicht zur Ordnung zurückkehren, dies ist fest beschlossen, bis der Sold für sie herbeigeschafft ist." — Es ist nicht genug Geld in der Casse, erwiederte der General. Es lag in meinem Plan, euch bezahlen zu lassen; ich habe einen Adjutanten nach Paris geschickt, allein man konnte ihm nicht mehr als 400,000 Franken geben. Dies ist also die Summe, welche in der Casse vorräthig ist, und die ich unter die verschiedenen Regimenter austheilen lassen will. — „Die Armee will bezahlt seyn, mein General." — Ich habe euch gesagt, was ich euch zu

Google

sagen hatte, entfernt euch und kehrt zur Ordnung zurück. — — Wenn der Feind unglücklicherweise Kenntniß von euerm Betragen erhält, was wird aus euch werden? — — „Man hat sich auf alles vorgesehen, mein General, ein Kavallerieregiment und 12 Geschütze wurden zur Verstärkung der außerhalb der Festung gelagerten Division abgeschikt. Es ist Ihnen leicht, uns bezahlt zu machen, und von Seiten der Soldaten haben Sie alles zu befürchten, wenn Sie in Zeit von 24 Stunden nicht befriedigt sind." — Was liegt mir daran, was ihr und eure Soldaten thun werdet. Ich widerhole euch, daß ihr nur die für euch bestimmte Summe und nichts weiter erhaltet. Was auch immer sich ereignen möge, hoffet nicht, mich zu etwas zu bewegen, was wider meine Pflicht ist. — „General, die Soldaten können Sie auch in die Citadelle führen, sie können Sie selbst erschießen lassen; für jetzt stehen wir noch für sie, aber wenn Sie nicht zur Bezahlung beitragen — —" Ich habe nichts mehr mit euch zu reden, laßt mich allein. Wollt ihr mich erschießen lassen — wohlan, ich ziehe den Tod der Schande vor. — — Ihr seyd Feinde der Ordnung, ihr seyd Werkzeuge der Uebelgesinnten, und einer Verschwörung, die ihr nicht kennt. — Vielleicht ist der Feind mit im Spiel. — Ich mache euch verantwortlich für alles, was daraus entstehen kann. Entfernt euch, ihr habt mich nun gehört. — Ich erröthe, mich mit Rebellen zu unterhalten."

Die Worte von einer Verschwörung machten einen lebhaften Eindruck auf sie; sie schwiegen einige Zeit, doch sammelten sie sich wieder, und einer von ihnen antwortete, daß, wenn unter ihnen Leute seyen, welche verborgene Absichten hätten, so sey ihnen dies unbekannt; was aber sie anbetreffe, so wollten sie bezahlt sein, und hievon gingen sie nicht ab; Sie würden nun die Civilbehörden zu ihm bringen, damit er ihnen den Befehl ertheile, die Summe herbeizuschaffen. Hierauf zogen sie sich zurück.

Während der Rath sich über die Mittel beredete, die öffentliche Ruhe wieder herzustellen, und den rückständigen Sold herbeizuschaffen, hatte die Armee verschiedene Bewegungen gemacht. Sie hatte Märsche und Contre-Märsche vollzogen, ohne ein Wort zu verlieren, ohne sich eine Drohung gegen die Offiziere und Generale, welche von ihr in Arrest gesetzt worden waren, zu erlauben. Dieses den französischen Soldaten so wenig angemessene Stillschweigen hatte etwas Unheilverkündendes an sich, das die Einwohner in Schrecken setzte. Die Truppen hatten sich zwar während dessen beruhigt, allein sie hatten keine Verbindung mit den Bürgern, sie antworteten sogar nicht einmal auf ihre Fragen. Auf den Straßen bildeten sie Haufen, die wieder auseinander gingen, nachdem sie sich ganz leise sowohl Befehle als ihre Meinung mitgetheilt hatten. Die ganze Stadt befand sich in düsterer Ungewißheit. Man erinnerte sich an die traurige Epoche, und fürchtete ihre Wiederkehr. Jeder zitterte für seine Habe, und selbst für sein Leben.

(Der Beschluß folgt.)

Ueberlieferungen aus England.

Der Roman Robin der Rothe aus dem Englischen des Walter Scott ist von ausgezeichnetem Werth, so daß der Recensent im Morgenblatt sehr mit Unrecht dieses Werk eine bloße Modelectüre nennt. Schon der ungemeine Beifall, dessen er sich auch unter uns Deutschen zu erfreuen hat, beweis't, daß er keinesweges zu den gewöhnlichen Romanen gehört. Wodurch sollte dieses größtentheils auf eine schottische Sage gegründete Buch auch wohl zu einer bloßen Modelectüre sich eignen? Zu einer solchen könnte es nur werden, wenn es Dinge enthielte, wie sie gegenwärtig in der Lesewelt besonders beliebt sind; von dergleichen Dingen findet sich aber hier schlechterdings nichts; denn es hat weder mystische Träumereien, noch süßliche Frömmemeleien, noch magnetische Geschichte noch mittelaltrige Ritterlichkeit und was der Modethema's mehr sind, aufzuweisen; sondern stellt das Leben in mannichfaltigen Abstufungen dar mit sprechender Wahrheit und eigenthümlicher Wahl, so wie in seltenen Verhältnissen und Verknüpfungen, was man doch wohl nur sehr wenigen, vielleicht keinem unserer neuesten Romane möchte nachrühmen können; denn diese gefallen sich vornehmlich in Aufstellung bizarrer Figuren und Begebenheiten und was ihnen von allem am meisten mangelt, ist Kraft und Wahrheit. Ein ganz origineller comischer Charakter ist der dubliner Friedensrichter, den jener Recensent gar nicht einmal des Erwähnens werth findet. Er hält sich zunächst nur an die eigentliche Hauptperson des Romans, und tadelt an dieser, daß sie nicht selbst thätig genug sey. Dies ist aber ein völlig ungerechter Tadel; denn aus dem ganzen Werke erhellt deutlich, daß es des Dichters Absicht war, in dieser Hauptperson das darzustellen, was man ein Glückskind nennt, und zwar ein solches, daß der ganz unerwarteten Glücksfülle keineswegs sich unwürdig erweis't, also auf die Theilnahme des Lesers gerechte Ansprüche hat. Und wie eigenthümlich, wie höchst anziehend ist nicht Robin der Rothe geschildert, so wie alles

Digitized by Google

das, was zu seiner Umgebung gehört! Wir finden vorzüglich die Darstellung der ins schottische Hochland verlegten Scenen wahrhaft dichterisch, was auch jener Tadler einigermaaßen zuzugeben scheint; ja wir tragen kein Bedenken, diese Scenen so wie den Roman überhaupt als Ganzes, dem vielgerühmten Gedichte: das schöne Fräulein vom See vorzuziehen, so manche treffliche Einzelheit dieses auch aufzuweisen hat. Es leidet das Gedicht, nach unserm Gefühl, an einer gewissen Einförmigkeit die vornehmlich in den Pathos, der durch das Ganze herrscht und in dem immer hochgespannten Tone einen Grund hat. Dabei ist die Darstellung öfters mehr rhethorisch lebhaft, als practisch lebendig, der Dichter ruft den Hörer fast immer zu gespanntem Aufmerken auf und glaubt, um rechte große Wirkung hervorzubringen, der hohen schwungvollen Worte der mahlerischen Ausdrücke und des glänzenden Schmuckes nicht genug aufbieten zu können, was ihn denn auch zu übertriebener Umständlichkeit und zum Ausmahlen von Nebendingen verleitet. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, der beiden Bearbeitungen dieses Gedichtes durch Stork und Henriette Schubart zu gedenken. Die erstere ist eine sehr getreue und trefflichgelungene Nachbildung, die sich wie ein Original liest, die andere dagegen ist in metrischer, und jeder andern Hinsicht durchaus mislungen, und eine übereilte Arbeit, welche auf jeder Seite durch Willkühr und Nachlässigkeit an dem Originale sich versündigt.

Der Kaufmann von Smyrna, oder: Großmuth und Dankbarkeit.

Unter diesem Titel hat bekanntlich der witzige Champfort ein Schauspiel geschrieben. Der Eremit in der Provinz hat neuerlich (Theil 3.) den Vorfall, der den Stoff dazu hergab, aus dem Munde eines Familiengliedes mitgetheilt, und diese Original-Erzählung dünkt uns schöner als Champforts Kopie; daher wir sie übersetzen wollen.

„Einer meiner Vorfahren, Vincent Arniaud von Marseille, war Hafenkapitain in Malta im Jahr 1698 zur Zeit, wo Topal Osman, einer der geschicktesten Minister und Feldherren, deren sich das türkische Reich rühmen kann, beauftragt war, einen Befehl des Großherrn nach Egypten zu überbringen. Er ging bis nach Seide zu Lande und schiffte sich dort nach Damiette ein. Die Saique, die ihn trug, wurde nach einem heftigen Kampfe durch einen Corsar von Majorka erobert. Osman war damals erst 22 Jahr alt, er verrichtete Wunder der Tapferkeit und empfing mehrere Wunden. Eine davon am Schenkel machte ihn hinkend und er bekam davon den Beynahmen Topal. Die Barke von Majorka hatte in Malta landen müssen. Arniaud kam, vermöge seines Dienstes an Bord. Als er einen Augenblick bey dem jungen Türken stehen blieb, der mit Ketten beladen und voller Wunden war, sagte dieser zu ihm: „Christ, kaufe mich, es soll dich nicht gereuen.“ Arniaud war ein gefühlvoller und edelmüthiger Mann; aber der Corsarenkapitain, der in seinem Gefangenen einen Mann von Bedeutung vermuthete, foderte 1000 Zechinen für seine Loskaufung. Arniaud hatte nur 600 anzubieten, endlich werden sie angenommen; er läßt Osman heilen, und steigerte Vertrauen und Großmuth soweit, daß er ihm ein Fahrzeug gab, das Jenen nach Egypten brachte. Den Tag nach der Hinkunft ließ Osman dem Schiffskapitain 1000 Zechinen für Arniaud auszahlen, und ihm gab er 500 Thaler, aber dabei ließ er seine Dankbarkeit nicht bewenden. Als er zum Pascha in Morea ernannt worden war, veranlaßte er den französischen Consul, einen Sohn Arniauds kommen zu lassen, den er sehr bald in den Stand setzte, ein großes Vermögen zu erwerben. Er wurde Beglierbey in Romelien; nun ließ er Arniaud selbst kommen, und überhäufte ihn mit Beweisen seiner Zuneigung. Endlich war er 1731 zum Großvezir erhoben worden; da bat er den französischen Gesandten, daß er seinen alten Schutzpatron einladen möge, ihn noch einmal zu besuchen. Beeilen Sie sich, schrieb dieser an Arniaud, denn es ist selten, daß die Gunst eines Großveziers den folgenden Tag erlebt. Der 72jährige Arniaud kam im Januar 1732 mit seinem Sohne in Konstantinopel an, und erschien vor dem Großvezier mit 12 Türken, die er aus der Sclaverey zu Malta losgekauft hatte, und die Geschenke von Früchten und Blumen trugen. Der Großvezier empfing ihn in Gegenwart der Großen des Reichs: „Sehen sie hier meinen Befreier,“ sprach er zu ihnen, „ich bin ihm meine Freiheit, meinen Ruhm und mein Glück schuldig; er hat den Saamen der Wohlthat in keine undankbare Brust gestreut. Ich habe geschworen, daß ihn der Dienst nicht gereuen soll, den er mir geleistet hat, und ich werde mein Leben anwenden, um mein Versprechen zu erfüllen.“ Der Vezier Osman behielt die beiden Arniauds mehrere Monate bey sich, und ließ sie nicht eher ziehen, als bis er sie mit Ehren und Gütern überhäuft hatte.“ Der Christ und der Muselmann waren mehr als das: sie waren — Menschen. —

Digitized by Google

Anekdote vom General Bauer.

In dem European Mag. 1806 finde ich eben folgende bisher unbekannte Anekdote vom General Bauer. — Dieser in Russischen Diensten stehende Officier war ein Deutscher von Geburt, und hatte zur Erhebung der großen Katharina auf den Kaiserlichen Thron wesentlich beigetragen. Er war übrigens von ganz gemeinem Herkommen, und niemand kannte weder seine Familie noch auch sein eigentliches Vaterland. In der Epoche seines höchsten Glanzes erhielt er von der Kaiserin den Befehl, mit einem Corps Truppen, worüber ihm das Obercommando anvertraut wurde, nach Holstein zu marschiren. Während er nun in diesem Lande in der Gegend von Hussum im Lager stund, so lud er eines Tages die sämmtlichen vornehmsten Offiziers seiner Armee zur Mittagstafel ein. Als sie sich eben zu Tische gesetzt hatten, so sahen sie einen Müller mit seiner Frau, unter Begleitung eines Adjutanten, der den Auftrag gehabt hatte sie zu holen, in das Zelt des General treten. Beide, der Müller sowohl als seine Frau, zitterten am ganzen Leibe, und waren in der größten Angst. Der General redete ihnen aber freundlich zu, suchte sie auf alle mögliche Art zu beruhigen, und ließ sie neben sich an den Tisch setzen. Während des Essens sprach er mit ihnen über mancherlei Gegenstände, und fragte sie zuletzt auch nach ihrer Familie. Der Müller erzählte ihm hierauf, das sein Vater ebenfalls ein Müller wie er gewesen und vor wenigen Jahren gestorben wäre, daß er der älteste Sohn desselben gewesen wäre, und daß er noch eine Schwester und zwei Brüder habe, die beide sich der Handlung gewidmet hätten. „Aber, fing nun der General an, hatte er nicht noch einen Bruder, außer den beiden, die er eben genannt hat?" der Müller war über diese genaue Bekanntschaft mit seiner Familie sehr erstaunt; er bejahte es, daß er wirklich noch einen dritten Bruder gehabt habe, setzte aber hinzu, daß dieser Bruder, da er noch sehr jung gewesen, Soldat geworden wäre, den Krieg mitgemacht habe, und jetzt, weil man in der ganzen langen Zeit nichts mehr von ihm gehört habe, von der Familie allgemein für tod gehalten werde. — Der General las in den Augen der anwesenden Offiziers, daß sie sich über diese Unterredung mit dem Müller, die so lange dauerte, und so sehr in alle Einzelnheiten seiner Familienangelegenheiten einging, äußerst verwunderten; er redete sie daher mit folgenden Worten an: „Sie haben schon mehrmalen das Verlangen geäußert, meine Herren! mein Herkommen und meine Familie kennen zu lernen. Ich muß Ihnen daher jetzt sagen, und es geschieht ohne roth zu werden, ohne mich im mindesten darüber zu schämen, daß ich der Bruder dieses ehrlichen Müllers bin. Die nähern Verhältnisse meiner Familie haben Sie so eben von ihm selbst ausführlich gehört." Er umarmte hierauf seinen Bruder, verlebte mit ihm einige Tage in dem Vollgenuß der brüderlichen Liebe, und als er sich von ihm trennte, so beschenkte er ihn reichlich, so wie alle übrigen, die durch die Bande des Blutes mit ihm verwandt waren.

Fortgesetzte Briefe an eine Dame über die neueste theologische Literatur.

Sechszehnter Brief.

Das Bestreben, die mangelhafte und unbefriedigende evangelische Geschichte durch Vermuthungen, und willkührliche Zusätze zu ergänzen, zu erweitern, oder zu beglaubigen, das ich Ihnen in meinem letzten Briefe bezeichnete, ist nicht neue Erscheinung; das Mittelalter hat es ärger und schaamloser getrieben. Es giebt nehmlich mehrere erdichtete Actenstücke, die man ganz ungescheut frühern Zeiten und Personen zuschrieb, mit deren Sprache, Character, Zeitverhältnissen, Aufenthaltsort sie oft im grellsten Widerspruche stehen. Und diese Actenstücke, die der fromme Betrug in irgend einer Klosterzelle ausheckte, hat die neuere glaubige Zeit, nach dem sie längst verworfen waren, ängstlich wieder hervorgesucht, und eifrig vertheidigt. Es gehören hierher besonders vier dergleichen falsche Urkunden, das Leben Jesu betreffend, nehmlich die Acten des Pilatus über Jesu Kreuzigung, ein Brief eines angeblichen Römischen Offizianten in Judäa, Nahmens Lentulus, ein Briefwechsel des Königs Abgar von Edessa mit Christo, und endlich ein Zeugniß des jüdischen Geschichtschreibers Josephus von ihm. Diese Dinge sind nicht nur an sich schon anziehend, sondern haben durch die neuesten Vertheidigungen ein solches Zeitinteresse gewonnen, daß ich Ihren Wünschen zu begegnen glaubte, wenn ich Ihnen weitere Nachricht darüber mittheile.

Pilatus, der Jesum zum Tode verurtheilte, soll einen Bericht an den Kaiser Tiberius von dieser Begebenheit erstattet, und darinne sowohl die Auferstehung, als viele Wunder Jesu für wahr erklärt haben. Dieser Bericht soll auf den Kaiser so tiefen Eindruck gemacht haben, daß er Jesum unter die Götter des römischen Reichs habe versetzen wollen, was jedoch der Senat nicht genehmigt habe. Wenn die Sache schon, nach den damaligen Zeitumständen, und dem Character des Tiberius beurtheilt,

Digitized by Google

höchst unwahrscheinlich ist, so sind die noch vorhandenen Briefe ganz gewiß unächt. Doch wundere ich mich, daß sie von der Zuversicht der neuesten Zeit noch nicht neu vertheidigt worden sind, was wohl noch kommen wird; denn der eben so unächte Brief des Lentulus ist, wie Sie sich vielleicht aus dem Weimarischen Oppositionsblatte Nro. 253. vom Jahre 1818. erinnern, wirklich in Schutz genommen worden. Da alle Abbildungen, die wir von Jesu haben, aus diesem Briefe genommen zu seyn scheinen, so theile ich Ihnen eine wörtliche Uebersetzung mit. „Es ist, (so lautet er) zu unserer Zeit ein Mann aufgetreten von großer Tugend, mit Nahmen Christus Jesus, die Frauen nennen ihn einen wahrhaften Propheten, seine Jünger den Sohn Gottes. Er weckt Todte auf und heilt Krankheiten. Er ist ein Mann von ausgezeichneter Gestalt, ansehnlich, Ehrfurcht gebietend, den man fürchten und lieben muß. Seine etwas lockigen Haare sind blond, hängen fliegend über die Schultern herab, und sind über der Stirn, nach Art der Nazarener gescheitelt. Er hat ein heiteres Antlitz, ohne Flecken und Runzel, welches durch ein sanftes Roth gehoben wird. Nase und Mund sind regelmäßig, der Brat voll und blond, wie das Haupthaar, nicht lang, sondern zwiegespalten, die Augen beweglich und hell. Sein Tadel ist erschütternd, seine Ermahnung sanft, liebenswürdig, mit freundlichem Ernst. Man hat ihn nie weinen, oder lachen gesehn. So ist sein Körper hervorragend, seine Hände und Glieder im schönsten Ebenmaaße, seine Rede würdevoll, kurz, bescheiden — ein ausgezeichneter Mann." Sie sehen, daß man Jesum gebildet hat, wie man sich ihn wünschte. Nur Schade, daß der gelehrte und umsichtige Gabler in einem Programm, das als Muster einer gerechten Kritik angesehen werden kann, klar bewiesen hat, daß zur Zeit Jesu gar kein Lentulus in Judäa gelebt hat, also auch keinen Brief geschrieben haben kann. Das Oppositionsblatt, und der British Monitor, aus welchem ersteres die alte Rarität als etwas ganz neu aufgefundenes entlehnte, so wie Jacobi, in seinem Leben Jesu, mögen sich dort zurecht weisen lassen.

Eben so hat auch W. F. Rink, der im Morgenblatte 1819. N. 110. den Briefwechsel des Abgarus vertheidigte, seine Zurechtweisung schon empfangen in Röhrs kritischer Predige bibliothek, 1820. 1s Quartalheft, und es steht zu erwarten, ob er die weitere Vertheidigung desselben, die er am genannten Orte versprach, nun noch geraihen finden wird. Die Erdichtung selbst ist folgende: Abgarus, König in Edessa, litt an einer langwierigen Krankheit, von der ihn kein Arzt befreien konnte. Nun hörte er von den Wunderthaten Jesu, und schickte eine Gesandtschaft an ihn, mit einem Briefe, in welchem er ihn bat zu ihm zu kommen, und bei ihm zu bleiben, zumal da er höre, daß er von seinen Landsleuten verfolgt werde. Die Boten trafen Jesum in seinen wohlthätigen Geschäften, und empfingen ein eigenhändiges Antwortschreiben, in welchem Jesus dem Abgar meldet, daß er Judäa nicht verlassen könne, aber nach seinem baldigen Weggange von der Erde einen seiner Schüler zu ihm schicken wolle, der ihn heilen, und belehren werde. Das Versprechen Jesu soll Thomas gelößt haben.

Bedeutender noch als dieses offenbare Unterschiebsel ist das Zeugniß, welches der jüdische Geschichtsschreiber Josephus für Jesum abgelegt haben soll. Es findet sich in seiner ältern jüdischen Geschichte, und lautet so: „Um eben dieselbe Zeit lebte Jesus, ein weiser Mann, wenn man ihn anders einen Mann nennen darf; denn er verrichtete wunderbare Thaten, indem er ein Lehrer derjenigen Menschen war, welche die Wahrheit gern annahmen. Er brachte viele Juden, und auch viele Heiden dahin, daß sie auf seine Seite traten. Dieser Mann war Christus. Ob ihn gleich Pilatus, auf die Anklage der Vornehmsten unsers Volks, ans Kreuz schlagen ließ; so verließen ihn doch diejenigen nicht, die ihn gleich Anfangs geliebt hatten. Denn er erschien ihnen am dritten Tage darauf wieder lebendig, wie solches und tausend andere Wunder von ihm die göttlichen Propheten vorhergesagt hatten." Die Stelle selbst würde weniger Gewicht haben, wenn sie es nicht durch die neusten Verhandlungen erlangt hätte, indem zwey ausgezeichnete Gelehrte, einer für, der andere gegen sie schrieb. Der erste ist der treffliche Generalsuperintendent Bretschneider in Gotha, der einen solchen undankbaren Gegenstand zu seiner Doctordisputation wählte; der andere ist der mit allen Waffen der Gelehrsamkeit gerüstete Eichstädt in Jena, der in mehrern Programmen dem Josephus abgestritten hat, was ihm Bretschneider beilegen wollte. Auf alle Fälle ist hier das Recht auf dessen Seite, der das letzte Wort behalten hat.

Sie sehen, daß die Welt gern mehr von Christo wissen möchte, als uns die Bibel erzählt, und daß man gern heidnische und jüdische Zeugnisse für ihn aufstellen möchte; aber es sind eitle Wünsche. Wir lassen uns nichts einreden. Fromme Einfalt, oder listiger Betrug sollen das Christenthum nicht stützen; es steht auf festerm Grunde. Mag doch überhaupt

Digitized by Google

die Geschichte Jesu, die äußere Hülle seiner Lehre, stehen oder fallen — der innere Kern, die ewige Wahrheit ist nicht an Zeit und Raum gebunden, und kann nichts verlieren, wenn alle Geschichte in Nebel zerfiele.

Napoleons egyptische Correspondenz. (Fortsetzung.)

Cairo den 29. Aug. 1798.

Erste Gedanken über die Finanzen Egyptens: *)

Die Finanzen aller Länder theilen sich in Einnahme und Ausgabe. Die Einnahme besteht 1) in dem Ertrag des Nationalvermögens, 2) in den Grund- oder bestimmten Abgaben, 3) in indirecten oder zufälligen Abgaben, z. B. von Nahrungsgegenständen und abgeschlossenen Contracten, vom Handel und Gewerbe, und jeder dieser Zweige theilt sich wieder in eine Menge anderer; 4) kann man auch noch die Darleihen dazu rechnen. Die Staatsausgaben theilt man in Verwaltungskosten und Staatsschulden. Dieses ist die egyptische Finanzverwaltung. Wie es hinsichtlich der Verwaltung und des Verkaufs der Güter der Mammelucken ist, so ist es bei uns in Frankreich mit den Krongütern, Mobilien und Immobilien. Der Miri ist ein sehr starker Zins und stellt eine Grund- oder directe Abgabe vor. Die Douanen gleichen den unsern, und die bis ins Unendliche vielfachen Zölle, die von Consumtionsgegenständen und dem Handel in den Städten entrichtet werden, gleichen unsern alten Eingangszöllen in Paris: sie sind nur ein wenig verworrener. Man hat hier auch Schulden für die Mammelucken zu zahlen, und das heißt man hier eine Staatsschuld.

Die Ausgaben sind in Egypten weniger beunruhigend als in Frankreich, die Verwaltungskosten zieht man schon im voraus von dem verwalteten Gegenstand ab; es ist dieß allerdings lastend für die Verwalteten, man darf aber gleich wohl nicht eher daran denken, sie davon zu befreien, als bis die Finanzen einmal in so gute Umstände kommen, um die Ausgaben bestreiten zu können. In allen Ländern gereicht es der Regierung zu mehrern Nutzen, ihre Finanzen zu verpachten, als sie verwalten zu lassen; das persönliche Interesse stritt zwar immer gegen das Verpachtungssystem, weil es bei dem Verwaltungssystem immer gewonnen; jedoch ist es aber auch keine ausgemachte Wahrheit, daß der Bürger durch diese Verpachtungen beeinträchtigt würde. In Egypten ist es gar nicht nöthig, diese Frage zu untersuchen, denn es ist dieß wegen Mangel an Localkenntniß und wegen der Schwierigkeit, sich verständlich zu machen, augenscheinlich unmöglich. Läßt der Staat seine Finanzen verwalten, so wird er entweder beraubt oder er darf wenigstens auf keine Vortheile rechnen.

Wir sind indeß genöthigt gewesen, während der Zeit von zwei oder drei Monaten, nämlich so lange bis das Zutrauen der Egypter auf die Dauer unserer Herrschaft in ihrem Lande fester gewurzelt, von dieser Verwaltungsart Gebrauch zu machen; unter einem Jahre darf man die verschiedenen Branchen der Finanzen wohl nicht verpachten; man würde uns im gegenwärtigen Zeitpunkt auch kaum den 3ten Theil ihres Werthes als Pachtzins bieten.

Sobald ich die Hülfsquellen, welche die Leistung des Miri hoffen lassen, genauer untersucht haben werde, und sobald ich gesehen, was sich von der Verpachtung der Zölle hoffen läßt, und wenn nur das eine oder andere, welches daraus resultirt, nur einigermaßen die Bedürfnisse der Armee zu befriedigen im Stande ist, so werde ich dem General en Chef den Vorschlag zu einer Zwangsanleihe thun, zu deren Wiederbezahlung man dann die Contributionen nehmen könnte; übrigens brauchte dieß auch sobald noch nicht zu geschehen; es ist schon genug, wenn man von einem Jahre zum andern mit den Contributionen die Vorschüsse der Darleiher tilgen würde.

Ich werde dann mehrern Aufschluß über diesen Gegenstand geben, wenn ich vorher dem General den würklichen oder den der Wahrheit am nächsten kommenden Zustand der egyptischen Hülfsquellen auseinandergesetzt haben werde.

Poussielgue.

Cairo den 12. Sept. 1798.

An den General Murat.

Wenn die Araber, welche Sie angegriffen haben, dieselben sind, die unsere Leute in Mansura überfallen und gemordet haben, so wäre mein Rath, Sie ließen sie bis auf den letzten Mann niederhauen. Lassen Sie mich wissen, wieviel Mannschaft Sie zu diesem Behuf nöthig haben werden, und beobachten Sie die Stellung, welche Sie eingenommen, damit wir sie angreifen, umzingeln und dem Lande ein furchterregendes Beispiel statuiren können.

Ich hoffe doch, Sie haben, im Fall Sie schon Frieden mit ihnen geschlossen, Geisel, Pferde und Waffen von ihnen gefordert?!.

Bonaparte.

(Fortsetzung folgt.)

*) (Da Egypten durch die neuern Bemühungen des Bassa es empor zu heben unser Interesse reizt, so ist diese Mittheilung nicht unwichtig.)

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 44. vicarirender Redacteur: Carl Christian Hoffmann. 1820 May.

Moralische Färbestoffe.

Das May-Stück des Nouveau Journal de Médicine enthält zwei Beobachtungen, nach welchen zwei alte Frauen durch einen heftigen Gemüthsaffekt eine völlig schwarze negerartige Haut bekommen haben sollen. Wir theilen sie der Merkwürdigkeit halber mit.

Eine Wittwe war von Jugend auf kränklich, aber doch immer von weißer Hautfarbe gewesen. Ihr Geburtsort war Troyes in Champagne, auch ihre Eltern waren vollkommen weiß. Zu Anfang der Schreckensperiode in der französischen Revolution wurde sie angeklagt zum Lobe des Königs gesprochen zu haben, dieses Verbrechens wegen eingezogen und sofort zum Tode verurtheilt. Schon war sie auf die Guillotine geführt worden, um das Todesurtheil zu erleiden; indeß wurde die Vollstreckung desselben auf Verwendung eines Mannes von Einfluß noch aufgeschoben. Der Schrecken aber und die Furcht beim Anblick des fürchterlichen Instruments hatten dermaßen auf sie eingewirkt, daß sie nach einigen Tagen so schwarz wie eine Negerin aussah, und diese Farbe behielt sie auch bis zu ihrem Tode, welcher erst im Jahr 1819 im Gefolge einer andern Krankheit eintrat.

Eine andere Frau von 70 Jahren, welche immer gesund gewesen war, sah eines Tages ihre Tochter mit den zwei Kindern derselben aus dem 4ten Stock eines Hauses herunterstürzen und todt zu ihren Füßen niederfallen. Sie wurde von Schreck und Kummer so getroffen, daß ihre bis dahin ganz weiße Haut am Tage nach diesem traurigen Vorfall ganz schwarz geworden war. Diese Frau starb 18 Monat später an einer Lungenentzündung.

Bei beiden waren einzelne Stellen der Haut, die Fußsohlen, die Handteller und die Achselgruben nicht so dunkelschwarz, wie der übrige Theil der Haut; auf den Schenkeln war die Haut bei beiden stellenweiße mit weißen Flecken besäet, so daß sie wie marmorirt aussah, welches wahrscheinlich davon herrührte, daß einzelne Theilchen der äußeren Bedeckungen ihre gesunde Färbung behalten hatten. Man war begierig zu wissen, welcher Theil der Haut eigentlich das färbende Princip enthalte, und die Sektion lehrte, daß dieß, wie bei den Negern, dem zwischen der Oberhaut und eigentlichen Haut befindlichen Schleimgewebe inwohne. Dieses sah schwarzbraun aus, und war auf der äußeren Oberfläche von sammtartiger Beschaffenheit Die Oberhaut und die eigentliche Haut selbst waren ganz weiß. So hatte man bei der ersten Frau während ihrer Krankheit eine spanische Fliege gelegt, die hiedurch getrennte Oberhaut, welche die Blase bedeckte, war von weißer und durchsichtiger Beschaffenheit.

Der Verfasser des Aufsatzes in der genannten Zeitschrift, aus dem wir diese Notizen entnehmen, Herr Rostan in Paris beweißt, daß man dieß sonderbare Phänomen nur von einer eigenthümlichen krankhaften Affection des Schleimgewebes der Haut selbst herleiten könne. Ein anderer Arzt, welcher die 2te Beobachtung bekannt gemacht hatte, war der Meinung gewesen, daß diese schwarze Farbe die Folge einer sogenannten schwarzen Gelbsucht sey. Bei dieser Krankheit werden aber nicht einzelne Theile allein, sondern alle und selbst die Säfte schwarz, sie kann ferner nicht Jahrelang dauern, und hat ihren Ursprung in einer Krankheit der Leber. In unseren beyden Fällen war die Leber jedoch ganz gesund und nur das Schleimgewebe der Haut Jahrelang schwarz gefärbt, wodurch also jene Meinung über den Haufen fällt.

Diese Geschichten geben Stoff zu verschiedenen Nutzanwendungen. Erstlich siehet man daraus, daß die sprüchwörtliche Redensart: ich will dich ärgern, daß du schwarz wirst, doch nicht so ganz ohne Grund sey, was denen sehr lieb seyn wird, welche alle Sprüchwörter für Orakelsprüche halten, und sie als Ausflüsse der tiefsten Weisheit verehren. Ferner kann jetzt gar kein Zweifel mehr obwalten, weshalb eigentlich die Mohren schwarz seyen. Sie stammen bekanntlich von dem Brudermörder Cain ab, denn dieser wurde vor Schreck schwarz, als er seinen guten Bruder todt zur Erde fallen sah, diese Farbe ging auf seine Nachkommen über, wie denn auch die Kinder unserer schwarzgewordenen Frauenzimmer wenigstens kleine Mulatten gewesen seyn würden, wenn sie noch in späterer Zeit gebohren hätten Wir zweifeln keinen Augenblick, daß nicht irgend ein gelehrter Professor diese Meinung aufgreifen, und sie seinen Träumereyen über

Digitized by Google

die Entstehung der Welt und der Menschen einflechten werde. So ist auch jetzt die große Aufgabe gelöst, wie man einen Mohren bleichen kann. Man muß ihn nur vor allen Gemüthsaffekten, besonders vor Aerger, Zorn und Schreck bewahren*). Und wenn dies auch nicht gleich bei der ersten Generation gelingen sollte, so wird diese Methode doch gewiß bei den nachfolgenden Sprößlingen unfehlbar zum Zwecke führen. Wenn also nur erst der Sklavenhandel und die afrikanische Despotie einige Jahrhunderte abgeschafft seyn werden, so wird ein schwarzer Mohr in seinem Vaterlande gewiß eine eben so große Seltenheit seyn, wie ein Weißer zur jetzigen Zeit. So sind wir der Meinung, daß die Amerikaner von den Mohren abstammen, und als ein gutes friedliebendes Volk schon auf dem besten Wege waren, weiß zu werden. Schon war ihre Farbe verbleicht, kupferroth statt schwarz. Das Verfahren des Entdeckers von Amerika mußte indeß diese Umbildung um mehrere Jahrhunderte aufhalten. Die Bewohner des höchsten Nordens von Amerika, die Esquimo's, welche mit menschlicher gesinnten Einwanderern verkehrten, sind in diesem Umbildungsproceß nicht aufgehalten worden und sehen jetzt fast schon ganz weiß aus. Eben so die Bewohner der Südspitze jenes Erdtheils, die Feuerländer, welche auch nur selten von menschenfreundlichen Europäern besucht wurden. — So wundert man sich, wie die Juden durch so viele Jahrhunderte ihre eigenthümlichen Züge haben erhalten können, wenn sie gleich mit den verschiedenen Stämmen von Europa in den mannigfachsten Berührungen stunden. Auch dies ist jetzt sehr leicht zu begreifen. Ihre körperliche Eigenthümlichkeit läßt sich auf schwarzen habitus zurückführen. Diesen konnten sie natürlich nicht ablegen, so lange sie unterdrückt und von aller Welt verhöhnt und verspottet ein Leben führen mußten, das nach seiner geistigen Richtung aus einer fortgesetzten Reihe von unangenehmen niederdrückenden Gemüthsaffecten bestand. Jetzt wo die Sau- und Judenzölle abgeschafft sind; wo sie per Sie traktirt werden; wo man sie zu Staatsbürgern mit allen Rechten derselben erhoben; sie zu Baronen, Geheimen-Räthen, Landguthsbesitzern, (Ackerbauern?) Professoren, Leibärzten ꝛc. gemacht hat: wird das ganz anders werden. Die Taufe, das bloße Wasser hat dieß zu leisten nicht vermocht, wohl aber wird eine solche geistige politische Taufe diese Metamorphose zu Wege bringen. *) Ja selbst die Temperamentsbeschaffenheit hängt, wenn auch nicht gerade von der Farbe der Haut ab, doch mit derselben innig zusammen. So ist der in sich gekehrte Melancholische, welcher alles, was sein Gemüth von außen trifft, doppelt und mehrfach fühlt, von schwarzem habitus; das indolente pflegmatische Temperament, welches nach der geistigen Seite nur geringe Erregbarkeit besitzt, zeichnet sich durch weiße Farbe der Haut und der Haare aus. Der Mensch wird um so dunkler gefärbt, je mehr er ein Spiel der Leidenschaft ist. Das Kind, bei dem noch kein Gemüthsaffect dauernd haftet, ist mehr von weißer blonder Beschaffenheit, je mehr es sich aber dem Jünglings- und Mannesalter nähert, desto größere Macht erlangen leidenschaftliche Anregungen über ihn, desto brauner wird seine Haut, desto dunkler sein Haar, desto schwärzer seine Augen. Je größere Fortschritte ein Volk in der Kultur macht, desto mehr Leidenschaften entwickeln sich in ihm auch, und die natürliche Folge davon ist dunklere Färbung. So ist der volksthümliche habitus der Deutschen blond, man gehe aber nur die Gesellschaften der Vornehmeren und Gebildeteren durch, und man wird unter diesen sehr wenig blonde Menschen finden. Wir Europäer gehen also der angenehmen Aussicht entgegen, mit der Zeit schwarz wie die Mohren zu werden. Manche Völkerstämme haben sich zwar noch blond erhalten, so die Engländer, die bisher vermöge ihrer politischen Lage die übrigen Nationen ärgerten und kränkten, und dabey doch sich selbst in der größten Ruhe auf ihrer Insel erhielten. Wer weiß aber, ob die mit jedem Tage steigende Macht der Nordamerikaner, durch die ihnen

*) Beinahe sollte man hier das Gegentheil vermuthen. Es ist hier zwar nicht von Kummer sondern nur von Aerger die Rede; indeß sind wohl Aerger und Kummer so ziemlich Geschwisterkinder, und bey beyden ist unstreitig die Galle, die wirkende Ursache auf das Hervorbringen der Farbe — Die Kummer ertragenden Individuen werden gebleicht, aber sie erleiden an ihren Haaren eine fatale Bleiche, nämlich die graue. d. ü. R.

*) Sollten nicht jene körperlichen Eigenthümlichkeiten der Juden, welche auf den schwarzen habitus zurückgeführt werden, sich auch mit durch ihre Verfassung, durch die Eigensinnigkeit ihrer Gesetze erhalten haben? — Sollte nicht dieser gewünschten Metamorphose das Verbot, sich durchaus nicht mit Individuen von andern Confessionen zu verheyrathen, besonders im Wege gewesen seyn? — Bildeten sie nicht dadurch bisher eine Caste für sich? — Hatten sie nicht dadurch bisher unter sich ein geschlossenes Interesse? Woher kömmt ihr alles aufreibender Wucher? woher ihr Bestreben, sich zu Herren des Geldes und zu Herren — zu machen? — woher ihr Widerwille gegen jede Art von Handarbeit? — Man sage ob es etwas Anderes sey, wodurch die Juden bisher andern Confessionen schädlich geworden sind und sie um ihr Vertrauen gebracht hat? Wie lange wollen sie daher ihr ungerechtes: O wai b geschrien! — fortsetzen? — Ueber das Alles müßte ja noch erst bewiesen werden, ob die Juden zur Zeit Moses, wo sie ein regierendes Volk waren, nicht schon den schwarzen habitus gehabt hätten und ob sie wirklich zu jener Zeit Blondins gewesen wären.

Digitized by Google

endlich doch die Herrschaft über das Meer aus den Händen gerissen werden muß, was natürlich nicht ohne ein gegenseitiges Ringen, ohne ein Aufbieten aller in ihnen schlummernden physischen und moralischen Kräfte abgehen kann, nicht auch dies Volk um seine blonde Beschaffenheit bringen werde. Kurz, je mehr Macht leidenschaftliche Eindrücke über einen Menschen ausüben, desto schwärzer wird er, und je schwärzer ein Mensch ist, desto leidenschaftlicher pflegt er zu seyn. Daher hüte man sich vor den Schwarzen. Hic niger est, hunc tu Romane caveto!

Der Aufstand der Garnison in Strasburg im Jahre 1815.

(Beschluß)

Als General Rapp erfuhr, daß die Einwohner die nöthigen Gelder herbeischaffen wollten, und daß sie dem Schrecken bewilligten, was sie seinen Bitten so lange Zeit versagt hatten, schickte er den Chef seines Generalstaabs zu den Behörden, um mit denselben die Vertheilung des Anlehens anzuordnen. Dieser Offizier wurde durch einen Corporal und 6 Mann, welche ihn nicht verließen, aufs Rathhaus geführt. Er entledigte dort seinen Auftrag und kam unter der nähmlichen Escorte in den Pallast zurück.

Unterdessen wendeten die Generale und Chefs der Corps abwechselnd Bitten und Drohungen an, um die Meuter zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Letztere die ihre Vorgesetzten liebten, und es nicht wagten, sich ihren Befehlen geradezu zu widersetzen, benutzten einen Kunstgriff, um ihren Vorstellungen zu entgehen. Wenn ein Offizier sich auf irgend eine Seite wendete, so setzte man ihm im ersten Gliede Soldaten von einer andern Waffe entgegen; und während er diese anredete, schrieen die andern im zweiten Glied. Gelang es ihm demungeachtet, bis zu einem seiner Umgebungen durchzudringen und ihm Vorwürfe zu machen, so sagte ihm dieser mit erheuchelter Sanftmuth: Ich thue nichts, ich sage nicht ein Wort, und verlor sich hierauf in dem Gewühle der andern.

Die Besorgnisse der Bürger legten sich, der Zapfenstreich wurde lange ehe es Nacht war, geschlagen, und von diesem Augenblick an lös'ten die Patrouillen einander ohne Aufhören ab. Mehrere Tagesbefehle wurden auf jedem Posten verlesen. Sie empfahlen Ruhe, Gehorsam, und versprachen, daß die Bezahlung noch vor Ablauf der 24 Stunden berichtigt werden würde. Eine derselben war so abgefaßt:

„Alles geht gut, die Einwohner schießen Geld vor, und die Bezahlung hat begonnen."

Unterzeichnet: Garnison.

Die Stadt wurde erleuchtet, damit es um so leichter wäre, eine strenge Aufsicht auszuüben.

Die geheimen Anstifter des Aufstandes bemerkten wohl, daß eine gewisse Klugheit in allen Vorschlägen den Vorsitz führe, und daß ihr Zweck verfehlt sey, wenn es ihnen nicht gelänge, die Gemüther aufs neue zu erhitzen und einen Aufstand zu erregen, in welchem Blut vergossen würde. Sie ließen daher gegen 5 Uhr Abends einen Jäger zu Pferd auf den Sammelplatz im Gallop ansprengen, der die Nachricht brachte, man habe so eben drei dem General Rapp gehörige Wagen mit Geld angehalten, der sie dem Schutz der Oesterreicher habe überliefern wollen. „Diese drei Wagen, fügte er hinzu, wurden über die bedeckte Brücke geführt, und diesen Schein bringe ich unserm General: „General Rapp ist ein Verräther, er hat uns an den Feind verkauft, er muß erschossen werden." Wie sehr man auch noch erhitzt war, so brachte doch diese Rede keine Wirkung hervor. Die Truppen mißhandelten ihren Chef, um ihn zur Erhebung von Contributionen zu zwingen, allein sie nährten keinen Verdacht gegen ihn. Sein Ruf als Mann von Ehre blieb unangetastet, und seine Unbestechlichkeit war ihnen eben so bekannt, als sein Muth. So offenbar unwahre Beschuldigungen erregten Mißtrauen, und die Soldaten wurden vorsichtiger. Demungeachtet verbreiteten Einige Besorgnisse, und wollten, daß man sich seiner Person bemächtige; allein die Armee hatte den guten Geist, Zumuthungen dieser Art zu verwerfen, deren abscheuliche Treulosigkeit sie vielleicht nicht einmal kannte.

Als dieses Mittel scheiterte, versuchten die Verschworenen ein anderes, und versäumten nichts, um Blut zu vergießen, in der Ueberzeugung, daß, wenn es einmal geflossen sey, es leicht seyn würde, noch mehreres fließen zu lassen. Der Kutscher des General Rapp führte einen mit Stroh beladenen Wagen aus dem Pallast nach der Stallung. Die Schildwachen wollten ihn nicht passiren lassen, demungeachtet ließ man ihn fort; allein kaum war er außerhalb des Pallastes, als Uebelgesinnte: Verrath! rufen, und behaupten, man führe, unter dem Vorwande, der Wagen sey mit Stroh geladen, die Militaircasse hinweg. Sogleich wirft sich die Menge auf den Wagen, und ladet ihn ab, um ihn um so besser durchsuchen zu können. Man findet nichts, ladet das Stroh wieder auf, indem man nichts desto weniger seine Rückkehr verlangt: die scheu gewordenen Pferde rennen davon und werfen ein Kind um.

Bei diesem Anblick verdoppelt sich die Wuth, man wirft die Wachen bei Seite, stürzt sich haufenweise in den Hof des Pallastes, ergreift den Kutscher und macht ihn erbarmungslos unter den Händen eines zu seiner Rettung herbeigeeilten Offiziers nieder.

Digitized by Google

Sicherlich sollte sich die Unordnung nicht mit dem Tode eines Bedienten endigen, allein einige Haufen Soldaten kamen herbei, zwangen die Rasendsten, zufrieden zu seyn, und so verfehlte der Hauptschlag sein Ziel.

Da alle Versuche, den General Rapp durch seine eigene Truppen zu ermorden, gescheitert waren, so nahm man seine Zuflucht zu dem gewöhnlichen Weg des Meuchelmordes. Sobald die Nacht einbrach, folgte ein Haufen auf den andern, und suchten mit Gewalt in das Schlafzimmer des Generals einzudringen; allein seine Adjutanten und einige Offiziere vertheidigten den Eingang muthig und schützten ihren General vor jedem Schimpf.

Mitten in diesem Aufruhr kühlte plötzlich ein Umstand die Soldaten ab, und trug dazu bei, sie wieder in Ordnung zu bringen. Die feindliche Linie zog in dem Augenblick des Ausbruchs der Insurrection ihre Cantonierungen zusammen, und erhielt zugleich beträchtliche Verstärkungen. Diese Uebereinstimmung der Maaßregeln der Oesterreicher mit einer Begebenheit, welche sie noch nicht wissen konnten, ließ vieles zu denken übrig. Die außerhalb stehende Division verdoppelte schnell ihre Wachen, und neue Truppen und Artillerie eilten aus der Festung herbei.

Der Feind wagte nichts zu unternehmen. Vielleicht erwartete er auch das Resultat der angezettelten Verschwörung; vielleicht wollte er sich nicht mit einer Armee einlassen, die um so furchtbarer war, weil sie sich die Verbindlichkeit auferlegt hatte, zu siegen, und weil sie fortfuhr, in allem, was militairische Anordnungen anbetraf, die Befehle des General Rottenburg zu befolgen, dessen Tapferkeit und Geschicklichkeit die Oesterreicher in diesem Feldzuge mehr als einmal erfahren hatten. Der Feind blieb daher in seiner Stellung, und schien einen günstigen Zeitpunkt abwarten zu wollen. Die französischen Truppen dagegen verfolgten mit Beharrlichkeit und Ruhe den einzigen Zweck, den sie sich vorgesteckt hatten, die Ausbezahlung ihres rückständigen Solds. General Garnison verdoppelte die Wachsamkeit zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe, und eilte öfters mit seinem Generalstaab aus, um sich von der Ausführung seiner Befehle zu überzeugen. Sobald er erschien, schlugen die Tambours, präsentirten die Posten, und erwiesen ihm alle Ehrenbezeugungen, welche einem Obergeneral gebühren. So stellte Strasburg ein Bild der Ordnung mitten in der Unordnung dar, und die strengste Mannszucht herrschte mitten in einer im Aufstand befindlichen Armee.

Nachdem die Anleihe herbeigeschafft war, wurden Regimentsquartiermeister nach der Nummer ihrer Regimenter unter starker Begleitung zum General-Zahlmeister geführt, wo sie die nöthigen Summen erhielten, um die verschiedenen Corps hinsichtlich des Solds aufs Laufende zu setzen. Allein es wurde ihnen eingeschärft, den Sold nicht eher auszuzahlen, bis alle Regimenter das ihrige erhalten haben würden. So ging der erste Tag vorüber. Am zweiten hatte sich die Bewegung sehr gelegt. Man versuchte zwar, die Truppen wieder durch mannigfache Gerüchte zum Aufstand zu reizen, allein es gelang nicht. Gegen Abend hatten die Wachen am Pallast wieder strenge Befehle. Die Adjutanten hatten die Erlaubniß, mit Begleitung ausgehen zu dürfen. Während der Nacht wurden die Posten wieder verdoppelt. Noch einmal zeigten sich einzelne in Unteroffiziersklеidern, um in die Zimmer des Generals einzudringen, sich, wie sie sagten, von seiner Gegenwart zu überzeugen. Der Streit zwischen ihnen und den Offizieren des Generalstabs erhob sich heftiger als je, wobei jedoch letztere siegten. Endlich wurde die Vertheilung der Summen auf 9 Uhr Morgens festgesetzt. Sogleich wurde Generalmarsch geschlagen, die Armee versammelte sich, zog ihre Posten ein, hob die Belagerung des Pallastes auf, und begab sich auf den Sammelplatz. General Garnison, begleitet von seinem ganzen Generalstaab, ließ die Truppen in Schlachtordnung aufstellen und hielt folgende Rede an sie. Wir setzen sie wörtlich her:

Soldaten der Rhein-Armee!

„Der kühne Schritt, der durch euch Unteroffiziere gethan wurde, um euch Gerechtigkeit und den vollständigen Sold, den man euch schuldig war, zu verschaffen, haben euch mit den Civil- und Militairbehörden in Streit verwickelt. In eurer guten Aufführung, eurer Ergebung und vortrefflichen Mannszucht hatten sie ihr Heil zu finden, und euer bisheriges Betragen ist hievon ein sicherer Bürge. Soldaten, die Regimentsquartiermeister haben euren Sold in ihren Händen, die Garnison wird auf ihre rechte Stelle zurückkehren, die Wachen werden auf ihren Posten bleiben, bis der Obergeneral seine Befehle gegeben haben wird. Sobald ihr zurückgekehrt seyd, begeben sich die Sergeantenmajors und die Wachtmeister zu ihren Regimentsquartiermeistern, wobei sie jedoch vor Auszahlung des Soldes die Herrn Obristen von den getroffenen Maßregeln in Kenntniß setzen werden. Die Infanterie soll abgedankt werden, und hierüber höhere Befehle erwarten. Die Cavallerie, für welche noch kein Befehl vorhanden ist, wird ihrer Bestimmung ruhig entgegen sehen, und auf jeden Fall, ehe sie geht, Waffen, Pferde und alles, was der Regierung gehört, abgeben, damit man sagen könne: Sie sind Franzosen, sie haben mit Ehre ge-

Digitized by Google

dient, sie ließen sich das auszahlen, was man ihnen schuldig war, und haben sich den Befehlen des Königs mit dem schönen Titel der Rhein-Armee unterworfen."

„Auf Befehl der Rhein-Armee."

Nachdem der Sergeant-General diese Rede, welche von der ganzen Armee stillschweigend angehört wurde, beendigt hatte, ließ er die zwei Infanterie-Divisionen, die Cavallerie und die Artillerie vor sich defiliren, und steckte hierauf mit großem Pomp auf der Präfectur und auf der Mairie die auf seinen Befehl verfertigten weißen Fahnen auf. Die Truppen begaben sich nach ihren Casernen und traten wieder unter die Befehle ihrer respectiven Offiziere zurück. Sobald diese ihre Freiheit erhalten hatten, begaben sich die Generäle, Obristen und Stabsoffiziere eiligst zum Grafen Rapp, um ihm ihren Schmerz über die Schritte der Armee zu bezeugen. Zwei Tage darauf wurden die Waffen ins Arsenal abgegeben, und alle Corps abgedankt. Dalouzi wurde als Haupt des Aufstandes zum Tode verurtheilt; allein man begnadigte ihn aus Rücksicht der guten Ordnung, welche er mitten in der Insurrection aufrecht erhalten hatte.

Kleiner Franzosen-Catechismus.

Diesen hat ganz kürzlich die politische Feder des geistlichen Herrn de Pradt ans Licht gestellt. Es ist seit etlichen Jahren wenigstens die achtzehnte Schrift dieses vormaligen Herrn Erzbischofs, und führt den Titel: „Petit Catechisme à l'usage de français, sur les affaires de leur Pays" Da man einen Catechismus für Kinder zu schreiben pflegt, so muß Herr de Pradt seine Landsleute noch für Kinder ansehen, was öffentliche Angelegenheiten betrifft. Bekanntlich ist für solche klar und belehrend zu schreiben eine schwere Aufgabe. Ob sie rein und befriedigend gelößt worden sey, das müssen Sach- und Landeskundige Franzosen am besten beurtheilen; wir begnügen uns zu bemerken, daß allerdings viel gute Winke im ruhigen Tone vorkommen, und wollen einige Stellen anführen; vielleicht paßt eine oder die andere auch für Kinder anderer Länder.

Der Vorbericht darf nicht übersehen werden; uns dünkt, er liefere die Veranlassung der Schrift, und verrathe uns deren Tendenz. Jene gab das abscheuliche Verbrechen, wodurch sich Louvel in den historischen Kreis der fluchwürdigen Unsterblichkeit eines Ravaillac, Damiens, mehrerer Väter der Gesellschaft Jesu, von Ankarström u. s. w. eingedrängt hat. de Pr. sagt folgende schwere Worte: „das Eisen, das die Seite eines unglücklichen Prinzen durchbohrt hat, hat den Abgrund nicht gegraben, über den wir uns schweben fühlen; es hat nichts gethan als ihn entdecken," und weiter hin: „der Schmerz soll bey seinem Sarge herrschen, aber das Unglück, wie groß es immer sey, darf in die Festigkeit (immobilité) der öffentlichen Sache keine Störung bringen." In diesen Worten scheint uns der Sinn zu liegen, in welchem der Catechismus hat geschrieben werden sollen, und folgende Anmerkung unter dem Text scheint uns ein Beyspiel zu enthalten, was der Erzbischof für Störungen der öffentlichen Sache ansieht. Die Note lautet so: „In England hat der Tod des Königs und seines Sohnes keine Veränderung in der Verwaltung noch in dem öffentlichen Fonds hervorgebracht. In Frankreich war die Vorlegung der Gesetze vom 15. Febr. der Anschein eines halben Ultra-Ministeriums, Ursache, daß die Fonds sanken. Wäre es ein vollständiges Ultra-Ministerium geworden, so würden sie von 74 auf 66 bis 60 gefallen seyn. Jeder Frank in den öffentlichen Fonds stellt 28,000,000 Fr. vor; folglich gäbe es eine Verringerung des Vermögens für Frankreich von 300,000,000 Franken. Und nun macht noch Ultra-Minister!" — Er will nun entwickeln, warum Frankreich von ungleich geringern Ursachen mehr erschüttert werde als England von wichtigern. — „Wenn ich sage, was noch nicht gesagt worden ist, wenn ich die Grenzen der Vorsicht überschreite, und jener verschweigenden Zurückhaltung, in welche man fast alle Schriften sich verhüllen sieht, (das beweißt doch wohl die politische Kindheit?) wenn ich hoch und weit treffe, so halte man sich an meinen Gegenstand, (das wird man bleiben lassen) von ihm ist alles, nichts von mir. (Desto schlimmer für den Verf.) Alles fließt aus der Begier und dem Bedürfniß der Dienstleistung, (wenn man sie aber nicht will?) nicht aus dem Ehrgeiz der Neuheit, der Frechheit, der Einbildung, noch weniger aus der Entfesselung von heiligen Pflichten, noch von der Absicht, irgend Jemand anstößig zu werden. Was wäre es jetzt für ein Augenblick um auf Verwunden auszugehen! welcher Unsinnige kann auf einem halb gespaltenen Schiffe daran denken, den Steuermann und seine Unglücksgefährten anzufallen."

Das ist ohnstreitig eine brave Erklärung. Aber, um bey seinem Gleichniß zu bleiben, muß man allerdings auf einem lecken Schiffe das schadhafte Fleck zu rechter Zeit anzeigen, die, welche es etwa heimlich größer machen, oder es unthätig nicht verstopfen helfen, und den Steuermann zu täuschen suchen,

Digitized by Google

die muß man ohne Scheu bezeichnen, um den Steuermann und Mannschaft retten zu helfen. Das ist all gut! Aber wie? Herr v Pradt, wenn Sie — ich meine nur so — etwa schon verläumdet wären? Wenn man ihre Anzeige zu vereiteln — Ihre Absicht zu verdeuteln wüßte u. dergl., wenn man hie und da den glücklichen Fund eines Irrthums, einer Uebertreibung machte und ihn geschwind benutzte, um Ihnen zum Dank für die scharfen Töne der Wahrheiten dieser Zeit, den Fiedelbogen auf den Kopf zu geben? Wie dann? — Wir glauben, Sie hätten sich durch Anhängung eines Catechismus für Ultras aller Classen zu verwahren suchen sollen. —

Was die Schrift selber betrifft, so ist sie nach Catechismusform in Fragen und Antworten gestellt, und in folgende Kapitel eingetheilt: „Kap. 1. Allgemeine Betrachtungen. Kap. 2. von den Ministern. Kap. 3. von den Institutionen. Kap. 4. Gesetz der Wahlen. Kap. 5. von den Partheien. Kap. 6. von dem Hofe. Kap. 7. Wiederholung. Schluß Postscript. — (191 S. 8.)" Nun einige Stellen: S. 10. — „Fr. Was ist das für ein Zustand der Welt, den Sie die allgemeine Verwirrung nennen? Antw. Es ist der Streit der aufhörenden Einrichtungen, wider die, welche sich festzusetzen streben. — Die Welt und vornämlich Europa sind in der Lage, in der sich die heidnische Welt bey der Erscheinung des Christenthums befand; vor der Entweichung vertheidigte der alte Olymp seine Altäre so sehr er konnte. — Jupiter donnerte mit dem Reste seiner Blitze; eitler Lärmen; nach 300 Jahren Kampf muß er mit all dem Gefolge fantastischer Gottheiten das Feld räumen. Das nämliche erfolgte bey der Reformation, wo diese hinreichte. Jetzt erfährt die Welt eine neue Reform, und die sie trifft, streiten wider sie. Von einem Ende von Europa zum andern suchen sich alle alten Vorzüge oder Vorrechte zu befestigen, und handeln in einem gezwungenen und natürlichen Verbande. C...d unterstützt Paris und Paris unterstützt C...d, Man muß das niemand übel nehmen, es liegt in der Natur der Sache" — So lange es im gesetzlichen Wege der Vertheidigung bleibt, nicht in heimliche Angriffe und Unterdrückung mancherley Art übergeht, setzen wir hinzu. — —

„Fr. Wie und mit wem soll man also regieren? Antw. Mit dem starken Theil und mit seinem Sinn. Fr. Was verstehen Sie unter dem starken Theile? Antw. Die Masse der Einwohner und ihre Interessen, beide sind unzertrennlich. Fr. In welcher Anzahl bestehen diese Einwohner und diese Interessen in Frankreich? Antw. Frankreich zählt 30 Millionen Menschen. Davon sind ohngefähr 50,000 von Adel, 50,000 Priester, 200,000 die ihnen aus verschiedenen Absichten anhängen; wir wollen freygebig seyn und noch 200,000 hinzurechnen, so bleiben auf der andern Seite noch 29,500,000 Menschen; das will sagen 59 gegen 1. So ists auch mit den materiellen Interessen; die Nationaldomänen interessiren allein 11,000,000 Menschen." — „Fr. Wie viel hat es Ministerien gegeben seit 1814? Antw. Fünf; also eins alle 15 Monate. Fr. Wie viel Minister in dieser Zeit? Antw. 26. — Fr. Hat die Veränderung der Menschen die Dinge verändert? Antw. Gewiß nicht. Man war übler dran 1814 als 1815, noch übler 1818 als 1817 und am übelsten 1820 gegen 1819." — Fr. Was ist ein Pär von Frankreich? Antw. Ein erblicher Mit-Souverain, der sich selbst repräsentirt." — Weiter hin erfahren wir eine merkwürdige statistische Nachweisung aus den genauen Forschungen des Duc de Gaëta. Hiernach zahlt diejenige Classe, der man durch das neue Wahlgesetz Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten nehmen lassen möchte, 2/3 der öffentlichen Lasten. — Er behauptet ferner, daß es vor 1814 keine Partheien, nämlich solche, die im Stande waren, sich die Macht streitig zu machen, in Frankreich gegeben habe, weil nur ein System und eine einförmige Leitung bestanden hätte. Seitdem stritten sich aber Revolution und Gegenrevolution. So oft sich die Regierung von der Gegenrevolution absondere, habe es deren Parthey wider sich. (Man lese z. B. eine Partheyschrift, die unter dem Scheine einer historischen Schilderung aller Favoritminister in der Welt, zuletzt wie ein tolles Thier auf den Minister de Cazes als auf ihr eigentliches Ziel, losfährt. Der adeliche Ultra verschont des trefflichen Königs Person nicht einmal. Die Parthey nennt sich royalistisch, ist es aber nur so lange, als der Monarch die Schoos-Kinder mit dem gewöhnlichen alten Zuckerbrode füttert, und sie allen andern Kindern vorzieht.) „Diese Parthey will in der Religion nur Jesuiten; in der Erziehung, die Ignoranten-Brüder; im Königthum, das: es lebe der König, wenn auch.... vive le Roi, quand même.... das erklärt der Verf. so: wir verstehen das Königthum besser als der König, wir werden ihn nach unserm Kopfe bedienen, und nicht wie er will." „Man hat für die Könige große Bücher geschrieben, über die Kunst sich beliebt zu machen. Zwey Worte reichen hin: Gut regieren." — Er meint damit wohl, die heiligsten und allgemeinen Interessen eines Volks zu achten und zu befördern, nachdem sie un-

Digitized by Google

sere Zeit deutlich zur Sprache gebracht hat. — Unglücklich wäre es, wenn man die Greuelthat eines Louvel benutzte, das Volk zu verläumden, und das Herz der königl. Familie mit Mißtrauen und Abneigung zu erfüllen Herr de Pradt scheint auf etwas dergleichen hinzudeuten. Er hebt aber die allgemeine Theilnahme bey dem Trauerfall heraus, und erzählt, daß selbst das eherne Herz Louvels davon so erschüttert worden, daß er wie aus tiefem Schlafe aufwachend ausgerufen: „Ich habe mich also betrogen; sie sind also nicht gefaßt?" —

Das Postscript wirft einen Blick auf die nageneue Veränderung in Spanien. Die Veränderung selbst und was er darüber sagt, wie ruhig und anständig es auch gesagt ist; meine Herrn und Damen, das werden Sie, wenn Sie Lust haben im Buche selber nachlesen, unsere Feder will auf einmal nicht mehr schreiben. Nur noch so viel. Herr de Pradt wird nicht ermangeln, nächstens gar umständlich darüber zu commentiren. Er behauptet den König von Spanien 1000mal (!) gewarnt zu haben; noch im Monat August 1819 habe er gewagt ihm zu sagen: „es bereite sich ein traurig Geschick vor, was ihm Valencay bedauern machen werde." Für diese Warnung habe er 1000 Injurien erfahren müssen. Potz alle tausend! —

Napoleons egyptische Correspondenz.

Cairo den 23. August 1798.

An den General Kleber.

Sie haben sehr wohl daran gethan, Bürger-General, den Handelsmann Abdel-Bachi fest nehmen zu lassen, wenn Sie von seinem Einverständniß mit den Mammelucken Beweise in Händen hatten. Ziehen Sie überhaupt Güter und Vermögen derer ein, bei welchen derselbe Fall statt findet. Beiliegend erhalten Sie auch einen Verhafts-Befehl für einen andern Einwohner von Alexandria, welcher eines von den Factotums des Murad-Beys seyn soll, und sich gegenwärtig bei ihm aufhält.

Ich habe die Briefe gelesen, welche die Raubfahrer, ehe diese in der Engländer Gefangenschaft geriethen, an El-Messiri geschrieben. Sie enthalten lauter Ungereimtheiten; indes aber hätte ich doch gewünscht, Sie hätten dem Reis der Djerme (ein Nilschiff.) den Kopf abschlagen lassen.

Es muß unverzüglich ein Etat der Besoldungen für den Diwan, die Agas und das Janitscharen-Corps angeordnet werden. Hauptsächlich aber schärfen Sie diesem letzteren ein, auf die Förderung des Wasser-Baues bedacht zu seyn. Schonen Sie die Waffen wohl, wir haben deren sehr nöthig, denn wir dürfen wohl wenig auf eine zweite Sendung rechnen, und dann wissen Sie selbst recht gut, daß unsere Truppen nur durch diese mächtig sind.

Ich habe durch Ihren Adjutanten dem General-Intendanten Leroy 100,000 Franks geschickt, und morgen sollen dieser Summe noch 50,000 Fr. nachfolgen. Wie Sie sich leicht selbst vorstellen können, befinden wir uns in keiner Goldgrube, und ehe es dahin kommt, werden wir wohl noch mancherlei Noth erleiden müssen.

Das Geld, welches Sie bei unterschiedlichen festgenommenen Personen finden werden, die Contribution, welche Sie von den Kaufleuten unter dem Nahmen Anleihe erheben müssen, die Mittel, welche die Artillerie- und Ingenieur-Generäle für ihren Dienst kommen lassen, und das, was ich selbst für die Marine hergebe, wird Sie, denke ich, in den Stand setzen, weiter vorrücken zu können, und Sie der mißlichen Nothwendigkeit überheben, den Reis zu verkaufen, den nach Alexandria zu schaffen uns so viel Müh gekostet, und von welchem wir doch auf ein oder zwei Jahre für die ganze Armee immer vorräthig haben müssen. Der Ingenieurgeneral hat Geld nach Rahmanieh zum Canalbau geschickt.

Sie müssen dem Befehlshaber der Caravelle streng anbefehlen, daß er Ihnen bei Vermeidung scharfer Ahndung alles Geld und alle Effecten, die weder ihm noch seiner Equipage gehören, übergeben soll.

Ich hoffe, daß, wenn der Bürger Delisle sich in Alexandria dermalen aufhält, Sie selbigen in Verhaft nehmen lassen, vorzüglich aber sein Felleisen in Beschlag genommen haben. Ich befinde mich jetzt in Geldnoth und obendrein noch in einem Walde von Spitzbuben.

Was die Justizpflege anbelangt, mit der sieht es hier mißlich aus; bei den Muselmännern muß man sich jedoch so lange damit in Geduld fassen, bis wir sie ein wenig mehr kennen gelernt haben. Vor der Hand lassen Sie den Divan nach seinem Gutdünken schalten.

Ich hoffe, Sie haben doch das Fest des Propheten eben so feierlich begehen lassen, als wir es in Cairo gethan? Bonaparte.

Cairo den 10. Sept. 1798.

An den General Kleber.

Ein Schiff, wie der Franklin, Bürger-General, welches den Admiral trug, hätte sich 11 Uhr Abends noch nicht ergeben sollen, wenn auch der Morgenwind umsetzte. Meines Erachtens hat der, welcher das Schiff übergeben, eine große Schuld auf sich geladen, weil

Digitized by Google

aus der über den Hergang dieser Begebenheit aufgenommenen Acte sich ergeben, daß er nichts gethan, um das Schiff stranden zu lassen, damit man es nicht nehmen konnte; dieser Schimpf wird auf lange Zeit auf den Ruhm unserer Marine haften bleiben. Es gehörte ja kein besonders vorzüglicher Seegler noch ein großer Kopf dazu, die Kabeltaue zu kappen und das Schiff in den Strand laufen zu lassen; diese Maaßregel wird ja doch jedesmal dem Schiffskapitain in seiner Instruction anempfohlen. Was das Benehmen des Contre-Admiral Duchaila betrifft, so wäre es artig von ihm gewesen, wenn er in seinem Mastkorbe gestorben wäre, wie du Petit-Thouars.

Was ihm aber alle Hoffnung zur Rückkehr meiner Achtung benimmt, das ist sein niedriges Betragen mit den Engländern, seitdem er ihr Gefangener geworden. Es giebt Menschen, die gar kein Blut in den Adern haben. Er wird nun alle Tage die in Punsch ersoffenen Engländer anhören müssen, wie sie auf die Schande der französischen Marine ihre Toasts ausbringen. In Neapel werden sie ihn absetzen, um den Lazzaronis eine Trophäe vorzustellen; es wäre weit besser gewesen, wenn er in Alexandria oder am Bord des Schiffes als Gefangener geblieben wäre, ohne irgend einen Wunsch oder Verlangen auszudrücken. Dhara, der doch übrigens ein sehr gemeiner Mann war, antwortete, als er in Toulon in Gefangenschaft gerathen war, auf die Frage, was er wünschte? „nichts, als: ich will allein seyn und nichts dem Mitleiden verdanken.“ Artigkeit und milde Behandlung ehren den Sieger, beschimpfen aber den Ueberwundenen, der stolz und zurückhaltend seyn muß. Bonaparte.

Rosette den 3. Sept. 1798.

An den General Bonaparte.

General, man kann wohl nicht dankbarer seyn als ich wegen des verbindlichen Briefs, den Sie mir geschrieben haben. Seyn Sie aber auch versichert, daß ich mit Eifer alle Gelegenheiten wahrnehmen werde, wo ich mich Ihnen gefällig erzeigen könnte und in Vollziehung Ihrer Befehle alles mögliche dazu beitragen werde, die Franzosen in Egypten festzusetzen.

Egypten soll, denk' ich, uns die Antillen ersetzen, welche, wenn sie auch nicht ganz für uns verlohren sind, doch für uns so sind, als wären sie gar nicht da. Hier wird Zucker, Baumwolle, Caffe, Indigo und Cochenille, alle andere Arten von Pflanzenbau ersetzen können.

Von Egypten aus wurden die Zuckerröhre nach den Inseln des Archipel verpflanzt, von da kamen sie nach Sicilien, Spanien, Madeira und America. Das Wasser ist diesem Bau besonders dienlich, so wie dem Reisbau. Kurz man findet hier alles, um diese köstliche Manufactur im Großen betreiben zu können.

Was die Cochenille anbelangt, so braucht man nur das Thier herzuschaffen, welches sie hervorbringt, denn der Nopal, der Baum, auf welchem dies Insect lebt, gedeiht auch in den dürrsten Gegenden.

Ihre Sache ist es also, General, diese Manufacturanstalten zu errichten, welche reichern Gewinn für Frankreich bringen werden, als die auf den Antillen. Die Engländer wissen es wohl, und dieß ist eben der Bewegungsgrund, der sie antrieb, unsere Niederlassung hier zu hindern. Zudem wissen sie auch, daß das rothe Meer, in welchem sie nur allein heutzutag Handel treiben, unserm neuen Gebiete nothwendig werden wird, daß von hier nach Ostindien nicht so ungeheuer weit ist, daß der Handel an den östlichen Küsten Africas, Mehedia, Masbat, Mozambik einstens in unsere Hände fallen wird, daß die Häfen an der Küste von Aden und die vom Königreich Abyssinien abhängigen Länder nothwendigerweise von uns besucht werden müssen, daß wir nach und nach durch die Caravanen mit dem Innern von Afrika in Communication treten werden und vielleicht die Mittel finden, den Niger mit dem Nil in Senegal durch Canäle zu vereinigen. Ich weiß wohl, daß dieser Erfolg noch in weiter Ferne liegt; aber bei unserer Administration muß man schon darauf hinwürken und die Engländer, welchen man große umfassende Einsichten und bewundernswürdige Thätigkeit und viel Gemeingeist gewiß nicht absprechen kann, werden mit einemmal erfahren, was sich nicht schon jetzt, so wie in der Folge noch ausführen läßt. Da sie sehen, daß sie uns geradezu nichts anhaben können und werden, so werden sie alles mögliche thun, uns zu schaden und in Asien, Constantinopel und der Barberei Feinde zu machen. Ebenfalls müssen Sie, General, es sich nun angelegen seyn lassen, sich darauf vorzubereiten. Verzeihen Sie mein Geschwätz und erkennen Sie nur darin die Meinung und Ansichten eines für die egyptische Expedition enthusiastischen Mannes, der immer bereit ist, für das Gelingen unserer Projecte sein möglichstes beizutragen und alles thun wird, was Sie ihm in dieser Angelegenheit befehlen werden. Menou.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 45. Redacteur: Wilhelm Hoffmann. 1820 May.

Criminal-Geschichten.

Nicht minder wichtig für den Freund der Seelenkunde wie die ersten drei Bände *), ist der vierte Band von den merkwürdigen Criminalfällen, dargestellt vom D. Pfister. Sieben verschiedene Fälle von Verbrechen werden hier erzählt und zwar auf eine Art die ihre Darstellung dem Nicht-Juristen eben so interessant und belehrend macht, als dem, dessen Beruf es ist, die actenmäßige Beschreibung solcher Begebenheiten zu studieren. Ueberall erscheint der Hr. Vf in diesem Werk als ein denkender, kluger und gewandter Mann, dessen, durch tiefe Menschenkenntniß geschärftem Blicke, es mit großer Leichtigkeit gelingt, auch die verworrensten Werke der Finsterniß zu lösen und gegen den schwerlich der abgefeimteste und in allen Kniffen seines Gewerbes eingehetzteste Uebelthäter, sich dauernd zu verstecken vermag. Vorzüglich erfreulich ist es aber bei alle dem zu sehen, wie Hr. P. ganz im Gegensatz mit manchem andern Inquirenten, zur Enthüllung der Wahrheit sich nie erlaubt, zu, dem Richter unziemlichen Listen und Härten seine Zuflucht zu nehmen, sondern stets offen und gerade gehend, gerade durch diese Geradheit, sicherer und schneller zu seinem Ziele gelangt als die, welche verkehrterweise meinen, man müsse der List und Verschlagenheit durch krumme Wege auf die Spur kommen. Hr. P's. Führerin ist der Verstand, die gesunde Vernunft, weiter nichts, und die hat ihn auch stets seinen Zweck erreichen lassen.

Die in diesem Bande beschriebene Untersuchung eines im Jahr 1811 zwischen Weinheim und Heppenheim vorgefallenen Raubmordes, giebt von dem eben gesagten den klarsten Beweiß. Obschon diese That nur von sechs Personen vollführt ward, deren sich die Gerechtigkeit bald bemächtigte, so wurden doch im Gange der Untersuchung, die Hr. P. leitete, eine solche Masse Personen als inplicirt mit den Thätern gefunden, eine solche Menge längst geschehener, bisher noch ungerügter Verbrechen entdeckt, so viele Vagabunden allerlei Alters und Geschlechtes, die zum Theil schon unter und mit dem bekannten Schinderhannes ihr Wesen trieben, verwickelt und dadurch einer gerechten Strafe endlich übergeben, daß diese Untersuchung zu einer der merkwürdigsten wurde, welche die neuere Criminalgeschichte kennt. Dennoch, trotz ihrer ungeheuren Verwickelung, trotz dem, daß der sie leitende Inquirent hier mit vielen der verhärtesten und ausgelerntesten Bösewichter zu thun hatte, ward sie in dem kurzen Zeitraum von fünf Monaten, ohne alle gewaltthätige Mittel, beendet und die Sache in völliger Klarheit. Schreiber dieses, der nicht Jurist ist, hat demohngeachtet gerade diesen Fall mit vorzüglichem Interesse gelesen und spricht mit wahrem Vergnügen hier öffentlich das Gefühl der Hochachtung und Bewunderung aus, welches ihm beim Lesen desselben gegen Hr. D. P. ergriff, der bei dem ganzen schweren Werk sich durchaus als redlicher, ruhiger, kluger und umsichtiger Mann zeigte, als ein Mann der es versteht, mit dem Ernst und der Würde des Untersuchungs-Richters die Milde des Mitleids zu vereinen.

Im schroffen Gegensatz gegen diese mit Verstand geführte Untersuchung, steht eine andere gegen ein gewissen Joseph G.. geführte, bei welcher man in der That kaum weiß, soll man sich über die Schildbürgerstreiche der Untersuchenden ärgern oder sie nur belachen. Der Hergang fiel in die siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Joseph G. wurde beschuldigt, seine schwangere Frau, mit welcher er in sehr schlechter Ehe lebte, ermordet zu haben, deswegen eingezogen und nun von den klugen Herren auf eine Art die Sache behandelt, die wirklich am geeignetsten war, jedes Resultat zu verhindern. Als endlich ihr ganzer Schatz inquisitorischer Klugheit erschöpft war, als nach mehrmaligen, oft viermonatlichen Aussetzungen der Verhöre (vermuthlich um in diesen Zwischenräumen neue Weisheits-Ideen zu sammeln) nichts herausgebracht noch bewiesen werden konnte, was anfänglich bey geschickter Anlegung zweifelsohne zu beweisen gewesen wär', blieb den trefflichen Untersuchern nichts übrig, als zu einem Desperations-Mittel ihre Zuflucht zu nehmen. Der Inquisit wurde auf die Folter gebracht, bestand aber auch diese und das Finale war, daß man ihn, der, wenn man den Hergang der ganzen Sache ließt, fast unmöglich schuldfrei an dem Ver-

*) S. Literarisches Wochenblatt No. 45, 1ter Band.

Digitized by Google

brechen seyn konnte, der aber, obschon viele Dinge gegen ihn sprachen und der, obschon sich oft selbst widersprechend, dennoch durchaus klüger und gewandter als seine Richter erscheint, loslassen mußte, ohne etwas anders als die eigene Schwäche herausgebracht zu haben. Wahrhaft ergötzlich ist aber der Schluß zu lesen, wo das weise Collegium sich in einer großen Verlegenheit befindet, was nun, wenn man den Bezüchtigten losgelassen, mit ihm zu machen sey? Man höre was der treffliche Untersuchungsrichter darüber, in der Beklemmung seines Herzens, der Landesregierung meldet und sich gleichsam ihren Rath ausbittet. „Der Joseph G. ist nicht nur hartnäckig beim Läugnen geblieben (natürlich, weil der Hr. Inquirent nicht zu fragen verstand,) sondern hat sich auch überdieß sowohl vor, als bei, als nach der Tortur mit Thun und Lassen (?) so impertinent aufgeführt, daß ihn nicht nur alle diejenigen, welche in großer Menge bei der Execution zugegen waren, sondern nunmehr auch die ganze Stadt, nicht nur für den boshaftesten Mörder seiner Frau (für den boshaftesten? kannte denn der Hr. Referent noch Einen, minder boshaften?) sondern auch für den größten Spitzbuben von der Welt halten. (Das ist doch sonderbar! Die Ueberstehung der Tortur sollte ja als Beweißmittel seiner Unschuld dienen? Nun hat er das Entsetzliche überstanden und nun soll er erst recht boshaft seyn. Gott behüte doch in Gnaden jeden Menschen und jedes Land vor einem solchen Untersuchungs-Richter.) Was kann man, fährt der umsichtige Herr fort, noch gutes von ihm hoffen, da er in seinem Leben nie gut gethan hat... Sein Vermögen ist verthan, zu arbeiten wird ihm niemand mehr geben, auch ist er zu schwerer Handarbeit nie fähig gewesen, und jetzt nach der Tortur noch weniger dazu im Stande, (Ei! warum wandten denn dieselben sie an?) was bleibt ihm also übrig als zu betteln oder zu stehlen. (Die Sorge kümmerte also den Menschlichen, wovon der Unglückliche leben sollte. Wir wissen es wohl, wovon er billig in Zukunft hätte leben sollen. Von einer Pension nämlich, die der treffliche Untersucher ihm hätte geben müssen, nachdem er ihm, um die eigene Unwissenheit zu decken, die Glieder auf der Folterbank lähmte.) Kurz, nach diesen und andern ähnlichen Vorführungen, die die Beklommenheit des Berichterstatters nur zu deutlich zeigen, macht er der höhern Behörde den saubern Antrag, doch zu verfügen, „daß dem Joseph G zwar in Güte, jedoch auf eine nachdrückliche Art zugesprochen werden möge, (mit Recht fragt hierbey Hr. D. P. „wie macht man das?) sich gleich nach seiner Entlassung nach Ungarn zu begeben und in diesem Lande zu leben!!!" (Der Hr. Berichtsteller muß sich einen guten Begriff von Ungarn gemacht haben. Ungarn kann sich für die Meinung bei ihm bedanken, daß er es für gut genug hält um „dem größten Spitzbuben in der Welt, dem allerboshaftesten Mörder," zum Aufenthalt zu dienen.)

Wir wiederholen, man kann keinen schrofferen Gegensatz untersuchungsrichterlicher Klugheit und Dummheit finden, als in den beiden, hier angeführten Criminalfällen; Gott aber wird mit uns jeder Leser des letzteren danken, daß die Zeiten wenigstens nicht mehr sind, wo Marterknechte und Werkzeuge noch zur schlechten Erforschung der Wahrheit, zur Schande der Menschheit und jedes Gefühls, angewendet wurden.

Der dritte in diesem Bande erzählte Fall ist schauderhaft. Ein Mann, George C., ein Weinbauer, kam in Untersuchung wegen der mit mancherlei auffälligen Umständen begleiteten Krankheit seiner zweiten Frau, die man einer beabsichtigten Vergiftung zuschrieb. Er wird eingezogen und nun ergiebt sich im Verfolg der Untersuchung, daß das Ungeheuer von Mann wirklich nicht allein die Vergiftung der zweiten Frau beabsichtigte, sondern daß er, man denke! bereits seine erste Frau, sechs seiner Kinder und ein altes bei ihm im Hause wohnendes Weib, vergiftet hatte, also ein achtfacher Mörder war! Fliegenstein und Schwefel waren die Mittel gewesen, die er in kleinen Portionen — damit eine zu schnelle Wirkung nicht Verdacht errege — zur Vollführung seines höllischen Beginnens anwendete. Was trieb aber den Böswicht zu solch gehäuften Schandthaten? Mangel und Armuth? Nein! Habsucht, Begierde nach Geld und Guth? Auch nicht. Innere, von Jugend auf begründete Rohheit des Gemüths, gänzlicher Mangel frommer Erhebung und guter Gedanken, eine gleichsam stumpfsinnige Gefühlsverwilderung, das war es, was ihn nicht sowohl trieb, sondern vielmehr zuließ, dieß alles zu begehen und wahrlich man weiß kaum ob man sich über die Jahrelang dauernde Ruhe, in der er bei alle dem lebte, mit einem solchen Mordbeladenen Gewissen lebte! mehr wundern oder entsetzen soll. Das neunte Opfer seiner giftmischerischen Mordwuth, seine zweite Frau, wurde übrigens durch geschickte ärztliche Hülfe noch gerettet.

Als ein bedauerungswerthes Opfer körperlicher und geistiger Ueberreizung und Zerrüttung, kann die eines doppelten Kindermordes sich selbst anklagende Margaretha Sch. betrachtet werden.

Digitized by Google

Von armen, aber redlichen Eltern geboren, wurde Margaretha, noch ziemlich jung, hingerissen durch eine starke Anlage zur Nymphomanie, zu einem unzüchtigen Lebenswandel veranlaßt. Die lockere Lebensart in einem geringen Wirthshause, wo sie diente, gab ihr freien Spielraum, ihre unordentlichen Triebe zu befriedigen und es dauerte nicht lange, so fühlte sie sich schwanger. Ihre Entbindung geschah in einem öffentlichen Kranken- und Entbindungs-Hause. Kein Gedanke daran ihr Kind zu morden, war bis zu ihrer Niederkunft in Margarethens Seele gekommen. Erst als ihr einfiel, daß ihr Vater einst, wie sie noch zu Hause war, bei der Gelegenheit, daß von einem zu Falle gekommenen Mädchen gesprochen wurde, gesagt hatte: „Wenn eine meiner Töchter mir mit einem Kinde ins Haus kám', so brächte ich sie um," behauptete sie, wár ihr der Vorsatz gekommen ihr Kind umzubringen, und sie führte die abscheuliche That aus, ohne entdeckt zu werden, inden sie dem Kinde Mund und Nase so lange zuhielt, bis es erstickte. Im Hospitale glaubte man es sey an einem Schlagflusse und Krämpfen gestorben. Nach Entlassung aus dem Krankenhause setzte sie ihr unzüchtig Leben bald wieder fort. Eine neue Schwangerschaft brachte sie wieder an diesen Ort. Sie tödtete auch dieß zweite Kind in den Wochen wie das Erste und — es wurde wieder nicht entdeckt, was allerdings einen ziemlichen Mangel sorgsamer Aufsicht in diesem Institute beweißt. Endlich kam Margaretha zum drittenmale in dies Haus wegen einem heftigen Mutterblutflusse. Jetzt fügte es der Zufall, oder vielmehr, das Geschick, welches nicht wollte, daß ihr aller Welt unbekanntes Verbrechen länger ungeahndet bleibe, daß sie ganz allein in dasselbe Zimmer gelegt wurde, worin sie geraume Zeit vorher ihre gräßliche That gethan hatte und der ungestörte Anblick der Stelle, wo ihre armen Kinder unter ihren grausamen Händen endeten, rief die Furie des Gewissens in ihrem Innern auf. Sie glaubte die Stimmen ihrer Kinder zu vernehmen, konnte vor Angst nicht mehr bleiben und gestand, den Martern der Seele zu entgehen, freiwillig das Begangene. Da indeß, auch nachdem das Gericht sich überzeugt hatte, daß Margarethens Bekenntniß wahr, und nicht, wie man auch schon Fälle gehabt hat, aus einer völligen Zerrüttung des Geistes oder aus bis auf die Spitze getriebenen Lebensüberdruß gegeben war — hier dennoch der Umstand eintrat, daß schon frühere manchmalige Geisteszerrüttung bei der Unglücklichen statt gefunden hatte, die angeerbt schien, wie denn ihr Großvater mütterlicher Seits, ihre Mutter, selbst ihre Schwester, mehr und minder dieses Unglück gehabt hatten — und wirklich ausgemittelt und ärztlich begründet wurde, daß die Arme an einer erblichen, einfachen Manie leide, so wurde mit Recht der Todesspruch gegen sie nicht gefällt, sondern dieselbe in ein Irrenhaus abgegeben, wo sie indeß noch in demselben Jahre (1817) starb.

Alle Herrschaften, bei denen sie gedient hatte, so wie alle Personen die sie näher kannten, gaben ihr übrigens das Zeugniß, daß sie stets fleißig, dienstwillig und ordentlich in ihrer Arbeit, dabei aber oft wie nicht bei sich war und immer wie ganz außer sich, wenn sich ihr nur ein Mann nahte. Ueber den letzteren Punkt gestand sie selbst in den verschiedenen Verhören: „Sie hätte es eben nicht abschlagen können, wenn ein Mann sie um ihre Gunst angesprochen habe." Auch ist bemerkenswerth, daß gleichfalls nach ihrem eigenen, freiwilligen Geständniß, schon in jüngern Jahren bei Erblickung von kleinen Wochenkindern, ihr manchmal, ohne weitere Veranlassung, eine Art dämonische Lust angewandelt ist, solche kleine Wesen zu morden. Uebertriebener Geschlechtsreiz verbunden mit angeborener Verstandes-Verdrehtheit, nicht Schwäche, denn sie lernte und begriff gut, waren sonder Zweifel die Quellen ihres Unglücks und ihres übelen Thuns und so wie die früher erwähnten, giebt auch die Geschichte dem Psychologen reichlichen Stoff zum Nachdenken, vorzüglich wie uns dünkt, hierbey der Verstand daß die, die mit ziemlich kalten Blute ihre Kinder unter Zuckungen konnte ersticken sehen und sie dennoch, wie beim letzten geschah, während sie es erstickte, mit mütterlicher Zärtlichkeit wieder auf Augenblicke in die Arme schloß, — daß dieselbe Person, sagen wir, den Anblick der Stelle nicht aushalten konnte, wo sie früher die entsetzliche That verübte. Nicht minder merkwürdig wie die angeführten, sind die übrigen drei Fälle, welche in diesem Bande vorgetragen werden und eine ehrenwerthe Erwähnung verdient noch die Aeußerung des Vf. gleich beim Eingang des Ersten, wo ein (katholischer) Geistlicher über den wahnsinnigen Brandstifter Joseph G. dem Amte die Anzeige macht: „er sey so glücklich gewesen, den Joseph G. durch Geschenke und gute Worte, gesprächig zu machen und von ihm ein Bekenntniß seiner mehreren Brandstiftungen herauszubringen" — worüber Hr. P. mit Recht sagt: dieser Ausdruck „so glücklich gewesen" empört das Gefühl, denn wer wird sich glücklich preisen, einen Verbrecher zum Geständniß zu bringen! Selbst in dem Munde eines Criminalbeamten klingt dies widerlich (wohl wahr)

Digitized by Google

wie vielmehr in dem eines Mannes, welchen sein Stand zu Verrichtungrn dieser Art nicht beruft. Und, setzen wir hinzu, noch dazu wenn es von einem Verrückten durch Geschenke und Vorredung in der Beichte (wie hier der Fall war) herausgebracht wird.

Tractätchen-Wesen, Mysticismus.

Daß der Letztere unter uns herumspukt, weis jeder, diejenigen zum Theil ausgenommen, in deren Köpfen er gerade sein Hauptquartier aufgeschlagen hat. Denn nicht alle sind Betrüger, die Mehrsten sind Betrogene, viele Beides zugleich. Das aber auch das Unwesen der Tractätchen, wie es in der Schweiz methodice getrieben wurde und noch wird, auch bei uns (in Norddeutschland) anfängt Wurzel zu schlagen, ist neuer, darum aber nicht weniger wahr, und die etwas stark nach Anmaßung schmeckende Einbildung, welche uns öfter verführt hat, zu wähnen, Verstandes-Cultur und geläuterte Aufklärung habe bei uns (in Norddeutschland) ihren so recht eigentlichen Sitz, also daß unter uns von dem Aufkommen solcher Profanationen des Heiligen gar nicht die Rede seyn könnte — dieser eitle Wahn, wird dadurch siegend, aber auch zugleich betrübend widerlegt. Nichts steht stille in der Welt, Gutes und Böses, Rechtes und Verkehrtes schreitet vorwärts, bis es seinen Gipfel erreicht hat. Das sollte man auch in Hinsicht der Mystisirungswuth unserer Zeit nicht vergessen. Erst wird angedeutet, dann gesprochen, dann gehts immer weiter, dann kommen heilige Vereine, dann Betstunden, dann Reden ex tempore, als wenn sie der Geist so eben nur einblase, welches auch mitunter der Fall seyn mag, nur daß es kein heiliger Geist, sondern ein Geist der Verfinsterung, des Aberglaubens, des Wahns, der Eitelkeit, der Entnervung u. s. w. ist, der meistens hier die Rolle spielt — zuletzt, damit der Beweis sich vergrößere, damit die Schwachköpfe aller Stände gehörig vorbereitet im Geheim schon durch manches Mittelchen und manchen Weg, einen sichtbaren Halt gewinnen, an welchem sie ihr geistlich hinfälliges Seyn anlehnen können, zuletzt kommen dann — Tractätchen, diese erfreulichen Ausgeburten, exaltirter- manchmal aber auch nicht exaltirter, sondern kalt berechnender Köpfe, die dem vorgesteckten Ziel zu verfinstern, mit kluger Consequenz rastlos zusteuern. Noch einige Jahre so fort, wie es bisher mit raschen Schritten ging, und die erstaunte Welt wird sehen, wie der Jesuitismus in einer neuen Gestalt seinen vernichtenden Schleyer über das mühsame Werk dreier Jahrhunderte, über Luthers religiöse Aufklärung zerstörend gebreitet hat, wie ein potenzirter Herrenhuthismus dem Roste gleich, den blanken Stahl zernagt hat bis auf den Kern, womit der Glaubensheld einst groß, hell und kühn, den pfäffischen Wahn des Mittelalters niederschlug und auf den Trümmern des untergrabenen Menschenverstandes, wird eine neue Hierarchie ihren Pallast erbauen, und mit Inquisitorischer Strenge das anathematisiren was ihr im Wege ist, den Verstand, das Prüfen, Denken und Forschen nämlich.

Man glaube nicht, daß wir übertreiben. Wer nur sehen will, kann solches alle Tage üppig wachsend und um sich wuchernd erblicken. Schon jetzt wird in Wort und Schrift vielfältig der prüfende Verstand proscribirt, schon jetzt versucht man zu zeigen, wie es mit der Vernunft, der menschlichen, nichts seyn soll und die neuen Propheten und Apostel haben um so leichter Spiel, da es wirklich mit der Vernunft vieler Einzelnen furchtbar windig aussieht, da ihnen die überreizte Zeit mit ihren convulsivischen Zuckungen, da ihnen der Magnetismus mit der ganzen Schaar hysterischer Männlein und Weiblein und, nicht zu vergessen der Feudalismus mit seinem ganzen Um- und Anhange, dem nichts gelegeneres kommen kann, als die Hoffnung die Menschheit auf dem Kissen des Glaubens entschlummern zu sehen, da diese Alle, sagen wir, ihnen die Brücke treten mit möglichster Kraft.

Wir sprachen vorher von dem Streben zu einem potenzirten Herrenhuthismus. Wem in den Bestrebungen der Zeit dieses Streben Vieler noch nicht klar geworden ist, der mag es aus einem Tractätchen lernen, welches in gedrungener Kürze (auf 4 gedruckten Octavseiten) dieß nur zu deutlich darthut. Von wem es verfaßt ist, wissen wir nicht, kennen aber den namhaften Ort *) in Norddeutschland, wo es jetzt verbreitet wird, desgleichen den der es vertheilt, und die Maximen denen er anhängt. Ueberschrieben ist das erfreuliche Machwerkchen: „Für alle die selig werden wollen." Wir geben einiges daraus in extenso. „Freund, woran denkst du? Auch oft an Gott? Wem dienst du? Gott und seinem heiligen Willen oder der Sünde und dem Teufel? Was treibst du? Göttliches oder Ungöttliches? Wohin willst du? In den Himmel oder in die Hölle? Willst du selig werden oder verloren gehen? antworte dir selbst vor deinem Gewis-

*) Dieser Ort soll an der Pleisse liegen, den eigentlichen Nahmen habe ich aber nicht erfahren können. W. H.

Digitized by Google

sen, vor Gott, der alles weis. — — Hast du nie gelogen, geschimpft, gezankt, geflucht, verlästert, verleumdet, gespottet, schändliche Trink- und Liebeslieder gesungen? u. s. w. (Es folgt noch ein ansehnliches Register solcher Gewissensfragen) kurz hast du für deine Seele gesorgt? Du hast es nicht! Wehe dir! der gerechte Gott muß dich strafen — — wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht, der ist vom Teufel" (so?) Nachdem es fast zwei Seiten in dieser Art fortgegangen und nun wohl dem Dafürhalten des Tractätchen-Schmidts nach, die arme Sünderseele hinlänglich vermürbet worden ist, kommt er zum Trost. Hier heißt's: „Wehe dir, du bist verloren! nein noch nicht! Noch lebst du, noch ist Rettung. Ein Weg ist noch übrig. Willst du ihn wissen, willst du ihn wandeln? Ja, so höre: Wende dich zum Herrn. (Das ist schon recht, nur nicht das wie?) Wie du zu Christo kommen kannst, das will ich dir sagen. Merke dir's, und befolge genau meine Vorschriften. (Wir haben immer gedacht, es ist genug, wenn man die Vorschriften des Evangeliums befolgt, aber dem ist nicht so, man muß die des Tractätchenfabrikantens befolgen, sonst ist und bleibt diese Himmelsthür verschossen) Also 1) wirf dich nieder auf die Knie, auf dein Angesicht (wozu das? Erhebe lieber dein Herz, so lehrte Christus) daß Christus dir alle deine Sünden vergebe um seines Blutes willen: 2) daß er dein Herz erneuere und stärke durch seinen heiligen Geist. Er wird dich ganz gewiß erhören, wenn du ihn aufrichtig, demüthig, reuevoll, vertrauend, anhaltend bittest (das glaubten wir schon längst) und nicht eher aufhörest zu flehen und zu schreien, bis du den Frieden Gottes in dir seelig genießest. (Siehe da, den Herrenhuthismus, die Lehren Zinzendorfs, der Madam Gujon, der Frau v. Krüdner, und anderer Schwärmer alter und neuer Zeit, die den Himmel mit ihrem Geschrei zu erstürmen vermeinten, gleich ungestümen Bettlern und den Mittelpunkt alles Christenthums in Knierutschen und Gebeteplappern suchten.)" Gebrauche noch folgende Mittel: 1) Lies und höre Gottes wort, dazu benutze besonders den ganzen (?) Sonntag. Höre die Predigt, schreibe auf, was dir das Nützlichste scheint, und präge es immer tiefer in deine Seele, (gut) genieße 2) oft das heil. Abendmahl. Da denke an Christi Leiden auch für dich, an seine Liebe die ihn ans Kreuz trieb, auch deine Sünden zu büßen. — — Reisse dich los aus schlechten Verbindungen (sehr gut) und suche wahre Christen auf. (Gute Menschen. Ein guter Mensch ist immer ein wahrer Christ, wenn er auch durch die Schickung Gottes aus einem Stamm oder Volk entsprossen wär, der andere Dogmen befolgt, als die von den Concilien oder symbolischen Büchern aus vorgeschriebenen.) Gehe nur dreist zu ihnen, und rede offen mit ihnen. — — Höre was sie sagen, ohne gerade in allen Stücken dich nach ihnen zu richten (das ist sehr weislich) — — lies auch andere christliche Schriften, besonders Arndts Gesangbuch, wahres Christenthum und Gebethbuch, Thomas a Kempis Nachfolge Christi, auch von Heinrich Müller, Franke, Bogatzky, Tersteegen u. s. w. (Uns scheint diese Lectüre nicht die bestgewählteste. Es giebt heut zu Tage wohl hellere und bessere, weniger zu Schwärmerei und Mysticism reizende Andachtsbücher als diese. Aber freilich, zu dem Ziel welches man beabsichtigt, sind diese besser, und wir wundern uns, nicht auch Jacob Böhme hier rekommandirt zu sehen. Dieß unterblieb wahrscheinlich nur darum, weil der mystische Schuhmacher, den die Weltkinder mitunter für etwas heftig verschroben halten, besser zur Lectüre der sicher höher Gerückten im Glauben taugt und den erst zu Gewinnenden durch seine Seltsamkeiten abschrecken könnte) Heilige den ganzen Feiertag mit guten Gedanken (nicht auch die andern Tage?) Vorsätzen, frommen Betrachtungen, Gesellschaften (so?) die Hauptsache bleibt das Gebet, (das meinen wir auch) besonders aus dem Herzen (natürlich, sonst ists sündliches, wenigstens nichts förderndes Geplapper.) Vielleicht weißt du aber nicht, was und wie du mit Gott reden sollst? (Wer den Vorsatz faßt, mit Gott zu reden, d. h. sich mit vollem wahrem Herzen ihm zu nähern, wird auch schon wissen was er zu sagen hat, wären's auch nur drei Worte, wärs auch nur ein stummer Seufzer. Die Worte machens nicht, das Herz, das Gemüth macht es Dieß ist die Seele, die Worte, die Form und die ist hierin immer unwesentlich.) Bete so gut du kannst, (besser kann überhaupt kein Mensch beten.) Der heilige Geist wird dich unterstützen mit unaussprechlichem Seufzen. (Was soll das heißen? Wird der heil. Geist mit seufzen? Wozu diese herrenhutische Wendung? Wer sein Gemüth wahr und treu zu Gott wendet, dem wird Gott nicht ferne seyn, denn Gott ist die Liebe, und wohnt in jedem Herzen, das sich ihm nur nicht verschließen will. Das Mitseufzen des heil. Geistes ist, um von Gott erhört zu werden, gar nicht nöthig, und überhaupt nur so eine Redensart wie es viele giebt, so eine frömmelnde Tautologie, die den Klang fürs Wahre giebt, den Schein für die Wirklichkeit und von denen die sie brauchen, selbst nicht erklärt werden kann.)

Digitized by Google

Nun folgt ein Gebet, gleichsam ein Schema wie man beten soll. (von dem wir indeß nicht rühmen können, daß es sonderlich angesprochen hätte) und dann der Schluß: „So etwa, bete oft, Gott wird dich gewiß erhören. Uebe genau, wie es in diesem Blatte dir vorgeschrieben, dann wirst du gewiß selig." Was soll man dazu sagen? hätte der Vf. gesagt: handle und lebe wie das Evangelium gebietet, so hätte er den sichersten Weg mit kürzeren Worten angezeigt. Aber das Evangelium weiß und sagt nichts von heutiger Frömmelei, von Hinneigen zu einem Herrenhuthism wie er jetzt Mode wird und den zu verbreiten, zu befestigen wo er schon wurzelt, ist Zweck und Ziel jenes Strebens, welches sich in dem mystisch religiösen Treiben der Zeit offenbart und durch Mittel aller Art, durch Verbindungen und Tractätchen gefördert wird, jetzt auch im Norden des Vaterlandes wie zeither in uns entfernteren Gegenden. Die Folgen davon bleiben auch nicht aus. Handlungen die eine exaltirte Phantasie, eine leider zuweilen bis zur entsetzlichsten Schwärmerei getriebene Ueberspannung, ja bis zum fanatischen Wahnsinn gesteigerte Verblendung begehen ließ, haben diese Mutter, und die erschrockene Zeit kann und muß mit Recht befürchten, aus diesem furchtbaren Schooße gewaltsam herbeigezogener mystischer Nacht noch manchen Greuel hervorsteigen zu sehen, ähnlich, vielleicht noch gräßlicher, als die neuerdings mehrfach erlebten.

Literarischer Fehdestoff.

Bücher-Castration und Opern-Ohren.

1) Unter der großen Anzahl von Memoiren, worin uns die Franzosen übertreffen, sind die Memoiren des Dúc de St. Simon von Kennern immer ausgezeichnet worden, und haben es durch den treuherzigen und freimüthigen Vortrag so sehr als durch die Merkwürdigkeiten des Inhalts verdient. Jetzt will ein Urenkel des Dúc, Marquis und Pár, mit königl. Zustimmung eine ächte Ausgabe von jenen Memoiren besorgen, jedoch mit Auslassung des dem Publikum wenig Interessanten. Wir haben ein paar Zweifel, die nicht eben klein sind. Erstlich zweifeln wir, daß der Herr Marquis und Pár das Publikum genau genug kenne, um zu wissen was ihm interessant sey oder nicht? Zum andern beweißt das willkührliche Weglassen eher wider als für die Aechtheit, und wer giebt ihm das Recht, ein bereits der Geschichte und dem Publikum angehörendes Werk zu verstümmeln? Soll denn das Castriren, das Rom bey den Menschen einführte, nun von den bereits castrirten Zeitungen auch zu den Schriften übergehen? Du lieber Gott! Das macht doch nur die Opernliebhaberey, da verwöhnen wir unsere Oehrlein und langen Ohren so, daß wir lauter sanfte und kitzelnde Harmonien hören wollen. Wir erleben noch den Vorschlag die Bibliotheken in Masse castriren zu lassen. Es ist so Manches darin, was dem Publikum zwar interessant genug ist, aber so fatal nach Wahrheit klingt, daß man die Ohren zuhalten muß. Warum lernt auch die Wahrheit nicht bey Rossini und Compagnie lauter süße Melodien spielen. — Kurz es mag ein allerliebster Marquis seyn der Herr Urenkel des geradsinnigen Duc, aber desto weniger scheint er vom Memoirenschreiben zu verstehen, wenn er das Castriren wirklich vornimmt. Dadurch haben ja bereits die neuesten Journale in Frankreich den Geist verlohren, so daß selbst der officielle Moniteur versichert, es könne von einem Esprit des Journaux nicht mehr die Rede seyn. Auf diesem Wege kann die Literatur zum Krüppel werden, und die Muse der Geschichte künftig bey der Tradition betteln gehen, wenn sie Wahrheiten einsammeln will. Vergebens wird sie nicht terminiren, denn die Tradition ist überall zur Thätigkeit gezwungen. O du von Bonaparte gehaßter Tacitus, wie oft erinnern wir uns an deinen Seufzer: O rara temporum felicitas! — Doch wir wollens wie der Marquis machen, und das übrige weglassen. — Liebster Rossini! komponire uns doch recht bald eine zärtliche Arie auf das superbe Wort: Weglassen, mit Variationen auf Aderlassen, Zeitlassen, beym Altenlassen, unterlassen ꝛc. Welch ein reicher Stoff zum Ohrenschmauß! —

2.) Der Recensent. Einer von diesen Matadors hat sich die April-Nummer 70 von der Jenaschen Lit. Zeitung ausersehen, um weil er den Bonaparte nicht leiden kann, über dessen Ersecretair Fleury de Chaboulon herzufallen, dessen Memoiren auch in diesen Blättern bereits im Auszuge bekannt gemacht worden sind. Die Abneigung gegen Bonaparte haben wir mit dem recensirenden Buchstaben L.. gemein; aber wir getrauen uns nicht, den Memoiren-Verfasser eben so vom Throne herab lächerlich hinzustellen, weil aufmerksame Leser dieser Memoiren einen kleinen Begriff von unserm Beruf zur Kritik bekommen möchten. In der Anhänglichkeit des Ersecretairs, die mit so viel Offenheit über Napoleons Fehler gepaart ist, können wir eher einen achtbaren als verächtlichen Character finden; wer seine Ue. erzeugung ehrlich ausspricht, sey sie auch irrig, ist immer besser als 10 Recensenten, die den Mantel nach dem Winde hängen. Jene Nummer 70 aus Jena hat auch noch eine flache Recension über An-

Digitized by Google

cillons Staatswissenschaft aufzuweisen; die mit einer sehr unvollständigen Classification der Politiker anfängt, und bey einem so wichtigen Gegenstande nicht einmal eine lehrreiche Vergleichung dieser Schrift mit Ancillons früherer über die Souveränetät anstellt, um des Verfassers Fortschritte darzuthun, und zu zeigen, wie er in der neuern, die ihm nachgewiesenen logischen Verirrungen und schielenden Begriffe der frühern zu vermeiden bemüht gewesen. — Um zu unserm L. zurückzukommen, so wollen wir nur den Schluß der Recension anführen. Er schreibt: „Zu derselben Zeit begab sichs, daß Bonaparte Frieden mit einem heftigen Gegner machen wollte; er ließ Benjamin Constant zu sich entbieten; ein Feind kam, ein Entzückter, der am andern Morgen Staatsrath ward, ging weg. Er war demnach entweder corrumpirt, oder durch einige schöne Phrasen von liberalen Ideen, Constitution u. s. w. gewonnen, was B. allerdings meisterlich verstand. (Ob er sich wohl die Mühe genommen haben würde, einen Recensenten von der Façon des Hrn. L. rufen zu lassen?) Das erste würde Benjamins (warum nicht Constants?) Charakter; das zweite seinem Verstande wenig Ehre machen. Tertium non datur." — Nicht? O doch, es giebt ein drittes, nämlich Hr. L.. versteht vielleicht nicht einen Mann wie Constant richtig zu beurtheilen. Er hätte wenigstens erst dessen Briefe über die 100 Tage lesen, und die Herausgabe der folgenden Theile davon abwarten sollen. — Leben Sie wohl Hr. L... Heißen Sie nicht Lilie? —

Napoleons egyptische Correspondenz. (Fortsetzung.)

Cairo den 4. Sept. 1798.

Der General en Chef, Bonaparte befiehlt:

1) Die Frau Murad-Bers zahlt am 20. dieses 20000 Talaris auf Abschlag der ihr zuerkannten Contribution.

2) Wenn bis zum 20. Abends diese Zahlung noch nicht geleistet worden, so zahlt sie für jeden Tag Verzug noch 1000 Talaris, und dieß so lange bis sie diese 20000 Talaris gänzlich abgetragen hat. Bonaparte.

(Von dieser Sorte Befehle werden wir noch einige Proben mittheilen)

Cairo den 3. August 1798.

An den Ober-general.

Ich habe die Noten, welche Sie mir gestern zustellen ließen, empfangen und werde auf die Befolgung derselben bedacht seyn.

Ich habe nach dem Mollah oder Beet-ul-Magy geschickt, der das Erbschaftsregulirungsamt verwaltet und man hat mir versprochen, ihn morgen zu mir zu schicken.

Die Frau des Hussein-Chanin hat am 13. Thermidor wegen der 4000 Talaris ihre Sauvegarde erhalten; es kostet ihr viel Mühe, den Rückstand in einzelnen Summen nachzuzahlen.

Ich habe ihren Procurator kommen lassen, der sagte mir, Hussein-Chanin habe all' sein Geld mit nach Mecka genommen, und ein Theil seiner mitgenommenen Schätze sei mit der Caravane geplündert worden, jedoch schiene es ihm, daß der Mann wieder zurückkommen solle; ich bin der Meinung, wir warteten bis er zurückgekommen, um fernere Forderungen zu machen. Der Generalintendant sagt, er wäre im Stand, 1000 — 1500 Talaris zahlen zu können. Moallen Jacob, welcher mit dem General Desair abgereist ist, ist einer von den Intendanten, welchen Sie dem Generalintendanten vorgeschlagen haben: er spricht, Sie konnten keine treuere, ergebenere Seele finden, als ihn, er will sich den Kopf abschlagen lassen, wenn er nur des geringsten Verraths überführt würde; er sagt ferner aus, er sey würklich Schreiber bei Soliman-Bey gewesen, daß er aber tausend Bewegungsgründe gehabt habe, um nicht bei ihm zu bleiben, Soliman-Bey sey würklich ein reicher Mann, sein Haus wäre aber eins der ersten gewesen, welches von den Einwohnern geplündert worden, nach Ihrer letzt gelieferten Schlacht; er kenne, wie alle Geschäftsträger der Mammelucken, nur im allgemeinen die Einnahmen und Revenuen bis zu dem Augenblick, wo sie in die Hände der Regierung flössen, dann aber kämen sie in die Harems, ohne daß sie hernach erführen, wie sie verwendet würden

Ich bin mit dem Generalintendanten in dieser Conferenz sehr zufrieden gewesen; er hat so eben den Glauben Mahomets angenommen, und ich hoffe, daß er Ihnen nächstens seine Reverenz als Türke machen wird. (Allerliebst!)

Er hat mir versprochen, alle Häuser und Gärten und Schlupfwinkel, wohin die Mammelucken ihre Habseligkeit gebracht, auszuforschen, damit Sie Beweise gegen die Scheicks in den Händen haben möchten, weil diese, so viel als sie nur können, Ihnen manche Hindernisse in den Weg legen werden. Jetzt schickt er viele Cophten auf Kundschaft aus. Sobald wir Erkundigung eingezogen haben und man sicher weiß, in den Häusern, wo man etwas verheimlicht hat, alle diese Effecten zu finden, so sollen von allen Seiten auf einmal Haussuchungen angestellt werden, so daß niemand Zeit gewinnt, die

Digitized by Google

Gegenstände, nach denen uns verlangt, fort zu schaffen. Bis dahin will er mir vier Cophten geben; einer davon soll immer in Thätigkeit gesetzt werden, um mir die Gärten, Häuser und Magazine, die den Beys und den Mammelucken gehören, genau anzugeben.

Der Generalintendant ist sehr vergnügt darüber gewesen, daß Sie in der dem Menouf auferlegten Contribution etwas nachlassen wollen, um den Feldbau nicht zu ruiniren, so daß er mir sagte: ich wollte, ich hätte zwei Millionen Zechinen, da würde ich zu Bonaparte sagen: hier nimm und besolde deine Soldaten gut, und werde Herr der ganzen Welt; du bist der Mann, der über Geist und Herz zu herrschen weiß.

Der Bey Ul-Magy hat mich so eben verlassen: er will morgen wieder kommen, und da wollen wir die Vorzugsrechte in Erbschaftsangelegenheiten feststellen. —!)

Ich habe auch nach Scheck-Mahomet, dem Bedienten des Bey Ahmet-il-Kalarieh geschickt: er soll mir die Häuser nennen, in welchen, wie er wissen will, noch Geld verborgen seyn soll. (Spitzbuben!)

Ich habe den Cophten den 20. Theil dessen, was sie finden, versprochen; man wird ihnen aber dieß blos in natura geben; der Generalintendant will selbst noch andere Prämien zu diesen hinzufügen, z. B.: Grundstücke und dergl.

Poussielgue.

Belbeis den 4. Sept. 1798.

Anrede des General Reynier an den Divan in der Provinz Scharkieh.

(Auszug aus der vom Dollmetscher P. Paschali bei Einführung des Divans aufgenommenen Acte.)

Ihr Glieder des Divans der Provinz Scharkieh, und ihr Unterthanen dieser Provinz, euch ist so eben das vom General Reynier, der euch im Nahmen der französischen Republik beherrscht, entworfene Organisationspatent vorgelesen worden: die Absicht der Franzosen, indem sie die sclavischen Mammelucken aus Egypten trieb, ging nicht dahin, ihren Unterthanen ein neues Joch aufzulegen, sondern sie in alle die Rechte, welche die Natur ihnen gab, wieder einzusetzen. Das Volk Egyptens soll durch seine obrigkeitlichen Behörden unter dem Schutz Frankreichs regiert werden. Gerechtigkeit soll ihnen werden, denn der Willkührrichter ist mit den Mammelucken verschwunden. Ihr Einwohner von Scharkieh, ihr sollt eure Obrigkeit in Ehren halten, denn sie ist die Seele der Gerechtigkeit, und ihr Glieder des Divans, ihr sollt immer zum Wohl des Volkes und zu Gunsten der Republik Frankreich regieren, denn die Franzosen sind die Freunde der Muselmänner. Diese Freundschaft muß euch um so schätzbarer seyn, weil die Franzosen eure Freunde schützten und eure Feinde stürzten. Leistet jetzt den Eid der Treue und des Gehorsams der französischen Republik, und Thätigkeit und Wachsamkeit bei Erfüllung eurer gesetzlichen Pflichten ..

Diese Rede und das Patent des General Reynier, in Arabisch übersetzt, wurden mit ihrem genauen Inhalte den Gliedern des Divans und den Beisitzern vorgetragen; da standen die Glieder des Divans auf und leisteten den Schwur nach vorgeschriebener Formul: Gott ist unser Gott und Mahomet sein Prophet; es lebe Frankreichs Republik! der Divan heiligte dann diesen Schwur durch ein Gebet, welches er mit großer Innbrunst an die Gottheit richtete. Hierauf las ich die Nahmen der hier fünf unterzeichneten Glieder des Divans der Provinz Scharkieh laut ab, hob die Sitzung auf und unterzeichnete mit dem Dollmetscher gegenwärtige Acte.

Im Original unterzeichnet:

Generaladjutant Beauvais,

P. Paschali, Dollmetscher.

Cairo den 9. November 1798.

An Sr. Excellenz, den Großwessir.

Ich schreibe jetzt diesen dritten Brief, um Ew. Excellenz den Wunsch der französischen Republik mitzutheilen, mit der erlauchten Pforte in gutem Vernehmen zu stehen. Die Nothwendigkeit, die Mammelucken für das Unrecht, das sie dem französischen Handel zugefügt haben, zu züchtigen, führte uns nach Egypten, so wie Frankreich es schon mehrere mal gethan, um Algier und Tunis eine wohlverdiente Züchtigung zukommen zu lassen.

Die Republik Frankreich ist aus Neigung so wie aus politischem Interesse, Freundin des Sultans, weil sie die Feindin seiner Feinde ist; sie hat es rund abgeschlagen, mit den beiden Kaisern gegen die erlauchte Pforte in Allianz zu treten; die Mächte, welche sich früher schon in Polen getheilt haben, wollen nun ein gleiches mit der Türkey thun. In jetzigen Zeitumständen soll die erhabene Pforte die französische Armee als eine ihr ergebene Freundin ansehen, welche bereit steht, gegen ihre Feinde aufzutreten. — Bonaparte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 46. Redacteur: Wilhelm Hoffmann. 1820 May.

Reisen.

Zu den unzähligen Reisebeschreibungen über Italien hat sich eine neue gesellt, doch können wir versichern, eine gute und unterhaltende, in welcher der Leser weder, wie sonst Styli ist, durch pathetisches Kunstgeschwätz, noch durch neumodisch frömmelnde Tyraden, noch durch alle Augenblicke eingestreute Verschen und Sonettchen incommodirt, sondern ihm einfach, klar und deutlich gesagt wird, was der Verfasser sah und gelegentlich dabei mancher interessante Zug aus der Geschichte dem Gedächtniß zurückgerufen wird. Ihr Verfasser ist der wackere Prof. Galetti in Gotha, der bekannte Historiker und Geograph, ein ehrenwerther Veteran unserer Literatur. Sie umfaßt außer dem größten Theile Oberitaliens und dem Großherzogthum Toscana, den westlichen Theil der Schweiz, Tyrol, Bayern und Wirtemberg und ist mit der Ruhe und Unpartheilichkeit, mit dem richtigen Beobachtungsblick geschrieben, den man gewohnt ist in Hrn. G.. Werken zu finden.

Im Sommer 1819 trat der Reisende seinen Weg über Georgenthal, Tambach, Schmalkalden, Wasungen, Meiningen (Hr. G. schreibt Meimungen) Henneberg, Melrichstadt, Neustadt, Werneck, Würzburg, Mergentheim, Künzelsau, Oehringen, Heilbronn, Ludwigsburg und Canstadt, nach Stuttgard an, von welcher Stadt und ihren Umgebungen er im 5ten Abschnitt eine kurze Beschreibung giebt. Abschnitt 3. enthält einen zusammgedrängten Ueberblick der Geschichte Wirtembergs, wo wir übec die Entstehung Ludwigsburg (des Wirtembergischen Versailles, wie es H. G. nicht unpassend nennt) folgendes lesen: Herzog Eberhard Ludwig, baute diesen Ort, wo sonst nur ein Jagdschloß stand, und machte ihn zum Sitz der Landesbehörden, (zum großen Nachtheile Stuttgards) dies bewirkte der Einfluß seiner Geliebten, des Fräuleins von Grävenitz, einer Meklenburgerin. Diese Person wußte den Herzog dermaßen zu fesseln, daß (gegen die Gewohnheit von Verbindungen dieser Art) seine Neigung unverändert blieb, selbst als die Zeit die Reize der Geliebten zerstört hatte. Seine Anhänglichkeit an sie war so groß, daß, als seine Gemahlin, seine geheimen Räthe und sein Hofprediger einen kaiserlichen Befehl auswirkten, daß die Grävenitz sich aus dem Lande entfernen sollte, er ihr nach Genf folgte, dort sein Leben mit ihr fortsetzte, sie sogar (vermuthlich an die linke Hand) sich antrauen ließ, dennoch aber sie in der Folge, als er mit ihr nach Stuttgard zurückkehrte, dem Landhofmeister Grafen von Würben, zum Weibe gab, diesen jedoch durch eine Summe Geldes für das Verbot der Ausübung seiner ehelichen Rechte, entschädigte. (Man sieht hieraus, daß der Herr Graf ein Mann war, der mit sich handeln ließ, selbst wenn's um die Ehre ging. Außerdem würde er auch wohl schwerlich eine — — wenn auch nur gleichsam geheirathet haben.) Da indeß der Einfluß der Maitresse immer höher stieg, und sie einen immer ungebührlichern und drückendern Gebrauch davon machte, so wuchs natürlich der Unwille aller von Tage zu Tage, und es wurden mancherlei Versuche, gemacht sie (um uns eines Hofausdrucks zu bedienen,) zu stürzen. Aber vergebens! man wurde die Geliebte nicht eher los, bis dem Herzog endlich selbst die Augen aufgingen, (vermuthlich nur in so fern daß er fand, sie sey alt und nicht mehr hübsch.) Jetzt befahl er ihr sich zu entfernen, dazu hatte die Dame aber keine Lust, und nun wurde der Durchlauchtigste böse. Husaren brachten die Unfolgsame nach Hohenurach, wo sie Muse bekam, nachzudenken. Zwar erhielt sie in der Folge ihre Freiheit wieder, dem Hofe durfte sie sich indeß nie mehr nähern. Unter des Herzogs Nachfolger verlor die Familie Grävenitz alles mit Unrecht Erworbene, und so hieß es denn auch hier: Wie gewonnen, so zerronnen. Von Karl Eugen, dessen Prachtliebe und Verschwendung, wird mehreres erzählt. Glänzendere Opern und Schauspiele sah vielleicht keine deutsche Stadt, als damals Stuttgardt unter der Regierung dieses Fürsten. Was Italien zu jener Zeit an berühmten Künstlern hatte, trat hier auf, und das gab freilich sehr schöne Ohrenkitzelnde Genüsse, zu denen jedoch die Seufzer einer unter überhäuften Abgaben schmachtenden Volksmasse etwas unharmonisch accompagnirten.

Von Stuttgardt ging es über Tübingen, Echingen, Tuttlingen nach Schaffhausen, Baden, Bern, Murten, Lausanne und Nyon. Bei dem Eintritt in die Schweiz sagt der Verfasser: „Schon werden

Digitized by Google

dem Reisenden 7 bis 8 Schüsseln und etwas Desert aufzutragen. Die Aufwartung besorgt, wie an den meisten Orten der Schweiz, eine gewandte Kellnerin. In Rotheriſt (zwiſchen Schaffhausen und Bern) war diesen Sommer (1819) die Kellnerin ein niedliches Mädchen von 14 Jahren; die Tochter der in mehreren Reisebeschreibungen gepriesenen Lisette. In Morgenthal erschien an der Stelle der schönen Babette, die vor längerer Zeit gestorben ist, ein anderes liebliches Mädchen. (Ei! Ei! scheint es doch fast als wäre unserm alten, wackern Reisenden das Herz bei dem Anblick der hübschen Kellnerinnen aufgethaut. *) Doch, setzt er noch hinzu, lassen die schönen Kellnerinnen sich die Bewirthung ziemlich theuer bezahlen. (Die Herren Wirthe werden auch wohl nicht ohne alle Berechnung, die hübschen Mädchen in Dienst nehmen; versteht sich jedoch, alles in Ehren.) Daß übrigens die Schweiz, nächst England, für den Reisenden das theuerste Land ist, wird auch vom Verfasser bemerkt, so wie die (setzen wir hinzu, oft jetzt bis ins lächerliche und schmutzige gehende) Knickerei der reisenden (großmüthigen und gepriesenen) Engländer, (der potenzierten Juden unserer Zeit wie sie nicht mit Unrecht hie und da genannt werden.) Von Genf sagt der Verfasser: „Diese Stadt hat von jeher Männer, die sich in den Wissenschaften vorzüglich auszeichneten, hervorgebracht: einen Burlamaqui (Professor der Rechte, der das erste eigentliche französische Lehrbuch des Natur- und Völkerrechtes schrieb) einen Mallet, der als Mathematiker sich auszeichnete, einen Mallet du Pan, einen J. J. Rousseau, einen Necker, Sauſſüre, Bourrit und Simonde Sismondi. Kaum möchte eine andere Stadt sich eines so wichtigen Einflusses auf die wissenschaftliche Ausbildung rühmen können. Ueber Doveno, Ripaille, Sct. Maurice, Martinach und Brieg, gelangt Hr. G. zum Simplon. Bei Ripaille, (einem ehemaligen Karthäuserkloster) wird bemerkt, daß hier einst Pabst Felix V. seine letzten Lebensjahre zubrachte, jedoch auf eine Art, die „faire Ripaille“ in diesen Gegenden zum Sprichwort gemacht hat, um dadurch einen wollüstigen Lebenswandel zu bezeichnen. Von der berühmten Simplonstraße erzählt der Verf. folgendes: „Bei Brieg gelangt man durch Berisal, nach dem Dorfe Sempione, oder Simplon, von welchem der berühmte Berg, ein Theil der Hochalpen zwischen Wallis und Piemont seinen Namen entlehnt. Der Weg, der über denselben führt, war ehedem mit Gefahr und Unbequemlichkeit verknüpft, und doch bildet er eine von den Straßen, welche Italien mit der Schweiz in Verbindung bringen. Napoleon, der diese Straße nicht nur in Hinsicht auf den Handel, sondern noch mehr in Hinsicht auf politische und militärische Plane, als höchst wichtig anerkannte, erhob sie zu dem erstaunungswürdigsten Werke der Wegbaukunst. Die Arbeit, die im Jahr 1801 begann, war in Zeit von 3 Jahren vollendet. Aber täglich arbeiteten 3000 Menschen und 160000 Centner Pulver waren erforderlich, um, durch Sprengungen, Felsenwände zu öffnen. Domo d'Ossola, die boromäischen Inseln im Lago Maggiore, Mailand, dessen fruchtbare Gegend und dessen Dom werden nun beschrieben. Dieses imponirende Gebäude wurde im 14ten Jahrhundert unter Johann Galeazzo Visconti begonnen. Jetzt, nach 5 Jahrhunderten, ist es noch nicht ganz vollendet. Nicht minder bemerkenswerth, wie dieser wahrhaft erhabene Dom, sind mehrere andere Kirchen Mailands, und die vielen, zum Theil höchst prachtvollen Paläste und andere öffentlichen Gebäude dieser Stadt, die an Menge ausgezeichneter Bauwerke jeder andern Oberitaliens voransteht. Ueber die Mailänder und ihre Sitten sagt der Verf.: „Sowohl in den Schauspielhäusern, als in den Theatern (was mag Hr. G. hierbei wohl für einen Unterschied im Sinn gehabt haben?) hat man Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten der Mailänder kennen zu lernen. Meistens französisch oder englisch gekleidet, zeigen die Männer im Ganzen ziemlich viel Ernst; doch spricht sich in ihren Urtheilen und Aeußerungen große Reizbarkeit aus. Unter den Frauenzimmern erscheinen manche wohlgebildet, (nur manche? Wir fanden die Mailänderinnen der höhern Stände in der Regel sehr hübsch) und sehr anziehend gekleidet. Um so häßlicher, mit blassen Lippen und gelblicher Gesichtsfarbe, zeigen sich die meisten Weibspersonen der niederen Stände. Recht abscheulich besonders ist der Anblick der alten Weiber. (Wahr; doch ist dieß so ziemlich überall der Fall.) Ein großer Theil der Handwerker ist den ganzen Tag sichtbar, weil sie meistens vor ihren Hausthüren arbeiten. (Was für den Nordländer einen eignen interessanten Anblick gewährt.) Die ungeheure Menge, Bettler in einem Lande, wo alle Lebensbedürfnisse gut und wohlfeil sind, fiel unserm Reisenden auch in Mailand auf. Mit Recht rühmt der Vf. die guten und gegen die großen Städte anderer Länder, sehr wohlfeilen Gasthäuser Mailands.

*) Mir versicherte irgend Jemand einmal: die Alten wären in dieser Hinsicht die Schlimmsten! — In wiefern diese Versicherung wahr sey, kann ich nicht bestimmen, da ich die ehrwürdigen Jahre noch nicht erreicht habe. W. H.

Digitized by Google

Man kann hier mit der Hälfte des Geldes, welches man z. B. in Berlin braucht, lockerer und eleganter als Reisender leben, wie dort. Nicht uninteressant ist was der Vf. Abschnitt 15. 16. 17 und 18. aus der älteren, neueren und neusten Geschichte Mailands und der Lombardey überhaupt, aphoristisch mittheilt. Ueber Lodi und Piacenza, ging Hr. G. nun nach Parma und Reggio (Ariost's Geburtsort. Auch Coreggio, dessen Name durch den großen Antonio Allegri geschichtlich wurde, liegt in dieser Gegend.) Von Modena sagt der Reisende, daß es zu den ansehnlichsten und wohlgebautesten Städten Ober-Italiens gehöre. Bologna, das so viele der größten Künstler Italiens hervorbrachte, ist an Werken des Meisels und des Pinsels reicher als manche andere Stadt dieses Landes. Die vielen Kirchen sind mit den herrlichsten Gemälden eines Raphael, Guercino, Michel Angelo, der Caraccis, Guido Renis, Albanos, Domenichinos u. a. geziert, so daß Bologna das Cabinet der ital. Malerei genannt wird. Zu den schönsten Gebäuden dieser Stadt gehört das Schauspielhaus. Ueber die berühmte Universität Bologna's giebt Hr. G. kurze geschichtliche Nachrichten. Auch hier war ihm aber die große Menge greulich zerlumpter Bettler auffallend, die man, wie Schreiber dieses aus eigener Erfahrung weiß, nirgend anders in solcher Masse und solcher oft jedes Gefühl empörenden Abscheulichkeit findet, als in den Städten Italiens. Sehr richtig sagt der Vf. „Je geputzter und sauberer die vornehmen Personen erscheinen, um so auffallender stechen gegen dieselben die häßlichen, in Lumpen gehüllten Bettler ab. Von ganzen Schwärmen derselben sieht man sich auf den Plätzen, an den Thüren, in den Kirchen umringt. Die Art, wie sie die Mildthätigkeit ihrer Nebenmenschen in Anspruch nehmen, beweiset, daß sie sich gleichsam von den gegründetsten Ansprüchen aufgemuntert fühlen, und dennoch, meint er, ist es in Italien für den der nur arbeiten will, so leicht, den täglichen Unterhalt zu verdienen. (Hier müssen wir dem achtbaren Vf. widersprechen. Wohlfeil sind die Mittel zum Lebensunterhalt in Italien zwar genug, ob aber immer die Gelegenheit in diesem, durch sorgsame Staatsverwaltung in manchen seiner Theile sich nicht vorzüglich auszeichnenden, Lande vorhanden ist, auch nur das Nöthige Wenige zu verdienen, ist eine andere Frage, durch deren Aufstellung wir übrigens dem vorherrschenden Hang des gemeinen Volks in Italien zum Betteln, keineswegs die Brücke treten wollen. So viel ist indeß gewiß, daß namentlich im Kirchenstaate während der französischen Occupation das Bettel- und damit Hand in Hand gehende, Räuberwesen bei weitem nicht so arg und abscheulich war, als es jetzt wieder ist.) Die päbstliche Polizey, fährt H. G. fort, scheint nicht die Bestimmung zu haben, der Straßenbetteley Einhalt zu thun. (Nein, die hat sie nicht, so wenig wie die dem Raubwesen zu steuern. Beides geht ihrentwegen ungehindert seinen Gang. Sie — die Polizey nämlich — hat sich wohl um wichtigere Dinge zu bekümmern als um die Sicherheit der Landwege und die Ordnung der Straßen, welches ja doch nur Nebensachen sind in Betracht der glücklichen Auswitterung eines oder ein paar Freimaurer, Carbonaris oder wie man die Anti-Papstianer sonst zu heißen für gut befinden mag.) Noch versichert der Vf., daß man übrigens nicht leicht schöner gekleidete Gensd'armen (Carabinieris) sehen könne, als die seiner Heiligkeit in Bologna. (Eben darum; wie kann man auch so schön gekleideten Leuten zumuthen, sich mit schmutzigem Gesindel als Bettler, Vagabunden und Straßenräuber, herumzubalgen!)

Von Florenz sagt Hr. G., es sey das italiänische Athen, eine liebliche, Herz und Geist anziehende Stadt; dem Herzen entsprächen auch die Eigenthümlichkeiten der Bewohner. Die Toskaner zeigten dem Fremden eine frischere Gesichtsfarbe und reinlichere Kleidung als die Italiäner nördlich des Po; selbst in den niedrigsten Ständen höre man eine richtige, zierliche, der Büchersprache ähnliche Mundart. Das Orchester des Theaters in der Via della Bergola, von Bondi diregirt, schiene (?) im Zusammenspiel ziemlich geübt, die italiänischen Instrumentalisten stünden aber den deutschen nach u. s. w. (dieser Ausspruch leidet doch wohl viel Modification.) Zum Beweiß, wie sehr die Florentiner die Dichtkunst lieben und gleiche Liebe auch den Fremden zutrauten, diente dem Vf. ein Gedicht, welches ihm und seinem Reisegefährten beim Absteigen im Gasthofe von dem Vf., dem Signor Angelo Schiantarelli, überreicht wurde, mit der Bemerkung, daß der academico poeta, wie er sich selbst nannte, die angenehme Erwartung hege, seine Poesie durch ein großmüthiges Geschenk belohnt zu sehen. (Solche überreichende Poeten giebt's ander Orten auch. So treibt sich z. B. in Leipzig ein alter Magister herum, (Kluge) ein academico poeta trotz Hr. Angelo Schiantarelli, der auch Fremden wie Einheimischen seine Poesien in der angenehmen Erwartung eines großmüthigen Geschenks — wenn's auch nur in Ein oder Zwey Groschen besteht — überreicht.) Daß es in einer so großen Stadt wie Florenz nicht an dienstwilligen Schönen fehlt, läßt sich erachten, doch

Digitized by Google

sollen sie — nach dem Vf. — weit weniger zudringlich seyn als ihre Schwestern in mancher kleinen deutschen Landstadt; übrigens mag der große Michel Angelo wohl nicht gedacht haben, daß sein Haus dereinst der Sitz eines solchen Mädchencirkels seyn würde.

„Der schönste und fruchtbarste Theil des Großherzogthums Toscana, breitet sich im Arnothale aus. Hier zeigen sich dem Blick des Reisenden liebliche Haufen junger blühender Mädchen, weiß gekleidet, mit einem seidenen Corsett, einen mit Blumen geschmückten Strohhut auf dem Kopfe. Es sind dieß die fleißigen Verfertigerinnen der bekannten und beliebten italiänischen Strohhüte; welche Arbeit jährlich dem Lande die bedeutende Summe von 5 Millionen Franken eintragen soll. Auch in Pisa fiel dem Reisenden die ungeheure Menge Bettler beschwerlich. In Livorno machte der Vf. die Bemerkung, daß den Italiänern die Kunst gute Theater zu bauen, vorzüglich eigen schiene: daß in ihren Schauspielhäusern die Augen und Ohren der Zuschauer selten in Verlegenheit wären (in Deutschland dagegen recht oft, und manchmal auch noch etwas mehr als die Augen und Ohren, besonders da, wo ängstliche Raumberechnung den Zuschauer nöthigt wie in einem Nothstalle zu sitzen, z. B. in Leipzig *). Von Livorno begab sich Hr. G. über Pisa und Florenz zurück, nach Ferrara. Bei dieser Gelegenheit giebt er eine hübsche und lebhafte Schilderung des regen Lebens, welches man in diesen Gegenden an Sonn- und Festtagen des Morgens auf den Landstraßen in der Nähe einer bedeutenden Stadt findet. In einer fast ununterbrochenen Reihe drängen einander größere und kleinere Haufen Menschen, in allerlei Fuhrwerken, auf Pferden, Eseln, Maulesel und zu Fuß. Leichte Cabrioletts und schwerfällige altmodische Kutschen, Reiter und Reiterinnen, Fuhrwerke mit Ochsen bespannt und Fußgänger, schieben sich durcheinander und recht in die Augen fallend ist auf solchen Straßen die Regsamkeit der zahlreichen Bewohner dieses Landes. Von den Einwohnern Ferraras sagt der Vf. „Sie finden ihr gesellschaftliches Vergnügen im Theater oder in den Kaffeehäusern. In den letztern bringen die Personen beider Geschlechter einen Theil des Nachmittags und Abends, bei einer Tasse Kaffee oder Sorbetto hin. Außer dem großen Theater findet man hier noch eine kleine Bühne, teatro di giorno genannt, weil darin bei hellem Tage und der Beleuchtung des Tageslichtes, gespielt wird. Die Zuschauer sitzen unter freiem Himmel. Als der Vf. dieß Theater besuchte, gab man gerade la grande retirata (di Lipsia). Der Einfluß der päbstlichen Legaten-Regierung zeigt sich schon auf dem Wege von Ferrara nach Padua. Er ist mitunter so schlecht, daß er kaum zu passiren ist. Ueber Padua und Venedig, (wohin sich der Vf. nun begab) folgen schätzbare geschichtliche Raisonnements. Die Polizei auf dem Marcusplatze, dem bekannten Tummelfelde der Venetianer, soll musterhaft seyn. Fast ununterbrochen gehen kaiserliche Offiziere oder Unteroffiziere umher und die stark besetzte Hauptwache befindet sich in der Nähe vor dem herzoglichen Pallaste. (— — —) Die Venetianer zeigen sich, öffentlich erscheinend, ernsthaft, nie die Grenzen der Munterkeit überschreitend. Die Tracht der Nobili ist ganz verschwunden. Seit der französischen Herrschaft sollen die Frauen die Cicisbei entbehrlich finden; man hört diesen Namen jetzt selten. Obgleich die Damen höchst selten ohne männliche Begleitung (ohne Sauvegarde pour la vertû) erscheinen, so sollen die Liebhaber doch die Wohnungen leicht finden können. Zeitungslesen, Spazierengehen auf dem Markusplatze, Kaffeehausbesuche und das Theater füllen die Stunden der Herren Venetianer. — Das von Palladio in Vicenza erbaute olympische Theater, gewährt einen imponirenden Anblick. Die Plätze der Zuschauer steigen Stufenweise empor; vor denselben ist das Proscenium. Die eigentliche Bühne stellt eine Stadt mit sieben Straßen vor. Jetzt wird es nicht mehr zu theatralischen Vorstellungen benutzt, sondern blos noch zu den, während der Messe veranstalteten Bällen. Vicenza's Bewohnerinnen fallen durch schönen Wuchs und frische Gesichtsfarbe vortheilhaft auf. Ueberhaupt bemerkt Hr. G. nebenbei, daß sich die italiänischen Landmädchen durch geschmackvollen Kopfputz von den deutschen auszeichnen. Bei der Beschreibung von Verona erhält der Leser eine interessante Schilderung des Lebens der beiden, von Shakespear's Genius der Unsterblichkeit zugetragenen, liebenden, Romeo und Julia. Jetzt nahte sich Hr. G wieder deutscher Erde. Roveredo, Trient, Botzen, Brixen und Inspruck werden von ihm berührt, und bei dieser Gelegenheit eine kurze Geschichte Tyrols mitgetheilt, welcher ein ähnlicher Ueberblick der Geschichte Bayerns folgt. Bei der Beschreibung

*) Diese Wahrheit habe ich in Leipzig selbst schmerzlich empfunden, denn der Raum zum Sitzen ist wirklich sehr beschränkt. Wer zumal so ungeheuer lange Beine zu haben das Mißvergnügen hat, wie der verehrte Einsender dieses Aufsatzes, der müßte in Leipzig zu seiner Bequemlichkeit zwey Sitze hintereinander bezahlen, einen für den Körper und einen für die Beine — ein theures Plaisir! W. H.

Digitized by Google

Münchens die ein paar Abschnitte einnimmt, gedenkt auch der Verfasser des geselligen Lebens dieses angenehmen Ortes und der öffentlichen Vergnügungen. Die Theater dieser Hauptstadt fanden seinen ganzen Beifall. Von Augsburg, wohin er sich nun begab, sagt er: der hohe Gipfel des Wohlstandes, auf welchem Augsburg bis zum siebzehnten Jahrhundert stand, ist zwar nicht mehr, dennoch bleibt es noch immer eine der wichtigsten Städte Deutschlands. Des Finanz-Raths Schäzlers menschenfreundliche und verdienstliche Stiftung der freiwilligen Beschäftigungsanstalt, die mehreren hundert Menschen Gelegenheit zu einem ehrenwerthen Broderwerbe giebt, wird auch hier mit gebührendem Lobe gedacht; desgleichen die von demselben errichtete Lehr- und Industrie-Schule und die Versorgungsanstalt für alte und arme Personen. (Des Ehrenmannes Schäzlers Wirken in dieser und mancher andern Hinsicht zeigt abermal in einem klaren Beispiel, wie viel gethan werden kann, wenn man nur den Willen dazu hat. Wir machen den Leser deswegen auf den 39ten Abschnitt von Hn. Galettis Werkchen besonders aufmerksam.) So wie über Augsburg, giebt der Reisende auch über Nürnberg ausführliche Nachrichten; desgleichen über Bamberg und Coburg, auf welchem Wege er seine Heimath wieder erreichte, und damit eine Reise schloß, deren reichhaltige Beschreibung von Jedermann mit Nutzen und Vergnügen wird gelesen werden.

Minister-Geschichten.

Ein Franzose liefert deren ein ganzes Buch voll, 33 an der Zahl. Begreiflicherweise sind das noch die wenigsten, aber unbegreiflicherweise bemerkt man keine Auswahl der berühmtesten, oder doch berüchtigsten. Da es dergleichen Männer auch vor Alters gegeben hat, so fängt unser Buch *) mit Haman an, vor dem sich alle nie beugen mußten, der aber sein Spiel an den geschickten Juden Mardachai mit Hülfe seiner Landsmännin der schönen Königin Esther verlohr. Um den Verf. und seine partheiche jastrafbare Absicht kennen zu lernen, darf man nur die Vorrede, und die letzte Biographie lesen. Jene spricht: „daß ganz Frankreich erstaunt sey, einen Minister zu sehen, den weder ein hervorstechendes Genie, noch große Verdienste um den Staat empfehlen, und der gleichwohl alle Excesse verwürkliche, die man den Viziren des Orients beimessen könne." Diese zeichnet ein garstiges Bild von dem Grafen Elie de Cazes, wobei folgende Züge vorkommen. „Wenn man die Rede und das Benehmen des Ministers in den ersten Zeiten seiner Verwaltung mit seinen Reden und seinem Benehmen seit dem 5. Sept. 1816 vergleicht, so kann niemand ehrlicherweise behaupten, daß er weiter nichts als die Befestigung des legitimen Throns gewollt habe. Obgleich sein Sohn die über Alles gehende Ehre genossen, vom König und der Prinzessin, des Martyrerkönigs so würdig, zur Taufe gehalten zu werden, ob er gleich für 1½ Million Franken Domänen gekauft hat, ob er gleich über 6 Millionen besitzen soll, so ist es nichts desto weniger erwiesen, daß er bey der Erwerbung der großen Glücksgüter nicht daran gedacht hat, ihnen durch die Sicherung der königl. Familie Sicherheit zu verschaffen. Man klagt ihn schon lange an, daß er die Ausnahme-Gesetze (eine herrliche Sorte von Gesetzen, wie wir merken.) veranlaßt und nachher wider diejenigen angewandt habe, von den er sie erbeten gehabt." Nun folgen noch eine Reihe Vorwürfe seines Wankelmuths.

„Man klagt ihn ferner an, daß er Verschwörungen genährt oder sich eingebildet habe, (was sehr zweierley ist,) um des Vergnügens willen Schlachtopfer zu finden und sich nothwendig zu machen." Er soll zuerst das Schaukelsystem, (système de bascule) in Uebung gebracht und alle Partheien durch Amts-Entsetzungen wieder erweckt haben u. s. w.

Man klagt ihn an, die Presse 3 Jahre lang in Dienstbarkeit gehalten zu haben, (das sagt ein Ultra? Allerdings, nämlich so:) dadurch habe er den Revolutionären Zeit gegeben, den Gift ihrer Lehren und Verläumdungen in alle Theile des Reichs heimlich hineindringen zu lassen ꝛc." (Da beweiset er ja für die Preßfreyheit.) „Man klagt ihn an, aller Uebel die jetzt auf das schöne Frankreich drücken, (rechnet er die Ultra nicht mit unter die schweren Uebel?) wo der Name der Bourbons nur noch heimlich gehört wird. (Das heiße ich übertreiben!) wo die Religion, (vermuthlich das was die frères ignorantins dafür ausgeben,) aus den Gesetzen verbannt, von den Ministern verhöhnt wird. — Nun kommen noch ein paar Seiten unbewiesener Vorwürfe, und kurz und gut, der Hartverklagte soll Reihe herum allen Partheien geschmeichelt und alle verrathen haben; er soll das Geschick Frankreichs und des Throns aufs Spiel gesetzt haben, um einen Ministerposten länger zu behaupten, der ihm entgeht." Wenn man die zum Theil aus einer ältern Geschichte der Günstlings-

*) Der Titel heißt: Histoire des ministres favoris, anciens et modernes. Paris 1820.

von Pierre Dupuis abgeschriebenen vorhergehenden Skizzen mit dieser letztern vergleicht, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß es nicht auf die Günstlinge überhaupt, sondern auf Herrn Decazes Person abgesehen sey. Denn in jenem werden meistens blos die Thatsachen kurz hingestellt, um alle Bitterkeiten und Anklagen auf den Herrn Decazes zu versparen, und zwar à la Ultra hübsch allgemein ohne Nachweisungen, ohne Daten. Als Ultra hat der Herausgeber aber doch einen großen Bock geschossen, jetzt ein solches Thema für ein Buch zu wählen, wo von nichts als tadelnswerthen Fürsten die Rede seyn kann. Er setzt ja auf diesem Wege den Royalismus und die Opinion monarchique ungleich mehr herunter als der dessen von ihm beschuldigte Herr Decazes. Ein Günstling ist bekanntlich ein Zahlpfennig, der das gilt wofür ihn sein Beschützer ausgiebt. Aber dieser verliehrt allemal an eignem Werth oder er offenbart den eignen Unwerth durch Schwäche und Mangel an Einsicht. — Um so vermessener sind des Verf. Verläumdungen, die durch die grenzenlose Herabwürdigung eines Ministers am Ende eines so einsichtsvollen und wohlgesinnten Regenten wie Ludwig XVIII. geheiligte Person selbst berühren. Pfui! mein Herr Ultra, man sieht wohl, daß Sie nichts als ein mus im Kopfe und Herzen haben, aber nicht Royalismus, sondern, mit Respect zu sagen, Egoismus, und das möchten Sie gerne mit dem Königl. Mantel zudecken, und deshalb beschimpfen Sie die Minister, die ihren sein Volk achtenden Monarchen vor den gefährlichen Folgen ihrer unächten Waare und ihrer Volksverachtung zu bewahren suchen. Heutzutage müssen Sie ihre Sache feiner eingefädelt haben, wenn man in das Ultranetz gehen soll.

Literarische Miszellen

In der Schrift des Freiherrn von Wedekind, der pythagoräische Orden, die Obskuranden-Vereine in der Christenheit und die Freimaurerei in gegenseitigen Verhältnissen findet sich eben nichts Neues oder besonders Merkwürdiges. Und was sollte sich auch über das Wesen der Freimaurerei — von dieser ist hier hauptsächlich die Rede — noch Neues sagen lassen, seitdem insbesondere Lessing in seinen trefflichen Gesprächen zwischen Falk und Ernst bündig und überzeugend dargethan hat, daß die Freimaurerei nichts anderes ist, als was man wohl sonst die unsichtbare Gemeine nennt, jener ideeller Verein aller edleren Menschen, ein Streben nach einer höheren Ausbildung alles dessen, was eigentlich den Menschen zum Menschen macht. Allerdings ist es immer verdienstlich, daß der Verfasser das wahre Wesen der Freimaurerei in das reinste Licht zu stellen und von allen Nebendingen, insbesondere von dem Geheimen, abzusondern sucht und zu zeigen bemüht ist, wie alles geheimen Treiben immer gefährlich sey und so leicht zu Ränken und zum Misbrauch leichtgläubiger und schwacher Menschen verleite. — Sehr gut wird das Verderbliche der geheimen Verbindungen gezeigt, welche zunächst eine politische Tendenz hatten und zum Theil noch haben, wie die römische Kurie, die Inquisition, der Jesuitenorden, der Tempelherrenorden, die Vehmgerichte, und die Jacobiner-Gesellschaft. Lehrreich ist vornämlich die Schilderung des bösen Geistes, der die römische Kurie noch bis in den neuesten Tagen belebt; diese Schilderung ist nach dem päbstlichen Catechismus entworfen, und giebt in der Kürze ein sprechendes Bild von der Furchtbarkeit der römischen Hoflehre, die von der Lehre des Evangeliums himmelweit verschieden ist, so wie von der Lehre der nicht katholischen Kirche. Hier die beiden letzten Sätze zur Probe: „Alle Bibelstellen gegen die katholische (päbstliche) Kirche beweisen nichts, weil sie nicht im rechten Verstand genommen werden. Im rechten Verstande werden sie nicht genommen, weil sie nicht nach dem Verstande der katholischen (päbstlichen) Kirche genommen werden, welche allein den wahren Verstand der Kirche hat, weil sie allein die wahre Kirche ist. (Kann der Despotismus eine frechere Sprache führen?) — Alle Bibelstellen für die katholische (päbstliche) Kirche hingegen beweisen alles, weil sie im rechten Verstande, d. i. im Verstande dieser Kirche genommen werden, die allein den wahren Verstand der heiligen Schrift hat, weil sie die allein wahre Kirche ist. (Eine Sprache, Napoleons würdig, wenn von der Constitution die Rede war.)" —

Bei Erwähnung der spanischen Inquisition wird bemerkt, daß man irrigerweise behauptet habe, ihr Einfluß sey in den Zeiten vor dem französischen Kriege nicht von Bedeutung gewesen. Ein angesehener spanischer Arzt hat nämlich dem Verfasser versichert, daß er selbst durch sein Beispiel das Gegentheil beweisen könne. Er sey, nachdem er von Edinburg wo er studirte, zurückgekehrt, in die Inquisition gerathen, weil er zu Salamenca in einer Thesis vertheidigt hatte: „der Sauerstoff enthalte das belebende Prineip der Natur." Späterhin wurde er noch einmal von der Inquisition ver-

Digitized by Google

haftet, weil er zu behaupten gewagt: „Die Grenzlinie zwischen dem Menschengeschlechte und den Thieren zu ziehen, sey in physischer Hinsicht unmöglich.“ Es kostete ihm 30,000 Realen und dem Friedensfürsten viel Mühe, daß er wieder in Freiheit gesetzt wurde.

Ein sehr auffallendes Beispiel, in welche höchst seltsame, lächerliche Widersprüche ein Geschichtschreiber sich verwickelt, der an seinem Helden schlechterdings keinen Flecken dulden will, findet sich in dem Leben Friedrich Wilhelms des Großen, Churfürsten von Brandenburg von Franz Horn. Von der zweiten Gemahlin des Fürsten wird Seite 163 gesagt: „da sie Mutter von sieben Kindern wurde, die sie alle zärtlich liebte, so zeigte sich leider bald eine traurige Abneigung für die Kinder des Churfürsten erster Ehe, besonders gegen den Churprinzen Friedrich und den Prinzen Ludwig, die sich ihren Planen am meisten widersetzten. Diese Plane gingen dahin, ihren eignen Prinzen gewisse Länder zu hinterlassen, wodurch dann nothwendig die schöne mühsam erworbene Schöpfung (?) des Churfürsten zerstückelt werden und zerfallen müßte. Es konnte ihr gewiß nicht leicht werden, ihren Gemahl in diese Plane zu ziehen, dennoch gelang es ihr endlich wirklich. In einer Zeit, wo der Churfürst besonders unzufrieden mit seinem ältesten Sohne war, faßte er den Gedanken, die durch den westphälischen Frieden neuerworbenen Länder unter die Prinzen der zweiten Ehe zu theilen. Der Churprinz, wohl wissend, von welcher Seite dieser Plan komme, zeigte jetzt eine offenbare Feindseligkeit gegen die Stiefmutter und diese erwiederte sie auf eine ähnliche Weise, das Verhältniß wurde zuletzt so unerträglich, daß der Prinz in Gesellschaft seines Bruders und Rathgebers, des Freiherrn von Dankelmann heimlich und bei Nacht Berlin verließ und nach Cassel reis'te, wo ihn der verwandte Hof mit besonderer Liebe aufnahm. Der Churfürst, der den Prinzen Friedrich wegen der Verschiedenheit der Charaktere und Ansichten nie vorzüglich geliebt hatte, wurde durch diesen Schritt desselben dergestalt beleidigt, daß er ein Testament ausfertigte, in welchem er ihm nur die Churwürde und die eigentlichen Churlande zusprach; alle übrigen Provinzen aber unter die einzelnen Söhne des Hauses vertheilte.“ — Mit diesen sehr klaren bestimmten Worten vergleiche man nun das folgende Raisonnement, welches das gerade Gegentheil von dem beweisen soll, was eben als eine Thatsache ist angeführt worden! „Wir finden in dieser Handlung den unbegreiflichsten Punkt in Friedrich Wilhelms Leben, und es scheint billig, denselben nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe zu messen, den manche zu vorschnelle Schriftsteller angelegt haben. Wir wollen den Churfürsten keinesweges frei sprechen von jener Reizbarkeit und den Aufwallungen des raschen Zornes; denn das Talent (?) der Liebe ist nie ohne das der Abneigung; aber niemals hat der Zorn den Fürsten zu einer ungerechten und unpolitischen Handlung verleitet. Wir haben nicht einmal Spuren von bestimmten Hasse gegen den Churprinzen, sondern nur von Kälte und Mißbehagen, wenn er ihn mit dem früh vollendeten Karl Emil verglich. Eben so wenig kann hier von einer gänzlichen Uebermacht (?) der Churfürstin auf eine für ganz Europa wichtige Handlung die Rede seyn. Wohl finden wir, daß er sie sehr hochachtete und ihren ruhigen Verstand zu benutzen wußte, so wie denn auch sie mit besonderer Klugheit und Feinheit in sein Leben eingriff; aber nie erblicken wir ihn nachgebend, wo das Nachgeben den Fürsten und Helden nicht geziemt haben würde. Wir dürfen deshalb bei dem Gefühl, das wir dem Churfürsten schuldig sind, jenes Testament nicht für eine bloße Eingebung seiner Gemahlin halten.“ — Nun werden mehrere, zum Theil seltsame Vermuthungen aufgestellt über die Beweggründe des Churfürsten, und dann heißt es zum Schluß: „da uns die Geschichte nichts weiter liefert, als die nakte Begebenheit, so ist es nicht möglich, mit Entschiedenheit über die Gründe ab zu urtheilen, die jenes Testament veranlaßten.“ Die Geschichte liefert also nichts als die nakte Begebenheit, und doch wird anfangs ganz deutlich als Thatsache erzählt, daß der Churfürstin es gelungen sey, ihren Gemahl in ihre Plane zu Gunsten ihrer Kinder hineinzuziehn! Kann man sich ärgere, grellere Widersprüche nur erdenken? — Erwägt man nun noch einige Umstände, so wird es überdies höchst wahrscheinlich, daß die Nichtigkeit des als Thatsache Angeführten nicht weiter zu bezweifeln sey. Seite 132 wird erwähnt, wie das Heer des Churfürsten, seiner Gemahlin laut vorgeworfen habe, daß sie über den Tod des ältesten Prinzen erster Ehe, an dem obendrein der Vater mit besonderer Liebe hing, sich freue. Auch wird mehrmals wiederholt, daß diese Fürstin die Liebe ihrer Unterthanen nicht besessen, und daß sie sich auch nicht bemüht habe, diese zu erwerben, sondern nur für ihren Gemahl ganz Liebe gewesen sey. Sehr natürlich dringt sich dabei die Frage auf, die unser Geschichtschreiber eben nicht gut findet auf zu werfen: ob denn diese so ausschließliche Liebe für den Gemahl auch ganz echter Art, ohne alle Beimischung von Schmeichelei und ganz frei von dem Bestreben gewesen sey, ihn durch diese große Anhänglichkeit ganz für sich

Digitized by Google

und ihre Kinder zu gewinnen? Auch verdient es Erwägung, daß die Fürstin bedeutend jünger war als ihr Gemahl, der sich in seinem 48. Jahre mit ihr verband und dem sie nicht weniger denn sieben Kinder gebar. Auch diesen gewiß sehr beachtungswerthen Umstand erwähnt Herr Franz Horn nicht und eben so wenig, daß es dem Kurfürsten bei einigem Nachdenken nicht entgehn konnte, wie sein Nachfolger gar nicht verbunden war, diese ungerechte und unpolitische Theilung seiner Länder anzuerkennen, was er denn auch nicht that, indem er sich auf ältere Familiengesetze berief. —

Auf eine ähnliche Weise wird über die Stiftung der Afrikanischen Gesellschaft, deren Nichtfortdauer sich beim Mangel eine Seemacht doch wohl voraussehen ließ, gesprochen. Da heißt in den bekannten emphatischen Tone des Verfassers: „Es bedarf wohl kaum des Zusatzes, daß dieses Mißgeschick nicht gegen die Idee des Churfürsten entscheiden kann. Dem Menschen kommt nur zu, das Würdige zu wollen; der glückliche wie der bedrübende Ausgang steht in einer höheren Macht.“ Mit diesem Satze lassen sich die ausgemachtesten Don Quixoterien, sobald sie nur das Würdige wollen, vertheidigen.

Napoleons egyptische Correspondenz. (Fortsetzung.)

Cairo den 11. October 1798.

Statistische Nachrichten von Egypten.

Es ist mir unmöglich gewesen, Nachrichten über die Contributionen und das Abgabensystem hier einzuziegen, blos in der Provinz Scharkieh ist es mir gelunhen, ihre Systeme dieser Art kennen zu lernen; nach diesen scheint es aber, als wenn in der Art sie zu fundiren und zu erheben, viel Unregelmäßigkeiten herrschten. Ich lege dem General en Chef eine Note bei, über alles, was ich durch die Bewohner mehrerer Dörfer, als ich sie darum befragte, erfahren; wenn sie der Wahrheit nicht getreu gewesen seyn sollten, so können sie sicher auf eine gehörige Zurechtweisung rechnen.

Der Miri, welchen ich für einen der bedeutendsten Auflagen hielt, ist nichts als ein Tribut, welchen die Statthalterschaft Egypten an den Großherrn zahlen muß; durch die Mammelucken kam dieser Tribut auf 28 Beutel herab.

Die Grundabgabe ist der Feddam, welcher im Januar gezahlt wird, wegen der verschiedenen Taxen, nach welchen 70 — 120 Parats auf den Feddam kommen, welcher ein landübliches Gemäs ist und 24 □ Ruthen, jede zu zwei Faden, oder ohngefähr 11 Fuß, enthält; im Durchschnitt würde daher auf den Morgen Land in Frankreich 110 Livres verabgabt werden müssen, und dieß wäre ein ziemlich starkes Verhältniß.

Man sagte mir auch, daß in den am Nil liegenden Gegenden wieder andere Feddams gebräuchlich wären, die nur 18 □ Ruthen faßten.

Die Mammelucken bebauen ohngefähr nur den 3ten Theil der Anzahl ihrer Feddams, oder lassen sie durch die Bauern unter unterschiedlichen Bedingungen bebauen; sie lassen entweder den Bauern die Hälfte der Felderzeugnisse, zu welchen diese jedoch für den Saamen stehen müssen, oder sie geben den Bauern nur den dritten Theil, liefern aber selbst den Saamen zur Aussaat oder auch sie geben ihre Ländereien in Pacht, der entweder ganz in baaren Gelde bestehen kann, oder auch nur zum Theil in Geld, und zum Theil in Natur.

In jedem Dorfe ist ein Mann, der die Grenzmark eines jeden Grundstücks kennt, und die Steuern darnach repartirt

Es giebt jedoch auch Ausnahmen in dieser Art, nach Feddam zu zahlen; an der Grenze, wo die Wüste angeht, zahlt man nach Brunaeen.

In einigen anderen Gegenden kennt man wieder den Feddam gar nicht, aber man hat hier wieder eine Abgabe auf Palmen- und Orangenbäume, wie in Salahieh und Correid.

Es giebt auch Pachtungen, die berechtiget sind, Getraide auf die Märkte zum Verkauf zu führen; ich habe Befehl gegeben, diese Pachtungen höher anzuschlagen, weil jetzt die Zeit herannaht, wo die Pachtzeit zu Ende geht.

Die Auflagen zur Unterhaltung der Armeen, wird Kelf genannt, diese zahlet man bisweilen an die Mammelucken und die Kophten sagen aber den Tributpflichtigen nicht, daß diese Auflage von der Hauptauflage wieder in Abzug gebracht wird.

Mehrere Officiers meiner Division haben mir den Wunsch geäusert, sich Ländereien anzueignen, um sich dadurch etwas zu erwerben. Sie hoffen durch dieses Mittel in eine bequemere Lage versetzt zu werden und andere Mittel, diesen Zweck zu erlangen, sind ihrer rechtlichen Denkungsart zuwider. Sie haben mich gebeten, ihnen Rathschläge an die Hand zu geben, wie man es anfangen solle, sich Ländereien zu verschaffen, und unter den Mammeluckengütern eine gute Auswahl zu treffen. Gleichen Wunsch hegend, schließe ich auch mich an Sie und bitte den General en Chef, mich mit der Antwort zu versehen, die ich diesen Officiers geben soll. Die Generäle Leclerc und Lagrange gehören auch unter diese.

Reynier.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 47. Redacteur: Wilhelm Hoffmann. 1820 Juny.

Rußland.

Wer von diesem Riesenreiche eine genaue und gute geographisch-statistische Beschreibung lesen will, dem rathen wir das unlängst erschienene Werk: Rußland und das russische Reich von C. M. v. Brömsen (russischen Major) zur Hand zu nehmen. Wie gut es ist, wollen wir hier durch einige Auszüge zeigen: seine Schattenparthien, neben denen des Lichts, auch.

In der Vorrede sagt der Verf., er wolle seinen Lesern keine lange Weile machen, indem er die Gründe weitläuftig her erzähle die ihn bewogen hätten dies Buch zu schreiben, sie gingen aus dem Inhalt hervor. (Das thun sie auch.) Viele Hülfsmittel habe er, entfernt von großen Bibliotheken lebend, nicht bekommen können: Gönner und Freunde hätten ihn aber mit manchen sehr brauchbaren ungedruckten Nachrichten und berichtigenden Rath unterstützt, und manches habe er nach eigener Erfahrung und Beobachtung niedergeschrieben, da eine 20jährige Dienstzeit in der Armee und ein dadurch veranlaßter langer Aufenthalt in Großrußland, in den westlichen und südlichen Gubernien in Litthauen, Weißrußland, und andern Gegenden des Reichs, ihn dazu mehrfache Gelegenheit gegeben hätte. (Wir bemerken hierbei, daß Hr. v. B. stets Gubernium, Gubernialstadt u. s. f. schreibt, statt des gewöhnlichern Ausdrucks Gouvernement, Gouvernementsstadt ꝛc. Der Verf. sagt darüber: Ich schreibe so, weil ich nicht absehen kann, warum wir französiren sollen, wo wir es nicht nöthig haben" Das ist schon recht; allein, ist denn das lateinisiren besser? Warum vermieth er nicht beides und schrieb statt dessen Statthalterschaft?) Ueber seine bedeutende Abweichung von andern Geographen und Statistikern in Hinsicht der Angabe von der Zahl der polnischen Einwohner in den westrussischen Gouvernements, erklärt er sich genügend also: So viel mir bewußt, haben alle Schriftsteller, die über diese Gegenstände geschrieben haben, alte (?) Bewohner der vormals von Polen usurpiret (?) gewesenen Provinzen, auch Polen genannt, ich kann aber übereinstimmend mit der Wahrheit anzeigen, daß alle Landleute oder Bauern dieser Gegenden Russen sind. (Alle Bewohner jener Gouvernements haben die bedeutendern Beschreiber dieser Gegenden, wie Storch, Benken, v. Wichmann u. A. nun wohl nicht zu Polen gemacht, aber die Zahl der von dieser Nation abstammenden Individuen ist von ihnen wohl zu groß im Verhältniß der aus russischem Stamm Entsprossenen angegeben worden: indeß dürfte die Differenz doch nicht so ungeheuer seyn als Herr v. B. meint, der die Masse der polnischen Einwohner in den Gouvernements von Minsk, Wolhynien und Podolien, kaum zu Einer Million schätzt, während Benken von 4, und Wichmann gar von mehr als sechs Millionen spricht.) Kein Bauer, fährt der Verf. fort, polnischer Nation, ist in allen russischen Reichsländern, außer Beloistock, vom Dnestr bis zur Düna zu finden. Die Polen, die hier wohnen, sind Städtebewohner, Gutsbesitzer und Dorfedelleute (Schlächtitzer), die freilich den Bauern sehr gleichen, aber doch keine sind (leider wahr) Die sehr häufige Wiederholung dieser Angabe und Behauptung, entschuldigt Herr v. B. übrigens etwas naiv mit den Worten: „man vergebe mir diese öftere Wiederholungen; sie sind mir nothwendig." Freilich, wenn das ist, läßt sich nicht gut etwas dagegen einwenden, indeß meinte der Verf. dieß wohl anders und wollte sagen: sie sind nothwendig zur Auseinandersetzung meiner Behauptung; welches jedoch auch hierzu so dringend Noth nicht gewesen wäre Einige Seiten weiter finden wir jedoch einen Grund, der ziemliches Licht giebt, warum es Herr v. B. so sehr am Herzen liegt zu zeigen, daß diese einst von Polen, wie er sich ausdrückt, usurpiert gewesene Landstriche weit mehr von Russen als Polen bewohnt worden, (was wir gar nicht bezweifeln). Er sagt nämlich: An diese, außer aller Acht gelassene Wahrheiten, muß erinnert werden, und dies zu thun ist einer meiner Hauptzwecke bei dieser Arbeit gewesen. Gerade auf diesen Wahrheiten beruht Rußlands ewiges, unbestreitbares Recht an alle diese Gegenden, beruhen die heiligen Pflichten, die alle Polen, die in diesen Provinzen leben, (gegen) Rußland und der russischen Nation, als einzigen, natürlichen und rechtmäßigen Eigenthümerin des Grundes und Bodens, den sie bewohnen, haben. — — Haben die jene Gegenden

Digitized by Google

bewohnenden Polen dies vielleicht manchmal nicht einsehen wollen? Fast scheint es so, denn wozu sonst diese Paraphrase und die vorhergehende: Russen und Polen sind Brüder; slavisches Blut fließt in den Adern der Einen wie der Andern; daß die Einen griechische- die andern römisch-katholische Christen sind, kann sie in unsern Tagen nicht hindern, sich brüderlich zu vereinigen und in Eins zu verschmelzen." Das nicht aber die mehrsten Völkerschaften des westlichen Europas sind in so fern auch Brüder; in den Adern der Einen wie der Andern, rollt germanisches Blut, deswegen zweifeln wir indeß doch, ob sie viel Lust haben möchten, freiwillig Eine in die Andere zu verschmelzen. Es scheint uns als gänge es hier Herrn v. B. wie's oft zu gehen pflegt, daß nämlich, wenn man zu viel beweisen will, man gar nichts beweis't, und leicht im gutgemeinten Eifer Sätze aufstellt, die sich recht gut gerade umkehren lassen, und dann noch eben so viel oder wenig Halt haben. Daß er in der Rechtschreibung der russischen Namen, weder der unbestimmten polnischen Geographie sich bedient, noch die zu nichts fruchtende Bemühung sich und seinen Lesern gemacht hat, russische Buchstaben, die das deutsche Alphabet nicht hat, durch Zusammensetzung deutscher wieder zu geben, sondern die vorkommenden Namen möglichst so geschrieben hat, wie sie an Ort und Stelle ausgesprochen werden, verdient Dank, so wie die dem Schluß des zweiten Bandes angehängten Beilagen, die unter andern manche bedeutende geographische und statistische Berichtigung enthalten.

Von Seite 1 bis 75 giebt der Verf. in einer „allgemeinen Uebersicht" des ungeheuern russischen Reichs, die Zeit an, von wo an es den Namen „Rußland" mit den späteren Unterabtheilungsnamen „Groß-, Klein-, Weiß-, Roth- und Schwarzrußland" (letztere Beide jetzt in der Benennung West- und Neurußland untergegangen) trägt; die Lage und den Umfang von Rußland (dem Europäischen) die Bestandtheile und den Umfang des alten (russischen) Reiches (von den Zeiten Wladimirs und Jaroslaws an) die Grenzen und Größe des jetzigen Rußlands in seiner ganzen Ausdehnung in beiden Erdtheilen; die Meere, die dessen Küsten bespülen, die großen Landseen im Innern; die Flüsse, Kanäle, Gebirge, das Klima, die Beschaffenheit des Bodens, dessen Fruchtbarkeit, Producte (Mineralquellen) des Gewerbes, Kunstfleißes und Handels jener weiten Länderstriche, den eingeführten Münzen, Maaße und Gewichte, der Bevölkerung, die zwischen 40 bis 41 Millionen angegeben wird. („Mehr als 90, in Abstammung und Sprache in Sitten und Religion verschiedene Völkerschaften bewohnen dies unermeßliche Reich, leben alle nebeneinander, miteinander und durcheinander in Friede und Freundschaft (?) in brüderlicher Liebe und Einigkeit (?) sind sich vor dem Gesetz und dem erhabenen Throne ihres Monarchen alle (?) gleich u. s. w." Das klingt so schön, daß man versucht wird das Paradies in jenen Gegenden zu suchen. Schade nur, daß einem dabei doch immer noch mancherlei nicht paradisisches einfällt. — Hr. v. B. ist ein guter Patriot, das ist lobenswerth; er will hier, wie der Fortgang jener Exclamation zeigt, den Verdiensten seines Kaisers eine Lobrede halten, das ist auch ganz gut, obschon nicht nöthig, denn des edlen Alexanders segenvolles Wirken lobt sich schon selbst, und viel besser als durch eine Phrase wie die obige, die nur Phrase i. e. eine Redensart ist. Was Rußlands edler Herrscher für seine Zeit, sein Volk und dadurch auch für die Folgezeit gethan hat und noch thut, wird die Geschichte nimmer vergessen; was aber Rußland in seinen zum Theil halb barbarischen, zum Theil noch ganz uncultivirten Völkerschaften, deren kleinster Theil erst auf einer nennenswerthen Stufe europäischer Ausbildung steht, jetzt noch ist. — Wahrlich nicht durch Schuld seiner Peter, seiner Katharinen, seiner Alexander, sondern dadurch, weil die Natur nur langsam fortrückt in ihrer Reise — das wissen wir auch, eben so gut als manches andere, und darum ist es nicht angenehm, wenn man sieht, wie ein sonst achtbarer Schriftsteller aus Eifer für das Gute — das wir Rußland abzustreiten sehr entfernt sind — das Ding zu weit treibt, und in einer Art poetischer Exclamation dem geschichtlich factisch Wahren des Jetzt vorauseilt und ein Bild zusammensetzt, das vielleicht einmal spätere Geschlechter wie wir, in der Wirklichkeit erblicken mögen.) Die (Stamm) Nationen, die Religion, die Künste und Wissenschaften, die Regierungsverfassung, die innere Verwaltung der Gouvernements und Provinzen, das Kirchenregiment; die Art der Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten fremder Religionsverwandten, die Reichseinkünfte (zu 110 Millionen Rubel geschätzt); die Kriegsmacht, („das französische Ungeheuer zerschellte sich an Rußlands (Militär) Macht; mehr braucht man nicht zu sagen um einen richtigen Begriff von ihr aufzustellen" Nein, das ist schon zu viel gesagt, noch mehr hieße das Uebertriebene übertreiben. Daß doch die Menschen gar so gern immer alles allein gethan haben wollen! Weniger wie bei fast allen andern Vorfällen in der Geschichte sollte bei denen des Jahres 1812 der alte Spruch vergessen werden: „Gebet Gott

Digitized by Google

in der Höh' allein die Ehre," sintemal ohne den es sehr leicht hätte kommen können, das von manchen Dingen die wir jetzt sehen und lesen, dermalen nicht viel zu lesen und zu sehen gewesen wäre.) Die Ritterorden, das Reichswappen, die kaiserlichen Titel und Reichsländer mit Titeln; die Größe und Eintheilung des Reichs bei dem Regierungsantritt Katharina II. und nachherige (bedeutende) Erweiterungen; und die Bestandtheile des Reichs und jetzige Vertheilung in (51) Gouvernements und (einige) Provinzen, die keine, mit den andern gleiche Gouvernialverfassung erhalten haben; zu welchen großen Theilen des großen Ganzen noch die Inseln im östlichen Ocean und die Niederlassungen in Amerika kommen. Dieser Haupteintheilung nun des russischen Colosses, ist der Verf. wie billig, bei der näheren Beschreibung desselben gefolgt, so das der erste Abschnitt mit dem eigentlichen Groß- oder Ostrußland, das 20 Gouvernements umfaßt, anfängt. Nach einer kurzen topographischen Uebersicht dieses Ganzen schon an sich so bedeutenden Länderstriches, daß es ohne alle weiteren Reichs- und Nebenländer, das größte Land in Europa ist, — und wobei der Verf. bemerkt, daß es im Ganzen ein von Gott so reichlich gesegnetes, an nichts was zur Nothdurft oder Bequemlichkeit des Lebens erfoderlich ist, Mangel leidendes Land sey, daß es im Gegentheil an allem diesen großen Ueberfluß habe (?) (Wir sollten eher glauben, haben könnte, wenn es besser cultiviert wäre) — giebt er eine Schilderung der Großrussischen Nation, in der es heißt: „Es ist ein gutes, biederes, tapferes, ihr Vaterland, ihre Nation und ihren Monarchen enthusiastisch liebendes Volk, das sich durch unermüdlichen Fleiß, Lebhaftigkeit des Geistes (?) und eine außerordentliche Leichtigkeit alles zu begreifen und mit Geschicklichkeit nachzumachen, durch Heiterkeit und Fröhlichkeit auszeichnet." Der Adel besteht aus sechs Classen (die näher angegeben werden und worunter auch der Verdienst- und bloße Dienstadel — in der Armee, und im Civil sich befindet) und hat — so versichert Herr v. B. — vor den andern aus dem Volke, „den Plebejern" gar keinen Vorzug, nicht einmal den, den alle Menschen eigentlich haben, und den ein gewisser Herr v. Lüttwitz in Schlesien noch kürzlich in einem Broschürchen den Adel als eigens angeboren, in Anspruch nimmt, nämlich den, der freien Wahl zum Guten und Rechten. Denn, man höre was Herr v. B. hierüber sagt: „Der Hauptvorzug des Adels besteht in dem schönen Beruf (e), sich ausschließlich (?) dem Dienste des Monarchen (also nicht dem Vaterlande?) zu widmen, Blut und Leben für Thron, Reich und Vaterland (aha!) zu opfern, wenn es nothwendig ist. (Uns dünkt, diesen schönen Beruf haben alle Staatsbürger mit und ohne von eigentlich gemeinschaftlich und keiner ausschließlich, weil Alle zum Ganzen gehören, Alle mit dem Ganzen, wenn es ein ordentliches Ganzes ist, stehen und fallen. Jeder andere (Nichtadeliche) fährt Herr v. B. fort — kann es auch, wenn er will, aber der Edelmann muß es." Da bedauern wir wirklich den armen, gegen die andern Stände sehr in ungünstigen Schatten stehenden russischen Edelmann. Muß ist immer etwas fatales, dieweil es gar nichts moralisch verdienstliches mehr zuläßt. „Darum, weil der Edelmann ohne dem Staat geleistete Dienste, ohne selbst erworbene Verdienste, weniger ist als nichts (das ist so ziemlich ein jeder ohne Verdienste) so ist aber auch dem jungen Edelmann der Eintritt in die Laufbahn, welche ihm angeborener (?) Beruf ist (das klinkt etwas Hindostanisch, dem ist auch alles angeboren in den Kasten) vor andern Ständen erleichtert: (hic haeret aqua! das ist ja eben ein Theil dessen, warum es sich jetzt in der Welt handelt) und, er kann sie — jene Laufbahn nämlich, auch jedesmal, wenn er will (auch wenn Gefahr da ist, und das Vaterland die braucht, die es bis dahin ernährte?) völlig frei verlassen." Das kann also alles nur er und kein Anderer? und doch meint der Verf., der Adel habe gar keine Vorrechte vor den andern Classen der Staatsbürger? Wir gestehen, daß wir uns keinen rechten Begriff von dem machen können, was der Herr Verf. „gar keinen Vorzug haben" nennt. Die Geistlichkeit soll dagegen welche haben, nämlich Schatzungsfreiheit für sich und ihre Söhne, — die jedoch Soldat werden müssen — und Exemption von körperlicher Strafbelegung. — Die Bürger zerfallen unter sich wie der Adel, in sechs Classen, (die näher angegeben sind) und der Bauernstand in viere, nämlich in Kron-Bauern, Appanage-Bauern, Privatbauern (die alle, mehr oder minder entweder Erbunterthänig, oder Leibeigen und festgewurzelt sind auf dem Boden, welcher durch ihren Fleiß erst Werth erhält,) und endlich in freie Ackerleute. In den letzten Jahren sollen mehrere große Guthsbesitzer ihren leibeigenen Bauern das allgemeine Menschenrecht die Freiheit, zurückgegeben haben, und dafür von ihrem edlen Kaiser belobt worden seyn. Die Sitten und die Lebensart der gemeinen Russen, schildert der Verf. als sehr einfach, und das schlechteste russische Dorf soll immer dem Menschenfreunde einen angenehmen Anblick gewähren. Wir waren nie

Digitized by Google

in Rußland, haben aber doch von vielen Reisenden gehört, daß die russischen Dörfer viel analoges mit den polnischen haben sollen, und die — eben nicht so gefunden, daß man sich ihrer hätte sonderlich freuen können. Ein gleiches lebhaft colorirtes Bild entwirft der Verf. von dem Zustande der Musik in Rußland. Da heißt es: die unübertrefflich schöne Vokalmusik bei dem öffentlichen Gottesdienste in den russischen Kirchen, vorzüglich in den beiden Residenzen und andern, großen Städten, wo Prälatensitze sind, ist bekannt, (mit Erlaubniß, das ist sie nicht, wenigstens nicht unter uns Deutschen *) und hat wohl ihres Gleichen in der Welt nicht!!! Durch solche und ähnliche, in sich selbst durch Uebertreibung zerfallende Behauptungen, gewinnt ein Buch nicht Was der Verf. nach dieser Hyperbel über die Musik von den Vergnügungen, den Gebräuchen, der ökonomischen Lebensart der Russen, hier noch allgemein von den Bauern und Bürgern, selbst von den vornehmern und reichern unter den letztern, noch häufig, getragenen Nationaltracht (deren Farbe „die Farbe der schönen Natur, grün, ist") u. s. w. sagt, ist dagegen eben so hübsch als ohne Uebertreibung geschildert und einer derjenigen Abschnitte dieses Werks, die eben so interessant als angenehm zu lesen sind.

Bei der Erwähnung der Schicksale Moskwas heißt es: 1382 zerstörte und verbrannte sie Tocktamysch — seine Horden sind jetzt russische Unterthanen; 430 Jahre später zerstörte und verbrannte sie Napoleon — aber Rom mußte auch erst von den Galliern verbrannt werden, ehe es wurde, was es war. Das klingt ja fast wie eine prophetische Andeutung — indeß Moskwa in Ehren, so bezweifeln wir doch, daß es je ein Rom werden wird, wie Rom war. Daß übrigens Herr v. B. die Verbrennung Moskwas demjenigen Schuld giebt, dem wohl am wenigsten damit gedient war, ist einer jener Errors, den die Geschichte dem russischen Major schon wird zu gute halten müssen. Mehr noch wie bei diesem, findet der Verf. bei dem Gouvernement Smolensk, Gelegenheit, seinen patriotischen Eifer zu zeigen. Dieser Landstrich wurde in Wahrheit im Jahre 1812 ein offenes Grab für die Franzosen, und fast keine Stadt, kein Flecken und kein Dorf ist hier, das nicht Zeuge war von dem großen Gericht, (so würden wir es, mit der Geschichte nennen, statt daß Herr v. B. es blos zum Zeugen der großen Kriegsthaten der Russen macht.) Wie bedeutend einst Nowgorod-Weliki, ehemals die Residenz der russischen Großfürsten und die älteste Stadt der Slaven, gewesen seyn müsse, erhellt aus dem Sprichworte des Volks: Wer kann wider Gott und Groß-Nowgorod!" Damals, (im 15ten Jahrhundert) war sie ein Glied der Hansa, der Stapelort des nordischen und morgenländischen Handels, und zählte gegen 400,000 Einwohner (jetzt nur noch 8000.) In Waldai, der zweiten Stadt des Gouvernements Nowgorod, herrscht, wie der Verf. erzählt, ein seltsamer, jedoch gerade nicht unangenehmer Gebrauch. Es werden nämlich daselbst eine Art Kringel gebacken, Baraschki genannt und wenn nun ein Fremder nach Waldai kömmt, so wird er vermöge einer alten Sitte, alsbald von einem Trupp Mädchen umringt, die ihm dergleichen Backwerk zum Kauf anbieten und einen Kuß obendrein. Wer nun galant ist und nicht verlacht und ausgezischt seyn will, muß kaufen und küssen. *) vermuthlich kommen nicht viele Fremde in diesen Ort, sonst möchten die guten Mädchen doch zu viel zu thun haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Theilweise allerdings — sollte der geehrte Einsender dieses Aufsatzes vielleicht einmal nach Weimar kommen, so würde er bei dem herrlichen reinen Gesang in der griechischen Kirche, den ich einigemale zu bewundern Gelegenheit hatte, wohl einen bessern Begriff von der russischen kirchlichen Vocalmusik bekommen, die der katholischen und lutherischen nichts nachgiebt.
W. H.

*) Bei dieser Stelle hat den verehrten Herrn Einsender gewiß der Mund gewässert. W. H.

Der König von Schweden.

Voltair's bekannter Vers: „Le premier Roi fut un heureux Soldat," den ihm die ältere Geschichte in die Feder gesagt hat, findet seine Bestätigung auf gewisse Weise in Schwedens neuester Geschichte; aber mit erfreulichern Folgen, als, wie man weiß, in manchem ältern Falle, der die spätere Legitimität vorbereitet. Ein Krieger in Zeiten der Civilisation bedarf mehr als rauher Tapferkeit, um empor zu kommen, und bedarf noch viel mehr um sich auf der Höhe zu erhalten. Uns Deutschen kann das brave Schweden nicht gleichgültig seyn; seine Bewohner sind großentheils germanischen Stammes; was ihr erwählter Gustav Wasa gründete, machte dem spätern Gustav Adolf das großartige Unternehmen möglich, das nicht blos Armeen, sondern auch die alles Licht auslöschenden Jesuiten und Mönche seiner Zeit aus dem deutschen Felde schlug. Carls XIII. Beitritt zu dem durch den Zweck geheiligten

Bunde wider Napoleons Universal-Despotismus, und des erwählten Kronprinzen Tapferkeit danken wir Zeitgenossen nicht wenig.

In solchen Beziehungen wäre eine Lebensbeschreibung des zuletzt genannten Kronprinzen und jetzt Königs von Schweden Carl XIV. von doppelten Interesse, und darum griffen wir begierig zu den jetzt in Paris herausgekommenen Memoires pour servir à l'histoire de Charles XIV. — Jean, roi de Suède et de Norwege. Zwey Männer nennen sich als Verfasser: der Escadronchef Coupé de St. Donat, ein alter Officier vom Generalstabe des Prinzen von Ponte Corvo und de Roquefort, Mitglied der Antiquitäten-Academie in Frankreich. Was wir in den 2 Bänden fanden? Mehr und weniger, als wir erwarteten. Das Mehr besteht in historischen, statistischen und geographischen Notizen von Schweden, die sogar bey den alten Scandinaviern, den Sängern Scalden genannt, und dem Gesetzgeber Odin anfangen und 100 Seiten einnehmen. Weniger, wir finden nämlich keine Anzeige des geheimern Ganges von der Wahl des Prinzen Ponte Corvo zum Kronprinz von Schweden, und überhaupt nur die bekanntesten Vorgänge im Umriß. Den größern Theil der Schrift nehmen officielle Actenstücke, Bülletins, Briefe und dergl. ein, welche schon in andern Zeitblättern abgedruckt gelesen worden. Diese Memoiren sind also nur in so fern nützlich, als sie eine sorgfältige Zusammenstellung des Bekannten, diplomatische Materialien liefern. Wer gerne hinter die Coulissen blickt, oder den Held auch im Schlafrock sehen will, kann hier seine Rechnung nicht finden. Um nicht ohne alle Ausbeute für unsere Leser von dem Buche zu scheiden, wollen wir folgendes anführen. — Ein schöner Zug des Volkscharakter wird angegeben, daß die großen Verbrechen äusserst selten seyen: Die Sitten der Norweger sind einfach mit wahrer Höflichkeit, (giebt es kein besser Wort im Deutschen dafür?) verbunden; der Norweger Bauer hat Geist, Lebhaftigkeit, Festigkeit. Er ist loyal und achtet seine Obern, ohne kriechende Verehrung. — Die eigentliche Bewandniß des Todes Carls XII. ist noch nicht ausgemacht. Mr Ingham sprach im Jahr 1772 in dem Rittersaale zu Stockholm öffentlich: „Er ist eine ewige Schande, dieser Tod des nordischen Helden, des Königs Carl XII. Aber das Wort stirbt auf meinen Lippen." Man denke an Ankarström; man denke an den Verrath des vornehmen Officier Corps, als Gustav III. im Begriff war, aus Petersburg loszugehen, und man wird gestehen daß die nicht immer die Stützen des Thrones waren, die sich gerne so nennen hören. Die Musketenkugel bey Friedrichshall kam nicht aus einem Bauerngewehr. — Gustav IV. soll fest daran geglaubt haben, daß Napoleon der in der Offenbarung St. Johannis verkündigte Antichrist sey, und habe ihn dem zufolge immer nur das Thier genannt. Er schrieb daher 1807 an den Herzog von Braunschweig-Oels: „Nichts könnte mich bewegen mit dem Thier zu unterhandeln; ich würde nicht allein die Pflichten und geheiligten Grundsätze, die jeder Tugendhafte haben muß, verrathen, sondern ich würde auch mein Unglück für diese und jene Welt unterzeichnen." Die Memoiren fangen mit einer Abhandlung über die Legitimität des Königs Carl Johann an. Wie viele Fürsten, namentlich in Schweden, sind nicht von ihrem Volke erwählt worden; man halte sich doch an Gehorsam und Zufriedenheit, die solcher Wahl folgt. Das neu erfundene Wort, worüber sich schon Diplomaten und Politiker bey den Ohren gezauset haben, beweißt an sich wenig; befriedigt den Denker nicht, und weder der Gewalt noch der Tugend auf dem Thron ist es unentbehrlich. Kam nicht Hugo Kapet auf ähnliche Manier auf den Thron wie Bonaparte? Macht die Länge der Zeit allein ein unzerstörbares Recht, oder liegt nicht die beste Garantie in dem rechten Gebrauch des historischen Rechts, das von der ruhigen, nicht durch fortgesetzte Gewalt erheuchelten Unterwerfung datirt. Die Legitimitätskrämer bedenken nicht, daß sie manchem regierenden Hause z. B. dem Hause Hanover, mit ihrem Worte an den Thron rühren; man schreit's französischen Ultra's nach. — Laßt uns von der Spitze politischer Künsteleyen einen Sprung zur Natur thun. Die Verfasser erwähnen eines Vogels in Lappland, die Motacilla luscinia, der nach Skjoldebrands Beschreibung einen Melancholie weckenden Gesang haben soll; er sey der einzige, der sich in Noten ausdrücken ließ, nämlich so:

dann folge ein Zwitschern in Molltönen, das sich nicht notiren ließ. —

Der König hieß eigentlich mit seinen Taufnamen Johann Baptist Julius Bernodotte, gebohren zu Pau in Bearn den 26. Januar 1764 von einer Familie des Richterstandes. Sein Bild ist dem ersten Bande der Memoiren vorgedruckt; dem 2ten Band das Bild des Sohnes Prinzen Oscar.

Notizen.

Folgende Notiz über die Carbonari und Calderari ist noch wenig bekannt, aber merkwürdig

Digitized by Google

Emissarien der Königin Karoline von Neapel hatten die Carbonari gestiftet. Bei der geringen Vorsicht, die man in der Aufnahme beobachtete, schlichen sich eine Menge untauglicher, dem Zwecke entgegen wirkender Mitglieder ein. Es wurde eine Reinigung vorgenommen. Die Ausgeschlossenen stifteten eine neue Gesellschaft unter dem Namen der Calderari. Mürat hatte sich zuletzt den Carbonari angeschlossen, die die Mehrzahl ausmachten; es sollen ihrer im Königreiche Neapel an die 200,000 gewesen seyn. Bey der Restauration fingen die Calderari an jenen gefährlich zu werden; der Polizeyminister, Prinz Canosa, gerieth auf den sonderbaren Einfall, sie, unter denen die Blutmenschen von 1799 waren, als Polizeyorgane zu brauchen, und wählte einen Ausschuß, den er selbst präsidirte. Die Mitglieder mußten einen feierlichen Eid schwören, die Carbonari und Freimaurer zu vertilgen, theilte sogar 20,000 Gewehre unter sie aus. Der König erfuhr es zu rechter Zeit, und setzte den Minister 1816 ab. Doch kann man nicht für künftige durch die beiden Sekten veranlaßten Unruhen stehen. —

Ein anderer Wütherich war Vanni. Nachdem er als Haupt der geheimen Untersuchungs-Commission dem Hofe zu Liebe viele hundert Schlachtopfer hatte bluten lassen, verbannte ihn der Hof aus der Hauptstadt. Vanni verlassen, verflucht, verzweifelnd, entleibte sich selbst, nachdem er in einem Briefe die größten Verwünschungen gegen den Hof ausgestoßen hatte. „Möge mein Beispiel andern Staatsinquisitoren zur Warnung dienen" war der Schluß des Briefs. — Aus den von Duval v. J. in Paris herausgegebenen, sehr interessanten Mémoires historiques politiques et literaires sur le royaume de Naples par Mr. le Comte Grégoire Orloff etc. Da heißt es von der Königin Caroline: „um ihr zu gefallen, mußte man ihr unaufhörlich sagen, daß sie gehaßt sey." — —

Ein ganz vollständiges fossiles Menschenscelet, eine der merkwürdigern Naturerscheinungen, ist nebst einigen andern ins brittische Museum gebracht worden. Man hat es aus dem härtesten Kalkstein oder Marmor auf der Insel Guadeloupe zu Tage gefördert, und der Gouverneur Cochrane hat es eingesendet.

Der Franziskaner-Mönch Azzoguidi gab die entdeckten Sermones in Psalmos des heil. Antonius von Padua 1757 heraus, und zwar aus der eignen Handschrift des Heiligen, von deren Aechtheit er sich, nach seiner Versicherung durch den Geruch überzeugt hat. Sehr glaubhaft, denn bekanntlich ist der Geruch der Heiligkeit so stark, daß vielen Schriftstellern, die das Leben der Heiligen beschrieben oder dasselbe in der Mastiauxischen lit. Zeitung anpreißen, alle Gedanken davon vergehen, daher sich diese Recensionen vor Schlafengehen gut lesen lassen. —

Universitätszwang. Diesen sollen zuerst die Venetianer ausgeübt haben, als sie die Universität zu Padua 1406 gestiftet gehabt. Dies Verbot half die Universität nicht heben, weil andere Staaten das Wiedervergeltungsrecht ausübten. (Tiraboschi storia dell lett. ital. T. VI.) In Deutschland soll Churfürst Joh. Georg von Brandenburg, (in der letzten Hälfte des 16 Jahrhunderts), etwas ähnliches zuerst verordnet haben, in Beziehung auf Frankfurt an der Oder. Nachher sind solche Verbote häufiger worden. Il n'y a que le premier pas qui comte.

Zur Schädellehre. Herr Hofrath Ostander sah in der Sebastians-Kirche zu Salzburg den Schädel des weiland berühmten Quacksalbers Theophrastus Paracelsus und bemerkte, daß er ganz einem weiblichen Schädel gliche, wodurch sich die Sage bestätigen soll, daß er in der Kindheit um die Zeugungstheile gekommen sey. Er war nie verheirathet, und schrieb immer sehr giftig über das weibliche Geschlecht und ihre Einbildungskraft; er nannte die Frauen nur halbe Creaturen. —

Französischer Hochmuth. Bei dem Corps des Prinzen Conde, gab es viele, die Gefallen am Plündern fanden. Als das Corps 1796 unter den Oesterreichischen General Fröhlich zu stehen kam, befahl dieser wackere Krieger sogleich, daß jeder Plünderer, er möge adelig seyn oder nicht, erschossen werden solle. Wie grob und deutsch (tudesque) das Son Altesse gefunden, das steht naiv zu lesen in Mr. d'Ecquevilly Campagnes du Corps sous les Ordres du Prince de Condé, womit drei dicke Bände angefüllt sind.

Herr Joh. A. Kanne. Diesen Theologen müssen wir unsern Lesern durchaus für ihr Geld sehen lassen. Die Gelehrten behaupten, er habe mehr orientalische Schwärmerey als orientalische Sprachen im Kopf; wir wollen nichts behaupten; er soll sich selber produciren. Er hat ein Buch geschrieben: „Christus im alten Testamente." Der Verf. entdeckt da im ersten Abschnitt Th. I. einen geistlichen Bildungstrieb, der, so wie der physische, am kräftigsten in dem Leben der drei niedrigsten Thierklassen, der Amphibien, Insecten und Würmer, so auch nur in den niedrigen, demüthigen und

Digitized by Google

zerschlagenen Herzen sich thätig äußert. Also sind die pietistisch-mystischen Seelen zu den niedrigsten Geistes-Classen zu rechnen? Das hohe Lied ist dem Hrn. Kanne gegen alle Kritik noch immer das geistliche Kirchenbrautlied. S. 45 heißt es gar: „Durch den ersten Ehebruch der Seele kehrte sie mit ihrem Gottesbilde und den empfangenen Gütern in ihr Selbst und Ich ein, wollte damit selbst etwas seyn, (Selbst also ist Herr Kanne nichts?) wollte selbstständig und selber der Männliche Theil! seyn." (Das läßt sich Herrn Kannes Seele nicht vorwerfen, sie schwatzt Weibisch genug.) „Sie muß daher dieser Selbstheit, die ihr ganzes gegenwärtiges Wesen durchwohnt, und die wahre Wurzel alles Uebels ist, sich begeben, muß wieder der empfangende weibliche Theil, die Braut und Gattin werden!" O der mystischen Seelenbuhlerey! — Jacob Böhm, der überspannte Schuster, ist sein Mann, auf ihn beruft er sich, daß Christus mit Jacob gerungen und das thierische Gelenke angerührt habe. — „In den Lenden liegt nämlich jenes Vermögen, in welchem dem Menschen zu seiner Beschämung die thierische Sinnlichkeit, noch seine verlohrne höchste Göttlichkeit! vorhält." Damit stimmt freilich auch der heilige Hieronimus übereln. der eine hübsche Wittwe belehrte: „daß des Teufels Kraft, (virtus) in den lumbis stecke." (So was darf nur ein Heiliger den hübschen Wittwen sagen.) Was man kaum glauben wird, Herr Kanne legt sogar einen großen Werth darauf, daß der Erlöser aus Loths Beischlaf mit seinen Töchtern, und Judas Hurerey mit der Thamar hervorgegangen, „damit Gott Mensch würde in einem Geschlechte, auf dem die Unehre ruhte." — Vom magnetischen Schlafe sagt er: „Wie die Rückkehr der Seele in jenes ursprüngliche Leben eine Wiedergeburt aus der männlichen selbst würkenden Natur in die weibliche und empfangende ist; so ist auch des magnetischen Zustandes der Regel nach, vorzüglich das Weib fähig." Weniger wunderbar als dieser Schluß dünkt uns, daß aus solchem magnetischen Zustande zu weilen Zwillinge hervor gekommen sind. „Auch das, sagt Herr Kanne S. 85 war von Bedeutung, daß der Krebs an des Thiermenschen Zeugetheilen abgebildet worden." Wie steht Christus damit in Verbindung? Nur soviel begreifen wir, daß der ganze Herr Kanne ein mystischer Krebs ist. So mag er denn mit seines gleichen à la Krüdener etc. rückwärts kriechen. Wir andern schreiten einem bessern Ziele zu. — —

Ein anderer religiöspolitischer Rabulist ist der bekannte Monsieur de Chateaubriand, der bey manchem deutschen Weiblein mehr als verdienten Eingang gewonnen hat. Schon 1816 hat ein Dr. Arramiotti in Padua kritische Bemerkungen gegen dessen Reise von Paris nach Jerusalem herausgegeben, und dem Herrn Chateaubriand seine Plagiate, Irrthümer und Ignoranzen aufgedeckt. — Um bei diesem Gegenstande zu bleiben, wollen wir den Lesern noch eine den Menschenverstand irremachende Schrift nennen: Geistesübungen aus dem Französischen des Herrn Courbon; sie ist in Lucern cum approbatione herausgekommen, wo schon lange eine Nuntiatur-Wirthschaft zu Hause ist. Wem nun Herr Kanne noch nicht genügt, der kann cum approbatione superiorum vom Herrn Courbon lernen: Gott sehen, mit ihm plaudern, ihn herzen, drücken und küssen, verliebte Blicke mit Gott wechseln, und so vertraulich mit ihm umgehen, daß selbst die Engel darüber erstaunen. S. 13. 14. 16. 100. 101. 102. und das alles, wir sagen's noch einmal cum approbatione Superiorum. Die guten Superiores! Ein Glück für solche, daß unsere Staats-Fiskale und Sanitäts-Collegia viel anders zu thun haben und auf Jugendkrankheiten aufpassen. — Die Polizey sieht ängstlich darauf, daß die Apothekerbüchsen mit gefährlichen Droguen, ihre richtige Aufschrift: Gifte, führen und nicht Jedermann davon bekomme. Die sonst so ängstliche Geistes-Polizey sollte wenigstens für den rechten Titel bey Herrn Courbons Buche gesorgt haben. Er sollte heißen: Geistes-Verrückungen, cum approbatione Superiorum. So wußte Jedermann prima vista woran er war.

Schöne Gesellschaft. In einem übrigens nützlichen Buche von Greve über die Krankheiten der Hausthiere, kommen aus Nachlässigkeit des Styls die Menschen in eine schöne Gesellschaft. Es heißt nämlich: XIX. Versuche und Erfahrungen über die Wirkung des Pockengiftes des Menschen auf verschiedene andere Thiere, nämlich auf Affen, Schweine, Haushunde und Füchse. Der Herr Herzogl. Oldenb. Marstallarzt Greve hätte bedenken sollen, daß doch nicht alle Menschen etwas vom Affen, Schwein, Hund oder Fuchse an sich haben.

Napoleons egyptische Correspondenz. (Fortsetzung.)

Cairo den 20. des Mondes von Reby-il-Ewel, im Jahr der Flucht Mahomed's 1213.

Auszug aus einem merkwürdigen, von den Scheicks und den Ausschußpersonen in Cairo an den Scherif von Mecka geschriebenen Briefe

Nachdem der Himmel unsere heißesten Wünsche

und Gebete für die Erhaltung der kostbaren Tage unseres Herrn, des Fürsten der Getreuen, der Zierde des königlichen Diadems, der Nachkunft Sachmis, des Kleinods in der Krone der prophetischen Abkunft, des Scherif Galil, Sultans von Mecka, vernommen; wolle der Allmächtige ihn doch auf die höchste Stufe der Macht führen, und mit Beweisen seiner Gnade überschütten, ihn vor vielen andern in seinen höchsten Schutz nehmen und ihn bewahren vor jedem Unzemach, welches ihm im Wechsel der Tage und Nächte zustoßen könnte.

Wir geben uns die Ehre, zu melden, daß den 7. des Monats Safar, welcher auf einen Sonnabend fiel, die französische Armee sich auf den Ebenen von Giza gezeigt, am westlichen Ufer des Nils, und den Mammelucken eine Schlacht geliefert hat, welche ohngefähr zwei Stunden gedauert hat; sie lief aber für die Mammelucken unglücklich ab, denn diese sahen sich bald genöthigt, die Flucht zu ergreifen und sich nach Abend zu hinzuwenden, nachdem eine große Zahl ihrer Streiter auf dem Platze blieb. Am folgenden Morgen begab sich eine Deputation, die aus Rechtsgelehrten und Ausschußpersonen der Stadt Cahira bestand, nach Giza, um Sauvegarde und Schutz für die Einwohner, mit Ausschluß der Mammelucken und deren Anhänger, zu bitten. Der commandirende General gewährte ihnen diese Bitte. Dieselben Deputirten baten auch, daß der Khoutbe, nämlich das Gebet, welches die Priester der Moscheen gewöhnlich für Ihre Kaiserl. Majestät, den Freitag beim Mittagsgebet mit verrichten, wie zuvor statt finden möchte, der General setzte eine Art von Urkunden auf und setzte noch hinzu, daß er einer der ergebensten Freunde des Kaisers der Ottomannen sey, daß er diejenigen liebe, die ihrem Kaiser treu blieben, und die Feinde desselben seine eigenen wären.

Hierauf befahl er, daß der Gottesdienst wie gewöhnlich in Cairo ungehindert vor sich gehen und daß die Gebete, die Lesung des Korans, die Oeffnung der Moscheen und alle frommen Gebräuche wieder ihren Anfang nehmen sollen; er war so gütig noch zur Deputation zu sagen, daß er durchdrungen sey von der unzuwiderlegenden Wahrheit, es sey kein anderer Gott als unser Gott; daß die Franzosen überhaupt von Hochachtung für unseren Propheten und sein heiliges Buch erfüllt wären, und daß es selbst viele unter ihnen gäbe, die dem Islamismus vor allen andern Religionen den Vorzug gestatteten. Zum Beweiß dessen führte er die Befreiung der gefangenen Muselmänner auf Malta an, als selbiges sich ihm ergeben mußte, ferner die Zerstörung der christlichen Kirchen und der Kreutze in den eroberten Staaten, besonders in Venedig, wo er allen Bedrückungen, die die Muselmänner hier erleiden mußten, ein Ende machte, die Auflösung der päbstlichen Regentschaft in Rom, auf deren Geheis die Getreuen gemordet wurden. Dieser ewige Feind des Islamismus, welcher den Christen vorspiegelte, es sey in den Augen Gottes ein verdienstliches Werk, das Blut der Rechtgläubigen zu vergiesen, ist nicht mehr, er kann förder nicht die Ruhe der Getreuen stören, über welche der Allmächtige mit väterlicher Güte wacht.

Der General der Franzosen zeigt die lebhafteste Anhänglichkeit für die zwei großen Propheten, den unsern und den seinigen, und bemüht sich vorzüglich, der Expedition der Pilgerkaravane allen möglichen Vorschub zu leisten: er trug es uns auf, da wir Zeugen seiner freundschaftlichen Sorgfalt waren, die er zu diesem wichtigen Behuf verwendet. Euch davon in Kenntniß zu setzen, damit ihr eurer Seits das thun möchtet, was euch dienlich schiene.

Heil und tausendmal Heil des Friedens diesem ruhmwürdigen Gesandten, welcher gekommen, den Menschen die Wahrheit (Bonaparte und die Wahrheit!) zu verkünden, und welcher aller Tugenden voll ist; Heil auch seiner hohen erlauchten Familie und den ehrwürdigen Gefährten des von Gott gesandten.

Geschehen Cairo den 20. des Mondes von Reby-il-Ewel, im Jahr der Hegyra 1213.

(Hier folgt eine große Menge von Unterschriften)

Bei W. Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen:

Herrmannsfried

oder

der Fall der Thüringer

Historisch romantisches Gemälde aus den Tagen der Vorzeit.

Von *r.

8. Preiß 1 rthlr. 12 gr.

Wem ein tragisches Gemälde der Vorzeit in lebendiger Darstellung willkommen ist, dem sey diese neueste Arbeit des bekannten Verfassers empfohlen. Die Heldenkraft des alten deutschen Volkes, fränkische Argliſt und italienische Bosheit jener Zeiten bilden darin den anziehensten Contrast.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 48. Redacteur: Wilhelm Hoffmann. 1820 Juny.

Rußland. (Beschluß.)

Bei dem Dorfe Sopocha, im Gouvernement Olonetz ist der Wasserfall Kiwatscha, wo sich der Suna über drei Felsenabsätze in eine schreckliche Tiefe stürzt. Hier ist auch das berühmte Manns- und Frauen-Kloster Danilowa am See Wyg und das 20 Werste davon entfernte Kloster Leksa, in welchen beiden über 100 Mönche und 1000 Nonnen und außerdem noch an 300 Arbeiter verschiedener Art, leben, die sich sämmtlich, die Religiösen beider Geschlechter mit eingeschlossen, mit mannichfachen nützlichen Arbeiten beschäftigen. Bei der Beschreibung des Gouvernements Archangel giebt der Vf. eine kurze Schilderung der einen Theil dieses Landstriches bewohnenden Lappen und Samojeden. Erstere, die sich selbst Same oder Some nennen und aus ungefähr 1200 Familien bestehen, sind Nomaden, die meisten von ihnen Bekenner des griechischen Christenthums, die übrigen Heiden, deren Hauptgottheit Jumala, unter ihm, nebst noch vielen Andern, aber Thor ist. Die Samojeden, die sich selbst Ninetz oder Nenetsch, d. i. Menschen, nennen, sind Schamanische Heiden, roher und wilder noch wie die Vorigen, auch weniger zahlreich. Das Gouvernement Kostroma gehört nach Hrn. v. B. zu den fruchtbarsten und angebautesten Provinzen des Reichs in diesem Erdstrich. Bemerkenswerth ist die industriöse Betriebsamkeit der Einwohner des Gouvernements Jaroslaw. Da es in ihrer Heimath zum Theil an gutem Ackerland gebricht, so wandern viele im Frühjahr nach Petersburg, (wo man sie unter den Namen Grünkerle, kennt) Moskwa u. a. großen Städten, selbst bis Liefland, aus, pachten sich daselbst, manchmal sehr theuer, ein Stück Gartenland und bearbeiten es mit solcher Sorgfalt und Emsigkeit, daß sie Gartengewächse in vorzüglicher Menge, Güte und Zeitigkeit darauf gewinnen, welches ihnen denn so viel abwirft, daß sie, ungeachtet des oft sehr niedrigen Preises, den sie machen, doch manchmal noch ein Ansehnliches gewinnen und dann zum Winter in ihre Heimath mit dem Wohlerworbenen zurückkehren. Von den Tschuwaschen, die einen bedeutenden Theil der Bewohner des Gouvernement Nischegorod ausmachen, giebt der Vf. ausführliche Nachricht. Früher Nomaden und Heiden, haben sich doch jetzt die mehrsten von ihnen zum Christenthum und den Beschäftigungen des Ackerbaues gewendet; indeß halten sie demohngeachtet noch immer an vielen ihrer alten Gebräuche fest, und da hinwieder die noch Ungetauften manche Gebräuche von ihren christlichen Brüdern angenommen haben, so ist der Unterschied in den Sitten und der Lebensart zwischen diesen beiden nicht sonderlich groß. Das Gouvernement Kaluga zählt unter seinen Städten eine, mit Namen Maloi-Jaroslawetz, die liegt an der Lusch a und ist (wie Hr. v. B. versichert) dadurch berühmt geworden, daß hier der Fürst Kutusow-Smolenski am 12. Octob. 1812 den Kaiser Napoleon, „dergestalt schlug, daß er von dem Tage an ohne anzuhalten floh, selbst des Nachts bei Laternen-Lichte." — — Im Gouvernement Kurks, ist das Kloster Cholkowskoi, das auf einem waldigen Kreideberge liegt. In diesem Berge sind vor 70—80 Jahren, Zellen, Gänge und Höhlen, zu Begräbnißstellen ausgegraben worden, 40 Klaftern lang und ein Gewölbe zu einer unterirdischen Kirche, 2 Klaftern hoch und 5 Klaftern weit. Da dieß alles in Kreide ausgehauen ist, so muß es einen eigenen Eindruck hervorbringen. Der Gesang soll sich darin, wie Hr. v. B. versichert, vortrefflich resonniren.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit den dem russischen Scepter unterworfenen Provinzen an der Ostsee. Die Bewohner dieses ausgedehnten Länderstriches, (des im Ganzen cultivirtesten, civilisirtesten und am mehrsten mit dem übrigen Europa verwachsenen, des eigentlichen Russischen Reichs) sind Russen, Finnen, Esthen, Letten, Schweden, Deutsche, Juden und Liewen. Von dem Character der Esthen giebt Hr. v. B. bei der Schilderung des Gouvernements Esthland, folgende Nachricht: Ihre mitunter hervorstechenden übelen Eigenschaften, können als eine Folge der Leibeigenschaft angesehen werden, welche diese armen Menschen so lange drückte. Obschon jetzt der lutherischen Confession zugethan, herrschen doch unter ihnen noch immer viele abergläubische Gebräuche, die ihren Ursprung aus dem Heidenthume haben. Bei einer guten und gerechten Behandlung sind sie übrigens leicht zu lei-

Digitized by Google

ten (wie alle Völker; denn das Ungerechte empört stets und macht hartnäckig) das Gegentheil aber macht sie boshaft und widerspenstig; die Anhänglichkeit die der russische Bauer für seinen Herrn hat, findet man aber bei ihnen nicht, was wir schon aus dem Umstand erklärlich und natürlich finden, weil der Esthe einen Herrn hat, der nicht seines Volkes ist. Außer diesen eigentlichen Einwohnern des Landes, sind hier Deutsche (fast der ganze Adel ist deutschen Ursprungs) Schweden und Russen. Wie von den Esthen, giebt der Vf. beim Gouvernement Liefland, eine Schilderung der alten Liewen und Letten, welche letztere jetzt noch einen großen Theil dieses Districtes bewohnen; letztere sollen im Allgemeinen mehr äußere Cultur als die Esthen haben. Den Beschluß dieses zweiten Abschnittes macht die geographische Beschreibung des Gouvernements von Kurland, dessen Bewohner, mit Ausschluß des Adels, der Kaufleute und Bürger in den Städten, welche Deutsche sind, gleichfalls Letten sind; denn das kleine, noch etwa aus 1400 Seelen bestehende und in der Gegend von Bauske lebende, Völkchen der Krewinnen — die Hr. v. B. ihres finnischen Dialectes wegen, mit den Liwen und Esthen Stammverwandt glaubt — wird bald, da es seine alte Sprache nach und nach fallen läßt, mit den übrigen Bewohnern Kurlands ganz zusammenschmelzen. Uebrigens bezweifelt Hr. v. B. noch, daß diese Krewinnen mit den alten Krewitschen etwas gemein haben.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit Litthauen und Schmudien mit Beloistock. Zur Zeit der Schwäche — erzählt uns hier Hr. v. B. — des zertheilten und von Tartaren unterjochten russischen Reiches, warfen sich ehrgeitzige litthauische Häuptlinge gegen dieses Reich auf, entzogen sich dessen Oberherrschaft, stifteten einen Staat auf Kosten Rußlands; bis Katharina die Große dieß abtrünnig (?) gewordene Land, mit Ausschluß eines kleinen Striches, westlich des Niemen, wieder mit dem Reiche vereinigte. — — Von Polen besitzt Rußland jetzt weiter nichts (fährt der Vf. fort) als die Provinz Beloistock; eine geringfügige und unbedeutende Entschädigung für alles Uebel, welches Polen dem Russischen Reiche seit Jahrhunderten so oft und vielfach zugefügt hat. — — Wir würden zu sehr den Raum dieser Blätter überschreiten, wollten wir unternehmen, dem Hrn. Major v. B. die ungeschichtliche Lockerheit solcher, in seinem Werke, nicht seltenen Sätze zu beweisen. Wie oft sie vorkommen, zeigt gleich die folgende Seite. Hier heißt's: „Da wir gezeigt haben, was Litthauen ist, und was es nicht ist; so wird es vielleicht jungen (warum nur denen?) Lesern angenehm seyn zu erfahren, was Polen ist und was es nicht ist. (Was es ist und nicht ist, weiß übrigens schon seit langer Zeit leider! Jeder.) Nun folgt eine Angabe aller Alt-Polnischen Provinzen, und dann heißt es weiter: „Hier in diesen Provinzen und Woiwodschaften sind die Einwohner aller Stände, Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern, Polen, sonst nirgends, daher können auch nur diese Länder Polen heißen. Was der vormalige polnische Staat sonst besaß, war vom Uebel (sic) und war, mit Ausschluß von Preußen, Theil von Rußland, oder doch Russisches Eigenthum, und zwar nicht durch's Schwerdt, sondern durch freiwillige Verträge und Bündnisse (immer?) mit den Urbewohnern, rechtmäßiges, wohlerworbenes Eigenthum." Wir möchten wirklich gern hören, was Hr. v B sagen würde, wenn ein Anderer, ein Pole z. B. den Satz etwa so umdrehte: in den Gouvernements Moskwa, Smolensk u s. w. u. s. w. sind alle Stände Russen, folglich kann nur dies Rußland heißen und seyn, was darüber ist, z. B. Curland, Liefland, Estland, wo der Adel und der Bürger Deutsche, das Landvolk auch keine Russen sind, Finnland, Lappland u. s. w. u. s. w. desgleichen — das ist vom Uebel! — Wir haben schon oben bemerkt, wer zu viel beweisen will, beweis't nichts. — Der vierte Abschnitt umfaßt Weißrußland enthaltend die beiden Gouvernements von Witepsk und Mohilew. Das heutige Weißrußland besteht aus einem Theile der Altrussischen Fürstenthümer Polotzk und Smolensk und dem vormaligen polnischen Liefland; Russen, Letten oder Litthauer, Polen, Deutsche und Juden, bilden auch hier die Volksmasse. Daß der Verfasser bei der nähern Beschreibung dieser beiden Gouvernements auch wieder auf die Kriegsereignisse von 1812 zurückkommt, ist natürlich und zu erwarten; neu und unerwartet aber gewiß für jeden die Nachricht, daß die russischen Truppen Salamander ähnlich sind. Im Gouvernements Witepsk nämlich liegen ein Paar Dörfer die heißen Kläsitzi und Jakuboba. Bei diesen fiel im Sommer 1812 ein Treffen vor, in welchem Graf Witgenstein den Feind schlug und „die Russen in Verfolgung desselben, wie Salamander, über brennende Brücken gingen!!!" Der fünfte Abschnitt handelt von Kleinrußland, das nach Hr. v. B.

Digitized by Google

„in jeder Rücksicht zu den fruchtbarsten und gesegnetsten Ländern unseres Erdtheils, gehören und ein wahres irdisches Paradies seyn soll." Der Charakter der Kleinrussen soll so „unverdorben" seyn, „als es in unsern Zeiten in Europa möglich ist." Daß heißt doch wohl, als es jemals zu allen Zeiten, möglich war? Denn das unsere Zeit im Ganzen, und vorzüglich in moralischer Hinsicht, schlechter seyn sollte, als irgend eine frühere, davon hat uns das Studium der Geschichte wenigstens noch nichts gelehrt.

Den Beschluß des ersten Bandes macht die Beschreibung von Westrußland. Von den Westrussen, die sich selbst „Rusnácki" nennen, entwirft der Verf. ein nicht ganz so vortheilhaftes Bild wie von ihren Brüdern den Groß- und Kleinrussen. Die lange Leibeigenschaft unter fremden, adelichen Herren, den Polen, die sie „Láchi" nennen (von Lech, dem Stifter des Polnischen Reiches) und recht tüchtig hassen — wird hiervon als Ursache angegeben, was wir um so richtiger finden, da sich dasselbe überall bestätigt, wo ähnliche Verhältnisse statt fanden und noch finden, und wobei wir nur noch bemerken, daß der Unterschied aber nicht sonderlich groß zu seyn pflegt, ob ein Volk von einheimisch entsprossenen Adel, oder von dem vor Jahrhunderten aus andern Ländern eingewanderten, in stets unrechtmäßiger Knechtschaft gehalten wird.

Im zweiten Bande theilt Hr. v. B. Nachrichten über den seit Katharinen II. Zeiten erloschenen im Cölibat lebenden Krieger-, oder vielmehr, Räuber-Bund der saporoger Kosaken mit, die in mehreren Dingen eine große Aehnlichkeit mit den Beduinen-Arabern hatten. Ursprünglich und größtentheils russischen Stammes, bildeten sie unter Anführung ihres Attamanns, nicht Hettmanns, (wie Hr. v. B. an einem andern Ort berichtigend bemerkt) einen kriegerischen Bund, der zu manchen Zeiten sich bis auf 30,000 Köpfe belief und seinen Streifereien bald auf das Polnische-, bald aufs Türkische- oft auch selbst auf das Russische Gebiet, zum Schrecken der Einwohner, verwüstend ausdehnte. Dieses letztere, und da sie überhaupt in ihrer Treue als Unterthanen der russischen Krone, wenig Zuverlässigkeit hatten, bewog vorzüglich Katharina II., ihre der Natur und bürgerlichen Ordnung zuwiderlaufende Verfassung ganz aufzuheben, worauf denn zwar Viele, sich nicht fügen wollend, das Reich verließen, die Mehrsten aber Weiber nahmen, sich in Dörfern anbauten und Landbau treibend, dem Staate nützlich wurden. Aus einem Theil ihrer Ueberreste, wurden später die Kosaken des schwarzen Meeres, (Tschernomozi,) gebildet. Der ehelose Stand war bei ihnen darum gesetzlich eingeführt, um desto ungestörter ihren kriegerisch-räuberischen Beschäftigungen obliegen zu können. Für diese gezwungene Enthaltsamkeit entschädigten sie sich indeß bei ihren Einfällen in fremdes Gebiet oder andern Gelegenheit, mit thierischer Wildheit. Der Fremde aber, der das Glück hatte, ungeplündert vor den Herumstreifenden, zu ihren Wohnungen zu kommen, konnte auf ihre Gastfreundschaft sicher rechnen, in welcher Tugend sie den Arabern der Wüste nicht nachstanden. Das Königreich und Gouvernem. Taurien (Krimm); hier spricht der Vf. von der Nothwendigkeit, welche Rußland gehabt haben soll, dieses ehemalige türkische Gebiet sich einzuverleiben, eine Nothwendigkeit, die wir zwar nicht bestreiten wollen, die indeß hier durch so leichte Gründe unterstützt wird, daß man, wenn man will, sie überall und auf alles, vor Allen gegeneinander anwenden könnte. Die vielen gut zusammengestellten Notizen, über die ältere und jetzige Bevölkerung Kaukasiens und Grusiens, ihrer Schicksale, Regierungswechsel, Sitten, Charakter, Ausbildung, Lebensart, Verhaftung, alten Sagen, Sprache, Religion u. s. w. sind höchst schätzbar. Dieses mit Recht vom Verf. altklassisch genannte Land, an welches sie die Erinnerungen der ältesten Sagen der Hellenen knüpfen, hat unter den vielfachen Naturproducten und Merkwürdigkeiten, wovon es so reich ist, mehrere die ihm beinahe allein eigenthümlich sind: als die wachsenden Berge, das ewige Feuer und die Naphtaquellen. Die Ersteren befinden sich in der Gegend zwischen Baku und Nawagi. Das ewige Feuer ist auf der Halbinsel Abscheron; die Naphtaquellen sind größtentheils gleichfalls in der Gegend von Baku. Auch die Feuererscheinungen, welche sich besonders an milden Herbstabenden um Baku, die Felder gleichsam überziehend sehen lassen, und blos ein leuchtender, aber nicht brennender, phosphorescisirender Lustschein sind, werden hier beschrieben. In naturhistorischer Hinsicht kann man diese Gegenden ein Land der Wunder nennen. Wie über die Bewohner Grusiens und Imiretiens u. s. w. folgen nun schätzbare Nachrichten, über die der großen und kleinen Kabarda, Irostans, Kistiens, Kumückischen Tartarei, Legistans und Dagestans; alles kaukasische Gebirgsvölker, die zum Theil mittel- und zum Theil unmittelbar der Krone Rußland jetzt unterworfen sind, zum Theil in einer, mehr dem Namen, als der That nach bestehenden Abhängigkeit oder Schutzgenossenschaft von ihr leben. In den Kabarden findet man noch Reste, der einst in der Geschichte be-

Digitized by Google

rühmten Alanen. Die Lesgier, Bewohner Legistans, sind solche arge Räuber und Verwüster, daß sie in jenen Gegenden bei ihren Nachbaren zum Sprichwort dienen, und schon Shah Nadir damit umging, sie dieser Eigenschaft wegen, gänzlich von der Erde zu vertilgen, welches ihm jedoch nicht gelang. Da sie jetzt ganz von russischen Provinzen umgeben sind, so hofft Herr v. B., daß schon dadurch dieser wilde Volksstamm sich nach und nach zähmen werde. Sie sind wie die übrigen dieser Kaukasischen Länder, zum Theil Muhamedaner, zum Theil griechische Christen, jedoch letzteres nur mehr noch in Beobachtung einiger Gebräuche dieser Kirche, die in früheren Zeiten hier besser und allgemeiner war (wie sich überall am Kaukasus deutliche Spuren davon zeigen) — als in der Wirklichkeit; zum Theil, in den höheren Gebirgsgegenden, Fetischanbeter. Mit der Gewalt der Waffen, meint Hr. v. B., ist übrigens gegen dieses Bergvolk, ihrer unzugänglichen Schlupfwinkel wegen, nichts auszurichten; ihre Bändigung muß allein auf dem Wege einer langsamen Civilisation durch Niederlassungen in und um ihr Land her, bewirkt werden, welches wir auch nicht allein für den menschlichsten, sondern auch auf jeden Fall, für den besten und sichersten halten. Bei Aufzählung der einzelnen Gebiete und Volksstämme Legistans, erwähnt der Verf. die Bewohner des Districtes Kubascha, die sich selbst Franken nennen, und die, zwar jetzt eine Art von Muhamedaner, von Hr. v. B. für Nachkommen der Genueser gehalten werden, welche bekanntlich einst in diesem Theilen Asiens Colonien hatten. In ihrer häuslichen Einrichtung sollen diese Kubaschen noch manches Europäische haben. Der District Anzug, ist eine völlige Republik, ohne Fürst und Adel (Eben so der von Akuscha.) Eine merkwürdige Erscheinung in diesen Gegenden. Die Kubaschen oder Franken, sind übrigens gegen ihre Nachbaren gehalten, hochcultivirt, treiben mancherlei Fabrikarbeiten, und stehen in einem solchen Ruhm der Ehrlichkeit, daß die benachbarten Raubfürsten ihnen oft ihre Schätze zur Verwahrung anvertrauen. Die Dagestaner sind in Sitten, Lebensart und Raubsucht, den Lesgiern sehr ähnlich. Der District Tabasseran wird von fünf Erbfürsten regiert. die alle fünf eine gemeinschaftliche Residenz (Tabasseran) haben. Von den Kalmücken, erzählt der Verf. bei Erwähnung der Königreiche Kasan und Astrachan, ist blos noch die Derbetysche Horde vorhanden, die andern haben sich, um der russischen Herrschaft zu entgehen, nach China gezogen, welches sie jedoch bereuen sollen. Sie sind Anhänger des Lamaismus, rohe Nomaden die häufig gefallenes Vieh zu ihrer Nahrung machen, niemals aber Hunde genießen, weil diese Freunde der Menschen sind. Die Kirgisen, Sibirien entstammend, sind eben so rob und wild wie die Kalmyken, jedoch von einer vortheilhafteren Gesichtsbildung. Doch sollen sich in neueren Zeiten ihre Sitten anfangen zu bessern. Da sie die Kalmyckischen Weiber mehr lieben als die ihres Volkes, so rauben sie öfters welche. Die Uralischen Kosacken, von denen am Don abstammend, treiben besonders Fischerei und gehören zu den Hauptlieferanten des Kaviar. Uebrigens sollen sie noch roher seyn wie die andern Kosacken. Die Mordwinen, jetzt größtentheils Christen, ein Finnischer Stamm, sollen in körperlicher Bildung und Anstand sich den Russen sehr nähern. Eben so sind die Tscheremissen, die sich selbst Mari nennen, finnischen Ursprungs. Ein großer Theil von ihnen sind noch Heiden. Nach der Einnahme von Kasan durch die Russen, zerstreuten sich zwar die Tartaren, doch blieben auch manche zurück, und Viele kehrten in ihr Vaterland wieder, da sie sahen, daß weder ihre Religion noch ihre persönliche Freiheit angetastet wurde. Sie sind Muhamedaner, ihre Fürsten und Große leiten ihren Ursprung von Dschirgis-Chan, dessen Sohn Batu und anderen berühmten Mungolischen Herschern, gern her. Uebrigens sollen sie selbst nicht ohne wissenschaftliche Bildung seyn, und viel lobenswerthe Züge in ihrem Charakter haben. Die Baschkiren, (Baschkurt, wie sie sich selbst nennen) gleichfalls eine sibirische Völkerschaft, waren sonst sehr zum Aufruhr und andern bösen Händeln geneigt, sollen seit 40 Jahren aber sich hierin vortheilhaft geändert haben. Sie sind Muhamedaner, sehr abergläubisch und überhaupt viel träger, schmutziger und roher wie die Kasanischen Tartaren, doch eben so gastfrei. Die Mestscherácken, ein Tartarischer Stamm, waren früher den Baschkiren zinspflichtig, doch seit beinahe 100 Jahren nun davon befreit; sie sind auf Kosacken-Art eingerichtet und obschon auch Bekenner des Islam, doch in jeder Hinsicht viel gesitteter wie die Vorigen. Die Teptären sind finnischen Stammes und waren sonst auch Zinspflichtige der Baschkiren, was jedoch auch schon seit der Zeit da die Mestscherácken es aufhörten zu seyn, geendet hat. Nach dem Glauben der Wotjöcken (in Groß-Parmien wohnend) werden die bösen Menschen in Kuratsin-Inti, d. h. in der Hölle, dermaleinst in — Theekesseln gekocht. Die Permier sind die Ureinwohner Biarmiens. Noch finden sich in diesen Gegenden Spuren von der einstigen Cultur dieses Volks, zur Zeit als das alte Reich Biarmien

Digitized by Google

noch florirte. Die heutigen Permier sind alle Christen, und den Russen in Sitte, Tracht, Wohnung und Lebensart ganz gleich. Die Wogulen, finnischen Ursprungs, sollen in ihrer Sprache viel mit den Ungarn haben, weswegen man sie auch stammverwandt hält, (was auch wohl gegründet, da die Ungarn nach mehrern Geschichtsforschern ursprünglich Finnischen Stammes sind.) Ihren Charakter schildert der Verf. als ehrlich, fleißig, nicht dumm, aber leichtsinnig und sehr zum Zorn geneigt. Unreinlichkeit ist bei ihnen herrschend. Einige sind getauft, die mehrsten aber noch Heiden. Der zwölfte Abschnitt, umfaßt das Königreich Sibirien. Mit den Namen Sibirien, pflegen wir Europäer den Begriff eines schrecklichen Aufenthaltes zu verbinden. Dieß sucht Hr. v. B. einigermaßen zu widerlegen, und führt deswegen die Anhänglichkeit der Bewohner jener Gegenden zu ihrem Vaterlande an, was jedoch, so wenig wir diese auch bezweifeln — in dieser Hinsicht nichts beweis't, denn auch der Lapp- und Grönländer hat diese natürliche Anhänglichkeit für sein Land, im hohen Grade, und dennoch wird niemand weder Lapp- noch Grönland für minder-trist deswegen halten. Daß in den Gouvernements-Städten dieses Erdstriches einige gesellige Cultur, Umgangston und freundliche Gastfreiheit herrscht, mag den Aufenthalt in diesen Städten für den civilisirten Menschen, weniger unangenehm, vielleicht sogar in einzelnen Fällen, selbst angenehm machen, aber nach dem in Sibirien größtentheils eisigen Clima selbst, wird wohl schwerlich jemand jemals lüstern werden. Dieses ungeheure Land enthält ein buntes Gemisch vieler kleinen Völkerschaften verschiedenen Stammes, über welche der Verf. in diesem Abschnitt mehrfache schätzbare Notizen giebt. Außer den eigentlichen Russen finden sich nämlich hier 37 solche Völkerschaften, die theils Finnischen, theils Tartarischen, theils Tungusischen, theils Mongolischen, theils vermischten, theils gänzlich geschichtlich unbekannten Stammes sind und fast durchaus von der Jagd, Fischerei und als Nomaden leben, und entweder schamanische Heiden, oder Muhamedaner, oder Christen, einige auch Bekenner der Lamaischen Religion sind. Die wildesten unter diesen Völkerschaften sind die Koräcken und Tschuktschen, die ächte Diebe, Räuber und Mörder seyn sollen, jedoch trotz dem nicht unempfindlich gegen eine gute und gerechte Behandlung. Da die mehrsten dieser und mancher anderer, in dem weiten Russischen Reich lebenden Völkerschaften Schamanische Heiden sind, so hat der Vf. es nicht für undienlich gehalten, einen kurzen Ueberblick über das Schamanische Heidenthum, nach Georgi, in seinem Werke zu geben, welches ihm gewiß seine Leser danken werden, um so mehr, da es hier, wie billig, vorzüglich in Beziehung auf die besprochenen Völker, nach deren Eigenthümlichkeit und durch deren Priester es verschiedentlich gemodelt ist, betrachtet wird. Kamtschadka ist nach dem Vf. „gar kein so schlechtes oder verächtliches Land“ wie man gewöhnlich meint, und soll selbst für den Ackerbau in neueren Zeiten nicht unwichtig geworden seyn. Holz, Wild und Fische hat es bekanntlich im Ueberfluß. Die Kamtschadalen sind jetzt durchgängig getauft, und wie Hr. v. B. sagt, so umgewandelt in ihrem ganzen Wesen, daß die ältern Nachrichten über sie, gar nicht mehr anwendbar auf sie sind. Durch die Verheerungen der Blattern ist dieser, nie zahlreich gewesene Volksstamm, bis auf 5 bis 6000 Köpfe geschmolzen. Merkwürdig ist, daß die Bewohner der Kurilen von ihren Sibirischen und Kamtschadalischen Nachbaren sich durch starken Haar- und Bartwuchs auffallend unterscheiden. Der größte Theil der Kurilen sind noch Heiden. Der dreizehnte Abschnitt schildert die Besitzungen Rußlands im Norden Amerikas *). Diese, sowohl auf dem festen Lande dieses Erdtheils, wie aus den zwischen Asien und Amerika nach der Beeringsstraße hinaufwärts zu liegenden Inseln, bestehenden Niederlassungen gehören vorläufig, durch einen auf eine Reihe Jahre von der Krone ausgestellten Gnadenbrief, der Russisch-Amerikanischen-Handelsgesellschaft, die hier einen einträglichen Handel treibt. Die Bewohner der Inseln sind Aleuten; die der Küste und der Insel Kadjack, Kenaitzen oder Kanägen, desgleichen Tschugaitzen oder Tschugatschen. Auf der Insel Kadjack wurde schon vor 1790 durch den wackeren Handels-Agenten Delarew eine Schul-Anstalt zum Unterricht der Eingebohrenen gegründet. Eine im Tschugatzkischen Meerbusen (von den Engländern Prinz Williams Sund genannt) liegende Insel, sonst auch Nikachlai-Tak geheißen, trägt jetzt den Namen dieses braven Mannes.

Dem Denker wird, je mehr er aufmerksam dieß Riesenreich betrachtet, das schon fast eine halbe Welt umfassend, nun noch vermehrt durch das Gewicht von Polen, sonst die Grenzmark zwischen ihm und dem Westen, mit ungeheuer schnellen Schritten zu immer höherer und weiterer innerer und äußerer Macht, fortschreitet, ein schauderndes Erstau-

*) Diesen Abschnitt wird die Reise des Herrn Otto von Kotzebue um die Welt, in den Jahren 1816 17. 18. sehr bereichern.

Digitized by Google

nen erregen, wenn er zugleich den Blick auf eine, vielleicht kaum noch ein Paar Zeugungen entfernte, Zukunft, vergleichend mit dem, was in ein Paar Zeugungen schon geschah, wirft.—

Der Herzog von Berry.

Die Mémoires, lettres et pièces authentiques touchant la mort de Mr. le duc de Berry par Mr. le vicomte de Chateaubriand, sind so eben erschienen und enthalten von seinem Tode folgende merkwürdige Begebenheit, wovon noch kein anderes Blatt Meldung gethan hat.

„Es ist schon oft davon gemurmelt worden," sagt der Verfasser, „daß der Herzog von Berry zu der Zeit, als er in England und noch unverheirathet war, eine von denjenigen liebschaftlichen Verbindungen hatte, welche die Religion misbilligt, aber die menschliche Schwachheit entschuldigt. Man kann von ihm sagen, was ein Geschichtschreiber von Heinrich dem vierten sagt: Il etoit souvent foible, mais tousjours fidèle, et l'on ne s'apperçut jamais que ses passions eussent affoibli sa religion." (Er war oft schwach aber immer rechtgläubig, und man sah niemals, daß seine Leidenschaften seine Religionsgrundsätze geschwächt hätten.) — Der Herzog von Berry suchte vergeblich in seinem Gewissen etwas sehr Strafbares, und da er blos einige Schwachheiten fand, so wollte er sie, so zu sagen, um sein Sterbebett versammeln, und der Welt die Größe seiner Reue und die Härte seiner Buße zu erkennen geben. Er war von dem Wohlwollen und der Standhaftigkeit seiner Gemahlin zu sehr überzeugt, als daß er ihr nicht seine Schwächen und sein Unrecht hätte entdecken sollen. Er bezeigte ihr daher das Verlangen, die zwey unschuldigen Wesen, die Töchter seiner langen Verbannung zu umarmen. „Man lasse sie sogleich kommen! rief die junge Prinzessin, sie sind auch meine Kinder." Nach Verlauf von dreiviertel Stunden waren die zwei kleinen Fremdlinge herbeigeschafft; sie stürzten sich schluchzend mit gewundenen Händen vor dem Sterbebette ihres Gebieters auf die Knie. Der Prinz sagte ihnen einige zärtliche Worte in englischer Sprache, um ihnen sein nahes Ende anzuzeigen, sie zu ermahnen, Gott zu lieben, sich gut zu betragen und sich ihres unglücklichen Vaters zu erinnern. Er segnete sie darauf, ließ sie aufheben, umarmte sie und richtete nun seine Worte an die Herzogin von Berry: „Haben Sie die Güte, ich bitte Sie" sagte er zu ihr „und sorgen für diese Waisen." Die Prinzessin öffnete ihre Arme, in welche sich die zwey kleinen Mädchen sogleich flüchteten. Sie drückte sie an ihren Busen und indem Sie sie Mademoiselle (ihrer Prinzessin Tochter) vorstellte, sagte sie zu ihr: umarmen Sie ihre Schwestern." — Arme Louise, schrie darauf der Herzog von Berry, indem er sich an die jüngste wendete: „Du wirst deinen Vater nicht wieder sehen!" Die Umstehenden theilten ihre Empfindungen zwischen der Zerknirschung dieses Prinzen und der Bewunderung über die Prinzessin. Eine derselben, die Frau Gräfin von Gontaud, darauf nicht vorbereitet, schien ganz versteinert zu seyn. Madame, die es bemerkte, rief ihr zu: „Sie hat Alles gewußt; sie war darüber erhaben."

Fortgesetzte Briefe an eine Dame über die neueste theologische Literatur.

Siebenzehnter Brief.

Um Ihnen die Verirrungen, zu welchen der unkritische Glaube in der alten Kirchengeschichte neuerlich verführt hat, in einem Zuge zu berichtigen, so füge ich sogleich noch die Würdigung eines Buchs bey, welches Ihrer Aufmerksamkeit schwerlich entgangen ist, ich meine „die Schilderung der Agape von Kestner." Der junge Verf. der sich schon durch andere Arbeiten für die Kirchengeschichte bekannt gemacht hat, ist hier durch einen Aufwand von Belesenheit und Scharfsinn zu einem Resultate gelangt, welches der kostbaren Mittel allerdings nicht werth war; denn das Resultat ist durchaus falsch. Es wird nämlich hier angeblich bewiesen, daß Clemens, der Sohn eines römischen Edelmanns, und Schüler des Apostel Petrus unter der Schreckensregierung Domitians einen großen Weltbund gestifftet, und eine große Menge Menschen aus allen Völkern in demselben vereinigt, und dadurch die Erhaltung und Ausbreitung des Christenthums gefördert habe. Späterhin sey der Bund, die Agape genannt, zwar wieder verfallen, habe sich aber doch in der Freimaurerei gewissermaßen noch erhalten, die ihre Embleme und Einrichtungen demselben verdanke. Wir glauben es dem Verf. gern, daß er weder zu päbstlichen Archiven, noch zu Maurerischen Urkunden Zutritt gehabt, noch aus solchen geschöpft habe, denn da würde er das Gesagte wahrlich nicht gefunden haben, was ihm seine ungeregelte Compinationsgabe und sein williger Glaube, verbunden mit einer höchst willkührlichen Wortdeutung in einer Menge falscher, oder falsch gedeuteter Urkunden hat finden lassen. Alles, was man kaum der Mühe werth achtete es zu untersuchen, gilt ihm als ächtes Document, und eine Menge Schreibereien der spätern Zeit werden mit frühern Namen geehrt. Doch kann man das Unterhaltende dem Buche nicht absprechen, und viele Stellen lesen

Digitized by Google

sich mit eben dem Interesse, wie Sie vielleicht Cramers, Spieß, Lafontaine, Hell, Stilling, Laun, u. a. Schriften gelesen haben, z. E. die Erzählung von dem Zusammenfinden der Familie des Clemens, S. 33 ff. Dabei ist eine nicht gemeine Gelehrsamkeit und Forschungseifer nicht zu verkennen, und ich möchte daher die niederschlagenden Urtheile keineswegen billigen, mit den öffentliche Blätter diesen Versuch eines hoffnungsvollen jungen Gelehrten weggeworfen haben; vielmehr wäre ein aufstrebender Forscher in der Kirchengeschichte um so mehr zu ermuntern, da die großen Lichter in diesem Fache, nachdem Henke, Schröckh, Spittler, Münscher erloschen sind, immer sparsamer werden, und außer Plank und Stäudlin fast nur noch ganz kleine Lämpchen leuchten. Gleichwohl ruht alle wahre Aufklärung auf historischem Grunde, und ohne die Fackel der Geschichte würden Constantins Schenkung, und die Verordnungen des falschen Isidors den römischen Stuhl immer noch stützen; ohne die Kenntniß der Kirchengeschichte wäre kein Luther, und kein Zwingel aufgestanden. Daher ist die Unbekanntschaft mit den Quellen und Tiefen der Kirchengeschichte, die sich besonders bei den zahllosen Schreibereien, welche das Reformations-Jubelfest veranlaßte, laut ausgesprochen hat, sehr zu beklagen, und zu wünschen, daß dieses ernste, aber doch auch anziehende Studium immer neue und eifrigere Verehrer finden möge, die es nicht verschmähen den größten Theil ihres Lebens demselben freudig zu widmen.

Doch hiervon nichts weiter. Bald berichte ich Ihnen die neuesten Bemühungen unserer Gottesgelehrter um die eigentliche Relionslehre, oder sogenannte systematische Theologie; zu welchem Behuf ich Sie ersuche voraus nachzulesen, was Ihnen bereits Kotzebue über die verschiedenen Familien in der Theologie (2 B. No. 50) geschrieben hat.

Napoleons egyptische Correspondenz.

Sechs kleine Aderlaßbriefchen.

Cairo den 25. Sept. 1798.

An den General Dupuy.

Wegen des Einverständnisses, in welchem die Frau des Osman-Bey noch immer mit dem Lager des Murad-Bey steht, so wie wegen des Geldes, welches sie dahin sendet und noch bis heut dahin abgehen läßt, geben Sie Befehl, daß Osmans Frau in Haft bleibe, bis sie der Kriegscasse 10000 Talaris entrichtet hat. Bonaparte.

Cairo den 17. October 1798.

An den General Marmont.

Der hinterlistige Abdalen, Intendant des Murad-Bey, ist vor drei Tagen mit dreißig Arabern durch Chonara gereißt; wie man glaubt, wird er in die Gegend um Alexandria ziehen. Ich wünschte, Sie könnten ihn aufheben lassen, ich wollte 1000 Thaler (?) für seine Person zahlen; zwar ist er nicht so viel werth; es ist mir aber nur, um ein Exempel an ihm zu statuiren: er ist der nämliche, der sich auf dem englischen Admiralschiff befand. Wenn man den Arabern trauen dürfte, diese würden, dächt' ich, viel für 1000 Zechinen thun. Bonaparte.

(Wenn Abdalen 1000 Thaler werth war, der mit 30 Arabern reißte; so müßte sich Napoleon, der mit circa 450000 Mann durch Rußland reißte, einen Werth von 15 Millionen beigelegt haben. Er muß wohl aber nicht so viel werth gewesen seyn, weil auf seinen Kopf kein Preis gesetzt wurde, als er nach der Schlacht von Waterloo abhanden gekommen war.)

Cairo den 7. December 1798.

An den Bürger Possielgue.

Wegen des Verlustes, den wir an den Diamanten erlitten haben, soll die Frau Murad-Beys binnen 5 Tagen 8000 Talaris an die Kasse des Zahlmeisters entrichten. Bonaparte.

Cairo den 15. Januar 1799.

Bonaparte, General en Chef, befiehlt:

Die Cophten werden unter dem Namen Darlehen, 50000 Talaris zahlen, und zwar morgen 10000, übermorgen 10000, den ersten des Regenmonats 10000, den 3. ebenfalls 10000 und endlich den 5. wieder 10000; also im ganzen 50000 Talaris.

Für diese Summe wird man ihnen eine Anweisung auf eine Quantität Getraide aus Hoch-Egypten geben. Bonaparte.

Cairo den 15. Juny 1799.

Bonaparte, commandirender General, befiehlt:

Die Weiber Hassans-Bey-El-Geddaoni und seines Gefolges zahlen eine Contribution von 10000 Talaris, unter dem Nahmen: zu Wiederankauf ihrer Häuser und Mobilien, an die Casse des Dauanenverwalters, binnen heut und dem 10. Messidor bei Strafe der Verhaftung und Confiscirung ihrer Häuser und Mobilien. Bonaparte.

(In Egypten müssen die Weiber mehr Geld haben als in Deutschland!)

Cairo den 15. Juni 1799.

Bonaparte, Genereral en Chef, befiehlt:

Die Juden von Cairo, weil sie ihre außerordentliche Contribution noch nicht geleistet haben, zahlen

unter dem Namen: außerordentliche Contribution, eine Summe von 50000 Franken an die Hauptkriegskasse, und zwar binnen heut und dem 15. Messidor. Sie haben ferner noch fünf Procent für jeden Tag Verzug zu der Summe, welche nach Verlauf dieser Zeit noch nicht abgetragen, zu zahlen. Bonaparte.

(Ob die Juden nach diesem Aderlasse den Unterzeichner wohl noch für ihren Messias gehalten haben?)

Miscellen.

Franklin über den Cincinnatusorden. Es wird vielen nicht mehr erinnerlich seyn, daß mehrere der Officiere, die für die Unabhängigkeit von Nordamerika gefochten hatten, auf den Einfall kamen einen Orden zu stiften, den sie Cincinnatus-Orden nannten. Franklin der Weise, der damals noch in Paris war, schrieb seiner Tochter, (Frau Bache) im Januar 1784 darüber und über die Erblichkeit der Ehre überhaupt einen ironischen Brief, der viel zum Mislingen der Ordenssache beygetragen haben mag. Der Brief verdient, wie alles aus Franklins Feder, in seinen Schriften nachgelesen zu werden. Für den flüchtigen Appetit der Leser ziehen wir nur die kleine Stelle aus, die er über das gewählte Sinnbild enthält. „Das Bild des kühnen Adlers scheint nicht gelungen, sondern mehr einem Puter ähnlich. Was mich betrifft, so hätte ich ein anderes Sinnbild unsers Landes gewünscht. Dieser Vogel hat keinen guten moralischen Charakter; er gewinnt seinen Lebensunterhalt nicht auf ehrliche Weise. — Bey aller Ungerechtigkeit, (indem er andern Vögeln ihre Beute abnimmt,) ist er doch nie in guten Umständen, sondern gleich denen unter den Menschen, die von List und Raub leben, gemeiniglich arm. — Es ist mir daher nicht unlieb, daß er mehr wie ein Puter aussieht. Denn die Wahrheit zu sagen, der Puter ist im Vergleich ein viel respectabeler Vogel und eigentlich in Amerika einheimisch. — Der Adler ist in allen Ländern anzutreffen: der erste Puter, der in Europa gesehen wurde, war mit den Jesuiten von Kanada nach Frankreich gekommen, (also haben die Jesuiten für die Consistorial-Schmäuße gesorgt,) und war bey der Hochzeit Karls IV. auf den Tisch gebracht. Der Puter ist außerdem, wenn gleich ein bischen eitel und wunderlich, aber deswegen doch ein muthiger Vogel, der, ohne sich lange zu bedenken, einen Grenadier der englischen Garde angreifen würde, wenn dieser sichs einfallen ließ, mit seinem rothen Rock in den Hof zu kommen."

Empfehlungswürdige Zeitblätter. 1. Es giebt gewiß noch Leute, die sich nicht gerne den Magen mit dem süßlichen Morgen- und Abendbrod und andern faden Speisen in mehreren Mode-Flugblättern überladen, und die des täglichen ästhetischen Geschnatters der Theater- und Opern-Chroniken herzlich satt sind. Diesen dürfen wir ein für den Ernst der Zeit sehr interessantes Journal empfehlen, das sich vielleicht durch den Titel: Kieler Blätter, worunter man ein bloßes Provinzialblatt sucht, den Eingang in andere Gegenden selbst versperren hilft. Es existirt schon mehrere Jahre und es wird der Mühe lohnen, wenn man sich die vorhandenen Hefte von Bibliotheken zum lesen holt. Als Mitarbeiter werden die Etatsräthe von Berger, Cramer, Niemann, die Professoren Falk, Twesten, Pfaff, Weber und mehrere tüchtige Männer genannt. Bescheidene Freimüthigkeit mit Kraft gepaart, die in manchen Gegenden plötzlich wie eine alte Nachtlampe ausgegangen ist, und nur den ranzigen Geruch nachgelassen hat, leuchtet hier überall hervor, so wie die gewiß noch nicht verpönte Liebe zum deutschen Vaterlande. Man lese und wärme sich, die Tageszeit ist kalt, der Mai ist in den April geschickt und die feinsten Blüthchen hat der Frost gerührt. *)

2. Münchner Lit. Zeitung. Baiern, das unter eines verehrten Königs geistig verjüngte und sich veredelnde Baiern, darf sich dieses kritischen Blattes rühmen, das in München erscheint, und jene Universität beschämt, wo Felders und Mastiaux's Champions sich dem denkenden Publikum in einer sogenannten Lit. Zeitung zum besten geben; Diese scheinen einen zweiten Moliere herauszufordern, um die Tartüffe aus Landshut zu schreiben. Bis dieser erscheint, werden sie von der eigenen Residenz aus offen und wacker gezüchtigt. Eins aber ist fast zu verwundern. Die Frechen suchen kaiserliche, königliche, fürstliche und weltliche Macht zu lästern, um sie wieder unter ein fremdes und geistliches Joch zu bringen, ohne daß eine Hochverraths-Commission ein Einsehen trifft. Wir erklären uns das Räthsel so: Einst gab es einen fast 70jährigen Petitmâtre aus der ältern Pariser Hofschule, der immer um die Frauen lungerte, und sich mit Schwärmen junger Mädchen herumtrieb. Anfangs wunderte man sich über sein gutes Glück und über die Weiber, bis es bekannt wurde, daß ihn das schöne Geschlecht, „ihren unschädlichen Liebhaber" getauft hatte. Kann es nicht auch unschädliche Kreuztheologen geben? O ja! Schreibt nur zu! —

---

*) Dieses Journal hat aus Mangel an Absatz schon 1819 aufhören müssen.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 49. Redacteur: Wilhelm Hoffmann. 1820 Juny.

Erinnerungen aus der Schweiz.

Bey dem Buchhändler Nicolle in Paris, rue de Seine, sind so eben erschienen: Lettres sur quelques cantons de la Suisse, écrites en 1819. Es sind 30 Briefe auf 31 Bogen in groß Octav; das neueste, was über die Schweiz geschrieben ist. Der Vfr. hat den ersten Brief aus Motiers-Travers datirt, vom 5. August, und den letzten aus Genf vom 11. September. Die ganze Reise war also in 5 Wochen abgemacht Das Buch ist anonym. Möchte indeß der Vfr. heißen wie er wollte, wenn wir nur sonst wüßten wer er wäre. Wir wollen einen Versuch machen, ihn zu errathen. Im Vorbericht schimpft er auf die Verfassungsurkunden und auf die liberalen Ideen; S. 397. wird der Preßfreyheit der Text gelesen. Daraus ist zu schließen, daß er ein Ultra ist. S 74. kömmt er en passant auf Hofwyl und Fellenberg. Fellenberg hat sich jedoch verleugnen lassen; statt seiner hat der Comte de Vieilleville die Honneurs gemacht, und der Vfr. wird nicht satt, die Gefälligkeit und leutselige Gesprächigkeit des Hrn. Grafen zu rühmen. Hieraus ergiebt sich, daß er von Adel ist, und wahrscheinlich von altem. S. 53. schwimmen die Jesuiten obenauf und der Canton Freyburg wird bis zu den Wolken erhoben, weil er „diesen gelehrten und bescheidenen Männern den Unterricht seiner Jugend anvertraut habe;" S. 342. wird mit einigem Selbstbehagen erzählt, daß in dem Flecken Schwitz eine marmorne Canzel sey, die von drey, in gedrückter Stellung angebrachten colossalen Figuren getragen werde, und diese drey Lastträger sind — Luther, Zwingli und Calvin. Daraus gehet hervor, daß der Vfr. Catholik ist. Und im letzten Briefe, S. 487., geht es jämmerlich über die arme Stadt Genf und ihre Bewohner her; alles Edlere und Geistige sey hier durch gemeinen Kaufmannsgeist erstickt: woraus sich nicht unwahrscheinlich schließen läßt, daß der Vfr. vielleicht früher als französischer Emigrant da gelebt hat, sich daselbst aus Noth durch allerhand französische Knusseleyen hat nähren wollen, aber vor der kunstsinnigen Betriebsamkeit der Genfer nicht hat aufkommen können. Steht uns dieses Bild des ungenannten Vfrs. lebhaft vor Augen, so werden wir ihm jetzt auf seiner Reise durch die Schweiz in einer Entfernung von 100 Schritt bequem folgen können, ohne ihn aus dem Blick zu verlieren. — In Val-de-Travers sieht man noch das Haus, wo Rousseau wohnte. Jetzt gehört es einem Schuhmacher. Er und seine Frau führen die Fremden darin herum und zeigen ihnen Rousseaus Zimmer, das noch ganz so aussieht, wie ehedem. Der Ofen, der Schrank, das Schreibpult, — alles unverändert, alles noch so wie sonst. Ueber dem Pult hat ein Castellan auf dem nahen Dorfe Motiers folgende Verse gekritzelt:

C'est ici que Rousseau, poursuivi par l'envie,
Vint cacher quelque tems son innocente vie.
O vous, dont le hazard conduit ici les pas,
Honorez son génie, et pleurez son trépas.

In Neufchatel wird an die beiden berühmten Wohlthäter dieser Stadt erinnert, an David Pürry und an Pourtalès. Jener hat auf seine Kosten ein Rathhaus, Schulen, Armenhäuser, neue Straßen erbauen lassen, und bei seinem Tode der Commun ein sehr ansehnliches Vermächtniß hinterlassen. Pourtalès hat ein Hospital gestiftet, das ihm 750,000 Francs kostet. Der Vf. war erstaunt über den religiösen Sinn der Neufchateler. Während des Gottesdienstes war die Stadt wie ausgestorben. Ein Hauderer sollte den Vf. an den Bienner-See fahren, kam aber mit seinem Wagen nicht eher als kurz vorher, ehe die Kirche aus war; und dennoch kündigte ihm ein Polizeysoldat an, daß er Strafe erlegen müsse, weil er vor Ende des Gebets angespannt hätte. (Das heißt Respect vor dem Sabbathsmandat!) — Ueber das Herbeiholen der Jesuiten aus dem Canton Wallis nach Freyburg hat der Vf. soviel erfahren, daß von den 13 Mitgliedern des kleinen Raths, 7 für die Jesuiten stimmten, und 6 dagegen. Einer der beiden Ammänner gehörte mit zu den letzteren. Ein Theil der Bürgerschaft hielt es mit der Minorität, und brachte Anti-Jesuiten Abendmusiken und Vivats, sang auch spöttische Lieder in den Straßen. (Wenn der russische Ukas über die Verbannung der Jesuiten ein Jahr früher erschienen wäre, sie hätten keinen Fuß nach Freyburg gesetzt.) — Der Ort Merlingen ist in der Schweiz eine Art von Schildburg oder Schoppenstädt. Die dortigen Einwohner gelten all-

Digitized by Google

gemein für Einfaltspinsel, und werden von jedermann gehänselt. Was nur irgend dummes geschieht, wird den Merlingern schuld gegeben. Die Fremden besonders müssen sich gewaltig in Acht nehmen, den faulen Fleck im Gespräch mit ihnen ja nicht zu berühren; sonst verstehen die Leute unrecht, und die Schlägerei ist fertig, wobei sie denn gewöhnlich, da sie derb zuschlagen können, die Oberhand behalten. — Im Entlibuch, Cantons Lucern, herrscht die sonderbare Sitte, daß am letzten Montag in der Fasten jeder Dorfpoet den nächsten Ort besucht, und da vor der versammelten Gemeinde die chronique scandaleuse der sämmtlichen Ortseinwohner in Knittelversen zum Besten giebt; und es wäre keinem zu rathen, daß er davon wegbliebe, — gerade dann würde er sich sachfällig machen, und man würde mit Fingern auf ihn weisen. (Ein sonderbares Sittengericht!) — Bei der Beschreibung der Jungfrau bei Sonnenuntergang fällt uns mittelländischen deutschen Maulwürfen (wie Hr. Böttiger in Dresden sagen würde) das Diaphanorama des Malers König aus Bern ein, womit derselbe vor kurzem Deutschland durchwanderte. Hr. König sagt in seiner gedruckten Beschreibung: „Die Sonne ist für die übrige Welt schon untergegangen, nur das Hochgebirg leuchtet noch im Feuerglanz der letzten Strahlen; ein sanfter Rosenschimmer wechselt mit dem Glanze, und allmälig geht die Farbe in Purpur über, während es im Thale immer dunkler wird. Endlich steigt der eisgraue Schatten bis an den Gipfel hinauf, der wie Gluth am Himmel leuchtet; ist auch dieser erloschen, so geht das ganze Gemälde in Dämmerung über, nachdem sich vorher noch das letzte Auffackeln des Tageslichtes über das Ganze verbreitet hat." Gerade so sah sie der Vf. — Nichts ist lieblicher als die luzerner Mädchen in den König'schen Intermezzos. Auch hierin stimmt unser Ultra bei. Es war gerade Cantonsversammlung in Luzern, und noch dazu Markttag, wo die Mädchen aus allen umliegenden Dörfern dort zusammenströmten. Da hat er es denn mit Augen angesehen, daß den Luzernerinnen die Röcke nicht weiter gehen als bis ans Knie, und das kaum; daß sie sehr hübsche Waden haben (laissant à découvert une jambe, ordinairement fort jolie); daß ein sehr niedliches Mieder den Busen versteckt, u. s. w. Sie haben ferner silberne Halsketten und andere Zierrathen, sie haben hübsche Strohhüte, mit Blumen und Bändern sie haben schöne lange Haarflechten, sie haben blühende Wangen und muntre Augen, und nehmen sich viel net er aus, als die steifen Bernerinnen. — In den Luzerner-See läuft eine Erdzunge hinein, welche zwei Buchten bildet, die von Lucern und die von Küßnacht. Wenn man um diese Erdzunge herumseegelt, so kömmt man an drei kleinen Inseln vorüber, deren größte Altstädt heißt. Auf dieser wollte der Abbé Raynal, um das Andenken der drei Befreier der Schweiz zu verewigen, einen granitnen Obelisk errichten. Die Schweizer konnten nicht recht begreifen, wie es jemand einfallen möchte, hier neben die Alpen eine lumpige Spitzsäule hinzustellen; indessen, sie ließen den Mann gewähren. Der Obelisk stieg empor, zählte 40 Fuß Höhe, und stand da, wie ein Pygmäe neben Riesen; als eines Tages ein Gewitter aufstieg, und ein Blitzstrahl die ganze steinerne Herrlichkeit zertrümmerte. (Und das von Rechtswegen!) — In Bezug auf Wilhelm Tell weiß der Vf. allerlei zu erzählen. Eine halbe Stunde von Küßnacht, am Wege nach dem Zuger-See, ist die berühmte hohle Gasse, wo Tell mit seinem kühnen Pfeile Geßlern tödtete. Es ist ein enger Pfad, zwischen zwei buschbewachsenen Anhöhen, von schattigen Gezweig umdämmert. An dieser romantischen, durch die Erinnerung geweiheten Stelle ist eine Capelle errichtet, mit der einfachen Inschrift: dem 18. November 1307. Auf der Aussenseite ist Tells Heldenthat mittelmäßig gewahlt; das Gemählde hat die Jahrzahl 1819, und ist also ganz neu. Eine zweite Capelle, ebenfalls dem Andenken Tells gewidmet, steht 2 Stunden davon, auf dem in den See hineinstarrenden Felsen, wo Geßlers Boot mit Tell anlandete, als dieser muthig den Felsen ersprang, das Boot aus allen Kräften mit dem Fuße zurückstieß in die Wellen, sich rettete, und auf unwegsamen Pfaden früher zur hohlen Gasse kam, als der Zwingherr, der dort seinen Tod fand. Dieser Felsen heißt die Tellsplatte oder Tellenplatte. In der hier befindlichen Capelle sind inwendig zwei steinerne Altäre, zur jährlich wiederkehrenden Feyer des Rettungstages des schweizerischen Helden. Wand und Decke sind mit der Eydscene im Grütli (Schiller im Tell schreibt Rütli, und leitet das Wort ab von reuten, weil der Wald an dieser Stelle gerottet war) und mit anderen Begebenheiten aus Tells Leben bemalt. Die beiden Seitenmauern sind voll von Inschriften und Namen der Fremden aus allen Himmelsstrichen, die die Capelle von Zeit zu Zeit besucht haben; hölzerne Bänke dienen zum Ausruhen. An der Seite nach dem See ist ein bloßes Gitter von Holz, das nicht verschlossen ist. *) — Interessant ist die Beschreibung

*) Die hohle Gasse und Tells Capelle am Vierwaldstät-

Digitized by Google

von dem Hinauf- und Herabsteigen des Rigi. Der Vf. hat 4 Stunden gebraucht, um bis zum Gipfel zu gelangen. Aber wie herrlich ward er für seine Mühe entschädigt durch den Blick in die unermeßliche Landschaft, die sich vor ihm ausbreitete! mit jedem Schritte höher hinauf entdeckte er neue Thäler, neue Seen, neue Städte. Die höchsten Berge verschwammen in der Ebene; vierzehn Seen erschienen wie kleine Stücken Eis von Rasen eingefaßt; volkreiche Städte sahen aus wie Punkte. Der Vf. meint jedoch, gerade die allzu große Entfernung schade der Wirkung des Ganzen; man glaube eine bloße Landcharte vor sich zu haben. Auf dem Rigi-Staffel hat man noch eine halbe Stunde bis zum höchsten Gipfel, zum Rigi-Culm. Von hier schweift das Auge in die weitesten Fernen. Der Raum auf dem Rigi-Culm ist sehr enge; doch steht ein Gasthof oben, in welchem es von Fremden selten leer wird. Auf der einen Seite bewunderte der Vf. ein Gewitter über dem Sempacher Thal, wo der Donner rollte und Blitze die dunkeln Wolken entzündeten; daneben spiegelten sich zahlreiche Dörfer in dem reinen Krystall des Vierwaldstätter-Sees; während auf der andern Seite, der Oberalpen himmelhohe Eisspitzen gigantisch emporragten. Und als nun die Sonne unterging, und die Niederungen sich in Schatten füllten; als die letzten Strahlen die Berggipfel erleuchteten; als der brennendste Purpur und alle Farben des Regenbogens die breißten Gletscher umschimmerten, und nach zehn Minuten auch der letzte purpurne Höhenpunkt verglomm, und die Schneegebürge nun in grauer Dämmerung dastanden wie Nebelbilder, wie bleiche Gespenster: da gestand der Vf., er habe so Erhabenes noch nie gesehen. Beim Herabsteigen kam er in der Mitte des Berges durch dichte Wolken, die ihn gehörig durchnäßten. Die aufgehende Sonne drückte allmälig die Nebel abwärts, und einzelne Berggipfel tauchten aus ihnen, wie aus einem Ocean, hervor. Durch einzelne Spalten ward es licht; man sah Dörfer und Seen in der Ebene: und dieses Schauspiel war abermals neu und herrlich. — Der Vf. widerräth, vom Gotthard in den Canton Uri herabzusteigen. Er ist vielmehr dafür, aus dem Urner Loch herauszutreten in das Thal von Urseren, und von hier aus erst den Gotthard zu erklimmen. Der Genuß des Thals sey dann weit überraschender. Grausenerregend ist die Beschreibung der Gefahren, die mit dem Besteigen der Gletscher verbunden sind. Der Vf. macht sich groß damit, ein solches Wagstück unternommen zu haben. Wir können uns jedoch nicht davon überzeugen, daß er die Gletscherreise selbst gemacht habe, und aus eigner Ansicht erzähle; denn ein emigrirter Franzos scheut den Anblick der Revolution in der Natur wie in der Staatsverfassung. Viel wahrscheinlicher ist, daß er einem Engländer nacherzählt; denn von den Engländern ist bekannt, daß sie Waghälse sind. Unser Ultra besteigt zuerst den Furca-Gletscher, und beschließt, nun auch mit dem Rhone-Gletscher anzubinden. Er nimmt einen Führer mit, und sie beginnen die Wallfahrt. Wir wollen unentschieden lassen, ob er hier bloß den bekannten Schilderungen des Genfers Bourrit und des Engländers Coxe nachschreibt; aber was er giebt, ist in der That höchst anziehend. Die Grindelwald-Gletscher kommen mit dem Rhone-Gletscher in gar keinen Vergleich. Hier ist ein Chaos von übereinandergethürmten Eismassen. Hier sind Eispaläste und Eisstraßen, die, von der Sonne beschienen, wie Feenschlösser, in Diamanten funkeln. Hier sind schroffe Spalten und gähnende Abgründe, deren crystallene Wände so glatt und eben sind, als ob sie vom Meister polirt wären. Hier fließen Bäche geschmolzenen Schnees in sanftgehöhlten smaragdenen Eisbetten. Hier verklären sich die Spitzen und Zacken der Eisberge in tausendfach gebrochenen | Farbenstrahlen. Mit einem Wort:

---

ter-See hat Hr. Maler König ebenfalls seinen Transparentgemälden hinzugesellt. In seiner gedruckten Beschreibung sagt er über beydes: „Von Küßnacht am Vierwaldstätter-See führt der Weg nach Immensee durch die hohle Gasse, wo der Landvoigt Geßler durch Wilhelm Tell zu Tode gepfeilt wurde. Als Andenken dieser heldenmüthigen That steht die Capelle oben an der Gasse, und zwar auf der Stelle, wo Geßler fiel. Noch immer kann dieser Weg die hohle Gasse genannt werden; er liegt tief und ist zu beiden Seiten mit schönen wölbenden Buchen und Eichen bewachsen. An der Capelle sind Inschriften und Gemälde angebracht, die wohl Bezug auf die Geschichte haben mögen, aber schlecht gemacht sind." Ferner von der Capelle am See: „Dieses Gemälde stellt vor, wie eine Reisegesellschaft Nachts aus dem Schiffe steigt, und sich durch einen Unterwaldner Bauer die Capelle zeigen läßt; ein Bedienter leuchtet mit der Fackel. Das Felsstück, auf dem diese Capelle steht, nennt sich Tells Platte, indem Wilhelm Tell eben diese vorspringende Felsplatte benutzte, um durch einen Sprung aus dem Schiffe den Verfolgungen des Vogts Geßler zu umgehen. Im Hintergrunde dieses Bildes sieht man den Rigiberg, den Mythenstein und Brunnen, und vorn den obern Theil des Sees in unruhiger Bewegung, wie es gewöhnlich da der Fall ist. Der Künstler hat hier vorzüglich die schwierige Bahn betreten, nämlich zwei verschiedene Lichter, wie Mond- und Lampenlicht im nämlichen Gemälde zu vereinigen." Man muß gestehen, daß beide Gemälde zu den besten der Königschen Sammlung gehören.

Digitized by Google

hier ist eine neue, niegesehene Welt! Der Vf. wollte auf einem noch unversuchten Pfade zum Grimsel emporbringen; sein Führer fürchtete sich aber, mitzugehen, bis er endlich doch nachgab. Jeder der beiden Reisenden hatte einen tüchtigen, mit Eisen beschlagenen Stock, um sich beim Ausgleiten daran halten zu können. Aber beim Ueberspringen einer ziemlich breiten Eisspalte ließ der Vf. den Stachel seines Stockes im Eise stecken, und hatte von Glück zu sagen, daß der gutmüthige Führer ihm den seinigen zuwarf. Die Vermessenheit des emigrirten Kletterers war jedoch so wenig zu bändigen, daß er von neuem, an unterirdischen Schlünden hin, und zwischen scharfen Eiszacken durch, Bahn suchte, und so, eben im Begriff, eine kleine, aber glatte Eishöhe zu erklimmen, ausglitt, nach einem Abgrunde hinabrutschte, durch eine glückliche Wendung des Körpers zwar hängen blieb, jedoch abermals den Stock verlor, den die unermeßliche Tiefe verschlang. Hier schwebte er nun zwischen Leben und Tod; unter ihm der gähnende Schlund, über ihm glatte Eisgebürge. Sein Führer bemühete sich zwar, ihm zu Hülfe zu kommen, aber vergeblich: „sonst wär er ins Bodenlose gefallen." Unsere Leser werden begierig seyn, zu erfahren, was der Roman für ein Ende nimmt? Hier ist es: Beym ersten Heraufsteigen war der Hr. Ultra in einer ärmlichen Sennhütte eingekehrt, und hatte dem armen Teufel von Hirten für eine Schaale guten Rahms, und für ein bischen Wärme am Feuer, mit echt französischer Grosmuth einige Franken in die Tasche geworfen. Als nun der Hr. Graf (denn das muß er doch wohl seyn, weil er so edel denkt) jämmerlich zwischen Himmel und Eis schwebte, da sah der Sennhirt die Bescheerung von weitem, kam eiligst herbey, warf ihm seinen Treibknittel zu, und rief: „zurück! du findest den Weg nicht mehr, — so rette das eigene Leben!" Worauf der kühne Reisende erst ein wenig nach Luft schnappte, dann aber den Rückweg antrat, und Gott dankte, als er wieder den ersten Fuß auf die liebe Erde setzte. Aber noch nicht genug. Auch der Grimsel mußte noch erstiegen werden, und zwar nicht auf dem Umweg über Obergesteln in Wallis, sondern gerade herauf, über die Mayenwand, wo der Weg nur anderthalb Stunden, aber für Italien steil und gefährlich ist. Der Fußpfad hat hier abermals oft nur 6 Zoll Breite, ist naß und glatt, und zu beiden Seiten die schrecklichsten Abgründe. Ein Regenguß vermehrte die Gefahr; doch ward die Höhe Abends 6 Uhr glücklich erreicht. Den elenden Aufenthalt in der Grimsel-Herberge (die zugleich die Titelvignette macht), und wie der Hr. Graf hier unter Ziegen und Ochsen in einer miserabeln, vom Sturm wackelnden Cammer zugebracht, und statt zu schlafen, beym Schein einer ranzigen Oellampe an Hochdero Frau Gemahlin, ma chère genannt, geschrieben haben, den andern Morgen aber mit durchnäßtem Rock und Hemd über die grundgefährlichen Reuß- und Aar-Brücken, auf denen man zehnmal den Hals brechen kann, auf Hochihro zwey Beinen wieder hinab ins Hasli-Thal gelangt sind: ist im Buche selbst nachzulesen. — Von der Stammverwandtschaft der Schweizer mit den Scandinaviern erzählt uns Schiller im Tell viel Anmuthiges. Der Vf. bezieht diese Verwandtschaft speciell auf die Bewohner des Hasli, und bezieht sich auf alte, in Urkunden und Gesängen vorhandene Ueberlieferungen, nach welchem die Hasler eine Colonie seyn sollen aus Ostfriesland und Schweden. Deswegen habe Gustav Adolph im dreyßigjährigen Kriege das Bünotniß der Schweizer in Anspruch genommen. Deswegen hätten noch ganz neuerlich die Hasler den Exkönig von Schweden, Gustav IV., als ihren Landsmann begrüßt. Eine sonderbare Gewohnheit der Mädchen im Hasli ist diese: Wenn die Kirche aus ist, gehen sie sämmtlich durch eine geheime Thür ins Weinhaus, lassen sich den Schlüssel zu einer aparten Stube geben, ziehen die Vorhänge an den Fenstern zu, oder verdecken letztere mit ihren Schürzen, und setzen sich in einen Kreis. So oft ein junger Bursch, aus Neugier oder Schabernack, die Thür aufmacht, verhüllen sie das Gesicht mit ihren Tüchern, damit sie keiner erkenne. Es ist den Burschen übrigens eben nicht verboten, hereinzukommen; wer aber kömmt, bringt Wein mit. Die Damen sind mit trocknen Früchten, mit Nüssen und Backwerk versehen, und nun beginnt ein heiteres Spiel, jedoch in aller Zucht und Ehrbarkeit. Nie geht es bey diesen Zusammenkünften in der Mädchenstube unfein zu; aber in die gemeine Wirths- und Trinkstube wär' eine Haslerin um alles in der Welt nicht zu bringen. — Vom Tell wird noch nachgeholt, daß ein ungenannter Schriftsteller im J. 1762 eine Broschüre von 30 S. herausgegeben habe, worin er die ganze Sage von Tell und seinen Genossen für ein Mährchen erklärte. Der Canton Uri beschwerte sich darüber beym Rath zu Bern, und dieser ließ die Schrift voll Unwillen öffentlich verbrennen. Die Familie Tell bekleidete noch im 16ten Jahrh. mehrere Stellen im Uri'er Cantonsrath; ja sie bestand noch im J. 1684, wo sie in der männlichen Linie mit Johann Martin Tell in dem Dorfe Attinghausen erlosch. Die letzte der Familie, weiblicherseits, war

Digitized by Google

Verene Tell, die gegen 1727 ledig starb. Im Kloster der Urselinerinnen zu Seedorf sieht man Tells Bildniß (in einer der Capellen wär' es besser an seinem Platz!).

Zeitschriften.

Minerva, Januar und Februar. — Eine durch beide Hefte gehende Abhandlung: Neuere Entwickelungen des deutschen Bundes, zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster, Besorgnisse einer ungesetzlichen Entwickelung, und deren zweiter, Hoffnungen einer gesetzlichen Entwickelung überschrieben ist. Es wird darin so viel Schönes, Gutes und Wahres gesagt, als nur in dieser Zeit aufzutreiben war. Minerva zeigt sich hier, nicht blos als Göttin der Weisheit, sondern auch als Göttin der Klugheit. Das Licht das ne uns zugesendet, haben wir begierig verschluckt, und hätten es, wenn wir gedurft, wohl lieber zurückgeworfen, damit es erwärme. Einige Stellen aus dem Aufsatze, theilen wir ohne weitere Bemerkungen mit; denn wir besitzen nur die Gabe, auf freiem offnem Meere, kühn und lustig dahinzuschiffen, nicht aber zwischen der Skylla Gebell und der Charybtis Geheul, behutsam durchzusteuern

Es kann keinen größern und gefährlichern Irrthum geben, als den, die unaufhaltsamen Fortschritte und Veränderungen in den Bedürfnissen, in den Rechtsbegriffen und Verhältnissen der Völker für ein Werk der menschlichen Willkühr anzusehen, welches, wie es nur aus selbstsüchtigen Bestrebungen irgend einer Parthei erzeugt werde, auch durch menschliche Gegenanstalten zurückgehalten werden könne. Dieser Irrthum ist die wahre Ursache aller gewaltsamen Erschütterungen gewesen, und leider scheint er allemal wiederzukehren, wenn irgend eine große Weltbegebenheit ihren Lauf begonnen hat. Die Erfahrung älterer Zeiten scheint in einer solchen Lage fast immer verloren zu seyn; es ist, als ob die Erinnerung an die Folgen dieses Irrthums bei früheren Ereignissen, bei der Ausbreitung des Christenthums, bei der Reformation, und zuletzt, bei der französischen Revolution, welche alle nur durch den unnützen Widerstand gegen eine höhere Macht, zu verheerenden Erschütterungen geworden sind, aus den Gemüthern vertilgt wäre, und der eben so vergebliche als verderbliche Kampf beginnt jedesmal von neuem. Wie sich die Rechtverfassung eines Volkes unabhängig von der gesetzgebenden Willkühr entfaltet, ist von niemand eindringender dargestellt worden, als von Savigny, und wie überhaupt Revolutionen sich aus dem nothwendigen Fortschreiten der Menschheit entwickeln, aber nur dann unvermeidlich werden, wenn man unklugerweise die erforderlichen Reformen verweigert oder verhindert, hat so eben Ancillon mit vorzüglicher Klarheit auseinandergesetzt. Es ist thöricht zu meinen, daß eine Revolution, wenn sie mehr ist, als eine bloße Veränderung in der Person des Herrschers, ein Sieg der einen Partei über die andere, sich willkührlich stiften, oder eine wirkliche Umänderung in den Ueberzeugungen der Völker sich auf gleiche Art zurückhalten lasse, und alles, was in dieser Absicht unternommen wird, führt nur ins Verderben, oder nur früher zu dem gefürchteten Ziele..... Die Feindseeligkeit, ja Verachtung, mit welcher die Staatspraxis sich zuweilen gegen die Wissenschaft benimmt, ist sehr am unrechten Orte, hauptsächlich darum, weil eine auch nur oberflächliche Bekanntschaft mit der Geschichte schon zu der Ueberzeugung führen muß, daß zuletzt doch die Gelehrten gegen die Staatsmänner Recht behalten, indem sie früher als diese die Natur und Richtung der Bahn erkennen, welche die Geschichte der Menschheit zu durchlaufen angefangen hat. Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn in diesem Streite Jupiter nach seinen Blitzen greift..... Auf der andern Seite sind aber auch die staatsrechtlichen Verhältnisse des Adels eine Ursache größerer Spannung geworden als ehedem. Der Adel hat vornehmlich durch Auflösung der geistlichen Fürstenthümer und Capitel und ein Theil desselben durch das Aufhören seiner Reichsunmittelbarkeit so viel verloren; seine Stellung in der Gesellschaft ist dabei durch den geistigen Aufschwung der übrigen so viel schwerer geworden, daß er sich auf einer andern Seite Ersatz zu schaffen, neue Vorrechte zu erwerben, und besonders in der landständischen Verfassung einen Standpunkt zu gewinnen sucht, von welchem es ihm möglich seyn wird, dereinst zur Mitregierung des Staats zu gelangen. Dieses Bestreben des Adels, in welchem derselbe viel thätiger und enger verbunden gewesen ist, als alle andere Theile des Volkes, ist es im Grunde ganz allein, was die gegenwärtige Zeit bewegt und eine Störung des nicht monarchischen Prinzips ist von dieser Seite bei weitem mehr, als von irgend einer andern zu besorgen. Wenn man von Verbindungen spricht, so ist auch die Kette nicht zu vergessen, welche der Adel um sich zu schlingen suchte, oder wirklich um sich geschlungen hat..... In der gegenwärtigen Lage der Dinge wird aber immer diejenige Ansicht die unrichtigste und gefährlichste seyn, welche sich über die Nothwendigkeit zweckmäßiger Reformen, und einer

Digitized by Google

gerechten, strengen Verwaltung zu täuschen suchte, und welche alles Verlangen darnach für einen Beweis unruhiger Gesinnung, oder revolutionärer Absicht erklären möchte. Es giebt eine Partei Schriftsteller unter uns, welche von dieser Ansicht auszugehen scheinen. Von einigen derselben weiß man, was ihre Feder in Bewegung gesetzt hat, und auf welche Wage ihre Gründe bewogen wurden. Bei ihnen ist es kein Wunder, daß sie, nachdem der anfängliche Zweck erreicht ist, sich Stoff zu fernerer Thätigkeit zu verschaffen suchen. Sie finden ihn hauptsächlich durch die Vergrößerung der Gefahr, womit Deutschland von Seiten der geheimen Verbindungen und selbst durch solche Staatseinrichtungen bedroht ist, welche die Regierung ihren Völkern gegeben haben. Nicht blos die politische Freiheit, auch die durch heiße Kämpfe errungene, durch Deutschlands Grundgesetze anerkannte kirchliche Freiheit der Protestanten ist einigen von ihnen ein Greuel. Misbräuche der Verwaltung aufdecken, sich in öffentlichen Angelegenheiten auf längst anerkannte Grundsätze des Rechts berufen, oder für öffentliche Verhältnisse rechtliche Gesichtspunkte aufsuchen, wird von Ihnen Bosheit, Eingebung des Parteigeistes, Untergrabung des monarchischen Princips und dergleichen genannt. Wie bösartige Kinder suchen sie den, welcher anderer Meinung zu seyn wagt, als sie, bei den Herrn des Hauses als Feinde der guten Ordnung anzuschwärzen. Wie den Sophisten in Athen entgeht nichts ihrer verdrehten Dialectik. So haben wir uns müssen weitläuftig vorerzählen lassen, daß die Preßfreiheit in England zu den Gebrechen der Verfassung gehöre, ungeachtet dort die redlichsten und einsichtsvollesten Männer aller Parteien, selbst der Ministerialpartei, von jeher darüber einig waren, daß gerade sie die Stütze und das Palladium einer Verfassung ist, bei welcher Staat und Volk mächtig und reich geworden sind. Bescheidenheit ist die Tugend, zu welcher das gegenwärtige Geschlecht vorzüglich ermahnt wird. Allein wer andere zu irgend einer Tugend ermahnen will, muß damit anfangen sie selbst zu üben. Bescheidenheit ist allerdings unserem Zeitalter sehr nothwendig, aber nicht blos auf einer, sondern auf allen Seiten. Was gegenwärtig das bewegende Prinzip dieser Schriftstellerei ist, wissen wir nicht; daß sie aber, wenn sie für Ordnung und Recht zu streiten berufen wäre, für eine gute Sache mit schlechten Waffen kämpfte, das getrauen wir uns zu behaupten..... So lange irgend ein Volk durch gemeinschaftliche Sprache und einen von den Voreltern gemeinschaftlich empfangenen Schatz geistiger Cultur vereint ist, wird es die Trennungen, welche menschliche Politik in ihm hervorgebracht hat, immer nur mit Trauern ertragen. Dieß Gefühl hat sich oft laut genug bei den Italiänern geäußert; es war in den tiefer sehenden Mannern Deutschlands zu einer Zeit lebendig, wo der große Haufe sich noch an den leeren Formen der Kaiserwahl und des Reichstags ergötzte. Es ist in unsern Zeiten nicht etwa durch die Wünsche und Umtriebe einer democratischen Partei, sondern durch die Erklärungen der Monarchen, mit neuer Stärke erwacht und wird sich, es geschehe auch was da wolle, niemals aus den Herzen der Deutschen verlieren..... Ungeachtet des wissenschaftlichen Gewandes, welches die Kriegskunst in neuern Zeiten umzunehmen sucht, bleibt sie doch immer mehr eine Kunst des Characters, der raschen Entschlossenheit, des schnellen Blicks, des Wagens zur rechten Zeit, als des Wissens, und alles, was die Leute vom Fach über die Nothwendigkeit stehender Heere sagen, kann die Wahrheit nicht umstoßen, daß die wahre Kriegsstärke eines Volkes nicht in der Zahl seiner abgerichteten Krieger, sondern in seiner sittlichen Kraft, in seinem Selbstgefühle, seiner Anhänglichkeit an Verfassung, Fürst und Vaterland zu suchen ist. —

Jedidja. 4ten Bandes, 1stes Heft. — Diese Zeitschrift, soll die sittliche, religiöse und wissenschaftliche Bildung der Juden befördern. Der Zweck ist gut, denn so lange der Regen von oben mangelt, mag die Gieskanne sich versuchen. Aber solche Wohlthätigkeits-Anstalten für arme Seelen, sind den Versorgungshäusern, worin arme Leiber gepflegt werden, darin entgegengesetzt, daß dort der Hunger gestillt, hier aber geweckt werden muß. An Speisen fehlt es nie, wo es nicht an Eßlust fehlt. Um diese zu reizen muß die Nahrung reizend seyn und gewürzhaft, welches aber, wenigstens gegenwärtiges Heft der Jedidja, durchaus nicht ist. Kaum das nöthige Salz findet sich. Die Wassersuppe der Moral, wie man sie kennt; Schulreden, so trivial als die Schulen worin sie gehalten worden; Hebräische Gedichte, denen wohl eine deutsche Uebersetzung hätte beygefügt werden sollen. Und gar die Auszüge aus den Blättern für höhere Wahrheit, (was heißt höhere Wahrheit? Giebt es mehr als eine?) von J. F. von Meyer, was diese der jüdischen, oder jeder andern lieben Jugend nützen sollen, ist nicht leicht zu ermitteln. Das mitgetheilte Capitel von der Erschaffung der schädlichen Thiere, worin Würmer und Insekten, und was sonst dazu gehört, als „Erzeugnisse des Fluchs," sehr lieblos und verächtlich behandelt werden, muß der Weisheit des Hrn. v.

Digitized by Google

Meyer, bei den Knaben, die sich zu ihrer Lust mit Maikäfern und Raupen beschäftigen, auf immer den Weg versperren. Gedachter Schriftsteller hat sichere Nachrichten, daß das garstige Gewürm, dessen Zeichnung „unhold, ungeheuer, mühselig, zerbrochen, ängstlich" ist, im Anfange nicht erschaffen, sondern erst später mit der Sünde zur Welt gekommen sey, und daß sie dazu dienten alles Böse aus Wasser, Luft und Erde, einzuschlucken, und diese hierdurch zu reinigen. (Darum essen Leute von Welt, Austern, Schnecken, Schildkröten, Muscheln, und anders dergleichen verworfenes Gezücht, sie wollen sich entsündigen.) Die Schlangenartigen Thiere sind auch nachgeschaffen, und bilden ein Absorbens für den Fluch in der materiellen Welt. (Gut wenn es wahr wäre, und die Schlangen alle Uebel der Welt absorbirten, für uns Hunger litten, krank würden, sich einsperren ließen, Abgaben bezahlten!) Auf die Vermuthungen des Hrn. v. Meyer über diesen Gegenstand, schrieb ihm der selige Stilling (der jetzt gewiß im Himmel über seine eignen und Anderer Thorheiten lächelt:) „Daß Gott bei der Schöpfung alle das schädliche Gewürm und die feindseligen Insecten sollte geschaffen haben, das will mir auch nicht einleuchten. Daher mir Ihre Erklärung der dahin gehörigen Stellen gar wohl gefallen." (Wenn in der allgemeinen Kette der Naturgeschöpfe von schädlichen Gliedern die Rede seyn dürfte — eine höchst lächerliche und gottlose Ansicht — dann wäre gewiß der Mensch das schädlichste aller Thiere zu nennen, da er Millionen male mehr Schaden stiftet, als alle Schlangen, Insekten und Raubthiere zusammengenommen. So zeigt sich auch hier wie überall, daß der sublimste Mystizismus zum gröbsten Materialismus führt.)

(Fortsetzung folgt.)

(Historische Anecdoten.)

Horatio Walpole, der Sohn des berühmten englischen Ministers Robert Walpole, erzählt von Georg I. folgendes: „Es ist bekannt, daß es in den Zeiten der Königin Anna viel Lärmens mit französischen Propheten gab. Eine Frau von dieser Zunft empfahl Georg I. Sorge für seine Gemalin zu tragen, weil er sie kein Jahr überleben würde. Vermuthlich war dieses Orakel der französischen Deborah von dem Herzog und der Herzogin von Zelle, (den Eltern seiner Gemahlin) eingegeben, welche wohl in Angst seyn mochten, ob die Herzogin von Kendal (Mätresse Georgs I.) nicht in Versuchung geriethe, das Hinderniß ihrer vollständigen Verbindung mit dem König gänzlich aus dem Wege zu räumen. Die meisten Deutschen sind abergläubig, selbst solche, die sonst wenig andere religiöse Eindrücke haben. (Schlegel meint, dieses Urtheil habe sich durch einige nur zu berühmte Fälle in der neuesten Geschichte deutscher Höfe bestätigt; die Fälle nennt er nicht.) „Georg maß der Wahrsagung solchen Glauben bey, daß er am Abend vor seiner letzten Reise mit Thränen von seinem Sohne und der Prinzessin von Wales Abschied nahm. Es war gewiß sein eigenes herannahendes Geschick, was ihn so weich machte, nicht der Gedanke zwei Personen zu verlassen, die er haßte. Zuweilen erwies er seinem Sohne die Gerechtigkeit zu sagen: Il est fougeux, mais il a de l'honneur. Die Königin Caroline, (seine Schwiegertochter) nannte er gegen seine Vertrauten: cette diablesse Madame la Princesse" — Jene Herzogin von Kendal war als Fräulein von Schulenburg Hofdame der Churfürstin Sophie, der Mutter Georgs I. Dieser verliebte sich in sie, ob sie gleich auf keine Weise ein einladender Gegenstand war, so wenig, daß eines Abends, als sie auf einem Balle hinter dem Stuhle der Churfürstin stand, diese auf englisch der Mrs. Howard, die damals an ihrem Hofe war, sagte: „Sehen Sie die Vogelscheuche an, das ist nun meines Sohnes Leidenschaft." Horatio W. hat es aus dem Munde der Mrs. Howard. — Noch eine Gevatterschafts-Anekdote vom englischen Hofe. „Als die Prinzessin von Wales von dem 2ten Sohn entbunden worden war, hatte ihr Gemahl seinen Onkel, den Herzog von York und Sr. Majestät zu Gevattern bestimmt. Der König Georg I. aber, der in völligen Unfrieden mit dem Prinzen lebte, wollte keinen andern als den Herzog von Newcastle, einen seiner Getreuen, zum Mitgevatter haben. Die Taufe ging wie gewöhnlich im Schlafzimmer der Prinzessin vor sich. Der Bischof hatte nicht sobald die Ceremonien vollendet, als der Prinz zu den Füßen des Bettes in Wuth hinüber schritt und indem er die Hand und den Zeigefinger drohend aufhob, zu dem unwillkommenen Gevatter in gebrochenem Englisch sagte: „Sie sind ein Schurke, aber ich werde Sie zu finden wissen" Darüber bekam die Prinzessin Wache vor die Thüre, und der Prinz Arrest; Abends aber gar Befehl den Palast zu verlassen." —

Die Erneuerung des Bath-Ordens nennt Horatio eine künstliche Wechselbank seines Vaters, des Ministers, von 36 Ordensbändern, einen Fond von Gunstbezeugungen anstatt der Stellen auszumitteln. Dieser Minister ist als der bekannt, der zuerst die Bestechungen der Parlamentsglieder auf eine unglaubliche Höhe getrieben hat. —

„Georgs II. Mätresse war die genannte Mrs.

Digitized by Google

Howard, nachher Lady Suffolk. Nie hat eine erklärte Geliebte eines Monarchen den Glanz ihrer Lage weniger genossen. Bewacht und bedrängt von der Königin, vom Minister aufgegeben, verdankte sie die Ehrerbietung vorzüglich der Würde ihres Betragens, und dem Widerspruch der Feinde von jenem. Es war nur ein schlechter Ersatz für die Sclaverei ihres Dienstes und der Kränkungen die sie erlitt. Sie war zierlich, ihr Liebhaber das Gegentheil, langweilig und ohne Zutrauen gegen sie. Seine Bewegungen waren nach der Etiquette und der Uhr abgemessen. Er besuchte sie alle Abende um neun Uhr und so pünktlich, daß er oft zehn Minuten lang mit der Uhr in der Hand im Zimmer herum ging, bis der festgesetzte Augenblick gekommen war." —

— „Jacob II. Geliebte war Lady Dorchester. Sie ist durch ihren Witz und das Wort bekannt: „sie wundere sich, wie Jacob doch seine Mätressen wähle; keine von uns ist hübsch, und haben wir Witz, so hat er nicht genug ihn ausfindig zu machen." Oft waren die Ausdrücke der Dame höchst derb. Einst begegnete sie der Herzogin von Portsmuth und der Lady Orkney, Favorite König Wilhelms im Audienzzimmer Georgs I. „Mein Gott, sagte sie, wer hätte gedacht, daß wir drey H... uns hier treffen sollten!"

(Diese Auszüge sollen an das Buch erinnern, daß nicht sehr bekannt zu seyn scheint, aber gelesen zu werden verdient. A. W. Schlegel hat es unter dem Titel: historische literarische und unterhaltende Schriften von Hor. Walpole übersetzt. Leipzig 1800. Es enthält auch mehrere witzige Feenmärchen. —)

Miszellen.

(Eine alte Fabel vom ersten Menschen.) Der Mensch war anfangs bestimmt nur zwanzig Jahre aufs höchste zu leben, und war ausser sich darüber. Um ihn waren eine Raupe, ein Schmetterling, ein Pfau, ein Pferd, ein Fuchs und ein Affe. Verlängere mein Leben, sprach er zum Jupiter, ich bin mehr werth als alle diese Thiere da; es ist billig, daß ich und meine Kinder recht lange leben, um allen Thieren zu gebieten. Gern, sagte Jupiter, aber ich habe nur eine gewisse Anzahl Tage unter alle Wesen zu vertheilen, denen ich das Leben gegeben habe; ich muß also den andern abnehmen, was ich dir zulege. Nun will ich dir wohl einige Jahre mehr geben, indem ich sie den 6 Thieren nehme, auf die du neidisch bist, jedoch mit der Bedingung, daß du nach und nach ihre Art und Weise zu seyn mit dazu bekömmst. Der Mensch wird sich also in der ersten Kindheit fortschleppen wie eine Raupe; bis zum 15. wird er die Leichtigkeit des Schmetterlings haben; und als Jüngling die Eitelkeit des Pfauen; im männlichen Alter muß er arbeiten wie ein Pferd. Gegen das 50 wird er die List des Fuchses üben; und in seinem hohen Alter wird er häßlich und lächerlich seyn wie der Affe. In dieser Fabel hat Jupiter vergessen den Menschen mit einer tüchtigen Haut zu bekleiden, wie den Affen, den Fuchs u. s. w. Wie viel Jahrhunderte mochten vergehen, ehe er ordentliche Kleider hatte oder nur sprechen konnte. Dieses Thier, nicht civilisirt und sich selbst überlassen, mag das schmutzigste und ärmste aller Thiere gewesen seyn. Und wie viel Jahre lebt es wirklich, wenn man Kindheit, Schlaf, Krankheit, Schmerz, Kummer, Langeweile abzieht?

Napoleons egyptische Correspondenz.

Cairo den 4. October 1793.

An den General Kleber, (dem Bonaparte nicht sehr hold war.)

Ihre Unpäßlichkeit thut mir außerordentlich leid; ich hoffe indeß, die Nil-Atmosphäre soll Ihnen gut bekommen und wenn Sie erst den Sand Alexandriens hinter sich gelassen haben werden, so werden Sie unser Egypten nicht so schlimm finden, als man Anfangs glauben sollte.

Glauben Sie an den herzlichen Wunsch, Sie bald wieder hergestellt zu sehen, und seyn Sie versichert, daß ich einen großen Werth auf Ihre Achtung und Freundschaft lege. Ich fürchte nur, wir haben uns ein wenig entzweit. Sie würden mir Unrecht thun, wenn Sie an meiner aufrichtigen Reue nur einen Augenblick zweifelten.

Auf egyptischem Boden vergehen die Wolken, wenn es deren welche da giebt, binnen sechs Stunden; meiner Seits, wenn es welche giebt, vergehen in drei Stunden: die Hochachtung, welche ich gegen Sie hege, gleicht der, welche Sie mir ehedem bewiesen haben.

Bonaparte.

Bei C. A. Stuhr in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten:

Parodieen. Gesammelt und herausgegeben von Karl Müchler. Neue Ausgabe. geh. 20 gr.

Was die deutsche Literatur seit ihrer ersten Blüthe an vorzüglichen Parodieen zerstreut geliefert hat, ist hier zusammengetragen worden, und deshalb hat diese Sammlung, neben dem Zweck der Belustigung, auch noch das Verdienst, daß sie als Beitrag zur Geschichte der deutschen schönen Literatur betrachtet werden kann.

Abend-Schwingen. Kleine Romane und Erzählungen von Karl Stein. Mit 1 Kupf. 1 rthlr. 12 gr.

Der gute Ruf des Verfassers als Erzähler empfiehlt hinlänglich dem gebildeten Publikum Deutschlands dies Buch, in welchem wieder Ernst und Scherz gehoben, durch lebendige Darstellung wechselt. Daß dieses Werkchen in jeder nur einigermaßen soliden Leihbibliothek zu finden seyn wird, versteht sich von selbst, aber auch für Privat-Bibliotheken ist es eine Bereicherung.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 50. Redacteur: Wilhelm Hoffmann. 1820 Juny.

Der Ex-König von Holland.

Broschirt, und in einem schönen rothen Umschlag, sind in den Pariser Buchläden ausgestellt: Document historiques et réflexions sur le Gouvernement de Hollande, 1820. Der Titel nennt als Verfasser den Grafen von St. Leu, Ludwig Bonaparte, ehemaligen König von Holland; als Drucker Hrn. Fain, auf dem Odeonsplatz; als Verleger, die Herren Allaud, am Quai Voltaire, Nr. 21, Fantin, am Quai Malaquais, Nr. 3. und Delachaur zu Amsterdam. Damit aber der liebe Leser nicht nöthig habe, nach Paris und Amsterdam zu wandern, um sich das Buch — 1153 Seiten in drei Octavbänden — zu kaufen, haben wir die Mühe übernommen, es für ihn durchzulesen, und wollen zu Nutz und Nachricht für jedermann unser Urtheil darüber zum Besten geben, auch eins und das andere, was das größere Publikum interessiren möchte, ausziehen. — Unecht scheint das Werk nicht; obgleich es weder Zueignung noch Vorrede aufzuweisen hat, sondern dicht hinterm Titelblatt mit Seite 1 anfängt. Wir schließen die Echtheit weniger daraus, daß die Verleger ankündigen: sie hätten fünf Exemplare öffentlich niedergelegt und würden die Nachdrucker im Wege Rechtens verfolgen. Aber der Gehalt und Stil des Ganzen ist von der Art, daß es nicht als eine gewöhnliche Meß-Speculation gelten kann, sondern einen wirklichen und eigenthümlichen Werth behauptet. Von dem Hauptgegenstand, dem Ex-König Ludwig, ist durchweg nur in der dritten Person die Rede. Vieles, was hier erzählt wird, konnte gewiß nur er wissen. Wir würden das Werk angehenden Ministern und Staatsräthen, vor allen aber jungen Prinzen, zur Lectüre empfehlen; sie können daraus manche Regel der Verwaltung, manche Maxime der Regierungskunst lernen; sie finden darin wichtige Erfahrungen auf dem Throne, und in den Umgebungen desselben, lehrreiche Blicke in die Politik und Gesetzgebung, in die Beamten- und Volkswelt; sie sehen darin, wie beschwerlich und auch wie beglückend es ist, eine Krone zu tragen oder ihr nahe zu stehen. — In Napoleons Kriegsschule wuchs der junge Ludwig heran, und machte die italiänischen Feldzüge als Adjutant mit. Bei Arcole mußte er eine Ordre seines Bruders zum General Robert bringen. Die Chaussee wurde vom feindlichen Geschütz bestrichen. Er entledigte sich aber seines Auftrags ohne Furcht; die Kugeln flogen um ihn herum, und keine traf ihn. Die französischen Grenadiere standen, von der Chaussee gedeckt, im Morast. Als sie sahen, daß Ludwig so keck seines Wegs dahintrabte, meinten sie, sie könnten ja auch heraustreten, und auf dem Hochweg Posto fassen. Aber das feindliche Feuer zeigte ihnen, daß es nicht mit sich spaßen ließ. Mehrere Grenadiere stürzten; ein Trommler sank neben Ludwigs Pferde todt nieder. Der Vf. macht hierbei die Bemerkung, es sey im Kriege ganz eigen: mancher könne sich noch so sehr aussetzen, und bekomme doch keine Wunde, während ein Anderer bei jeder Gelegenheit etwas davon trage. So sey Napoleon, Berthier, Massena immer unversehrt weggekommen; Lannes hingegen habe sich nur zeigen dürfen, gleich sey es mit der Wunde richtig gewesen. — Kurz vor dem Frieden von Campo Formio mußte Ludwig, auf Befehl seines Bruders, die Linie der Armee bereisen. Auf dieser Tour machte er die Bekanntschaft des jungen Bertrand, der zu Osoppo beim Genieweſen stand. Er erkannte sofort, daß etwas tüchtiges in ihm sey, empfahl ihn dem Obergeneral, und so stieg Bertrand in wenig Jahren bis zum Marschall des Reichs. — Das Mislingen der Schlacht bei Aboukir wird hauptsächlich folgenden Ursachen zugeschrieben: 1) weil die meisten französischen Schiffe alt, und schlechte Segler waren, 2) weil der Admiral Brüyes jede Hülfe der Landarmee verschmähte, und daher auch die Batterie auf der Insel, welche die rechte Flanke der Flottenlinie deckte, nicht von den Land-Artilleristen, sondern von seinen Seesoldaten bedienen ließ, 3) weil Brüyès Tod dem zunächst nach ihm commandierenden Viceadmiral Villeneuve nicht zeitig gemeldet wurde, dieser mithin den scharfen Seegesetzen gemäß, wider seine Ueberzeugung fortfuhr, die Linie zu halten, während eine geschickte Schwenkung zur rechten Zeit noch vieles hätte ändern können. — Ludwig verheirathete sich am 4. Januar 1802, 23 Jahr alt, mit der Tochter seiner Schwägerin, mit Hortensien Beauharnais. Der Andeutungen über dieses Verhältniß sind in dem uns vorliegenden Buche nur wenige;

Digitized by Google

der Vf. vermeidet sichtbar, viel davon zu sprechen. Ludwig liebte Hortensien nicht. Als seine Schwester Caroline in dem Erziehungsinstitut der Madam Campan zu St. Germain war, besuchte er sie zuweilen, und lernte hier eine ihrer Freundinnen kennen, deren Vater beim Ausbruch der Revolution ausgewandert war; diese gefiel ihm ungemein. Der Feldzug nach Aegypten war schon beschlossen, als er eines Abends mit Casabianca, Officier von der Marine, und Freund Napoleons, im Tuileriengarten spazieren ging, und diesem seine Neigung vertraute. Casabianca war darüber sehr betroffen, und stellte ihm vor, daß eine solche Verbindung seinen Bruder bei der Regierung verdächtig machen und ihm Feinde zuziehen könnte: er sprach noch denselben Abend mit Napoleon, und den andern Morgen erhielt Ludwig Befehl, mit noch drei andern Officieren nach Toulon abzureisen. Als er aus Egypten zurück kam, war das Mädchen verheirathet. Seine Schwägerin Josephine hatte den Plan gefaßt, ihn mit ihrer Tochter zu vermählen. Ludwig aber fühlte nicht die geringste Neigung dazu. Er wich jedem Gespräch darüber aus, machte geflissentlich Reisen ins Inland, ins Ausland, um dem fatalen Heirathscapitel zu entgehen, und eilte in den spanischen Krieg, mitten in der Nacht Malmaison verlassend, ohne von seiner Schwägerin Abschied zu nehmen. Es half aber alles nichts; am 4. Jan. 1802 wurde er mit Hortensien vermählt, und von diesem Tage an, bis zum September 1807, hatten sie nicht mehr als 4 Monate zusammen gelebt. Seidem hat factisch die Ehescheidung zwischen ihnen bestanden. Man wird nicht recht klar, was eigentlich die Ursach ihrer gegenseitigen Abneigung gewesen. Ein einzigesmal kömmt in dem Buche die Aeußerung vor, Hortensie habe *physisch* und *moralisch* auf Ludwig nachtheilig gewirkt. Der Vf. malt das Unglück einer Mißehe mit den grellsten Farben; man sieht, er spricht aus Erfahrung. — Der Feldzug nach Egypten wäre beinahe an einer Unklugheit Bernadottes, der damals französischer Gesandter in Wien war, gescheitert. Er ließ das französische Wappen von seinem Gesandtschaftshotel herunternehmen, und statt dessen die dreifarbige Flagge aufstecken, worüber dort eine so böse Sensation entstand, daß der Krieg zwischen Oestreich und Frankreich auszubrechen drohte. Ludwig war damals gerade in Lyon, und erhielt Ordre, daselbst zu verweilen, bis sich das Ungewitter verzogen hatte. Die 14 Tage, die er in Lyon zubrachte, blieben ihm unvergeßlich, wegen der herrlichen Frühlingszeit, welche diese Gegend zum Paradiese schuf, und besonders wegen der schönen Lyonerinnen. Der Vf. lobt der letzteren Anmuth, ihren Wuchs, ihre Augen, ihren Gang, ihre morbidezza; kurz, sie schienen ihm leibhaftige Pariserinnen, nur weit anspruchloser. — Im Jun. 1806 begann seine Würde als König von Holland, zu der er ebenfalls wider seinen Willen gelangte. Gleich darauf brach der Krieg mit Preußen aus, die Schlacht bei Jena fiel vor, und Ludwig hatte keine Lust, mit seinen Holländern eine untergeordnete Rolle zu spielen; er setzte sich daher zu Cassel mit dem französischen Gesandten an seinem Hofe, Dupont-Chaumont, in den Reisewagen, und machte linksum nach Amsterdam. Unterwegs, im vertraulichen Gespräch, kam ihm aus einigen Aeußerungen des Gesandten die erste Ahnung über seine unsichere Lage. Er hörte nämlich zu seinem Erstaunen, daß Napoleon das Schicksal Hollands noch nicht definitiv entschieden habe, daß er eben deshalb des Königs Krönung noch aufgeschoben wünsche, u. s. w. Von diesem Augenblicke an, nahm seine Politik gegen Frankreich einen mistrauischen Character an; er hielt es seitdem aufrichtig mit Holland, und war seinem Volk mit ganzer Seele zugethan. Napoleon sah dieß mit Verdruß, und ließ ihm bei jeder Gelegenheit seinen Unwillen darüber merken. Mehr als einmal schrieb er ihm: er sei sein Bruder und ein französischer Prinz; er verlange, daß er vor allen Dingen thue, was *ihm* wohlgefällig sey; zum andern, daß er *Frankreichs* Nutzen fördere; dann erst komme *Holland*. Da Ludwig gerade das umgekehrte System befolgte, so ward die Stimmung Napoleons gegen ihn mit jedem Tage erbitterter. Das Continentalsystem bot erwünschten Anlaß dar, ihm die Macht des Stärkern fühlen zu lassen. Kränkende Briefe vom Kaiser, hämische Noten des Gesandten, Impertinenzen der französischen Generäle, lügnerische Artickel in den Pariser Zeitungen. — Alles vereinigte sich, dem armen Könige sein Leben sauer zu machen. Am 27. März 1808 schrieb Napoleon: wenn er Lust habe, König von Spanien zu werden, so möge ers nur sagen. Ludwig antwortete verneinend, und wenig Monate nachher wurde Joseph als König von Spanien ausgerufen. So oft Ludwig nach Paris kam, mußte er sich vom Kaiser tüchtig ausbunzen lassen, wegen seiner angeblichen Vorliebe für England. Alle Vorstellungen, daß England gar nicht bloquirt werden könne, daß die Continentalsperre eigentlich eine Blocade des Continents sey, daß die Küsten unmöglich so streng bewacht werden könnten, daß nicht dennoch hie und da ein wenig Waare eingeschwärzt werde, halfen zu nichts, als den Kaiser noch mehr aufzubringen.

Digitized by Google

Als Ludwig einmal ein heftiges Gespräch über diesen Gegenstand mit den Worten endete: „zuletzt wird auch noch die Haut gesperrt werden müssen, damit sie nicht ausdünste," (empêchez donc la peau de transpirer!) gerieth Napoleon vor Zorn außer sich. Der französische Gesandte erhielt Auftrag, Gelegenheit zum förmlichen Bruch zu suchen. Eines Tages fuhr derselbe aus; es war am 13. Mai 1810, um 2 Uhr Nachmittags. Der Kutscher mußte Händel anfangen mit einem Bürger; die Schloßwache eilte herbei und trennte die Streitenden. Darüber erhob der Gesandte ein gewaltiges Geschrei, behauptete, seine Livree sey beschimpft worden, und verlangte Genugthuung. Die Sache wurde förmlich untersucht, und es fand sich, daß es eine bloße Lappalie war. Der Gesandte wollte sich jedoch dabei nicht beruhigen; die Untersuchung ward fortgesetzt; der Kutscher sollte verhört werden; der war aber schon über die Grenze nach Frankreich geschafft worden, und es erfolgte ein Brief des Kaisers aus Lille vom 23., der dem Könige ankündigte, der französische Gesandte in Amsterdam sey zurück berufen, und der holländische Gesandte in Paris habe Befehl erhalten, in 24 Stunden abzureisen. Frankreich werde künftig nur einen Geschäftsträger in Holland haben; er sey nicht Willens, seine Gesandten den Insulten des Königs preiß zu geben. Der Brief hatte die laconische Nachschrift: „dieß sind die letzten Zeilen, die ich in meinem Leben an Sie schreibe." Bald darauf ward der König nach Paris beordert, und französische Truppen rückten in Holland ein. Ludwig sah nur zu wohl, worauf es abgesehen war. Nach langem Zweifel reisete er ab, und logirte zu Paris im Hotel seiner Mutter Lätitia. Das Verhältniß zwischem ihm und seinem Bruder wurde täglich gespannter. Napoleon hatte ihn mit Lauschern umstellt, und diese bemerkten bald genug, daß der König zu entfliehen gedenke. Plötzlich faßten zwei kaiserliche Gardisten Posto vor Ludwigs Quartier; er war Staatsgefangener. Erst nachdem er den schändlichen Tractat mit Napoleon unterzeichnet hatte, entließ ihn dieser nach Holland. Dort berief der König seine Minister und den Staatsrath, und überlegte mit ihnen, was in dieser Krisis zur Rettung des Landes zu thun sey; es schien nichts übrig, als Abdankung. Dieß geschah. Seitdem hat Ludwig zu Töplitz, Grätz und Lausanne gelebt, und seit dem 24. Sept. 1814 Rom zu seinem Aufenthaltsort gewählt. — Der Vf. will wissen, der Kaiser habe nach erfolgter Scheidung von seiner ersten Gemahlin zunächst an eine Verbindung mit Rußland gedacht. Dort sey man anfänglich nicht entgegen gewesen; es sey aber hernach nichts daraus geworden. Darauf habe der Kaiser beim österreichischen und beim sächsischen Hofe anfragen lassen. Es kamen günstige Antworten. Sogleich entschied sich Napoleon für Oestreich, weil er diesem Hause mit hoher Achtung ergeben war. Inzwischen wurde ein förmlicher Cabinetsrath über die Wahl der Kaiserin gehalten. In diesem stimmten Talleyrand, Prinz Eugen, die Herzoge von Bassano und Vicenza, für Oestreich; der König von Neapel, Fouché, und Cambaceres, für Rußland; Lebrün, der Cardinal Fesch, der Herzog von Feltre und der König von Holland, für Sachsen. Ludwigs Gründe waren: der Kaiser und Frankreich hätten Oestreich zu feindlich behandelt, um eine aufrichtige Versöhnung hoffen zu können; darum lieber Sachsen, als Oestreich und Rußland: sey aber die Wahl zwischen beiden letztern, so ziehe er Oestreich vor, wegen der Gleichheit der Religion. Der König von Neapel nahm sich dagegen Rußlands heftig an. Zuletzt gab aber der Kaiser selbst für Oestreich den Ausschlag, und erhob es mit einer Wärme, mit einer Beredsamkeit und mit so sichtbarer Vorliebe für das habsburgische Kaiserhaus, daß alle Anwesenden darüber staunten. — Nach Ludwigs Abdankung und Flucht aus Holland, ließ Napoleon den jungen König holen, und wieß ihm den Pavillon von St. Cloud zur Wohnung an. Einige Tage nach seiner Ankunft sagte er zu ihm: „Komm her, mein Kind; ich will dein Vater seyn, und du sollst dabei nicht zu kurz kommen. Die Aufführung deines Vaters betrübt mich sehr; aber seine Kränklichkeit ist schuld daran. Wenn du groß wirst, mußt du mir seine und deine Schuld bezahlen. Wohin dich aber jemals meine Politik und der Vortheil meines Reichs stellen mag, vergiß nie, daß du vor allen mir, sodann Frankreich verpflichtet bist; jede andere Rücksicht, und selbst das Interesse der Völker, die ich dir vielleicht anvertraue, steht nach" — Während des Aufenthalts Ferdinands VII. in Valencay, kam ein irländischer Baron, Namens Kolli, als Bijouteriehändler dahin, eigentlich aber als heimlicher Abgeordneter des englischen Ministeriums, um den Prinzen zur Flucht zu bereden. Er hatte Briefe vom König Georg nnd vom Minister Wellesley. Englische Schiffe standen in den Gewässern von Quiberon bereit. Ferdinand aber rief seinem diensthabenden Staabs-Officier, Berthimi, und ließ den falschen Kaufmann festnehmen und nach Paris abführen. — In einem Briefe Napoleons an Ludwig, aus Ostende vom 10. Mai 1810, kömmt

Digitized by Google

die merkwürdige Stelle vor: Hätten Sie sich meinen Absichten gefügt, so könnten Sie jetzt 6 Millionen Unterthanen haben; ich hätte dann den Thron von Holland als ein Fußgestell betrachtet, worauf ich nach Hamburg, Osnabrück, und einen Theil Norddeutschlands aufgerichtet und so einen Kern gebildet hätte, der allmälig zu der Ausrottung des deutschen Sinnes hätte beytragen können, dem Hauptspiele meiner Politik (qui eût dépaysé davantage l'esprit allemand!)" Damit ist es ihm jedoch Gottlob! nicht gelungen. Desto besser ist eingetroffen, was er vor seinem Zuge nach Rußland ausrief: Das Schicksal muß erfüllt werden! (que les destins s'accomplissent!) Der Vfer. erinnert hier an die Worte, die das delphische Orakel dem Crösus zur Antwort gab. Im Ganzen muß man, nach dem vorliegenden Buche zu urtheilen, dem Herzen und Willen des Königs Ludwig Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Katholiken fingen unter ihm an, freyer aufzuathmen, da sie vorher von den Reformirten unleidlich unterdrückt waren. Bey dem Unglück zu Leyden am 12. Jan 1807 war Ludwig der erste, der helfend hinzueilte, und die ganze Nacht nicht vom Platze kam, überall tröstend, anordnend, ermunternd. In Aerle, einem Dorfe von 180 Häusern, war eine Seuche ausgebrochen; vier Fünftel des Orts waren angesteckt. Ludwig besuchte die Kranken, ging in die Stuben, an ihre Betten, theilte Arzneyen, Unterstützungen aus, empfahl den Aerzten und Geistlichen, ihre Pflicht zu thun, und nicht eher wandte sich seine Sorge von diesem Orte des Entsetzens, bis der Wuth der Krankheit Einhalt gethan war. In Rotterdam brach der bekannte Aufstand aus. In dem dortigen Waisenhause sollten Freywillige zum Militärdienst ausgehoben werden. Die Beamten, die zu dem Ende dort erschienen, wendeten aber Ueberredung und Zwang an; darüber wurden die Bürger schwierig, und als die Beamten mit ihrer verkehrten Maasregel dennoch fortfuhren, so brach der Tumult los. Die Militärbehörde sandte Soldaten und Kanonen, um das Feuer des Aufruhrs zu dämpfen; aber der König hatte kaum vernommen, was vorging, als er sofort persönlich in Rotterdam erschien, und die dortigen Einwohner mit Milde und Freundlichkeit, ohne Kanonen und Militär, zur Ordnung zurückbrachte. Seine Bemühung wurde mit allseitigem: Vivat der König! belohnt. — Seine Ansichten über Volk und Armee, über Volk und König, über Regierung, Rechtsverfassung, Gesundheitspolicey, Beförderung der Aufklärung, der Kunst und Wissenschaft, und viele andere wichtige Dinge, verdienen im Buche nachgelesen zu werden. Ueberall sah er selbst, und man weiß, was die Gegenwart des Fürsten für Wunder thut!

Zeitschriften. (Fortsetzung.)

Journal für die neuesten Land- und Seereisen. Februar, 1820. — Ein Engländer, der die Rückreise von Indien den Persischen Meerbusen hinauf zu Lande machte, wundert sich sehr über die Wirksamkeit der Peitsche bei den Tataren. Sie ist ihm alles.

„Ist sein Pferd gut, so ist ein lauter Knall derselben über dem Kopfe des Thieres hinlänglich, es anzutreiben: ist es schlecht, so hilft eine nachdrückliche Berührung aus. Wenn das Thier athemlos und erschöpft niederfällt, so muß die Peitsche das Beste thun: der Tatar kömmt nie aus dem Sattel, sondern fängt sogleich eine Bearbeitung an, woran so viele Peitschen Theil nehmen, als auf der Länge und Breite des unglücklichen Thieres Raum haben. Ist Mangel an Lebensmittel, so bleibt die Peitsche das einzige Hülfsmittel, der Tatar setzt sich nieder, bittet eine Weile, verwünscht sein Schicksal, daß er sich so placken müsse, greift dann zur Aushülfe und theilt rechts und links so lange Hiebe aus, bis seine Bedürfnisse befriedigt sind. In den ärmsten Dörfern, wo wir nicht ein Küchlein finden konnten, kamen auf Gebrauch der Peitsche sogleich ein Dutzend stattlicher Hühner zum Vorschein. Wo kein Hälmchen Gras wuchs, von den sich ein Schaaf hätte ernähren können, fand sich dann auf einmal eine ganze Heerde. Kurz die Peitsche war augenscheinlich die natürliche Waffe und das große Specificum bei allen Gelegenheiten, so daß ich mich oft gewundert habe, daß nicht auch ich ihre Wirksamkeit empfinden müsse."

— Graf Forbin, in seiner Reise in die Levante, spricht zu Jerusalem einen reichen Juden, dessen verstorbener Bruder mit zwei Rabbinen daselbst einen Vertrag abgeschlossen hatte, worin ihm von Jenen für die Summe von 800 Beuteln (ungefähr 24000 Franken), ein Platz im Schooße Abrahams, zugesichert wurde. — — Der Russische Kapitain Golownin, der zwei Jahre in Japan gefangen war, erzählt in seiner Reisebeschreibung: Die Würde der Fürsten ist erblich, eigentlich nach der Erstgeburt. Der Kaufmann darf keine Waffen tragen. Der Kaiser hat 200 Leibärzte. Der häufigen Erderschütterungen wegen, baut man

Digitized by Google

nur das Fundament massiv, und die hölzernen Häuser gewöhnlich nur ein Stockwerk hoch. Die innern Wände eines Hauses sind beweglich, so daß der ganze Raum in einen Saal verwandelt werden kann. Die Weiber tragen aus Eitelkeit oft zwanzig Röcke übereinander. Beim Eintreten in ein Haus läßt man die Schuhe vor der Thüre stehen, und geht auf Strümpfen oder barfuß hinein.. Die weiße Farbe zeigt Trauer an.. Die Felder, worauf Baumwolle gepflanzt werden soll, werden mit verfaulten Heringen gedüngt.. Es wächst ein wilder Wein im Lande, dessen Trauben gesalzen als Salat gegessen werden.. —

Die Aussprache des Japanischen ist sehr schwierig. Der Verfasser führt an: es sey ihm binnen 2 Jahren nicht gelungen, das Japanische Wort, welches Feuer bezeichne, und wie fi, chi, pfi oder ffi zu klingen scheine, auszusprechen. Eine große Schwierigkeit bei Erlernung der Sprache sey aber deren Reichthum, da viele Gegenstände und Handlungen zwey Benennungen hatten, von welchen man die eine nur für das gemeine Leben, die andere aber bei dem Gespräch mit angesehenen Personen gebrauche..... Ueber die Kirchengebräuche herrscht eine große Dunkelheit, da es dem Verfasser nie verstattet wurde, während des Gottesdienstes den Tempel zu betreten. Die Gebete sollen täglich dreimal, bei dem Anbruche des Tages, zwei Stunden vor Mittage und vor Untergang der Sonne verrichtet werden. Ein Glockenschlag zeigt hierzu die Stunde an. Vor den Tempeln stehen Wasserbehälter, in welchen die Eintretenden die Hände waschen. Bei den Heiligenbildern brennen Lichter, das Opfer bestehet aus natürlichen und künstlichen Blumen, letztere werden aus farbigen Bändern oder Papier dargebracht, nach den Vermögensumständen des Opfernden. Eifrige Frömmler opfern auch Geld und Früchte. Doch begnügt sich die Geistlichkeit mit diesen freiwilligen Opfern nicht, sondern zieht umher, um andere einzusammeln. Während des Gottesdienstes sitzen die Japaner, wie gewöhnlich, auf den Knieen, aber mit gebogenem Haupte und gefalteten Händen, die Gebete halblaut hersagend..... Der Kin-Rey ist für Jedermann, seinen Hofstaat und die Beamten des weltlichen Kaisers, die zuweilen zu ihm gesandt werden, ausgenommen, unsichtbar Nur ein Mal im Jahre, an einem großen Festtage, lustwandelt er in einer Gallerie, die nach unten zu offen ist, so daß jeder sich nähern kann, um seine Füße zu sehen. Er trägt seidene Kleider, die mit der ersten Bereitung der Seide von den Händen unbefleckter Jungfrauen verfertigt werden. Das Geschirr, von dem er ißt, muß neu seyn, und wird jedesmal nach dem Gebrauch zerbrochen, indem Niemand würdig sey, nach ihm aus demselben zu essen.... doch wird diese Regel nicht selten verletzt, auch beraubt wohl ein Fürst seine sämmtlichen Kinder wegen Unfähigkeit der Erbfolge, und adoptirt den Sohn eines andern Fürsten. Das öffentliche Wohl muß den Familien-Verhältnissen nachstehen, und daher sind die regierenden Fürsten fast immer anständige, zu Staatsgeschäften tüchtige Männer..... Jeder Beamte, der im Dienste des Kaisers oder Fürsten steht, muß auch die Kriegskunst erlernen, um in Kriegszeiten gegen den Feind kämpfen zu können. Der Beruf der niedern Kriegsbeamten und der Soldaten, im engern Sinne des Wortes, ist erblich. Kein Krieger erhält den Abschied, bis er nicht seinen Sohn, der den Dienst schon erlernt haben muß, statt seiner stellen kann. Mit dem funfzehnten Jahre tritt Waffenfähigkeit ein. Hat ein Soldat mehrere Söhne, so kann er alle, auch einen seinem Stande widmen, gewöhnlich geschiehet das erstere, da der Dienst leicht ist, und die Truppen gut bezahlt werden. Auch den Soldaten steht das Recht der Adoption frei. Drey Pflegekinder kann überhaupt Jedermann annehmen. Sterben diese, so findet keine weitere Adoption statt, da angenommen wird, daß dies gegen den Willen der Götter seyn würde..... Die Weiber heirathen gewöhnlich im funfzehnten Jahre, obschon sie früher mannbar werden. Den Weibern werden, wenn sie sich verheirathen, die Zähne schwarz gebeizt. Bei der Geburt eines Kindes wird ein Baum gepflanzt, und wenn dasselbe sich verheirathet, niedergehauen, sein Holz aber zu Geräthe für die Neuvermählten benutzt..... Die Polizei hält streng auf Ruhe und Ordnung, zu welchem Ende in jeder Straße aus den Bürgern ein Aeltester mit Gehülfen erwählt wird, der solche handhabt und dafür haften muß. (Die Japaner sind klüger als wir Europäer: Klüger? Nein, sie sind besser als wir. Sie vertrauen die Aufsicht über Sitten und Handlungen ihrer Mitbürger redlichen Männern an, nicht wie oft bei uns, verworfenen, abgefeimten Menschen, die den Weg der Schlechten, denen sie nachzuschleichen haben, aus eigener Erfahrung kennen. Stehende Heere sind der Freiheit und der Wohlfahrt der Staaten lange nicht so gefährlich, als es die stehenden Polizeien sind. Jene schlagen offene sichtbare Wunden, diese schleichen wie Aqua Tofana, durch die Adern der Länder. Die Polizei ist eine mächtige geheime Verbrüderung, die sich von Lissabon bis nach Moskow, über ganz Europa verbreitet. Sie kennt nicht Vaterland, nicht Fürst, nicht Gesetz-

Digitized by Google

Sie hat ihre eigenen Zwecke, die selbst den meisten ihrer Mitglieder verborgen, und nur den wenigen bekannt sind, welche die End-Ringe der Kette in Händen haben. Lieber bis an den Knieen im Strasenkothe gehen, lieber den Dieben Preis gegeben seyn, als sich solchen Besen und solchen Wächtern anvertrauen. Was helfen Euch euere Stände, was eure Konstitutionen! Die Gefahr ist um so größer, wenn die Schlange Rosen findet, worunter sie sich verstecken kann. Lösch das Wort Freiheit aus in Euern Wörterbüchern, oder das Wort Polizei *). Auf den öffentlichen Plätzen befinden sich Gebäude mit Löschinstrumenten und Wächtern. Des Nachts gehen Patrouillen und niemand darf sich dann ohne Laterne finden lassen. In Eddo werden 48000 Mann, in 48 Regimentern getheilt, zur Löschung der Feuersbrünste unterhalten.....

Pomona, Taschenbuch für die Jugend, herausgegeben von Dr. Heinemann. Jahrgang 1820. — Der Name des Herausgebers, welcher zugleich die früher erwähnte Jedidja besorgt, und die der christlichen Zeitrechnung beigefügte Jahreszahl von Erschaffung der Welt, scheint anzudeuten, daß dieses Taschenbuch der jüdischen Jugend gewidmet seyn soll, obzwar sonst nichts darin auf kirchliche Verhältnisse Bezug hat. Pomona's Obstkörbchen enthält eine gute Auswahl von angenehmen und wohlschmeckenden Früchten, und auch Erwachsenen wird vieles munden, wie unter manchem andern die Skizzen aus Italien von Karl Seidel, die das Bedauern erregen, daß es nur Skizzen sind, und daß deren Verfasser nicht seine ganze Italiänische Reise auf diese ansprechende Weise dargestellt und bekannt gemacht habe. Dieses Taschenbuch ist sehr zu empfehlen.

Journal des Savans. — Das Januar-Heft dieses Jahres enthält eine Anzeige von Edward Dodwell's, in den Jahren 1801, 1805 und 1806 durch Griechenland gemachte Reise. Ueber die Pest, womit dieses Land so oft heimgesucht ist, macht er folgende Bemerkung: „Man wundert sich, daß Griechenland von dieser Plage nicht öfter befallen wird, wenn man das höllische Mittel erwägt, das einige Elenden, der schlechteste Auswurf des Menschengeschlechts, gebraucht, um die Pest auszubreiten und fortzupflanzen; ich rede von der niederen Klasse der Juden und der Albaneser. Folgende Anekdote, die mir Hr. Strani mitgetheilt hat, kann eine gehörige Vorstellung von ihrer schändlichen Habsucht geben. Man weiß, daß Personen, die der Pest glücklich entgangen sind, nicht so leicht wieder davon befallen werden, und daß nach einer zweiten Krankheit ihre Konstitution abgehärtet ist, so daß sie fast ohne Gefahr, verpestete Sachen berühren können. Diejenigen Juden oder Albaneser, die in dieser Lage sind, kaufen oder stehlen die Kleider der an dieser Krankheit verstorbenen Personen; man hat gesehen, daß diese Elenden Schwämme oder Leinwand in das Blut und in die Wunden der Todten getaucht, und sie durch die Fenster in die Häuser der Reichen geworfen haben, mit der Hoffnung, daß die Bewohner daran umkommen, und ihnen ihr Vermögen als Erbschaft hinterlassen werden. Hr. Strani sah, wie ein Albaneser einen inficirten Schwamm durch das Fenster seines Hauses warf, und nur durch einen glücklichen Zufall entging er und seine Familie der Ansteckung."... Das alte Daulis ist nur noch ein Dorf von sechszig Häusern, hat aber demungeachtet nicht weniger als achtzehn Kirchen. „Dieses Mißverhältniß, sagt der Reisende, findet sich in einem großen Theile Griechenland's; doch muß man bemerken, daß diese heiligen Gebäude, im allgemeinen, nur aus vier nackten, von antiken Bruchstücken gebildeten Mauern bestehen, und gewöhnlich kein Dach haben. Die griechischen Priester legen den Beichtenden zur Abbüßung ihrer Sünden, zuweilen die Erbauung einer Kirche auf, und daraus erklärt sich die große Menge der Gotteshäuser. Die Thüren, selbst der schönsten, sind so enge, daß keine zwei Menschen zugleich hineingehen können; dieses geschieht, damit die Türken nicht ihre Pferde hineinbringen, und die Kirchen in Ställe verwandeln können, welches sie nie zu thun unterlassen, wenn die Thüren breit genug sind." Unser Reisende fand die Neugierde der Daulier sehr lästig; sein Haus war immerfort von Neugierigen angefüllt, die ihn sogar während dem Essen nicht verließen. „Ich hatte, sagte er, eine Flasche von dunkelem Glase, mit Wein gefüllt. Die Dorfbewohner, welche nie Flaschen dieser Art gesehen hatten, bildeten sich ein, daß die meinige, von dem Weine der darin war, die Farbe erhielte; als sie nun wahrnahmen, daß sie die Farbe behielt, ohngeachtet sie fast leer war, dachten sie, es wäre eine Zauberflasche, welche die Eigenschaft besäße, stets voll zu bleiben, und erst, nachdem ich sie von allen Seiten gedreht und umgestürzt hatte, kamen sie von ihrer thörichten Meinung zurück."

*) Daß die Konstitution, daß die Freiheit eines Volkes, auch bey und neben der Polizey bestehen könne, zeigen manche Länder Deutschlands, in welchen die Polizey aus den humansten und rechtlichsten Männern besteht.
D. R.

Digitized by Google

In eben diesem Hefte des J. des Sav. steht die Anzeige eines Werkes aus dem Gebiete der Heilkunde, das auch für Nicht-Aerzte eine merkwürdige Seite hat. Es ist die Schrift des Dr. Laënner zu Paris: Ueber die Erforschung der Krankheiten der Lungen und des Herzens, durch das Gehör. (De l'Auscultation médiate, ou Traité du diagnostic des maladies des poumons et du coeur fondé principalement sur ce nouveau moyen d'exploration). Der deutsche Arzt Avenbrugger hatte schon früher auf das Mittel aufmerksam gemacht, durch Anklopfen der Brust, (Percussion) und den dadurch hervorgebrachten Widerschall, die Natur der krankhaften Beschaffenheit der Brust-Organe zu erforschen. Hr. Laënner hat dieses Mittel gebraucht, und dessen Vortheile erkannt, aber gefunden, daß es nicht immer anwendbar und zureichend sey, besonders da die Krankheiten des Herzens dieser Art Untersuchung entgehen. Hierdurch ward er auf eine Vervollkommnung jener Methode geleitet. Er hat nämlich zu diesem Zwecke ein sehr einfaches Werkzeug erfunden, worüber er sich in der Einleitung seiner Schrift folgendermaßen erklärt: „Ich erinnerte mich einer sehr bekannten akustischen Erscheinung. Wenn man das Ohr an das Ende eines Balkens legt, vernimmt man sehr deutlich den Schlag einer Stecknadel, der an dem andern Ende fällt. Dieses brachte mich auf den Gedanken, daß man in dem Falle, von dem es sich hier handelt, von jener Eigenschaft der Körper vielleicht Gebrauch machen könne. Ich nahm daher ein Heft Papier, bildete eine dichte Rolle daraus, und hielt das eine Ende an die Präcordial-Gegend. Indem ich dann mein Ohr an das andere Ende legte, ward ich eben so verwundert als befriedigt, daß ich die Schläge des Herzens viel genauer und deutlicher vernahm, als ich es durch den Gebrauch des unbewaffneten Ohres vermochte. So kam ich auf die Vermuthung, daß dieses Mittel mit Nutzen anzuwenden sey, nicht blos um die Schläge des Herzens, sondern auch um alle mit Geräusch verbundene Bewegungen in der Brusthöhle zu erforschen, und daß auf diese Weise, die eigenthümliche Beschaffenheit des Athemzugs, des Redens, und vielleicht gar die Fluctuation, der in den Brustfellen und dem Herzbeutel ergossenen Flüssigkeiten, ausgemittelt werden könnten.“ Das Instrument, dessen sich Hr. Laënnel bedient, und dem er den Namen Stethoscope gab, ist ein hölzerner Cylinder von einer Fuß Länge, inwendig hohl, an dem einen Ende etwas weiter geöffnet, und kann, um ihn besser nachtragen zu können, vermittelst einer Schraube in zwei Theile gelegt werden. Er versichert, daß man die Eigenthümlichkeiten der Laute, die man durch dieses Werkzeug vernimmt, leicht auffassen kann, und daß man sie nur einmal braucht gehört zu haben, um sie wieder zu erkennen; z. B. diejenigen welche Lungengeschwüre, fistulöse Verbindungen zwischen dem Rippenfelle, und den Luftröhren-Aesten, u. s. w. anzeigen. (Wie schade, daß das Gehirn nicht in der Brust liegt, und daß man nicht mit den Lungen denkt! Die Polizei und die Medizin könnten großen Nutzen aus den Horchröhren und Brustguckern des Hrn. Laënner ziehen!)

Musik.

Vor einigen Jahren erschien zu London von Burgh, eine Sammlung musikalischer Briefe in 3 Bänden, worin eine pragmatische Geschichte der Musik von der frühesten bis auf die gegenwärtige Zeit, mit biographischen Nachrichten, poetischen Bruchstücken, Anekdoten, Reflexionen und Raisonnements untermischt, auf eine unterhaltende und lehrreiche Art vorgetragen werden. Von diesem Werke hat Hr. Michälis in Leipzig einen Auszug, in einem Bande, unter dem Titel: Anekdoten und Bemerkungen, Musik betreffend, herausgegeben. Die Herren Musikanten sind gewöhnlich große Sonderlinge und drollige Käuze, weil ihre Kunst aus allen gewöhnlichen Bahnen des Lebens wirft, und ihre Kunstfertigkeit mit den übrigen Geistesgaben in gar keiner Verbindung, oft im Widerspruche steht, so daß die buntscheckigsten Naturen unter ihnen zum Vorschein kommen. Einige Züge und Zeichnungen, die minder bekannt seyn mögen, als die meisten in dieser Sammlung, theilen wir mit.

Starker Verbrauch der Flöten zu Athen zur Zeit des Isokrates. Ein Umstand, den Plutarch in seiner Biographie des Isokrates erwähnt, kann uns einen Begriff von der damaligen großen Nachfrage nach Flöten zu Athen verschaffen. Dieser Redner, sagt Plutarch, war der Sohn des Theodorus, eines Flötenmachers, welcher durch sein Gewerbe einen hinlänglichen Reichthum gewann, nicht allein seinen Kindern eine feine Erziehung zu geben, sondern auch eine der schwersten Obliegenheiten auf sich zu nehmen, denen ein Athenensischer Bürger sich unterziehen konnte, nämlich für seinen Bezirk einen Chor zu festlichen Gelegenheiten und Religionsfeierlichkeiten zu unterhalten, denn jede Volksabtheilung mußte ihren bestimmten Chor liefern, welcher aus Sängern und Instrumentalisten und Tänzern bestand, die für die ganze Zeit des Festes unterhalten wer-

Digitized by Google

den mußten: ein an sich beträchtlicher Aufwand, der durch den Wetteifer unter den reicheren Bürgern und durch das über geringere Leistungen zu besorgende Mißvergnügen noch erhöhet wurde. Theodors Reichthum wird uns aber weniger befremden, wenn wir den Preis der Flöten nach demjenigen schätzen, welchen die des Ismenias, des berühmten Tonkünstlers von Theben, hatte: denn dieser zahlte (wie Lucian meldet) zu Korinth drey Talente oder 581 Pf. 5 Sch. für ein solches Instrument. Doch war er auch als ein verschwenderischer Freund von Juwelen bekannt. — — Ismenias. Plutarch erzählt folgende Anekdote von ihm. Als er bei einer Opferfeierlichkeit einige Zeit die Flöte geblasen hatte, ohne daß das günstige Opferzeichen sich offenbarte, wurde der, welcher ihn dazu bestellt hatte, ungeduldig, riß ihm die Flöte aus der Hand, und fing nun selbst auf lächerliche Art zu spielen an, worüber ihm die Gesellschaft Verweise gab. Allein da die glückliche Vorbedeutung bald erschien, sagte er: seht, den Göttern wohlgefällig zu spielen ist ihre eigene Gabe! Lächelnd antwortete Ismenias: Als ich spielte, waren die Götter so erfreut, daß sie die Vorbedeutung verzögerten, um mich desto länger zu hören: aber dein Pfeifen suchten sie unter jeder Bedingung los zu werden. — Die Sängerin La Maupin in Frankreich. Die Sängerin La Maupin aus Lullis Schule zu Paris, um 1700, focht wie ein Mann, und widerstand, und fiel gleich einem Weibe. Ihre Abentheuer sind sehr romanhaft. Verheirathet an einen jungen Mann, der bald genöthiget war, sich von ihr zu entfernen, um eine in der Provence ihm angetragene Stelle zu übernehmen, entwich sie mit einem Fechtmeister, von dem sie zu ihren nachherigen Vortheile das Fechten erlernte. Sie begaben sich erst nach Marseille, wo sie die Noth trieb, Anstellung bey der Oper zu suchen, und sie wurden wegen ihrer guten Stimme ohne Schwierigkeit angenommen. Die La Maupin ging nachher nach Paris, und erschien zuerst 1693 in der Rolle der Pallas, im Cadmus, mit dem größten Beyfall auf der Opernbühne. Der Beifall war so heftig, daß sie genöthigt wurde, ihren Helm abzunehmen, und dem Publikum zu danken, welches die Zeichen seines Vergnügens verdoppelte. Seit dieser Zeit dauerte ihr Glück ununterbrochen. Als der Sänger Dümeni sie beleidigt hatte, legte sie Mannskleider an, lauerte ihm in dem Place des Victoires auf, und drang in ihn, mit ihr zu fechten. Da er sich weigerte, schlug sie ihn, und nahm ihm die Uhr und Tabacksdose ab. Am folgenden Tage, als Dümeni sich gerühmt hatte, sich gegen drey Männer vertheidigt zu haben, die ihn hätten berauben wollen, erzählte sie die ganze Geschichte, und zeigte Uhr und Dose vor, zum Beweise, daß sie ihn für seine Feigheit geschlagen hätte. Ein andrer Sänger Thevenart wurde fast auf dieselbe Art behandelt, und hatte keinen andern Ausweg, ihrer Züchtigung zu entgehen, als daß er sie öffentlich um Verzeihung bat, nachdem er sich drei Wochen im Palais Royal versteckt gehabt hatte. Bey einem vom Bruder Ludwig des XIV. gegebenen Balle zog sie wieder Mannskleider an, und wurde, weil sie eine Dame ungebührlich behandelt hatte, von drei Freunden derselben herausgefordert. Leicht hätte sie durch Entdeckung ihres Geschlechts dem Kampf ausweichen können; aber im Gegentheil zog sie sogleich den Degen, und tödtete alle drey. Nachher kehrte sie ganz kaltblütig zum Ball zurück und erzählte die Geschichte dem Bruder des Königs, der ihr Gnade auswirkte. Nach verschiedenen andern Abentheuern kam sie nach Brüssel und wurde da die Geliebte des Kurfürsten von Baiern. Dieser Fürst verließ sie nachher um der Gräfin von Arcos willen, und schickte ihr durch deren Gemahl eine Börse mit 40000 Livres nebst dem Befehl, Brüssel zu verlassen. Diese zügellose Frau warf den Beutel dem Grafen an den Kopf, und sagte: das sey eine Belohnung, die ein Nichtswürdiger wie er verdiene. Hierauf kehrte sie auf die Opernbühne zurück, die sie 1705 verließ. Endlich wurde sie von Anwandlungen von Frömmigkeit ergriffen, und rief ihren Mann zurück, der in der Provence geblieben war, und verlebte mit ihm die letzten Jahre auf eine sehr fromme Art, bis sie 1707 im 32sten Jahre starb. — — (Schluß folgt.)

Bei C. A. Stuhr in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten:
Das Stammbuch. Eine Auswahl von Gnomen und Denksprüchen aus den Werken der vorzüglichsten deutschen und französischen Schriftsteller. Herausg. von K. Müchler. Dritte vermehrte Auflage. geh. 20 gr.

Diese neue dritte Auflage in so kurzer Zeit ist der beste Beweis für die Zweckmäßigkeit dieses Büchelchens. Sie hat aber vor den frühern durch die Hinzufügung von den Stammbuch-Programmen, von Gedichten der vorzüglichsten deutschen Dichter, welche solche bei einzelnen Veranlassungen für Stammbücher ausdrücklich verfertigt haben, und durch eine Auswahl interessanter Stammbuchs-Anekdoten eine wesentliche Verbesserung erhalten. Ein niedliches Kupfer verschönert das Ganze.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 51. Redacteur: Wilhelm Hoffmann. 1820 Juny.

Unser und Euer Herder.

Was will diese Ueberschrift sagen? Sie will sagen: Unser war er, der früh heimgegangene; aber Unser nicht allein. Ein Geist wie der seinige, war auch Euer, ihr deutschen Mitbrüder Alle und überall. Die Weimaraner wollen nicht blos das; sie wollen auch nicht blos die (ohnehin verengerten) Thüringer und Sachsen seyn; sie theilen sich also mit allen Deutschen in Herder den gemeinschaftlichen: und dadurch, daß er auch Euer ist, dürfen wir ihn desto stolzer den Unsern nennen. Eben darum sprechen wir auch mit in Eure Seele den Dank gegen Herders verewigte Wittwe, Maria Carolina geb. Flachsland aus, welche uns „Erinnerungen aus dem Leben Johann Gottfried von Herder gesammelt" hinterlassen; und gleichen Dank gegen J. Georg Müller, welcher diese Erinnerungen jetzt in den Druck gegeben hat. Damit sich unser Blatt selbst eine Ehre mit dem Andenken an Ihn erzeige, soll dem Danke Einiges aus der Schrift selbst folgen.

Herder wurde am 25 August 1744 zu Mohrungen in Preußen gebohren, wo sein Vater Mädchenschullehrer war. Der Vater ernst, gewissenhaft, pünktlich auf Ordnung haltend, gutmüthig und von wenig Worten. Die Mutter, Anna Elisabetha, geb. Pels, eine Hufschmidts Tochter, eine verständige, fleißige und stille Frau, durch Geistes- und Gemüthsgaben ausgezeichnet; beide Eltern von frommen Lebenswandel, von den Mitbürgern geachtet. Von seiner durch Armuth bedrängten Erziehung sprach Herder zwar mit einer Art von Schmerz: doch verdankte er seinem Vater ausdrücklich das Regelmaaß strenger Ordnung, was ihm schon früh die Erfüllung seiner Pflichten zur Gewohnheit gemacht habe. Wenn ein Geschäft jetzt gethan werden mußte, so durfte kein Kind sich entschuldigen — es mußte gethan werden. (H. z. T. brauchen die Kinder sich nicht zu entschuldigen, die lieben Eltern thuns selber, wenn die Kinder nicht wollen. Es fehlt uns nur noch, daß eins der frühklugen Kinder ein Buch schreibt: wie sich die Eltern gegen ihre Kinder betragen und ihnen alles an den Augen absehen sollen.) „Wenn mein Vater mit mir zufrieden war, erzählt H. so verklärte sich sein Gesicht, er legte seine Hand sanft auf meinen Kopf, und nannte mich Gottesfriede. Dieß war meine größte süseste Belohnung." — „Der im Fleiß vollbrachte Tag wurde jedesmal mit dem Gesang eines geistlichen Liedes beschlossen." Wir führen diese Züge an, sie legten den Keim der Religion und der Liebe zur Tugend und häuslichen Freude in Herders Herz, die wir in seinem spätern Leben schön entfaltet wiederfinden, und die schon im jugendlichen Alter ihn auf der rechten Bahn erhielten.

Den Schulunterricht genoß er bei dem Rector Grimm, einem verdienstvollen, aber strengen Schulmann. Seine Lernbegierde war unersättlich. Musik und Gesang war sein fröhlichster Genuß, nur fehlte es ihm am sattsamen Unterricht, um zu mechanischer Fertigkeit auf dem Clavier zu gelangen; auch bedauerte er sehr, nicht Zeichnen gelernt zu haben.

Von einem liebenswürdigen Manne, dem Prediger Willamovius erhielt er den Religionsunterricht, nachher wurde er beim Diakonus Trescho Famulus, wo die Benutzung der Bibliothek sein Hauptgewinn ward. Hier lernte er seinen unvergeßlichen Kleist kennen, und opferte den Büchern manche Nachtstunde. 1762 legte er einem Manuscripte des Diakonus Trescho an den Buchhändler Kanter in Königsberg, anonym ein Gedicht bey, An Cyrus, den Enkel Astyages, das die Zurückberufung etlicher nach Sibirien verwiesener Großen besingt. Man fand es voll Geist und Salbung, und es wurde abgedruckt. Sein erster Schritt in die große Welt wurde durch einen Russ. Regimentschirurg veranlaßt, der Literatur liebte und den jungen Herder zu seinem Fache erziehen wollte; er reis'te 1762 mit ihm nach Königsberg und H. sah seine Eltern nie wieder. Bey der ersten Section fiel H. vor Grausen in Ohnmacht, seine reizbaren Nerven vertrugen solchen Anblick auch später nicht; er fühlte Abneigung gegen die Chirurgie, und in einer kummervollen Lage mit 3 Thlr. 8 gr. Baarschaft führte er den immer gehegten Vorsatz aus, Theologie zu studiren. Sein Schulfreund Emmerich, der ihn dazu ermuntert hatte, wieß ihm einige Informationen zu, mit Hülfe kleiner Unterstützungen und großer Entbehrungen brachte er seine erste akademische Zeit hin. In Kanters Buchladen fand er reichliche Nah-

Digitized by Google

rung für seine unersättliche Wißbegierde, und bald (1763) erhielt er eine Lehrerstelle in dem Collegium Friedericanum, deren gewissenhafte und geschickte Verwaltung ihm Gönner, Freunde und Bewunderer erwarb. Mehrere gebildete Familien zogen ihn in ihre Gesellschaft An Kurella und Bock fand er Freunde gleiches Alters und Ersterer, nachher Kriegsrath, schreibt: „Ich habe H. immer sich gleich, immer heiter und froh sich mittheilend gefunden, stets streng, sittlich. (Hier stößt uns eine Frage auf. Feurig, ideenreich, rastlos, thätig, aber streng sittlich ohne Genieſtreiche und, wie die Folge erzählt, so zartfühlend und durch menschenfreundliche Annäherung liebenswürdig; weder steif, noch vornehm abstoßend, so war Herder. So hat ihn der Verfasser dieses später oft beobachtet. Wie erklärt sich das wohl anders als aus dem Urstoff seiner Individualität, aus frühem Nothstand und dem Keime seiner religiösen Erziehung? Genie und höchste Geistesbildung allein bewahrt nicht vor verfeinerten Egoismus u. s. w.; kurz, er, der Noth und Druck gekannt, machte vielen Menschen wohl, nicht blos ein paar ausgezeichneten Köpfen.) Unter seinen innigsten Jugendfreunden müssen wir noch J. Georg Hamann auszeichnen; bei beiden trifft der Spruch ganz zu, noscitur ex socio etc. Hamann lehrte unserm H. das Englische und fing mit Hamlet an, den er hernach beinah auswendig wußte Im Herbste 1764 wurde H. Collaborator an der Domschule in Riga, 20 Jahr alt. Seine treffliche Lehrmethode und seine Predigten gewannen ihm bald alle Herzen und einstimmigen Beifall Er fand in Riga noch regen Gemeingeist fürs Wohl des Ganzen; er sprach stets gern davon, und hier wurden seine Ansichten über bürgerliche und öffentliche Verhältnisse geweckt, und genährt. Er gewann mit vermehrter Kenntniß der Menschen und des Verkehrs im Großen auch höhere Ideen von bürgerlicher Freiheit, bürgerlichem Wohl und edler Wirksamkeit dafür. (Noch ein Wink. Herder, der junge Mann und H. der gealterte zeigen dieselben Grundzüge des warmen Enthusiasmus und der Humanität im wesentlichen unverändert.) 1766 ist H. Freimaurer geworden; in Weimar hat er sich nie dazu bekannt. Im Jahr 1767 erhielt er einen Ruf nach St Petersburg, und der Rath zu Riga, um ihn zu erhalten, stiftete für ihn eine neue Predigerstelle. — Bald wurde er in gelehrte Streitigkeiten mit Klotz verwickelt sein empfindliches Ehrgefühl wurde durch die Ausfälle gereizt; und des allen müde, gab er plötzlich seine Stelle auf, um eine Reise zu machen, und die Erziehungsanstalten und gelehrten Institute in Frankreich u. s. w., kennen zu lernen. Man ertheilte ihm den Abschied ungern, und er machte Hoffnung wieder zu kommen. Er schrieb später seiner nachherigen Gattin unter andern darüber: „mein Genius rief mir unwiderstehlich zu: Nutze deine Jahre, und blicke in die Welt! Und noch hat es mich keinen Augenblick gereut." — Die Reise ging nach Nantes, wo er sich in der Sprache fester machte, dann nach Paris, wo er mehrere der ersten Köpfe kennen lernte. Dort erhielt H. im Nov. 1769 den Antrag mit dem Prinz Peter Friedr. Wilh. von Holstein 3 Jahre auf Reisen zu gehen. Man wurde einig, aber die Mißverhältnisse, durch den Oberhofmeister von Cappelmann herbeigeführt, lößten diese Verbindung bald wieder auf. H. blieb in Strasburg zurück, um seine Thränenfistel heilen zu lassen; wie wenig die Kur gelang, und wie unendlich lang und schmerzhaft sie war, werden unsere Leser schon aus Goethes Lebensmittheilungen wissen.

H. hatte einen Ruf nach Bückeburg erhalten, wo damals der berühmte Graf Wilhelm regierte. Beide sehr edle Charactere, aber entgegen gesetzte Naturen, konnten sich nur lang am in einander finden; beide erwarteten Etwas anderes von einander. Des Grafen öftere Behauptung, daß aus allen menschlichen Bemühungen Nichts herauskomme, war jedesmal kaltes Wasser auf H warmes Herz gegossen. (Und wenn dieß so streng und allgemein wahr wäre, als es nicht ist; in eines Fürsten Sinn und Mund sollte der Satz nicht kommen; es führt bei dem beßten unvermeidlich zu wenigstens periodischer Indolenz oder Willkühr.) H. Wirkungskreis war in mehreren Beziehungen beschränkt. Zu Verbesserung der Schulen fehlte es an Allem, weil des Grafen Kammer nicht Geld genug zu dem Gräfl Festungsspielwerk auftreiben konnte. Freundlicher wurde ihm seine Lage, nachdem er in nähere Bekanntniß mit der vortrefflichen Gemahlin des Grafen, Maria von Lippebisterfeld, gekommen war und er seine Gattin, die er früher in Darmstadt hatte kennen lernen, heimgeholt hatte. Jene Fürstin war eine englische, Gott ergebene Seele, aber ihre mitgetheilten Briefe können wir nur Lesern empfehlen, die den heutigen intellectuell zugespitzten Modeton und Kunstgeschmack nicht für den einzigen Gegenstand würdiger Unterhaltung und solider Geistes Nahrung ansehen. Herders Vermählung geschah am 2. Mai 1773, und machte, wie Alle wissen, die dieses Paar gekannt, das höchste Glück seines Lebens, man lese in den mitgetheilten Briefen H. den Ausdruck der Liebe und gefühltesten Dank-

Digitized by Google

barkeit gegen eine Frau, die ihm so viel war und wurde. Für den Erguß seiner vollen Seele, für Beruhigung seiner Reizbarkeit, für Entlastung von Geschäften, die ihn nicht anmutheten u. s. w war sie ganz, wie er sie wünschen konnte. Weltklugheit besaß er nicht. Er konnte nie bei einem Wunsch oder Zweck sich zu politischen Rücksichten bequemen — und wollte ers gegen sein Naturell, so mislang es gewöhnlich. Dieß mochte Einfluß auf einige angetragene Beförderungen haben, die sich zerschlugen. Ende 1775 erhielt H. durch Goethe den Ruf nach Weimar. Der Graf entließ ihn ehrenvoll und beide schieden mit tiefer Rührung von einander. Zwei Kinder nahmen Herders mit aus dem Ort, wo er manche Prüfung bestanden, wo sie beide ihr erstes häusliches Glück, ihr Paradies, wie die Wittwe schreibt, genossen hatten. Mit der Abreise schließt sich die Erzählung des ersten Theils der Erinnerungen. Der zweite Theil enthält Fragmente zu Herders Lebensgeschichte in Weimar, wo er im October 1776 eintraf. Wir erinnern uns selbst noch aus unserer Jugend, wie gespannt die Erwartung war, und welche schauerliche Sage von einem neuen Generalsuperintendenten, der bald keinen Gott, bald keinen Christus glauben sollte, von Mund zu Mund ging. So ärmlich, eng und trübe stand es damals um die Begriffe von Religion und Theologie im Publikum. Ob es jetzt aus Aufklärung, aus gefühlter Ueberzeugung, oder aus Indifferentismus anders sey, mag Weimar sich selbst fragen Wenigstens dürfte zu dieser Zeit eher der einheimische Stolz, als die Orthodoxie über einen Ausländer abzutheln. — Man hatte unter andern verbreitet, Herder könne nicht predigen. Wir sehen den Mann mit der leuchtenden, hohen Stirn noch mit dem Blick, der seine Heimat oben suchte, auftreten, und mit übereinandergelegten Händen voll stiller Würde beginnen: „Es wolle uns Gott genädig seyn, und seinen Seegen geben u. s. w." Der Eindruck seiner Predigt war so allgemein als überraschend.*) Die Ereignisse und den übrigen Lebensgang seines hiesigen Aufenthalts, empfehlen wir im Buche selbst umständlich nachzulesen. Raum und Rücksichten beengen uns. Er wurde sehr geschätzt, sehr verkannt, zuweilen gekränkt, in heilsamen Verbesserungsplänen gehemmt, aber auch durch die Ausführung manches Guten beglückt, und manches Vorbereitete haben dankbare Mitarbeiter und Anhänger in Kirche und Schule noch nach seinem Tode zur Ausführung gebracht. Wie muß sich der Verklärte freuen, wenn das von ihm einst aufgeregte Interesse für Kirchen- und Schulwesen jetzt von neuem an der höchsten Stelle, und von den Ständen des Großherzogthums so lebendig umfaßt, und immermehr zu befördern gesucht wird. — Auch von seinen literarischen Arbeiten, seinem Ruhm und Verdruß schweigen wir, die Bekanntschaft damit bei der Mehrzahl der Leser voraussetzend. Die Erholungsreise nach Italien im Jahr 1788 mehrere nothwendige Badereisen, haben doch nicht bewirken können, das Leben des gereizten und ermüdeten Mannes länger zu fristen. Nur eine characteristische Stelle aus seinem ersten Briefe an seine Frau aus Rom, wollen wir mittheilen. Er schreibt: „Um wie manches hat mich diese Reise klüger gemacht! wie viel Seiten meines Wesens hat sie leise und unleise berührt, die ich sonst kaum kannte! daß weiß ich gewiß, sie hat mir die Augen über die Menschen tausendfach geöffnet, und mich recht gezwungen, den wahren Werth des Lebens zu finden, und insonderheit Liebe und Treue schätzen zu lernen, weil es ihrer in der Welt so wenig giebt." (Die Welt hat aber vor dem heutigen Ueberschrauben in Kunst und Wissenschaft, vor dem Schweigen in Literatur, nicht Zeit zu dem Bessern. —) — „Italien, und in specie Rom ist also freilich für mich eine hohe Schule gewesen, nicht sowohl aber der Kunst als des Lebens. (Wie viele reisen wohl um dieser Schule willen?) Ernster wirst du mich gewiß finden, wenn ich wieder komme, aber fürchte meinen Ernst nicht; er knüpft mich an Dich und die Meinigen mit neuen unauflößlichen Banden. O wenn ich wieder Dein liebes Antlitz schaue, und Du mir Deine treue Hand reichst!" — —

Es ist dieses nur eine schwache Probe des Geistes der Liebe, der in seinen Briefen an die Gattin und die Kinder vorleuchtet. — Seit dem Jahre 1801 fühlte H. eine merkliche Schwäche in den Augen. Im Jahr 1802 besuchte er Aachen, 1803 Eger und Dresden. Das waren die letzten Erheiterungen. Er starb am 18 Dec. 1803. — Herder hatte eine glückliche körperliche Organisation, einen musculösen, kräftigen Körper, voll Elasticität, aber seine zarten reizbaren Nerven bildeten damit einen Contrast, der bei Krankheiten den Aerzten zu schaffen machte. Ihm wohnte das Gefühl eines kraft-

*) Die schöne Harmonie in Herders innern und äußern Wesen, das Erhabene, besonders das Erhabene seines Sprachorgans, womit er zur Bewunderung hinriß, wird mir ewig unvergeßlich bleiben; unvergeßlich wird mir bleiben die Anhörung seiner Predigten und öffentlichen Vorträge. Zeit meines irdischen Daseyns ist mir nichts ihm Aehnliches vorgekommen.

W. H.

Digitized by Google

vollen, frohen Daseyns bei, — der Blick des geistvollen Auges sprach am öfterſten Liebe und Theilnahme aus. Er war eben ſo mäßig in ſinnlichen Genüſſen, als keuſch in ſeinen Schriften. Kein unheiliger Laut hat ſeine Lyra entweiht. Eine Spur ſanfter Schwermuth lief durch ſein Lebensgefühl, und ſtimmte ihn fürs Erhabene, und ſpäterhin grub Unmuth und die Idee eines verfehlten Lebens die Furchen des Ernſtes auf ſeine zur Heiterkeit gebildete Stirn. Eitelkeit war ihm fremd und widrig, aber ſein Ehrgefühl war ſtark, und er ſagte oft: „Ehre in Bruſt und That, mache den Mann; ſie ſey des Mannes Kraft und Leben.“ Sein ſtrenges Rechtgefühl, ſprach ſich, wo es galt, unverholen und vielleicht zuweilen bitter oder rauh aus. Die Weltklugen, die Menge derer nämlich, deren Klugheit nicht aus Eigenthümlichkeit des tiefen Denkens und natürlicher Mäßigung entſpringt, wiſſen das recht fein zu tadeln. Sie ſind bei dem Marzipan, worein ſie ihre Gedanken backen, wenigſtens ſicher, ſich ſelbſt keinen Verdruß zuzuziehen. Es iſt aber nicht einmal wahr — uud niemals recht, wenn man der Wahrheit nur durch unzeitige Schonung in der Manier durchzuhelfen ſucht; es giebt Fälle, wo die ſtarke Stimme allein ſich Gehör verſchafft, vielleicht fehlt uns Deutſchen noch heute Herders Stimme. Gäbe es lauter in Filzſocken auftretende und jedem Worte tiefe Bücklinge vorausſchickende Weltkluge; ſo ſchliefen wir bei ihrem ſanften Gemurmel auf dem Polſter des Herkommens gar e n! es hätte keinen Luther gegeben, wie wohl es dieſer den Klugen auch nicht recht gemacht hat. Wir ſchließen dieſe flüchtige Characteriſtik mit dem ſ c h ö n ſ t e n Z u g e: „Geiſt und G e n i e hielt er allerdings ſehr hoch: aber G e ſ i n n u n g, T h a t, C h a r a c t e r, M o r a l i t ä t eines Menſchen galten; noch viel höher ihm auch dem edelſten Genie, wo dieſes mangelte, konnte er ſeine Huldigung nicht fortdaurend ſchenken.“ —

O ſagt! iſt das nicht der Fehler der Zeit, daß der moraliſche Werth ſo untergeordnet wird; iſt er nicht Urſache, daß wir viele gute, meinetwegen gar geniale, Köpfe und faſt keine große Seele zu nennen wiſſen? — Es wimmelt von kleinen Seelen mit Geiſt und Kenntniſſen und wie gehts in der Welt her, großartig oder klein? — Friede ſey mit Herders Aſche, unſer und Euer bleibe ſein Geiſt!

N a c h b e m e r k u n g e n.

Herders Bild in dieſem Buche iſt von weiblich zarter Hand aus dem Standpunkte der Liebe und Verehrung aufgenommen, natürlich iſt auch die menſchliche Schattenſeite gedämpft gehalten! Aber bei Männern dieſer Art macht auch nur der überwiegende Vorzug bleibenden Eindruck. Einen eigenen Werth erhält die Schrift, noch durch ſo viele Zuſätze, die aus Briefen Herders, aus andern Ergüſſen ſeiner Feder, und aus Beiträgen ſeiner Freunde beſtehen.

Jede gute Biographie gewährt überdem zwei andern Vortheile. Erſtlich wirkt die Erinnerung an das Leben eines geiſtvollen und guten Menſchen, wie ein ſanftes Band, das alle Mitglieder ſeiner Nation, die ihn erkennen, und in ſeinen Ideen ſich gefallen, geiſtig verknüpfen hilft. Zum andern übt jede ſolche Lebensbeſchreibung Gerechtigkeit an vielen andern würdigen Landsleuten, deren Namen ſie der Vergeſſenheit entreißt. Der Edle, der Gute kann ſich nur an Gleichedle, Gleichgute anſchließen, und indem wir hier mit ihnen Bekanntſchaft machen, ſo ſtärkt ſich unſer Glaube, daß die Erde nicht blos wenige hochberühmte Schriftſteller und ſelten Genies, ſondern mit und neben ihnen noch gar viele tüchtige und Gutes wirkende Menſchen zu allen Zeiten zähle. Und an ihrem moraliſchen Bunde, an ihrer täglichen Bemühung für Gemeinwohl, hängt ja die Erhaltung der Welt. Gäbe es keine verborgenen guten Geiſter, ſo würden ſelber die ſchönen entbehrlich werden.

A r z n e i k u n d e.

Wir theilen unſeren Leſern die Anzeige eines Werks über die Bäder mit: D i e w i c h t i g ſ t e n B ä d e r E u r o p a ' s; welches in der Flittnerſchen Buchhandlung erſchienen iſt, wodurch wir nicht etwa die Aufforderung ergehen laſſen, daß man ſich dies Buch anſchaffen und leſen möge, ſondern jeden inſtändigſt bitten, daſſelbe doch ja ungeleſen zu laſſen. Der anonyme Verfaſſer handelt alle Bäder unſers Erdtheils auf einigen 70 Seiten ab, der übrige Theil des Buchs enthält eine Geſchichte des Badens, und allgemeine Redensarten über die Wirkung und verſchiedene Arten der Bäder überhaupt, und zu guter letzt wird uns noch eine Beſchreibung der Badeanſtalten Berlins aufgetiſcht. Wie, fragt man, der Verfaſſer iſt im Stande auf 70 Seiten die nöthigen Notizen über die zahlreichen, ja zahlloſen Heilquellen unſeres Erdtheils zuſammen zu drängen? das muß ein claſſiſches Werk ſeyn, wenn es den Stempel der Gediegenheit eben ſo an ſich trägt, wie es ſich durch Kürze empfiehlt. Aber man laſſe ſich durch die Syrene der Kürze nicht verleiten, dem Manne ſich zu vertrauen. Wenn es ſonſt eine große Kunſt iſt, mit wenigen Worten viel zu ſagen, ſo hat der Verfaſſer die entgegengeſetzte ſich zu eigen

Digitized by Google

gemacht, mit vielen breiten Worten gar nichts zu sagen. Bisweilen glaubt man, man lese ein Buch, welches für Kinder geschrieben ist, so an das Kindische grenzt der Ton in demselben. So z. B. lautet die ganze Beschreibung von Puzzuoli: „das berühmte Puteoli ist ein heißer an Schwefelwasserstoffgas sehr reicher, und darum weit umher Schwefelgeruch verbreitender Quell im südlichen Italien; einst waren hier die Herren der Welt zu ihrer Erholung, und wo sich einst Caesar und Cicero freundlich begrüßten, da sitzt jetzt ein Neapolitanischer Graf und legt ein Bänkchen." — Zu welchem Endzweck mag der Verfasser wohl dies Buch geschrieben haben? Ist die Zahl der trivialen Räderbeschreibungen nicht so schon groß genug? oder bedurfte die Flittnersche Verlagsbuchhandlung eines Ladenhüters mehr? Oder beabsichtigte der anonyme Verfasser etwa sich literarischen Ruhm zu erwerben? dies letztere ist schon deshalb nicht zu vermuthen, weil er, aber wahrscheinlich im Gefühl seiner Ohnmacht, (und das wäre ein gutes Zeichen) anonym geblieben ist. Sollte er übrigens jemals wieder versuchen, uns mit einem neuen Product seines Geistes zu foltern, so würden wir ihn gewiß an der Breite des Styls sogleich wiedererkennen; denn wie man einen Vogel an seinen Federn, einen Menschen an seiner Statur wieder erkennt, so sind es bei einem Schreiber und Schriftsteller, welche wohl von einander zu unterscheiden sind, die Art der Bearbeitung und die Stellung der Worte, welche uns als alte Bekannte ansprechen. Es ist wirklich schrecklich mit der neueren Literatur bestellt, wenn man all' das Zeug ließt, welches jeder unberufene Schriftstellerling der geduldigen Presse übergiebt. Man wird in einen Zustand von Apathie versetzt, welcher zwischen Schlaf und Blödsinn in der Mitte steht. Tausende von Büchern nimmt man zur Hand, tausende ließt man durch, um am Ende die Ueberzeugung zu erlangen, daß sie alle nichts enthalten. Man wirft den deutschen Gelehrten vor, daß sie sich in Gesellschaften nicht recht zu benehmen wissen, und zwar um so weniger, je gelehrter sie sind, d. h. jemehr sie gelesen haben. Dies scheint uns ganz natürlich, denn man wolle nur jenen viele Stunden des Tages dauernden Zustand der Apathie, des geistigen durch die gewaltige Last des leeren Nichts bewirkten Niedergedrucktseyns erwägen, in welchen sich diese Leute ihrer Profession nach versetzen müssen, um zu begreifen, daß sie das bischen Verstand, mit welchem sie die gütige Mutter Natur ausgestattet hatte, wenigstens in so weit verlieren müssen, daß sie ihn nicht sogleich bei einer geistigen Anrührung und ohne große Vorbereitungen anzuwenden im Stande sind. Zu jeder Leipziger Messe erscheint ein dicker Meßcatolog von lauter Büchern, die man eigentlich lesen soll. Noch viel nöthiger wäre aber ein Catalog von all den Büchern, die man nicht lesen soll, und wir sind überzeugt, daß dieser fast eben so voluminös seyn würde. Oder wenn doch jeder Schriftsteller so viel Bescheidenheit besäße, um den Unwerth seines Products selbst einzusehen. Dann könnte er gleich auf dem Tittelblatt anzeigen, daß er jeden der Mühe überhebe das Buch zu lesen. Oder man sollte bloß die Titelblätter drucken lassen, das Buch aber selbst schenken. Dies würde dann für den Verfasser den Vortheil haben, daß sein Name dennoch in einem Gelehrten-Lexicon mit Auszeichnung, und Aufführung einer Menge von ihm verfaßter Schriften genannt werden würde, für den Leser aber, daß er die edle schöne Zeit zu etwas Besseren verwenden könnte. So hätte unser Verfasser einen Theil des Zweckes, welchen er bei Abfassung seiner Schrift sich vorgesteckt hatte, viel besser erreicht, wenn er blos das Titelblatt hätte drucken lassen. Dies ist nehmlich mit dem Bildniß des Herrn Geheimen Ober-Medizinalrath Welper geziert, welchem in dem Buche selbst wegen der Verdienste, die er sich um die Badeanstalt in Berlin erworben hat, der gebührende Weihrauch gestreut wird. Wenn der Verfasser also, wie es scheint, die Absicht hatte, den Namen dieses verdienstvollen Arztes unsterblich zu machen, ihn für ewige Zeiten der Erinnerung einer dankbaren Nachkommenschaft zu erhalten, so hätte er das Bild lieber rein ohne Buch, ohne eine so schlechte Folie geben sollen, denn so ist dasselbe auf dem geraden Wege in eine Butter-Keller-Gallerie (?) begriffen. — Die Recensir-Anstalten sind freilich eigentlich dazu bestimmt, um eine solche Sichtung des Lesbaren von dem Unbrauchbaren und Leeren vorzunehmen. Aber man muß nur wissen, wie es in diesen Instituten zugeht, um sich zu überzeugen, daß dieselben ihren Zweck nur unvollkommen erreichen: Erstlich ist es in ihnen Grundsatz, leben und leben lassen, und dann ist die Menge der Spreu im Verhältniß zu dem Gehaltvollen selbst so enorm, daß ihnen selten etwas Vollendetes zu Gesichte kommt. Sie streichen daher das Erträgliche schon als vorzüglich heraus, loben das Schlechte als brauchbar und äußern sich höchstens misfällig über das unter aller Critik Schlechte. Es geht hier, wie bei gewissen Prüfungen, bei denen man drei Censuren: vorzüglich, recht gut und gut unterscheidet, und wo denn gut synonym mit schlecht ist. Sodann aber ist auch der Uebelstand mit diesen Anstalten verknüpft, daß sie von einem

Digitized by Google

Buch, welches wirklich einige gute Ideen oder Thatsachen enthält, sogleich behaupten, es mache Epoche in der Wissenschaft. Es ist aber ein Fehler, in den so häufig Schriftsteller zu unserer Zeit verfallen, daß sie einen Anlauf von 2 Meilen nehmen, um zwei Schritt weit zu springen. Wenn jemand irgend eine gute Bemerkung gemacht hat, so schreibt er sogleich ein armdickes Handbuch, um derselben auch die richtige Stelle im System anzuweisen. Das Handbücherschreiben, mit welchem jeder Neuling in der Schriftstellerwelt seinen Anfang macht, ist das größte Unwesen. Schon giebt es der Handbücher so viele, daß das ganze Menschengeschlecht, und wenn man es auch der Classe der Quadrumanen angehörig und die Beine mit hinein rechnen wollte, nicht Hände genug hat, um sie alle zu fassen. — Wenn man ein wahres Bollwerk gegen das Unwesen der Schreibseeligkeit erbauen, wenn man die Gediegenheit der Literatur zurückführen will, so müßte jedes Werk, ehe es gedruckt werden darf, einer wissenschaftlichen Censur unterworfen werden. Diese ist für die wissenschaftlichen Schriften viel nöthiger, wie die politische für politische Schriften. Die Recensur kann das was geschehen ist, nicht ungeschehen machen, recensiren heißt den Bauer zu sperren, nachdem der Vogel ausgeflogen ist. Wir wollen zwar nicht leugnen, daß durch eine solche Anstalt nicht vielleicht manches brauchbare Werk unterdrückt werden könnte, wäre aber dieser Nachtheil wohl mit dem Vortheil in Vergleich zu setzen, wenn die Welt von dem zahllosen Heere unnützer und nichts sagender Schriften verschont würde. — Oder es müßte nur alle 50 Jahre erlaubt werden, Etwas drucken zu lassen, und nach einem Jahr würden alle Pressen wieder geschlossen. Dann würde jeder Zeit genug haben, wenn er ja Etwas an das Licht bringen wollte, dies sein Werk recht genau und sorgsam auszufeilen, die gehörige Critik anzuwenden, und ein schlechtes Buch für sich zu behalten. Dann würde nicht wie jetzt der Schriftsteller schreiben, weil der Buchhändler schon wartet, oder weil er eine gewisse Leere im Beutel verspürt. Zwar würde vielleicht manche nützliche Erfindung später bekannt weroen, aber auch dies kann gar nicht als ein triftiger Grund gegen eine solche Maasregel betrachtet werden, da auf der andern Seite die Vortheile so unendlich sind. — Oder es müßten sich Gesellschaften zusammen thun, deren Glieder sich eidlich verbänden, durchaus nie etwas drucken zu lassen. Diese Gesellschaften müßten, wie die mineralogische in Jena die Zahl ihrer Mitglieder ins Unendliche vermehren. — Oder man müßte einen Orden des Stillschweigens errichten, und jeden zum Ritter desselben ernennen, der so aussieht, als gieng er mit einem Buche schwanger. Schriftsteller aber, die schon zuvor einen gewöhnlichen Meß-Artikel in die Welt gesetzt haben, müßten, um sie dem Orden noch mehr zu verpflichten, zu Großkreuzen ernannt werden. So würde sich der Verfasser unserer Badeschrift vortrefflich zu einem Großkreuze eignen.

Herr Ziermann hat in einer eignen Schrift: die naturgemäße Geburt des Menschen, das Menschengeschlecht zu unterrichten versucht, wie es eigentlich gebohren werden müsse. Mit einem Schwall von Worten und einem Posaunenton wird diese Geburtsmethode geprediget. Mesmer, der große Geist, wird als der Erfinder derselben gepriesen. Herr Professor Wolfart hat sich bemüht, durch eine mystisch poetische Vorrede dieser, Vätern und Müttern, Gatten und Gattinnen zu ihrem Heil vorgelegten Abhandlung größeren Eingang beim Publikum zu verschaffen. Nach solchen Vorbeitungen sollte man wenigstens glauben, es handle sich um einen neuen Weg, auf welchem das im Schoos der Mutter eingeschlossene Kind an das Licht der Welt geleitet werden solle. Und am Ende besteht diese naturgemäße Geburt blos darin, daß die Nabelschnur nicht eher abgeschnitten wird, als bis die Nachgeburt herausgetrieben worden ist. Bis zu diesem Zeitpunct soll das Kind zwischen den Schenkeln der Mutter liegen bleiben. So ist uns denn bei Lesung dieser Schrift das Parturiünt montes etc. eingefallen. Die Vernachläßigung dieser Methode soll die fürchterlichsten Folgen nach sich ziehn, ein zahlloses Heer von Krankheiten wird von dem Herrn Verfasser aufgezählt, die nach ihm sämtlich aus dieser Quelle entspringen. Dagegen sollen die Kinder, welche durch die naturgemäße Geburt in das Leben getreten sind, treue Abbilder des Urälternpaars im Paradiese seyn, gesund, blühend und keinen Krankheiten unterworfen. Wie gern wollten wir in die enormen von dem Verfasser und Vorredner ausgestoßenen Lobpreißungen einstimmen, wenn dem allen so wäre. So aber spricht die Erfahrung nur zu laut gegen die aufgestellten Grundsätze und wie keine Sache durch übertriebene Erhebung ihres Werths gewinnen kann, so ist deshalb auch diese Geburtsmethode wenig geeignet, sich das Vertrauen der Unterrichteten zu erwerben. In Berlin sind seit einigen Jahren sehr viele Geburten auf diese Weise vollendet worden, aber die Gebohrnen waren denselben zahllosen Krankheiten und Leiden unterworfen, denen Kinder in den ersten Lebensjahren über-

Digitized by Google

haupt ausgesetzt sind, wodurch demnach erwiesen ist, daß diese Methode weder die angeblichen Vortheile mit sich führe, noch daß jene Krankheiten aus der Versäumniß derselben entspringen. Ja noch mehr, ein erfahrener Geburtshelfer, Herr Professor Kluge hat durch zahlreiche Versuche erwiesen, daß die gänzlich unterlassene Unterbindung der Nabelschnur selbst mannigfache Beschwerden für die Mutter veranlasse. Wir leugnen zwar nicht, daß nicht die zu frühzeitige Unterbindung der Nabelschnur bisweilen sehr schädlich seyn könne. Damit hat uns aber Herr Ziermann nichts Neues gesagt; denn schon vor 20 Jahren hat der große Boer in Wien auf die Nachtheile derselben aufmerksam gemacht. Wie schädlich aber solche Lobpreißungen eines Verfahrens, welches sich lediglich auf theoretische Vorurtheile stützt, und das doch Ununterrichteten und Layen zur Beherzigung empfolen wird, seyn könne, lehrt ein, von dem Herrn Professor Nägele in Heidelberg (in dem letzten Jahresbericht über die Vorfälle in der Entbindungsanstalt zu Heidelberg) erzählter Todesfall eines Kindes, welches an Verblutung aus der Nabelschnur starb, deren Unterbindung die Hebamme, welcher Herrn Ziermanns Abhandlung zu Gesicht gekommen war, unterlassen hatte. Der Mord dieses Kindes ist also geradezu unserem Verfasser beizumessen. — Höchst originell und ganz dem Geist der Schule entsprechend, aus welcher diese Schrift hervorgegangen, ist auch der Beweis für die Naturgemäßheit der gepriesenen Geburtsart. Weil nehmlich bei den Thieren niemand die Nabelschnur abschneidet, sondern das mütterliche Thier dieselbe abbeißt, so schließt der Herr Verfasser, es sey der Natur nicht gemäß, dieselbe abzuschneiden. Dieß Abbeißen soll nun dadurch ersetzt werden, daß man die Nabelschnur zur bestimmten Zeit mit einer stumpfen Scheere abschneidet und nachmals täglich ein Stückchen des übrigen Theils derselben mit einer Zange abkneipt. Da Herr Ziermann demnach doch die Thiere für die Muster seines ärztlichen Verfahrens anerkennt, und das Heil der Menschheit überhaupt in der Bestialität sucht, wundern wir uns nur, daß er, um die Geburt noch naturgemäßer, das heißt in seinem Sinn thierischer und bestialischer zu machen, nicht auch der Mutter oder dem Geburtshelfer vorschreibt, die Nachgeburt aufzuessen, da bekanntlich mehrere unserer Hausthiere von einem inneren Triebe geleitet dieß thun. Wir möchten diese Abhandlung nicht etwa Vätern, Müttern u. s. w. wie der Herr Verf. zur Beherzigung vorlegen, sondern sie armen Hypochondristen, deren geringe Vermögensumstände ihnen nicht erlauben, sich eine für ihren Zustand so wohlthätige Bewegung zu Wagen oder zu Pferde zu machen, zum durchlesen empfehlen, denn der Styl ist so holprig und hochtrabend, daß man sich wie durch einen Zauberschlag auf einem sächsischen Postwagen versetzt glaubt, der über einen Knüppeldamm fährt, so daß einem, wie der gemeine Mann zu sagen pflegt, die Seele im Leibe wehe thut. Gewiß würden diese von einer solchen Lektüre Nutzen ziehen.

Musik. (Beschluß.)

Der entrüstete Tonkünstler. Der durch seine satirischen Blätter und Caricaturen so berühmte Hogarth in England verfertigte auch eins mit der Aufschrift: the enraged Musician. (Der entrüstete Tonkünstler.) Der große italienische Violonist Castricici, der 1714 nach England kam, mußte ihm hierzu das Bild geben. Hogarth ließ nämlich dessen Wohnung auf der Straße mit allen lärmenden Instrumenten, die nur aufzutreiben waren, besetzen, und benutzte, während ihr Getöse den Virtuosen voll Unmuth ans Fenster trieb, den günstigen Augenblick, im Hause gegenüber sein leidenschaftliches Gesicht abzuzeichnen. **Gewalt der Musik in Dämpfung des Zornes.** Martinelli erzählt folgenden Vorfall von dem Neapolitaner Sänger Palma. Einst kam einer seiner Gläubiger mit Ungestüm in seine Wohnung, und wollte ihn verhaften lassen. Palma beantwortete seine Schmähungen und Drohungen mit einer Arietta. Der Gläubiger ward still, und hörte zu. Palma sang noch eine Arie, begleitete sie mit dem Flügel, und merkte sich die Akkorde, die den stärksten Eindruck auf seinen Gläubiger zu machen schienen, und brachte es endlich so weit, daß er ihn ganz erweichte, und anstatt auf seiner Forderung zu bestehen, geneigt fand, ihm noch eine Summe vorzustrecken, womit er ihn aus einer andern Verlegenheit reißen sollte. **Senesino und Farinelli.** Diese beyden großen Sänger waren in England an verschiedenen Bühnen für dieselben Abende angestellt und hatten so keine Gelegenheit einander zu hören, bis sie einst durch jene nicht seltene Theaterrevolutionen auf derselben Bühne zugleich Rollen erhielten. Senesino hatte die Rolle eines wüthenden Tirannen, und Farinelli die eines gefesselten unglücklichen Helden zu spielen. Aber im ersten Gesange erweichte dieser so sehr, daß Senesino seinen theatralischen Charakter vergaß und in seinem wahren dem Farinelli entgegeneilte, und ihn umarmte.

Händel und Mattheson. In der von

Digitized by Google

Mattheſon componirten Oper Cleopatra, die zu Hamburg 1704 aufgeführt wurde, ſpielte Mattheſon ſelbſt die Rolle des Antonius, und Händel dirigirte am Flügel. Weil aber Mattheſon gewohnt war, nach dem Tode des Antonius, der früh im Stück erfolgte, als Componiſt am Flügel aufzuführen, und Händel ihm nicht Platz machen wollte, ſo entſtand ein ſo heftiger Streit unter ihnen, daß Mattheſon beim Herausgehen Händeln ins Geſicht ſchlug. Hierauf zogen ſie ſogleich den Degen und fochten auf dem Markt am Opernhauſe. Zum Glück brach Mattheſons Degen an einem Metallknopfe an Händels Kleid, und ſie ſöhnten ſich bald darauf wieder aus. Dieß geſchah am 5ten Dezember 1704, und als Beweiß der ſchnellen Ausſöhnung erzählt M., daß er am 30 deſſelben Monats den jungen Componiſten zur Probe ſeiner erſten Oper Almira ins Theater begleitet und darin die Hauptrolle geſpielt habe, und daß ſie nachher größere Freunde wurden als je vorher. — — Händels Heftigkeit. Die ſehr einfache Arie in der Alcina: „Verti prato“ welche immer wiederholt werden mußte, wurde Händeln zuerſt von Kareſtini als zu geringfügig für ſeinen Geſang, zurückgeſchickt. Sehr aufgebracht ging H. ſogleich in die Wohnung dieſes berühmten Sängers und fuhr ihn mit den Worten an: „Du Hund, weiß ich nicht beſſer als Du, was für Dich am beſten zu ſingen iſt? Wenn Du nicht alle die Geſänge ſingen willſt, die ich Dir gebe, ſo will ich Dir nicht einen Stüber bezahlen.“ Bei ähnlicher Gelegenheit als die Onzzoni ſeine herrliche Arie „Falsa imagine“ im Otho zu ſingen ſich weigerte, ſagte er: Ich weiß wohl, daß Sie ein wahrer Teufel ſind; aber Sie ſollen wiſſen, daß ich der Beelzebub der Teufel bin. Und ſo faßte er ſie und ſchwur, wenn ſie ihm nicht ſogleich gehorchen wolle, ſie zum Fenſter hinaus zu werfen. In Cheſter war ihm für eine Muſikprobe ein Drucker Janſon als Chorſänger der vom Blatt ſingen könnte, empfohlen worden. In der Probe aber machte Janſon, in einem Chor des Meſſias ſolche Fehler, daß Händel in verſchiedenen Sprachen zu fluchen anfing, und in gebrochenem Engliſch ausrief: du Schuft! ſagteſt Du nicht, Du könnteſt vom Blatt ſingen? Ja, Herr, antwortete Janſon, das kann ich aber nur nicht das erſte mal. — — Händels Troſt bey ſchwachem Auditorium. Dr. Burney hörte Händeln, wenn ſeine Freunde über die ſchwache Verſammlung klagten, ehe der Vorhang aufging, oft ſie eben ſo launig, als philoſophiſch, mit folgenden Worten tröſten: „das thut nichts; die Muſik wird deſto beſſer klingen.“ Im J. 1749 als ſein Oratorium Theodora ſo wenig Glück machte, daß er froh war, wenn einige Muſiker, die nicht mitſpielten, Billets annahmen, und als ein Paar dieſer Herrn, nach dem Misgeſchick der Theodora bey ihm Erlaubniß, den Meſſias zu hören, ſuchten, ſagte er: „O, gehorſamer Diener, meine Herrn, Sie ſind verwünſcht delikat! Sie wollten nicht in Theodora gehen; da war Platz genug zu tanzen, als das gegeben wurde“ — — C Ch. Heſſe. Der Heſſendarmſtädtiſche Kriegsrath Heſſe, als Virtuoſe auf der Viola da Gamba bekannt, reiſte 1698 nach Paris. Hier befanden ſich zwey Virtuoſen dieſes Inſtruments, Marais und Forqueray, welche eiferſüchtig auf einander waren. Heſſe wollte ihren Unterricht nutzen, und von jedem ſein eigenthümliches zu lernen ſuchen. Weil er aber, wenn er ſich an den einen gewendet hätte, und dieß der andere erfahren, von dieſem aus Eiferſucht keine Unterweiſung erhalten haben würde, ſo bediente er ſich folgender Liſt, um ſeinen Zweck zu erreichen. Er machte ſich bey dem einen unter dem Namen Heſſe, bey dem andern unter dem Namen Sachſe bekannt. So gab ihm jeder gern Lectionen und freute ſich über ſeine Geſchicklichkeit und ſeine Fortſchritte. Jeder war auf ſeinen Schüler ſtolz, und wollte ihm dem des andern vorziehen bis endlich einmal Marais und Forquerai ausdrücklich deshalb ein Conzert anſtellten, um die Talente dieſer vermeinten zwey Virtuoſen mit einander zu vergleichen. Wie groß war nun ihr Erſtaunen als ſie ihre beiden Scholaren in einer Perſon vereinigt fanden. Heſſe machte übrigens beyden Lehrern, jedem in ſeiner Art, große Ehre; fand es aber rathſam, bald darauf Paris zu verlaſſen.

Bei C. A. Stuhr in Berlin iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:
Schatzkäſtlein für die deutſche Jugend. Lehren der Tugend und Lebensweisheit von den vorzüglichſten deutſchen Schriftſtellern Geſammelt von Karl Müchler. Neue Ausgabe. Mit 1 Kupf. geh. 20 gr.

Was die trefflichſten Männer Deutſchlands über die wichtigſten Gegenſtände einer geläuterten Moral, mit Scharfſinn und Begeiſterung, geſagt haben, iſt hier geſammelt worden. Es iſt ganz dazu geeignet, das Herz des Jünglings zu den edelſten Gefühlen zu entflammen, und kann ihm zu einem ſichern Wegweiſer bei ſeinem Eintritt in eine Welt dienen, wo er eines treuen Rathgebers ſo ſehr bedarf.

Digitized by Google

Literarisches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

5r Band. No. 52. Redacteur: Wilhelm Hoffmann. 1820 Juny.

August von Kotzebue an den Herausgeber. No. 5.

Tenare am 27. May 1820.

Ei um aller Welt Wunder willen, mein charmanter Herr Hoffmann! was hab' ich hören müssen? nämlich mit den Augen hören, oder auf irdische Weise zu reden: lesen! Sie haben mein literarisches Wochenblatt verkauft! Sagen Sie mir, ob Sie betrunken gewesen sind? Als ich noch lebte, und es so ziemlich ganz allein schrieb, setzten Sie nah' an 2000 Exemplare ab. Es that mir leid, daß es nicht mehr waren; aber das konnte damals nicht anders seyn, weil alle Liberalen ein Zetergeschrei dagegen erhoben, und ganze Leseclubs es durch feierlichen Beschluß von ihren Lesetischen verbannten. Doch jetzt bin ich todt; der Stein, an welchem die Liberalen Anstoß nahmen, ist weg; statt Eines Verfassers haben Sie jetzt wenigstens 20 Mitarbeiter; da muß sich ja der Absatz nothwendig verzwanzigfacht haben! Sie müssen wenigstens 40000 Exemplare absetzen [1]), und — Sie verkaufen? Lieber, charmanter, thörichter, verwirrter, wahnsinniger Herr Verleger! was sind Sie denn für ein Buchhändler? wollen Sie denn durchaus nicht reich werden? [2])

Aber nicht genug, daß Sie verkaufen! An wen verkaufen Sie? An meinen Todfeind, der nicht nur die, aus meinen Schriften gezogene, giftige Lebensbeschreibung August von Kotzebue's (sic) verlegt, sondern auch mit Hülfe seiner Realencyclopä, die die Bewohner von Batavia und Rio Janeiro berichtet hat, daß meine Schriften schon jetzt größten Theils vergessen sind. [3]) (B. 5. S. 495. 5te Orig. Aufl.) Hat er Ihnen für das Wochenblatt, wovon Sie nach meinem Tode nothwendig 40000 Exemplare müssen abgesetzt haben, den einjährigen Ladenpreis mit 320000 Thalern bezahlt; [4]) nun so will ich es allenfalls hingehen las-

1) Fehlgeschossen, ganz fehl geschossen! — Sie schrieben das Wochenblatt für eine Classe von Lesern, die viel Geld hat und hatten es ganz artig berechnet; mir wurde es für eine andere Classe geschrieben, die gern liest aber aus Geldmangel nicht gern kauft. Ach! wären nur von einem einzigen Bande 40000 Exemplare abgegangen, ich hätte in meinem Leben nichts weiter drucken wollen. Seyd Sie todt sind, sind indessen doch 120000 Wochenblätter abgesetzt worden, aber Blätter sind keine Bände. Diese Ansicht, wer den Sinn nicht faßte und sie nur buchstäblich verstände, nämlich: daß durch den Hinzutritt eines einzigen Mitarbeiters der Absatz von 2000 Exemplaren und also der eines ganzen solchen Instituts, wie das Ihrige war, bewirkt würde, könnte zu Forderungen der Autoren gegen die Verleger Anlaß geben, welche diese nicht erfüllen könnten, und beide Partheien so lange von einander trennen, bis sie die Noth wieder zusammenführte.

2) Reich werden? — dieses gehört bey den Buchhändlern unter die seltenen Ausnahmen! Bis jetzt bin ich noch keine Ausnahme gewesen, am allerwenigsten eine seltene. Muthwillig will ich mich indessen dem Reichwerden nicht entziehen, wenn es dem Schicksal einmal Ernst seyn sollte, mich reich machen zu wollen. Vielleicht macht mich das tragische Schicksal dazu!

3) Wie können Sie nun geradezu hieraus die Behauptung ziehen, daß Herr Brockhaus Ihr Todtfeind sey! Herr Brockhaus ist ja nur Verleger. Sind Sie wirklich der Meinung, daß der Verleger als Ungelehrter für den Verfasser verantwortlich seyn solle? Als solcher kann er ja ein Manuscript nicht selbst beurtheilen, sondern muß es einem Gelehrten zur Beurtheilung übergeben. Wäre dieses Ihr Ernst, so könnten Sie dazu beytragen, daß die Verleger, welche wegen dieses Gesetzes-Artikels ohnehin schon genug in der Klemme sind, noch mehr hineinkämen. — Halten Sie aber einen Verleger für einen Gelehrten, so ist dieß freylich etwas Anderes. Daß die Verleger daher oftmals nicht wissen können, was sie drucken, liegt in der Natur der Sache. Geht es doch den Gelehrten mitunter auch so, daß sie nicht einmal wissen, was sie geschrieben haben. Einer der Herren Mitarbeiter am 4. Bande Ihres Wochenblatts strich bey der Berechnung seiner Einsendungen einen Artikel wieder von der Rechnung und schrieb mir: „Sie haben sich wohl geirrt, dieser Aufsatz ist nicht von mir; denn solche gewöhnliche Aufsätze schreibe ich nicht." — Sein eigenes Mspt., was ich ihm sandte, bewirkte zwar, daß der Aufsatz in der Rechnung stehen blieb, allein er muß sich der eigenen Kritik desselben geschämt (muß ihm nicht gefallen) haben, denn — er sendete von dieser Zeit an nichts mehr ein.

4) Um eine gleichmäßige Besteuerung im Lande einzuführen, ist so eben jeder Weimaraner abgeschätzt worden. Das traf also auch meine pekuniäre Wenigkeit. Sie haben mir keinen sonderlichen Dienst dadurch erwiesen, daß Sie mit dieser Summe so gerade herausfahren, da ich bey meiner Abschätzung diesen Gegenstand glücklich verschwiegen hatte. Zum Glücke lesen nur drey der Herren Abschätzer dieses literarische Wochenblatt und ich bin von denselben überzeugt, daß sie (da wir gute Freunde sind,) mit dieser Summe nicht an die große Glocke schlagen werden.

Digitized by Google

sen: denn ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taub' auf dem Dache, und, was Ihre Pflicht anlangt, mein Wochenblatt nicht in feindliche Hände fallen zu lassen, so gilt im Handel und Wandel billig das: virtus post nummos. Haben Sie hingegen weniger — etwa nur 319000 Thlr. — dafür genommen; ja so weiß ich nicht, was ich von Ihrer Rechenkunst denken soll.

Aber noch nicht genug, daß Sie verkauft, und daß Sie an meinen Todfeind verkauft haben! [5]) was haben Sie ihm denn verkauft? Das Kotzebue'sche lit. Wochenblatt? Das haben Sie ja selbst höchstens nur in so ferne noch besessen, als ich, der verewigte Kotzebue, noch nach meinem Tode daran mitgearbeitet habe. Das werd' ich aber künftig bleiben lassen, und wenn Sie etwa so unvorsichtig gewesen seyn sollten, sich zur Gewährleistung meiner Mitarbeit aus dem Tenare zu verpflichten; [6]) so können Sie einen Proceß an den Hals bekommen, so gut wie der Buchdrucker Erhard, das heißt: einen Proceß, der nicht nur geführt, sondern auch gedruckt wird, welches für denjenigen, der ihn gewinnt, allezeit etwas Entsetzliches hat, weil das Publikum sodann gleich an dem Drucke merkt, daß er ihn ungerechter Weise gewonnen hat. Es thut mir leid um Sie; aber ich kann Ihnen nicht helfen. Warum nicht? werden Sie fragen. Sie werden mich versichern, daß es mir gar nicht fehlen könne, vom neuen Verleger das nämliche Honorar zu erlangen, welches Sie mir bis jetzt für die Briefe aus Tenare bezahlt haben, nämlich: gar nichts für den Bogen. Aber Sie wissen, wie ich bin? Wenn ich etwas drucken lasse; so brauch' ich einen Verleger, der sein Gewerbe versteht, aber ich lasse mich mit keinem Gelehrten ein, folglich auch mit keinem Buchhändler, der sein Gewerbe „als ein wirklicher Gelehrter treibt," weil dieses nothwendig voraussetzt, daß er wirklich ein Gelehrter ist. [7]) Die Gelehrten sind mir von jeher zuwider gewesen; denn es herrschen beständig literarische Umtriebe unter ihnen, die mich im Leben fast zu Tode geärgert haben. Das kann mir nun zwar jetzt, da ich todt bin, nicht mehr begegnen, aber etwas Aergeres: sie könnten mich in's Leben ärgern, wo all' meine Noth wieder von vorn anfangen würde. Nein, darauf wag' ich es nicht! Zwar kann es kommen, daß ich meine Briefe aus Tenare fortsetze (wobei ich jedoch niemanden verhehlen will, daß sie eigentlich Ihre Erfindung sind); [8]) aber an Sie, der Sie nun kein lit. W. Bl. mehr verlegen, richt' ich dieselben nicht weiter. Es wird sich schon ein Anderer finden, der sie herausgiebt, oder wohl gar ein ganzes „tartarisch-literarisches Wochenblatt von Kotzebue," verlegt, welches daraus erwachsen könnte, wenn ich alle Wochen einige schriebe. [9])

Kurz, Sie haben diesen Brief als meinen Abschieds- und Schlußbrief anzusehen Wenn ich mich nicht verzählt habe; so ist es mein fünfter, und das ist echt tragisch: ich schließe meinen Briefwechsel mit dem fünften Briefe, wie Sie Ihren Verlag mit dem fünften Bande, welches gewiß nicht weniger poetisch ist, als die fünf Sternbilder aus Hugo's Leben in der Schuld. Diese fünf Sternbilder sind bekanntlich aus dem Thierkreise, und ein Verleger thut wohl daran, wenn er sich hütet, weiter zu gehen mit den Bänden, die er von einem Wochenblatte verlegt. Legt er es darauf an, den ganzen Thierkreis zu durchlaufen; so stößt er nothwendig auf den Krebs.*) [10])

---

5) Welche Vorwürfe! Nein das ist zu arg! — Ich muß Ihnen nur gerade heraussagen, daß ich durch diesen Verkauf einen Fehler wieder gut gemacht habe, den Sie gegen Herrn Brockhaus begangen hatten. Derselbe hatte die Idee ein lit. Conversationsblatt zu gründen, welches seiner Ausführung nahe war. Da fielen Sie demselben plötzlich mit dem Lit. W. in die Flanke, daß er seine Idee aufgeben mußte. Diese Idee wird nun in der Fortsetzung des Lit. W. B. von ihm ausgeführt; die Probeblätter sind ausgegeben und Sie finden sie sicher bey meinen Collegen in Tenare, etwa bey dem alten Dieterich, Ettinger, die dort gute Geschäfte machen, und von allen Werken, für die Ewigkeit geschrieben, sehr vollständige Lager übrig haben sollen.

6) Wie hätte ich mich zu dieser Gewährleistung verpflichten können! Auch steht in keiner von uns beiden Contrahenten gemachten Anzeige, daß das Kotzebuesche Literarische Wochenblatt, sondern bloß das Literarische Wochenblatt verkauft sey.

7) Sofern von wirklichen Gelehrten die Rede ist, so bin ich ganz auf Ihrer Seite. Aber mit diesem Grundsatze werden Sie bey der Gesetzgebung nicht auskommen. Diese verlangt, daß der Verleger dafür verantwortlich sey, was er drucken lässet. Um aber dieses zu können, so muß er im Stande seyn, ein Manuscript gründlich zu beurtheilen (er darf sich nicht auf Andere verlassen dürfen) folglich Critiker und wirklicher Gelehrter.

8) Nun, da lassen Sie mir doch auch einmal Gerechtigkeit wiederfahren.

9) Ja, wenn Ihnen Ihre alte literarische Thätigkeit noch beywohnte, und Ihnen die dortigen oder tenareschen Buchhändler so gute Materialien lieferten wie ich.

10) Ueber den Krebs als das vierte Sternbild war ich mit den Bänden des Lit. W. B. schon hinweg. Ach! wären Sie nur am Leben geblieben, wie gern hätte ich den ganzen Thierkreis ein paar Dutzendmal durchlaufen.

*) Krebse werden bekanntlich die Bücher genennt, welche die Sortimentsbuchhändler den Verlegern als unverkauft zurücksenden.

Digitized by Google

Diese Abschweifung auf eine Schicksalstragödie bringt mich auf eine artige Anecdote, womit ich meinen Schlußbrief um so schicklicher und poetischer schließen kann, als sie sich an meinen ersten Brief anschließt, und also meine tartarischen Briefe zu einem runden Ganzen abschließt. Sie erinnern sich aus diesem ersten tartarischen Briefe, daß das tragische Schicksal hier in Tenare wohnt, und daß ich es einmal geneckt habe, indem ich ihm vorgelesen, was einige irdische Antifatalisten dagegen geschrieben haben. Vor einigen Wochen nun besucht es mich, bittet mich um die Erlaubniß, mir auch etwas vorzulesen und zieht ein Blatt aus der Tasche, welches ich sofort für ein's aus dem mein gewesenen lit. W. Bl. erkenne. Es liest mir einen Auszug vor aus einem in England erschienenen Werke über Bonaparte. Der Auszug war gar nicht für die Ewigkeit gemacht, sondern vielmehr sehr zeitvertreiblich. Auf einmal stockt das lesende Schicksal. „Weiter, weiter," sag' ich. Es liest fort; aber da war kein Zusammenhang. „Sie lassen etwas weg, Schicksal" sprech' ich, „hier muß eine Lücke seyn." Höhnisch lachend schiebt es mir das Blatt hin. Was erblick' ich? Eine ganze Spalte leer, nichts darauf, als mit großen Buchstaben das Wort: Censur! Ich saß ganz verblüfft. „Wie?" sagt' ich, „In meinem Wochenblatte streicht die Censur eine ganze Spalte? Wer hat mir das gethan?" Das Schicksal nahm seine Amtsmiene an, deutete mit dem Zeigefinger auf sich selbst, und sagte dumpf: „Nemesis ist mein Name. Wer wollte, als er keine Censur über seiner Feder hatte, Censur eingeführt wissen? Du! Ich hab' es so gefügt auf Erden, daß sie eingeführt worden ist; und dein Blatt soll sie empfinden, wie keines." [11])

Ich konnte kein Wort aufbringen. Die Antifatalisten sehen aus dieser Geschichte, daß das tragische Schicksal wirklich existirt, und sich durchaus nicht necken läßt. Aber daß es ihm gelungen, gerade an mir diese Rache zu nehmen, daran sind Sie schuld, lieber, charmanter, unpolitischer, vertrakter Herr Hoffmann! Ich weiß von guter Hand, daß Sie unbändige Honorare gezahlt haben, um gute Mitarbeiter zu haben; aber wer Teufel hat Ihnen denn geheißen, louter Liberale zu nehmen? Des Witzes wegen? Possen! Wer Witz hat, der kann ihn eben so gut für, als wider die Gewaltigen der Erde spielen lassen; und wenn Sie für den Fürwitz (hier das gerade Gegentheil von Vorwitz) das Honorar doppelt so hoch gestellt hätten, als für den Widerwitz; so müßt es mit Kräutern zugegangen seyn, wenn das Blatt eine Censur bekommen hätte, die ganze Spalten streicht. [12])

Da fällt mir eben noch zu rechter Zeit ein: sollt' es etwa das seyn, was Sie zum Verkauf des Blattes bestimmt hat? [13]) Ja bei'm Styx! dann kann ich's Ihnen nicht verdenken. Eine scharfe Censur ist zwar viel werth in eurer Welt, das weiß ich; aber für einen Buchhändler sind 320000 Thaler baares Geld doch viel besser. Wenn er seine Steuern und Gaben giebt; so kann er von diesem Manuscripte so viel Ausgaben machen, als der Inhalt verträgt, ohne daß ihm die Censur etwas daran streichen darf: denn Geld auszugeben, darin war zu meiner Zeit auf Erden niemand beschränkt, der welches hatte, außer die Unmündigen und ihres Gleichen; und dabei wird man es ja wohl gelassen haben. Also gebrauchen Sie Ihre 320000 Thaler gesund, und lassen Sie das lit. Wochenblatt laufen, so weit es kommen kann. Kotzebue.

Fortgesetzte Briefe an eine Dame, über die neueste theologische Literatur.

Achtzehnter Brief.

Mein heutiges Schreiben, verehrte Frau, sollte nun in Verfolg der Ihnen bisher gegebenen Darstellungen der neuesten Bemühungen unserer Theologen die Religionslehre selbst betreffen, wie sie aus Philo-

11) Hu! — ich habe diese so wahre Stelle mit einer hohlen, tiefen Geisterstimme gelesen — mir schaudert, als wenn ich magnetisirt würde.

12) Lauter Liberale zu nehmen, das habe ich mir weder selbst, noch hat es mir ein Anderer geheißen. Hätte ich darauf ausgehen wollen, so wäre ich nicht wohl gescheidt gewesen, da ich mich unter Ihrer Herausgabe bey dem Fürwitz recht gut gestanden hatte. Aufrichtig gestanden, ob Liberale, oder Antiliberale; daran habe ich gar nicht gedacht. Das literarische Wochenblatt war von humoristischer Tendenz und da hatte ich bloß im Auge, humoristische Köpfe zu Mitarbeitern zu suchen. Wenn diese sich alle als Liberale gezeigt haben, so ist dieses freylich äußerst sonderbar, allein ich habe es vorher weder gewußt noch darauf gedacht. Wird dieser Umstand in Betrachtung gezogen, so bleibe ich billigerweise außer derselben. Wenn also die Censur gestrichen hat, so ist es allerdings mit Kräutern zugegangen, denn sie bekömmt gar verschiedene Kräuter vor sich, z. B. Brennessein und dergleichen. — Indeß haben Sie doch nicht recht, daß alle Liberale gewesen seyen; es war darunter doch ein einziger, welcher sich erbot, in Ihrem Sinne, nämlich fürwitzig, zu schreiben. — Ob übrigens sich der Witz für erhöhetes Honorar lasse ein: Wetterfahne aufstecken, das mögen nun Andere versuchen; denn mein Blatt hört nr auf und ich habe keine Gelegenheit mehr dazu.

13) Ueber diesen Punkt giebt Ihnen unser Circular Kunft, was Sie in allen Buchhandlungen in Te finden werden. Wilh. Hoffmann.

Digitized by Google

sophie und Christenthum construirt, und mitunter destruirt wird: allein ehe ich zu diesem reichhaltigen Thema übergehe, erlauben Sie, daß ich Ihnen einige Flugschriften, aus dem Gebiete der Theologie vorführe, die mir neuerlich zu Gesichte gekommen sind.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten unserer Literatur, daß jetzt alles in Zeitblättern und Flugschriften abgehandelt wird. Die Politik hat hierzu den Ton angegeben, und die übrigen Zweige sind mehr oder weniger nachgefolgt. Die Theologie war keine der letzten Wissenschaften, die diesen Weg betrat, und jetzt zählt sie schon mehr als dreißig Journale, und die Flugschriften häufen sich von Monat zu Monat, und machen jetzt schon eine solche Unzahl aus, daß die wenigen größeren und solideren theologischen Werke nur wie einzelne Inseln in der unübersehbaren Fluth hervorragen.

Sonst war es nicht so. Die Theologie gefiel sich nur in Folio-Bänden; Flacius, Chemnitius, Coccejus u. dgl. wußten sich in kleinerm Formate nicht deutlich zu machen. Zur Zeit eines Walch's, Buddeus, Hollaz, Baumgarten trat die Theologie noch in vollwichtigen Quartanten einher; Döderlein und Eckermann bequemten sich zwar schon zum Octav, aber bedurften doch mehrere Bände dieses Formats, um ihr System darinne auszubreiten. Die neueste Zeit liefert nur Compendien, Programme, Journalaufsätze und Flugschriften; jung und leicht wie ihre Verfasser.

Die Sache hat, wie Alles, zwei Seiten. Ein leichter Umschwung der Ideen, eine gefälligere Art der Mittheilung, eine vielfache Reibung, die manche Funken herauslockt — da ist der Gewinn der neuern Methode. Aber eine größere Seichtigkeit, Frivolität, Vielwisserei und Anmaßung sind ihre Begleiter und Gefolge. Wenn ein großes Buch, nach dem alten Sprüchworte, wirklich oft ein großes Uebel ist, denn es schreckt ab, erstickt und erdrückt; so ist ein kleines freilich oft nur ein Dessert, das den hungrigen Magen nur reizen, nicht sättigen kann.

Doch lassen wir die Zeit gewähren; die Meßkataloge werden nicht aufhören, hundert Flugschriften gegen einen Wälzer von altem Schrot und Korn aufzuzählen, wenn wir uns noch so sehr darüber ereifern wollten; wir nehmen daher die Sache, wie sie ist; Gut muß uns ja Alles seyn, was wir nicht bessern können; und kommen vielmehr zu den Flugschriften selbst, die dieses Vorwort veranlaßten.

Die berüchtigten theologischen Streitigkeiten zwischen Rationalismus und Mystizismus, über die Union der beiden evangelischen Confessionen, über Gestaltung der Kirchenverfassung sind der Hauptvorwurf der Flugschriften, die mystischen Tractätchen, die unter den sonderbarsten Titeln (z. B. Psalter und Kreuz) wie Fledermäuse aus Kiel u. a. Orten ausfliegen, die Reim- und Gebetbüchlein, die das andächtige Christenvolk befriedigen sollen, und endlich die politische Theologie, oder theologische Politik, die Glaubenslehren und Lebenspflichten aus den Staatsräthen ausgehen läßt — dieß sind die Rubriken, unter welchen sich die mehrsten Flugschriften ordnen lassen; welchen dann noch das überall nicht zu vergessende Kapitel: „Insgemein" beyzufügen seyn möchte, welches alles Uebrige in sich aufnimmt. Mehrere Flugschriften aus allen Kapiteln habe ich Ihnen schon in frühern Briefen genannt; Sie erinnern sich der von Harms, Krug, Märtens, Ammon, Schleiermacher, Greiling u. a. Jetzt nur Nachträge, und Neuigkeiten, wie sie eben vorliegen.

Zu den Streitschriften über die Brenneckesche Seifenblase, daß Jesus 27 Jahre länger, als geglaubt wird, auf Erden gelebt habe, wie ich Ihnen im 15ten Briefe aufzählte, hat die letzte Ostermesse noch eine hinzugefügt, sie nennt sich: „Offenherzige Bemerkungen über die Brenneckische Schrift u. s. w." Die Bemerkungen treffen hauptsächlich die exegetischen Albernheiten des Herrn B. und sind nicht tief gegriffen. Der Verf. (der sich unter der Vorrede Soltmann, Pf. in Bodenwerder nennt) macht sich übrigens manche Schwierigkeiten ziemlich leicht, indem er sehr willig überall Wunder zuläßt, und sie für der Gottheit ganz würdige Handlungen erklärt; wozu eine gesunde Philosophie billig den Kopf schüttelt.

Pfarrer Künneth, in Frauen-Aurach, hat eine Predigt drucken lassen, die er zur Zeit der Judenverfolgung 1819 in seiner Vaterstadt Baireuth hielt, über die Frage: Wie haben wir uns gegen die Juden zu verhalten? Die Predigt enthält Friedensworte, mit geschichtlichen Bemerkungen motivirt, und würde weder gedruckt, noch weniger (wie dieß geschehen) wiederholt aufgelegt worden seyn, wenn sie nicht höchst mißverstanden worden wäre, und ihrem Verfasser, der gegen Verfolgung sprach, selbst Verfolgungen zugezogen hatte, ja sogar einen nachdrücklichen Verweiß von seiner geistlichen Behörde. Man begreift nicht warum. Die Geschichte der Predigt, die voran geht, ist länger und merkwürdiger als die Predigt selbst.

Digitized by Google

Unter dem Titel: „Von den vorzüglichsten Ursachen, welche den zweideutigen und lauen Zustand der Religiosität und Sittlichkeit unserer Zeit seit Decennien herbeigeführt und bisher erhalten haben, nebst einer Einführungsrede" hat der Superint. Schiller in Artern unserer Zeit eine arge Denkschrift gewidmet. Unter funfzehn Aufschriften, die sich aber wohl leicht auf 3—4 zurückführen ließen, zählt der umsichtige Verfasser die Ursachen auf, warum es jetzt so viel schlimmer seyn soll, als sonst. Manches ist übertrieben, aber Vieles sehr wahr, was der Verf. mit Gelehrsamkeit und Eifer für die gute Sache auseinandersetzt. Nur eins hebe ich aus, was das weibliche Geschlecht besonders angeht, es ist die überhandnehmende Ehelosigkeit und die Strafloſigkeit der Vergehungen gegen die Keuschheit. Man könnte fragen, und hat gefragt, ob die Uebertretungen des 6. Gebotes ein richtiges Barometer für die Sittlichkeit abgäbe. In Landshut wurden im Jahre 1819 nur 161 eheliche, aber 172 uneheliche Kinder gebohren; in Zürch wurden 1818 vom dasigen Cantonalgerichte 130 Ehen getrennt, in Berlin wird immer von 7—9 Ehen wieder eine geschieden. In Tyrol herrscht die alte Sitte des Fensterns (d. h. des Hineinsteigens zum Fenster der jungen Mädchen) und in Hollstein das Cordeln (unter den Rock kriechen) ohne weitere böse Folgen, und ohne die Meinung der Unanständigkeit. Sind nun wohl die Menschen an genannten Orten alle unsittlicher, als da, wo uneheliche Geburten, Ehescheidungen viel weniger, und das Betragen der Geschlechter gegen einander viel anständiger ist? —

Ich wage nicht zu entscheiden, aber gewiß ist besonders die allzuhäufige Ehelosigkeit ein Krebsübel, dem die Politik eben so sehr als die Moral entgegen zu arbeiten alle Ursache hat.

In einer „offenen Rede über die Universitäten" beklagt sich Professor Köppen in Landshut über die Beschränkungen der Lehrfreiheit in einer eben so wahren als kräftigen Sprache. Das Wesen der Kirchen und Staaten, sagt er, hat Christus trefflich in der Gleichnißrede vom Unkraute unter dem Weitzen geschildert. Der ursprüngliche Saame ist gut, der Feind säet Unkraut, unerfahrne Knechte wollen es ausjäten, aber der Herr, weiser als sie, spricht: Lasset es stehn bis zur Erndte, damit ihr mir nicht zugleich den Weizen verderbet. — (Hört! hört!)

Die von einem ungenannten Verfasser erschienene Schrift: „Rechtfertigung des Glaubens, ein Versuch zur Ehre des Christenthums" enthält eine besonnene Würdigung des Glaubens, sehr geeignet, versöhnend zwischen Rationalismus und Mysticismus einzutreten, und jedem das Seine zu gewähren. Wenn die Welt erst einmal eingesehen haben wird, daß unser Wissen Stückwerk ist, Glaube aber die Welt überwindet, so wird sie gern, was ihr Wissen nicht erreicht, mit ihrem Glauben zu erfassen suchen, und dann ist der Friede zwischen dem nimmer satten Verstande, und dem oft allzugenügsamen Gemüthe abgeschlossen.

Ein wackerer Landprediger, der Pastor Stößner in Großosterhaußen bei Querfurt hat uns mit einer kleinen Schrift beschenkt: Apologie des Vereins der beiden protestantischen Confessionen, oder ausführliche Darstellung der gehabten Motiven auf der 1818 in Querfurt gehaltenen Kreissynode dafür zu stimmen. Vorsitzer und Synodalen genannter Synode scheinen gegen die Vereinigung gewesen zu seyn; der Verfasser giebt daher seine abweichende Meinung und ihre Gründe hier der Beurtheilung des Publikums anheim, der friedlichgesinnte Theil, dem der Geist mehr gilt, als die Formel, wird ihm beistimmen.

Etwas spielend, und frömmelnd schien mir die Quasi-Epopöe: Jesus Christus, oder die Welt-erlösende Liebe und Treue. Drei Gesänge nach den Evangelien von K. Hengstenberg. Die ganze Lebensgeschichte Jesu ist hier in gereimte, singbare Verse gebracht. Mag Sinn und Absicht des Verfassers recht fromm seyn; mir hat die gereimte Geschichte nie gefallen wollen; vielmehr scheint mir schon in dem Vorsatze, die Geschichte reimen zu wollen, etwas ungereimtes zu liegen.

Noch mache ich Sie auf zwei kleine Neuigkeiten aufmerksam, die von einem Verfasser herzurühren scheinen, nämlich die eine: „Ueber die Schädlichkeit des Haarabschneidens, und über den Nutzen des Schnurr-Stutz-Spitz- und Backenbarts. Aus Natur und Erfahrung erläutert;" die zweite: „Entdeckte Geheimnisse der Natur, sich stets ohne Arzt gesund zu erhalten, und ein sehr hohes Alter zu erreichen. Aus Arabischen, Griechischen, Deutschen Aerzten zusammengestellt." Wie, fragen Sie, ist Saul auch unter den Propheten? — Wie kommen diese Piecen unter die theologischen Flugschriften? das will ich Ihnen erklären. Ich zähle sie hierher einmal, weil sie ein Theolog geschrieben hat, das

Digitized by Google

sieht man auf den ersten Blick. Die Bibelstellen, der christlich-populäre Ton verräth es; aber zweitens sind sie auch moralischen Inhalts, und spielen also ins Gebiet der Theologie herüber. Was, entgegnen Sie weiter, die Schrift über Bart und Haare ist moralischen Inhalts? — Ja, meine verehrte Frau, ich versichere es Ihnen. Nachdem wir so lange barbirt und verschnitten worden sind, bietet die Diätetik und Moral alles auf, Barbiers und Friseurs ganz außer Brod zu setzen. Sie haben schon im No. 39. des Lit. Wochenblatts gelesen, daß ein Arzt D. Breyer unsere Haupt- und Barthaare in Schutz genommen hat; hier thut es ein Theolog; der mit beiden Waffen gerüstet (der Physik und Moral) seine Clienten vertheidigt, und vor dem Beispiele des Simsons warnt, der im Schooße der Delila mit den Haaren auch seine Kraft verlohr.

Die zweite Schrift, die neue Kunst das menschliche Leben zu verlängern, dürfte zwar, da früher Huseland gründlich und ausführlich darüber schrieb, als eine Ilias post Homerum erscheinen, aber demungeachtet, da sie nur 39 S. zählt, und für Bürger und Landmann bestimmt ist, in ihrem Kreise zu empfehlen seyn. Ob die Vorschriften aus arabischen, griechischen, deutschen Aerzten entlehnt sind, lassen wir dahingestellt seyn; uns scheinen sie aus einer Diätetik entnommen, die älter und sicherer ist, als jene alle, nämlich aus dem ewigen Gesetz der Natur, welches Mäßigkeit, Keuschheit, Ordnungsliebe, Thätigkeit von Ewigkeit her zu Bedingungen und Hülfsmitteln eines gesunden und langen Lebens gemacht hat.

Schließlich melde ich Ihnen, daß die Bänkelsängerei, diese Reliquie der Minnesänger, die seit Jahren fast verschwunden schien, wieder aufzuleben anfängt. Ein vorliegendes sehr erbauliches Büchlein nebst herzbrechenden Liedern erzählt den grausamen Vatermord, den Graf Bellesnay in Ungarn beging, nebst seiner verdienten Hinrichtung. Die Darstellung auf Wachsleinwand, und die Rhapsoden mit ihren langen Stäben, wie sie dem schaulustigen Publikum die ganze Scene anschaulich machen, hätten sie in Leipzig, zur Messe in natura sehen können. Der Himmel sendet also nicht nur in Frankreich seine Missionare aus, auch uns umgeben Bußprediger in allen Gestalten.

Doch genug für heute. Künftig mehr von

Ihrem ganz ergebenen

S. in W.

Notizen.

Die hundert Tage. Ueber diese schon oft beschriebenen 100 Tage hat nun auch der bekannte Benjamin Constant, Memoiren in Briefform angefangen. Was er in dem ersten Theile, der vor uns liegt, darüber sagt, „daß nicht eine Verschwörung sondern die Unvorsichtigkeit und falschen Maasregeln vom Jahr 1814 des schwachen Ministeriums, das sich von einer heftigen Ultraparthey beherrschen ließ, Napoleons Wiederkehr und raschen Erfolg verursacht habe," das stimmt mit andern Nachrichten, und mit den neulich von uns angezeigten Memoiren Chaboulon's überein, und ist belehrend. „Das Uebel, sagt Constant, kam von den subalternen Inhabern der Gewalt; die Herstellung ist vom König gekommen." Das ist eben das Unglück, daß die besten Könige so vieles durch andere thun und sehen müssen. — Er sagt ferner: „Die übertriebenen Royalisten thaten noch mehr; sie warfen Zweifel auf die Absichten des Königs selbst; sie säeten Mißtrauen zwischen ihn und das Volk ꝛc. Der König fühlte diese traurige Wahrheit mehr als Jemand. Lange vor dem Augenblick der Crisis hatte er durch mehrere beruhigende Erklärungen versucht, das Mißvergnügen über so viele unkluge Schritte zu stillen. — Aber die Ultra-Royalisten waren immer bemüht gegen das Bestreben der Weisheit zu protestiren. Sie setzten den öffentlichen Worten des Königs geheime Mittheilungen entgegen, und zum größten Ruhm der Monarchie, klagten sie den Monarchen öffentlich des Doppelsinnes an. Sie sind noch jetzt nicht klüger geworden!" Beispiele lese man beym Constant; unter andern auch den possirlichen Uebermuth, mit dem man den verdientesten Männern von neuem Adel und ihren Frauen begegnete (S. 39). — Zum Vers. sagte Napoleon selbst: „Ich bin angekommen ohne Einverständniß, ohne Abrede, ohne irgend eine Vorbereitung, mit den Journalen von Paris und der Rede des M. Ferrand in der Hand. Als ich gesehen hatte, was man über die Armee und über die Nationalgüter schrieb, und über die gerade und krumme Linie, so habe ich zu mir gesagt: „Frankreich ist mein." — Dazu sagt C. später: „Ich muß noch hinzusetzen, daß es mir nützlich scheint, wenn die Regierungen in unsern Tagen wissen, daß, wenn sie sich aufs Unterdrücken legen, oder einer Minderzahl erlauben in ihrem Namen zu unterdrücken, es keiner Verschwörung gegen sie bedürfe, um sie umzustürzen." Sollten das die Regierungen nicht ohne Herrn Constant wissen? — Wir verweisen die Leser auf die merkwürdige Schrift, deren Fortsetzung sehr interessant seyn wird. —

Digitized by Google

Maro, oder der Nachttopf. „Unter dem Kaiser Tiberius, so erzählt uns Seneca*) riß eine ordentliche Tollwuth (rabies) ein, andere anzuklagen und vor Gericht zu stellen, sie untergrub aber auch den Staat mehr als der ganze bürgerliche Krieg vorher. Man lauerte sogar den Reden Betrunkener, und der Sorglosigkeit der Scherztreibenden auf. Kein Geheimniß war sicher; jede Gelegenheit zur Strenge und Grausamkeit war willkommen." So sagt Seneca, aber schrecklicher noch ist was er hinzusetzt: „Das Schicksal spannte nicht einmal die Erwartung mehr, denn es war immer dasselbe." (nämlich Gefängniß, Verbannung und gewöhnlich Tod, und das wußte man immer vorher!) — Man höre Seneca weiter: „Paulus, ein rechtlicher Mann von Stande, befand sich bey einem Gastmahle, er trug einen Ring mit einer kostbaren Gemme, die des Kaisers Tiberius Bildniß vorstellte. Es wäre albern, wenn ich erst noch Ausdrücke suchen wollte, um zu sagen, daß Paulus nach einem Nachttopf gegriffen habe. Diese Handlung trug Maro, einer der bekannten niederträchtigen Aufpasser jener Zeit, den Augenblick in sein Register ein. Aber ein Sclave des armen Berauschten, dem man nachstellte, zog ihm den Ring vom Finger ab. Als nun Maro die Gäste als Zeugen aufrief, daß das Kaiserliche Bild an ein schmutziges Gefäß gebracht worden, und nun schon sein Anzeigeprotokoll aufsetzte; so wieß der Sclave den Ring in seiner Hand auf." Treffend beschließt Seneca die Anecdote mit den Worten: „Welch ein Sclave, welch ein Gast; (Maro) beide muß man immer neben einander nennen" — Wäre es je möglich, daß einmal wieder solche Maro's aufständen und nach allen Kleinigkeiten spürten, so sollte man ihnen den Ehrennamen: „Nachttopfsgucker" beylegen; das alte „Blaustrumpf' wäre zu gelind.

Philostratus erzählt gar, es sey jemand zum Tode verurtheilt worden, weil er einen Sclaven geschlagen habe, der einen Denar mit Caesars Bildniß bei sich trug; natürlich des Denars, nicht des Sclaven wegen. — Welch eine Zeit des Schreckens, der Verwüstung in den Familien, der Aufregung allgemeinen Unwillens war das! —

*) De beneficiis. Libr III.

Die Schenken von Tautenburg. Der Großherzog von Weimar hat bekanntlich in seinem Titel und Wappen die ehemalige Herrschaft der Schenken von Tautenburg aufgenommen. Dies Dynastengeschlecht besaß mehr als 20 Ortschaften in Thüringen, und erlosch mit Christian 1640 Herzog Wilhelm von Weimar sorgte für ein feierliches Leichenbegängniß. — Eine kurze Uebersicht der Geschichte der Schenken von Tautenburg hat jetzt der Großherzogl. Bibliothekar Herr Rath Dr. Vulpius, in der Vorzeit (4. Bds. 1. Stück) und auch in besondern Abdruck aus Acten und Urkunden bekannt gemacht. Im Anfang befindet sich eine merkwürdige Rede des Schenken Rudolph von Vargel an den Landgrafen Heinrich von Thüringen, zu Gunsten der verfolgten Schwägerin Elisabeth. Das heißt wie ein Mann gesprochen. Es gab noch keine Sourdinen.

Bei C. A. Stuhr in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Kurze Anleitung zum Briefschreiben und zur Bildung eines geläuterten Geschmacks an schriftlichen Unterhaltungen. Nebst Briefen und Geschäftsaufsätzen vermischten Inhalts und Aufgaben zu eigner Bearbeitung, von J. C. Vollbeding. Neue Ausgabe. geh. 12 gr.

Das Bedürfniß, zweckmäßige Briefe schreiben zu können, ist allgemein. Dieser Unterricht stellt die dabei zu beobachtenden Regeln kurz und deutlich auf, und man findet hier das Wesentliche, was zur Anfertigung von Briefen unter den verschiedenen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens erforderlich ist, um sich daraus hinlänglich zu belehren.

Der junge Redner. Ein Hülfsbuch zur Beförderung der Wohlredenheit für Deutschlands junge Söhne und Töchter. Herausgegeben von M. H. Bock und Fr. Zuckschwerdt. Neue Ausgabe. geh. 12 gr.

Eine reichhaltige und zweckmäßige Auswahl von prosaischen und poetischen Aufsätzen mehrerer vorzüglicher Schriftsteller, die zum Memoriren und Deklamiren für die Jugend beiderlei Geschlechts bestimmt, und bereits in mehreren Unterrichtsanstalten mit Erfolg dazu benutzt worden sind.

Zins- oder Interessen-Tabellen zur leichten Berechnung aller im gewöhnlichen Verkehr vorkommenden Zinsen, von J. H. Gerhardt. Neue Ausg. geh. 16 gr.

Der Titel sagt schon hinlänglich, was diese Schrift enthält; sie ist von einem in dem Rechnungsfache rühmlichst bekannten Schriftsteller, und ein unentbehrliches Roth- und Hülfsbüchlein für alle diejenigen, die in Geldgeschäften verwickelt sind.

In Commission der Heinsius'schen Buchhandlung in Gera ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutschlands Retorsionssystem als Nothwehr und nicht als Zweck. Zur vorläufigen Erwiederung der Schrift: Ueber das Retorsionsprinzip. Von E. Weber.

Digitized by Google

Ankündigung.

Bei uns erscheint zur Michaelismesse:

Otto von Kotzebue (Russisch-Kaiserlichen Kapitain-Lieutenants von der Flotte) Reise um die Welt, in den Jahren 1816. 1817. 1818. 3 Bände, gr. 8. Mit 8 kolorirten Kupfern und 4 Land- und Seekarten.

Inhalt:

1) Einleitung von dem Kap. von Krusenstern.
2) Uebersicht der Polar-Reisen zur Entdeckung einer nördlichen Durchfahrt aus dem Atlandischen Ozean in das Süd-Meer, von der frühesten bis auf die neueste Zeit. Von dem Kap. von Krusenstern.
3) Nautische Instruction von Kruse.
4) Astronomische Instruktion von Horner.
5) Der historische Theil der Reise des Kap. Lieutn. von Kotzebue, in drey Abtheilungen, zu welchen die Kupfer und Karten gehören.
6) Naturhistorische Bemerkungen und Beschreibungen der auf dieser Reise gefundenen, bisher unbekannten Gegenstände von v. Chamisso und D. Eschholz, welche diese Reise mitgemacht haben.

Es werden zwey Ausgaben von dieser Reise gedruckt:

Auf Schweitzerpapier.
Auf feines weißes Druckpapier.

Sowohl Druck, als auch Ausführung der Kupfer und Charten, werden, daferne man kein eigentliches Prachtwerk erwartet, nichts zu wünschen übrig lassen und so anständig beschaffen seyn, wie es ein Werk seyn muß, welches in Rücksicht der gemachten neuen Entdeckungen von Ländern, Völkern und Naturgegenständen, gewiß Aufsehen erregen wird.

Da wir, um diesem Werke die möglichste Verbreitung zu geben, den Preiß so gering als möglich stellen werden, so schreiben wir weder Subscription noch Pränumeration aus. Wünschen indessen Liebhaber dem Werke vorgedruckt zu stehen, so versprechen wir denselben, als feste Abnehmer nach der Folge ihrer Bestellungen die ersten Kupferabdrücke zu senden, wenn sie sich bis Michaelis melden, welches durch jede Buchhandlung geschehen kann.

Der Text wird circa 60 bis 70 Bogen stark. Wir liefern diesen in Pappe gebunden mit sauberer Verzierung. Die Kupfer und Charten, werden wir jedoch einzeln in einer Mappe beygeben, indem wir es dann jedem Abnehmer freystellen, solche dem Werke selbst einheften zu lassen. Den Preiß machen wir vor Erscheinung des Werks bekannt, so wie wir eine vollständige Uebersicht aller Unkosten haben.

Weimar den 20. Juny 1820.

Gebrüder Hoffmann.

Herzens-Erleichterung.

Ein Schreiben aus Frankfurt am Mayn Anfang dieses Jahres, erwähnte des Umstandes: daß ein Band dieses literarischen Wochenblattes auf dem dortigen Fürstl. Thurn- und Taxischen Postamte Zehn Gulde Neun Batze koste und daß viele Freunde dieses Blattes des enormen Preißes wegen abgehalten wären, dasselde zu kaufen.

Wir haben das lit. Wochenblatt vom Anfange seiner Gründung an, dem hiesigen Postamte mit 25 pro Cent, den Band mithin für 3 Thaler abgelassen; wie nun aber aus 3 Thalern, in Frankfurt beynahe 6 Thaler geworden sind, das geht so zu: Vermöge der Einrichtung bey dem Fürstl. Thurn- und Taxischen Postamte auf der Route von hier nach Frankfurt, muß Frankfurt das lit. Wochenblatt von Eisenach nehmen und darf dieses Postamt nicht übergehen. Jedes Postamt will nun wahrscheinlich Einen Thaler gewinnen: Weimar, Einen Thaler; Eisenach, Einen Thaler; Frankfurt auch einen Thaler — also Zehn Gulde Neun Batze! An uns liegt mithin der hohe Preiß nicht.

Das Postamt Weimar muß dagegen alle seine Rheinischen und Hamburger Zeitungen ebenfalls von Eisenach nehmen, wodurch diese Lektüre für die Zeitungsleser in Weimar ein theures Vergnügen ist. Wessen Wille mag es wohl seyn, daß durch diese Einrichtung das Postamt Eisenach eine Steuer für durchgehende Zeitungen erhebt?

Die Redaction.

Nothwehr.

Gern setzte ich den Gebrüdern Fatalis, welche in der neuesten Nummer des Freymüthigen (nicht für Deutschland sondern für die Ewigkeit) mich und den vicar. Redacteur dieses Wochenblatts spaßhafter Weise anpacken, den Kopf ein wenig zurecht, wenn nur noch Platz wäre. — Ich kenne sie recht gut diese Gebrüder Fatalis; Kunz Fatalis ist nicht viel werth, Fritz Fatalis möchte passiren, wenn er nur nicht so ungeheuer unter dem Pantoffel seiner hübschen Frau stände, die eine grimmige Wuth auf alle Redacteurs hat und welcher zu Gefallen er des lieben Haus- und Ehefriedens wegen über mich losziehen muß.

Wilh. Hoffmann.

Nachricht.

Mit diesem Stücke schließt der Fünfte Band des literarischen Wochenblatts. Der Sechste Band oder die Folge desselben erscheint nunmehr bey Herrn Brockhaus in Leipzig.

Wir danken den zeitherigen Herren Mitarbeitern, so wie allen unsern Herren Collegen in Deutschland herzlich für die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie sich für den Fortgang dieses Wochenblattes verwendet haben, und empfehlen uns dem Wohlwollen der zeitherigen Leser und Abnehmer desselben.

Weimar den 20. Jun. 1820.

Gebrüder Hoffmann.

13 3951

Digitized by Google

№ 943856

PT
3
3376
[1820]

Blätter für literarische Unterhaltung.

Digitized by Google